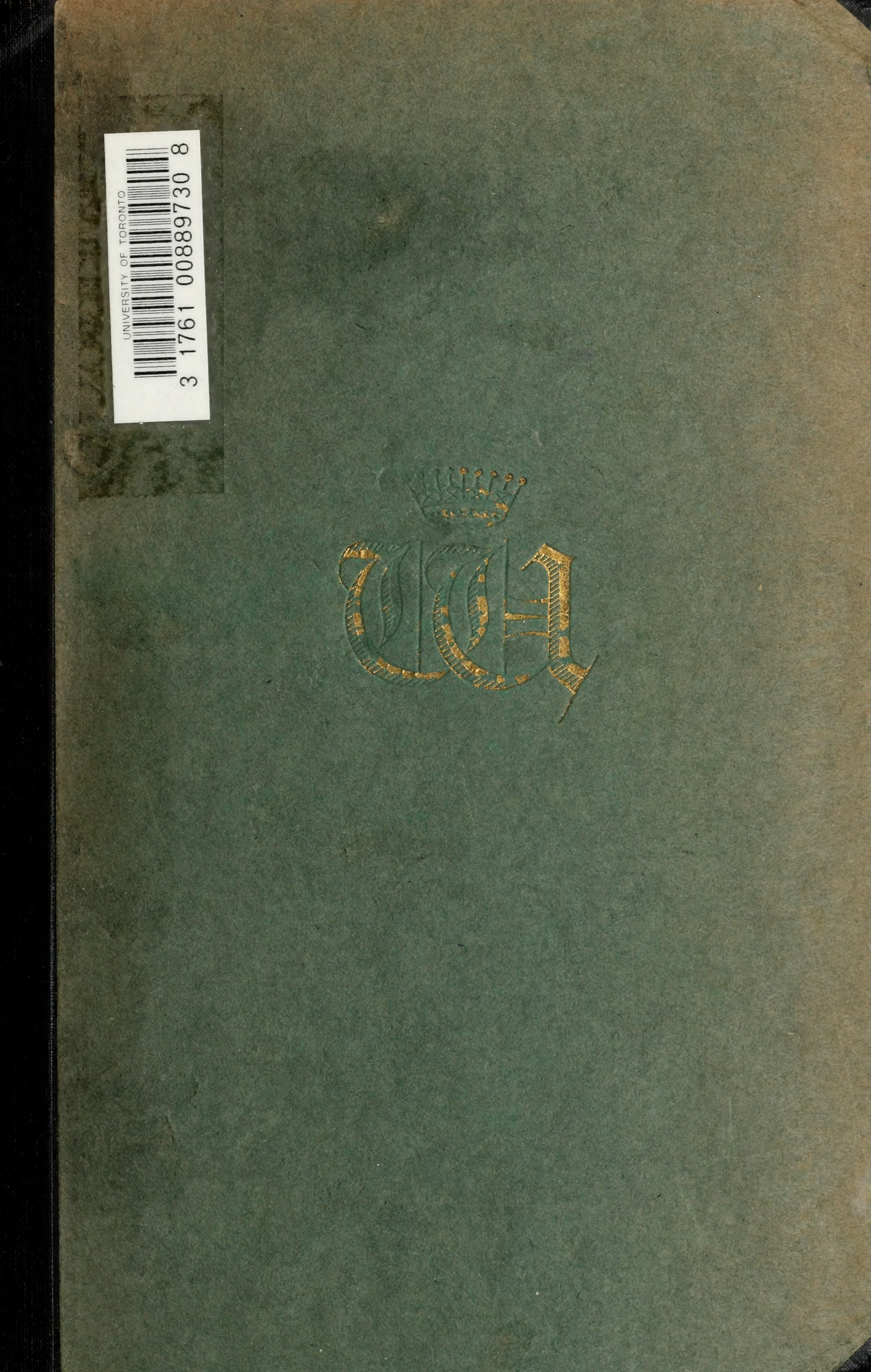
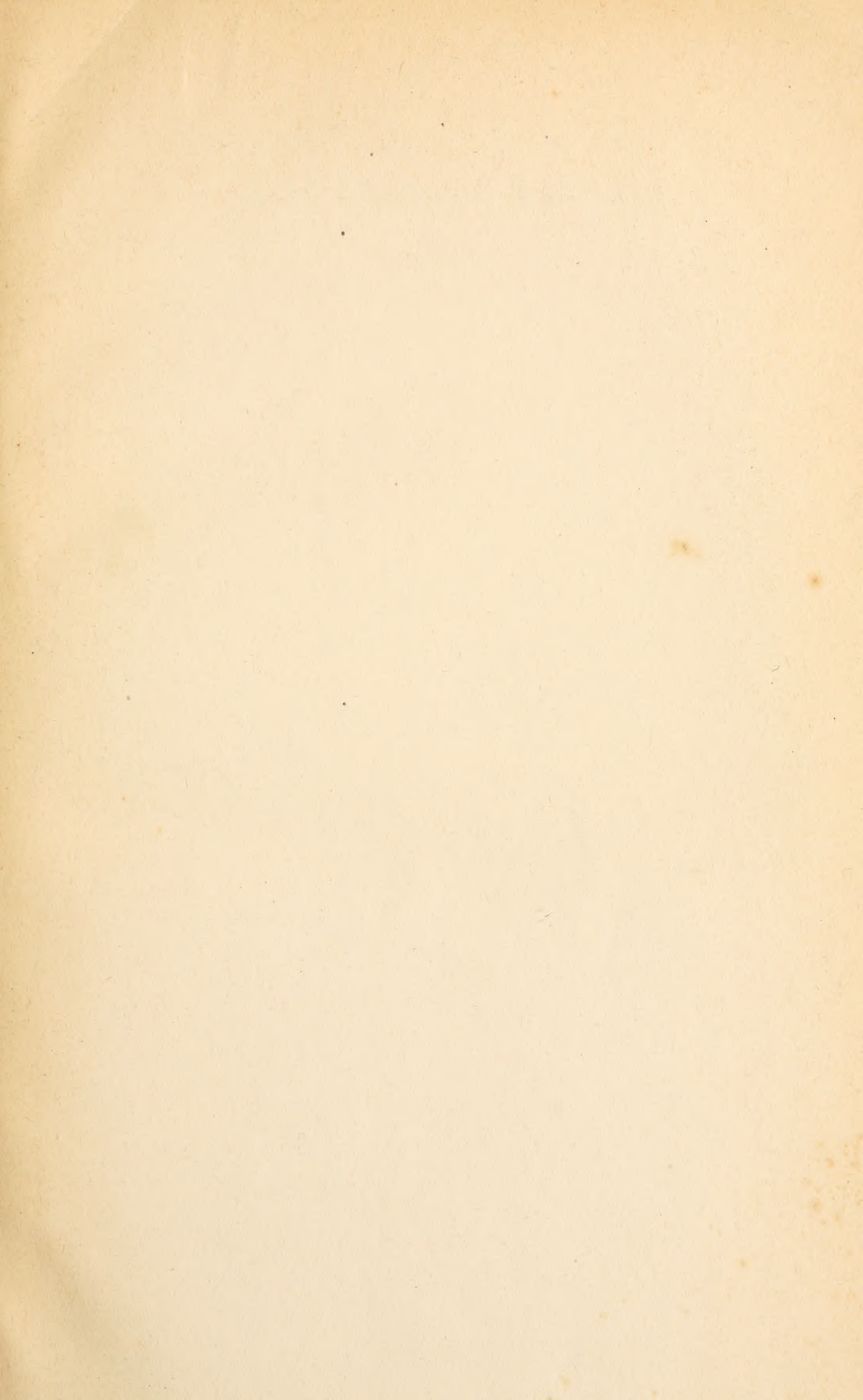

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00889730 8





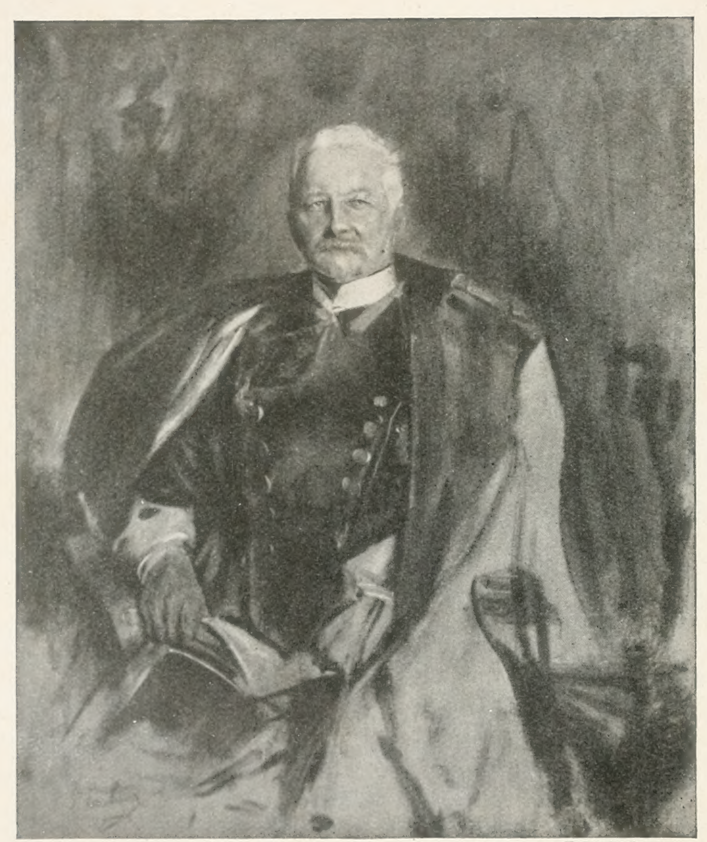


Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee









F. Lenbach pinx.

A. Anderssen

Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee

Auf Veranlassung des

Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee

bearbeitet und herausgegeben

von

Heinrich Otto Meisner

Erster Band

1832—1888



Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart und Berlin

1922



Zum Geleit

Wenn ich Teile aus den Papieren meines verewigten Oheims der Öffentlichkeit übergeben lasse, so leitet mich in erster Linie die Absicht des Verfassers selbst.

Der Gang seines reichen, bis zuletzt ebenso bewegten wie arbeiterfüllten Lebens hat ihn auf jene Höhen geführt, wo der Widerstreit der Interessen und das Spiel der Intrigen die Selbstbehauptung des einzelnen besonders erschweren. Der Feldmarschall ist aufrecht geblieben als Christ, Edelmann, Preuße, Deutscher, Soldat und Diener seiner Könige. Gerade seine Person war das Ziel vielfacher Angriffe und Anwürfe. Man hat Bilder von ihm geschaffen, die mehr als eine Verzerrung bedeuteten. Wohl setzte er sich gegen gewisse Preßangriffe zur Wehr, im allgemeinen ließ er seine Gegner reden, trug still auch manches, was um anderer willen sich auf seine Schultern legte. Daß aber zu gegebener Zeit auch er selbst über sein Tun und Denken von einem weiteren Kreise gehört werde, war sein Wunsch," als er mir den handschriftlichen Nachlaß übergab.

Heute, wo die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich stärker jenen Jahrzehnten zuwendet, welche den katastrophalen Ereignissen seit 1914 vorausgingen, scheint mir der Augenblick gekommen, den Wunsch meines Oheims zu erfüllen. Erkannte dieser doch schon früh die dem neuen Reiche von 1871 drohenden Gefahren, die zu beschwören, solange es noch möglich schien, sein Soldatenherz ihm riet, selbst auf die Gefahr hin, als „schlechter Mensch" zu gelten.

Der Erforschung der Wahrheit nach dem Grundsatze des „audiatur et altera pars" werden die folgenden Blätter dienen. Aus persönlichen und

anderen Gründen ist nicht alles mitgeteilt worden, was der Verfasser niederschrieb. Entscheidende Linien der Überlieferung werden dadurch nicht getroffen oder gar verwischt.

Mit lebhaftem Dank stelle ich hier fest, daß die Arbeit des Herrn Staatsarchivars Dr. H. O. Meisner für die Gestaltung des Werkes von größtem Wert gewesen ist.

Georg Graf Waldersee.



Vorwort

Die Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Alfred v. Waldersee umfassen den Zeitraum von 1832 bis 1904. Die zunächst veröffentlichten beiden ersten Bände reichen bis in den Beginn des neuen Jahrhunderts, Chinaexpedition und letzte Lebensjahre sind einem Schlußbande vorbehalten. Diesem wird ein die Fußnoten ergänzendes Gesamtregister beigefügt.

Es handelt sich im wesentlichen um gleichzeitige, tagebuchartige Aufzeichnungen. Von dem Altersplane des Verfassers, unter Benutzung dieser Aufzeichnungen seine Memoiren zu schreiben, zeugt eine im Nachlaß befindliche Disposition. Ausgearbeitet wurde nur wenig, so die in Band I, S. 1—32 und 35—42 aufgenommenen Partien, ferner die vorweg im Juni- und Juliheft der „Deutschen Revue" von 1921 veröffentlichten Abschnitte über die Tätigkeit als Generalquartiermeister, bzw. Chef des Generalstabes und über das Kaiserpaar Friedrich. Andere Niederschriften dieser Art eigneten sich teils nicht zum Abdruck, teils sind sie als „Nachträge" mit dem Inhalt des Tagebuchs verbunden worden.

Der Herausgeber suchte das vorliegende Material unter Hinzuziehung von Briefen und sonstigen Schriftstücken, auch solchen anderer Provenienz, zu einem zusammenhängenden Ganzen zu runden, was, mit Ausnahme einer Lücke in den Jahren 1874—1877, möglich war. Dabei bedarf das auf der Titelseite gewählte Wort „bearbeitet" einer Erläuterung:

Zunächst war eine bisweilen sehr starke Verkürzung aus räumlichen Gründen geboten, häufig auch inhaltlich zu rechtfertigen. Dementsprechend blieben zahlreiche Korrespondenzen und Einzelschilderungen stillschweigend beiseite. Auch gerade das Hauptarbeitsgebiet des Feldmarschalls — das

rein Militärische — wird von der vorliegenden, für weitere Kreise bestimmten Publikation verhältnismäßig nur wenig berührt. Was den gedruckten Text anlangt, so stellt er sich, abgesehen natürlich von den Briefen und ähnlichem, dar als eine Redigierung der durchaus nicht in letzter Form hinterlassenen Aufzeichnungen des Autors. Mit Ausnahme von Berichtigungen, die dieser selbst noch vorgenommen hätte, konnte es sich dabei lediglich um formelle Änderungen handeln; auch sie fanden eine Schranke an der Rücksicht auf die ursprüngliche Formulierung, die, wenn irgend möglich, erhalten bleiben mußte. Wo die Wiedergabe des Manuskripts aus inhaltlichen Gründen beanstandet wurde, ist das in der üblichen Weise (durch in eckige Klammern gesetzte Punkte) verdeutlicht worden. Wiederholt begegnen Fälle, in denen zwar nicht der Gedanke oder die Mitteilung als solche, wohl aber die dem Verfasser gerade in die Feder geflossenen Worte für den Druck ungeeignet erschienen. Sicherlich hätte er bei einer Überprüfung des Geschriebenen an diesen Stellen geändert, aber da eben nur er selber die erforderliche Nuancierung des Ausdrucks vornehmen konnte, blieb dem Herausgeber nichts übrig, als die Lücken im Text zu vermehren. Um deren Zahl nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, übernahm er in die Denkwürdigkeiten manchen Satz und manche Wendung, die ihr Urheber vermutlich nicht so in die Welt geschickt hätte. Das geschah in der Erwartung, daß die Tatsache der gleichzeitigen Niederschrift unter dem Eindrucke des Augenblicks und seiner Stimmungen vom Leser gebührend beachtet wird.

Schließlich möchte der Herausgeber noch betonen, daß er die stete persönliche Fühlung mit Seiner Exzellenz Herrn Generalleutnant Grafen Georg Waldersee, dem Neffen und Vertrauten des Feldmarschalls, als einen besonders glücklichen Umstand und Gewinn empfunden hat und daß er Herrn Staatsarchivar Dr. Herman v. Petersdorff für sachkundigen Rat bei der Korrektur dankbar verpflichtet ist.

Heinrich Otto Meisner.

Abschnitt I

Jugendzeit und erste Kommandos[1]

(1832—1865)

Am 8. April 1832 wurde ich in Potsdam geboren.

Mit das Beste eines reichgesegneten Lebens danke ich meinen vortrefflichen Eltern. Mein Vater,[2] am dessauischen Hofe aufgewachsen und im 18. Jahre bei den damals noch in Ostpreußen stehenden Gardes du Corps Sekondeleutnant geworden, war kaum von Mittelgröße, aber schlanker, eleganter Figur bis in sein hohes Alter hinein. Er hatte ein lebhaftes, im Grunde heiteres Temperament, war ein liebenswürdiger Gesellschafter, von großer Herzensgüte, feinem Verstand und vollendetem Takt. In allen Stellungen galt er als sehr tüchtiger Offizier, der sich auch Liebe und Vertrauen seiner Untergebenen erwarb. Seine religiöse Auffassung war von der in seiner Jugend vorwaltenden Richtung naturgemäß beeinflußt, jedoch durch den in den schweren Zeiten des Vaterlandes eingetretenen Wandel, besonders aber durch meine Mutter verändert worden, so daß er als ein guter und gläubiger Christ bezeichnet werden kann. Als ungefährer Altersgenosse hatte mein Vater zahlreiche Berührungen mit dem Prinzen Wilhelm, nachmaligem Prinzen von Preußen, der ihm ein überaus gütiger und wohlwollender Herr geblieben ist.

Meine Mutter,[3] von stattlicher, etwas zur Stärke neigender Erscheinung, war ein Muster edler Weiblichkeit, ein frommes, tief gläubiges Gemüt im Gegensatz zu ihren in völlig rationalistischer Umgebung groß gewordenen Eltern. Sie konnte ihre Gaben voll entfalten, als mein Vater Kommandierender General in Posen geworden war, und hat sich dort die Verehrung und Achtung aller Bevölkerungsklassen erworben. Ihr frühzeitiger Tod — sie starb noch vor vollendetem 60. Jahre — war für meinen Vater und für uns Geschwister ein furchtbarer Schlag.

---

[1]) Die Aufzeichnungen des ersten Abschnitts stammen vermutlich aus dem Ende der neunziger Jahre.

[2]) Franz Heinrich Georg Graf v. W., geb. 1791, wurde 1856 Kommandierender General des V. Armeekorps, 1864 Gouverneur von Berlin, nahm im Mai 1870 seinen Abschied und starb 1873 zu Breslau.

[3]) Bertha Freiin v. Hünerbein, geb. 1799, Tochter des der Königin Luise nahestehenden Generalleutnants Freiherrn von Hünerbein, vor ihrer Verheiratung Hofdame der Herzogin Friederike von Cumberland, Schwester der Königin Luise und Gemahlin des späteren Königs Ernst August von Hannover; gest. 1859.

Da das Vermögen beider Großeltern Waldersee[1]) ebenso wie das meiner Mutter durch widrige Umstände und schlechte Menschen verloren ging, ist es meinen Eltern bei der steigenden Entwertung des Geldes recht schwer geworden durchzukommen, zumal die Kinderzahl allmählich auf sechs angewachsen war. Wenn ich einfach in meinen Lebensgewohnheiten geblieben bin und mich immer mit dem, was ich hatte, einzurichten verstand, so danke ich dies dem Leben im elterlichen Hause.

Man verkehrte, wie dies in den Verhältnissen begründet war, ausschließlich mit vornehmer Gesellschaft, und da diese nur klein war — ich habe hier die vierziger und zum Teil auch noch die fünfziger Jahre im Auge — bildete sie auch einen abgeschlossenen Kreis. Im Mittelpunkt stand der Hof, zu dem die beiden Familien Wilhelm und Boguslaw[2]) Radziwill rechneten, dazu kamen die Minister und hohen Militärs sowie einige vornehme märkische Familien, endlich das diplomatische Korps. Um dies zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Berlin in der Mitte der vierziger Jahre nur 350 000 Einwohner hatte, daß es noch wenige Eisenbahnen und keine Parlamente gab. Die vornehmen Leute aus den Provinzen gingen zum Winter in ihre Provinzialhauptstädte, wo viele eigene Häuser hatten und, wie der technische Ausdruck war, „ein Haus machten". So in Königsberg, Breslau, Posen, auch in Stettin, Münster und Düsseldorf. Der märkische Adel kam natürlich nach Berlin, und es machten in jener Zeit Häuser die Grafen Arnim-Blumberg und Boitzenburg, Graf Redern, Graf Solms-Baruth, Graf Voß-Buch, Graf Ingenheim. Der Adel aus der Provinz Sachsen wie die Stolbergs, Schulenburgs, Asseburgs hat sich, sofern seine Mitglieder nicht Hof- oder Ministerstellen einnahmen, erst später nach Berlin gehalten. Von Diplomaten — sie blieben damals länger an derselben Stelle als sonst und schlossen sich daher der Gesellschaft auch mehr an — kann ich noch nennen Baron Meyendorff von Rußland, Graf Westmoreland von England, Graf Trautmannsdorff von Österreich, Graf Rossi von Sardinien — seine Frau war die berühmte und noch sehr gefeierte Sängerin Sontag — Graf Lerchenfeld von Bayern, Graf Knyphausen von Hannover, Freiherr v. Hochschild von Schweden. Großindustrielle gab es in jener Zeit noch nicht, und es war keine Rede davon, daß ein Bankier zur Gesellschaft hätte zugelassen werden können. Der erste, der in den

---

[1]) Franz Johann Georg v. W., geb. 1763, Kriegs- und Domänenrat in Breslau, Geh. Oberfinanzrat, schließlich Oberhofmeister in Dessau, vermählt mit Luise Gräfin von Anhalt, geb. 1769, gest. 1842; wurde von Friedrich Wilhelm II. 1786 in den Grafenstand erhoben, starb 1823.

[2]) Es handelt sich um Brüder der Prinzessin Elisa R., Söhne des Fürsten Anton R., des bekannten Musikers und Komponisten, und der Prinzessin Friederike Luise von Preußen, der Nichte Friedrichs des Großen.

fünfziger Jahren anfing, mit einzelnen Familien der vornehmen Gesellschaft Fühlung zu bekommen, war Magnus, übrigens ein taktvoller Mann. — Meine Eltern selbst machten kein Haus. Bis mein Vater Kommandierender General wurde, haben sie niemals Diners nach heutigen Begriffen gegeben, wohl aber bekamen sie oft abends Besuch zum Tee, und da ich mich, auch als Leutnant, gern zu dieser Zeit daheim einfand, hatte ich oft Gelegenheit, interessante Leute kennen zu lernen.

Nach kurzem Besuche des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums ging ich, da mein Soldatenberuf feststand, auf die zugehörige Realschule in der Kochstraße über. Gymnasium, Realschule und noch die für Mädchen bestimmte Elisabethschule standen damals unter dem Regiment des sehr renommierten Herrn Spilleke. Während des Interregnums nach seinem Tode ließen Zucht und Ordnung erheblich nach. Ich habe es bis Untertertia gebracht, allerdings ohne den vollen Besitz der dafür nötigen Kenntnisse. Infolge Überfüllung der Klassen — 60 Schüler oder mehr in engen Räumen — verloren die Lehrer die Übersicht, man konnte öfter den Unterricht versäumen, ohne daß es entdeckt wurde, und es war sehr leicht, Arbeiten für geringes Geld von anderen Schülern sich machen zu lassen, einen deutschen Aufsatz beispielsweise für höchstens zwei Silbergroschen. Im April 1844 wurde ich in das Potsdamer Kadettenhaus eingestellt. Ich war ein schwächliches Kind gewesen, und meine Gesundheit hatte den Eltern mehrfach Sorgen gemacht. Von Charakter gutartig, hatte ich in meinem Auftreten etwas ungewöhnlich Schüchternes, woran auch die Berliner Schuljahre mit ihrem damals dazugehörigen Straßenjungenleben nicht viel änderten. In jener Zeit war die Erziehung der Kadetten eine weit weniger sorgfältige als jetzt, es mußte mit viel knapperen Geldmitteln gewirtschaftet werden, und sowohl Unterricht wie Lebenshaltung, auch der Verkehr der Kadetten unter sich, ließen zu wünschen übrig. Im Frühjahr 1847 erfolgte die Versetzung nach Berlin; ich kam zur ersten Kompagnie. In dieser Zeit fing ich an etwas dreister zu werden, mich auch körperlich mehr zu entwickeln; die Ernährung war übrigens auch besser als in Potsdam. Als sehr angenehm empfand ich es, daß meine Eltern in Berlin wohnten und ich sie jeden Sonntag besuchen durfte. Frühzeitig trieb ich Lektüre; Kriegsgeschichte und alles, was auf den Soldatenstand Bezug hatte, fesselten mich am meisten; kriegerische Ereignisse, die sich damals auf Algerien und den Kaukasus beschränkten, verfolgte ich mit größtem Interesse. Daneben wurden Romane gründlich gelesen. Wie auch später fand ich wenig Freude an größerer Geselligkeit. Der Verkehr mit den Kameraden und das Haus meiner Eltern genügten mir völlig. Wenn ich als Leutnant mich etwas in die große Welt begab, so tat ich es eigentlich nur, weil meine Eltern es wünschten.

Den nachhaltigsten Eindruck machten auf uns junge Soldaten die Märztage von 1848. Den Bau der Barrikade auf der Marschallsbrücke konnten wir von dem an der Spree gelegenen sogenannten Spielhofe deutlich sehen. Den 18. mittags 2 Uhr begann an mehreren Stellen der Stadt gleichzeitig der Aufruhr, für uns dadurch bemerkbar, daß auf den Posten vor der Kaserne des Franz-Regiments, die neben dem Kadettenkorps lag, geschossen wurde. Es ging das Gerücht, man wolle das Kadettenkorps, diese Brutstätte der Reaktion, ausrotten. Das brachte nun unsere Vorgesetzten in arge Verlegenheit. Die Verbindung mit der Außenwelt war abgeschnitten, das neben uns kasernierte Franz-Regiment ausgerückt, es mußte also auf Grund eigenen Entschlusses gehandelt werden. General v. Below war ein alter gebrechlicher Herr, Oberstleutnant Richter und unsere Kompagniechefs doch immerhin alte Leute — sie hatten meist noch die Befreiungskriege mitgemacht —, dazu teilweise kränkliche Offiziere, kein Wunder also eigentlich, wenn es an mannhaftem Entschlusse fehlte. Schon gedachte man, jeden Widerstand aufzugeben, als der Premierleutnant Besserer von Dahlfingen von meiner Kompagnie, ein ungewöhnlich kleines Männchen, im Kriegsrat das Wort ergriff und erklärte, es sei eine Schmach, wenn wir uns wehrlos den Revolutionären ergeben würden. So ward beschlossen, den Kampf aufzunehmen. Die Hauptstellung sollte im ersten Stock liegen, zu dem vier Steintreppen hinaufführten, die je einer Kompagnie zugewiesen wurden. Die schon versteckten Gewehre wurden wieder hervorgeholt und Dispositionen getroffen, die Treppen zu verbarrikadieren. Leider besaßen wir keine Munition. Diesem Mangel wurde dadurch etwas abgeholfen, daß Offiziere, die Jäger waren, Pulver und Schrot hergaben, so daß pro Kompagnie mit einigen Gewehren hätte geschossen werden können. Zündhütchen erhielten wir aus der Franz-Kaserne. Es sollte jedoch nicht Ernst werden, da ein Bataillon des 1. Garderegiments bis zur Marschallbrücke vordrang und somit jede Gefahr für uns beseitigte. Der Lärm des Kampfes ließ etwas nach, um sich aber abends noch einmal zu verstärken. Das Leibregiment[1]) kam vom Frankfurter Tor aus auf den Alexanderplatz zu, wie das 1. Garderegiment unter fortwährendem, eigentlich meist planlosem Schießen. Gegen den Morgen des 19. — es mag 4 Uhr gewesen sein, in der Stadt herrschte nach der Schießerei Totenstille — wurden wir alarmiert, mußten in Mänteln und mit Gewehren antreten, um auf Befehl des Generals v. Prittwitz nach dem Schloß zu marschieren. Wir traten an, als es eben Tag wurde. In der Königstraße passierten wir drei oder vier abgeräumte Barrikaden und konnten sehen, daß die Mehrzahl der Fensterscheiben zertrümmert war und alle Häuser Kugelspuren zeigten.

[1]) Aus Frankfurt.

Am Schloß angelangt, General v. Below marschierte zu Fuß mit uns, wurden wir durch Portal 1 in den Schloßhof geführt, wo General v. Prittwitz, im Mantel auf einem Fuchs sitzend, von einigen Offizieren umgeben, hielt. Wir mußten die Gewehre zusammensetzen und fingen an dem kalten Morgen bald zu frieren an. Sehr angenehm war es daher, daß wir truppweise in die Küche geführt wurden, um Kaffee zu trinken. Auf dem Schloßhofe war ein buntes Getriebe von hin und her reitenden Adjutanten usw. Die Straßen, die wir passiert hatten, und die Plätze am Schloß waren natürlich menschenleer, nur sah man viele Wagen und biwakierende Truppen. Ab und zu wurden Gefangene in die Keller des Schlosses gebracht. Nach etwa zweistündigem Warten erhielten wir den Befehl nach Potsdam abzurücken. Für mich war es ein großes Glück, meine Eltern dort zu haben; mein Vater war beim Abmarsch von Berlin dort einquartiert, meine Mutter hatte Berlin, nebst meiner Schwester Amélie und meinen Brüdern Fritz und Franz, am 20. März — ihrem Geburtstage — verlassen und fand im Kommandeurhause der Gardes du Corps beim Major Grafen Dönhoff Aufnahme, wie überhaupt Potsdam von Berliner Flüchtlingen wimmelte. Mein Vater trug seine tiefe Verstimmung ruhiger als meine Mutter, die ihrer Entrüstung lebhaften Ausdruck verlieh. Sehr deutlich schwebt mir vor, wie ich am 25. März den König gesehen habe. Ich war auf der Langen Brücke, als er vom Bahnhofe her gefahren kam; im offenen Wagen, einen Flügeladjutanten neben sich, am Federhut bei der schwarzweißen Kokarde die schwarzrotgoldene Schleife. Es war das erstemal, daß man in Potsdam an einem Soldaten dies sah, und es machte tiefen Eindruck. Die Hoffnung vieler, daß der König nicht nach Berlin wiederkehren würde, ging nicht in Erfüllung. Als man uns — etwa zwei Wochen später — dorthin zurückführte, fanden wir zu unserer Sicherheit eine Wache der Bürgerwehr vor, von der ein Bataillon unsere Höfe als Exerzierplätze benutzte, was meist drollige Bilder bot. Nachdem wieder Truppen in Berlin eingerückt waren, fingen die Zustände an geordneter zu werden, und kehrte auch meine Mutter dorthin zurück, während mein Vater weiter in Potsdam verbleiben mußte. Wenn es im Kadettenkorps im allgemeinen auch geordnet zuging, so waren wir vom Geist der Zeit doch auch etwas angesteckt, so daß sich trotz glühendem Patriotismus bei uns Neigung zum Gehenlassen und Ungehorsam zeigte, dem keineswegs energisch entgegengetreten wurde; mancher Lehrer hatte dabei einen recht schweren Stand. Wir erhielten sehr selten Erlaubnis auszugehen, mehrfach wurde daher versucht, es in Zivil zu tun; unsere Offiziere gingen namentlich in der ersten Zeit ausschließlich in Zivilkleidung in die Stadt. Am zweiten Osterfeiertage war ich mit mehreren Kameraden in Zivil in der Hasen-

heide und sah dem Scheibenschießen der Bürgerwehr zu, das reich an ergötzlichen Szenen war, als der Kommandant von Berlin, General v. Aschoff, mit mehreren Begleitern zu Pferde erschien, im Hut mit großer deutscher Kokarde, und der Bürgerwehr den Sieg von Schleswig verkündigte. Das Kokettieren mit der Bürgerwehr, deren Erbärmlichkeit selbst wir erkannten, fiel uns sehr auf. Am 14. April, Palmsonntag, war meine Einsegnung; sie fand nicht, wie sonst üblich, in der Garnisonkirche, sondern, da man uns in den Straßen nicht zeigen wollte, im Betsaal des Kadettenkorps statt; meine Mutter war zugegen, mein Vater konnte nicht gut riskieren dorthin zu kommen. Als sich unter dem Ministerium Brandenburg[1]) die Dinge zuzuspitzen begannen, erwartete man, daß es zu Kämpfen kommen würde. Besonders grausige Nachrichten mochten bis zu unseren Chefs gedrungen sein, denen ihre Nerven nicht gewachsen waren, jedenfalls wurden wir am Abend des Tages, an dem Wrangel eingerückt, also jede Spur von Gefahr vorüber war, alarmiert und marschierten nach dem Frankfurter Bahnhof, um, nach langem Warten dort, in der Nacht nach Fürstenwalde zu fahren. Hier wurden wir ganz militärisch in der Stadt einquartiert; ich kam mit noch drei Kadetten zu einem Maurermeister, der uns — im November — ein Strohlager in einer nicht heizbaren Kammer anwies. Nach einer Woche wurden wir in die Hauptstadt zurückgerufen. Das Wunderbarste an der ganzen Expedition war, daß sie zuerst den leitenden Stellen in Berlin völlig unbekannt blieb; daß sie überhaupt stattfinden konnte, beweist sehr deutlich, wie weit die Begriffsverwirrung und Jämmerlichkeit um sich gegriffen hatte, und wie schnell sonst ganz geordnete Zustände der Zersetzung entgegengehen können. Die Stadt hatte, namentlich da die Bürgerwehr aufgelöst worden war[2]), ihr normales Aussehen wieder gewonnen. Bei der Entwaffnung der Bürgerwehr spielten die Frauen eine große Rolle; man sah viele, die die Waffen des Gatten nach dem Zeughause trugen. Das Leben der Bürgerwehr führte ja natürlich zu vielem Trinken und allem, was sich daraus weiter entwickelt, so daß die gute Bürgersfrau den modernen Rummel längst satt hatte.

Im Frühjahre 1849 stand ich unmittelbar vor meinem Fähnrichsexamen und hatte den sehr begreiflichen Wunsch, obwohl mir die Selekta sicher war, in die Armee einzutreten. Hier herrschte frisches Leben, mit Dänemark war noch Krieg, welcher junge Mensch hätte da wohl Lust gehabt, freiwillig noch ein Jahr Kadett zu bleiben. Mein Vater entschied jedoch, auch wohl zu meinem Besten, daß ich noch ein Jahr warten solle. Als

---

[1]) Friedrich Wilhelm, Graf v. B., natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II., Ministerpräsident.

[2]) Am 11. November.

Selektaner wurde ich Leibpage beim König. Der interessanteste Moment war die Investitur des Prinzen Friedrich Wilhelm mit dem Schwarzen Adlerorden, der der König zu allgemeiner Überraschung die Wrangels und Brandenburgs anreihte. Die Feier fand im Neuen Palais statt, und ich hatte den Auftrag, links hinter dem Thronsessel stehend, dem König eine Mappe zu übergeben, in welcher sich der Entwurf der Rede befand. Als der Augenblick gekommen war, und ich den Versuch machte, die Mappe zu reichen, lehnte der König mit einer Handbewegung ab und sprach frei, wie immer ausgezeichnet, aber wesentlich anders als entworfen. Als Selektaner, also Portepeeunteroffizier, habe ich mich vorteilhaft entwickelt; die Stellung als Vorgesetzter und die damit verbundene Verantwortlichkeit hat dazu wohl wesentlich beigetragen. Allmählich hatte ich es empfunden, daß ich infolge meiner Schüchternheit etwas in den Hintergrund gedrückt wurde; die Reaktion dagegen führte unter anderem zu einer gewissen Verschlagenheit; dabei machte es mir Spaß zu beobachten, daß meine Vorgesetzten mich keiner Untat für fähig hielten, obwohl ich solche in den letzten Kadettenjahren teils allein teils im Verein mit anderen mehrfach begangen habe. Die rein militärischen Studien in der Selekta hatten mein vollstes Interesse, ich war recht fleißig; ich bin überhaupt durch die Schuljahre gut durchgekommen, ohne in irgendeinem Fach auffallend hervorzutreten. Im März 1850 fand das Offiziersexamen statt; ich wurde am 27. April zum außeretatsmäßigen Sekondeleutnant im Garde-Artillerieregiment ernannt.

Meine Batterie lag wie alle Fußbatterien in der Kaserne am Kupfergraben. Das Gehalt betrug 17 Taler monatlich, und mein Vater gab mir eine Zulage von 3 Friedrichsdors; damals war es üblich, daß zwei Offiziere, von denen einer kaserniert war, zusammen in einer Kasernenwohnung wohnten und sich den Servis des einen teilten. Auch ich tat dies gemeinsam mit Leutnant Heineccius. Das Offizierkorps setzte sich bei der Artillerie zum weitaus größten Teil aus bürgerlichen Elementen zusammen; bei der Garde war es etwas anders, da hatte das Regiment etwa 50 Offiziere adliger gegen 30 bürgerlicher Abkunft; es machte deshalb in der Armee einiges Aufsehen, daß ich Artillerist wurde. In jenen Zeiten herrschte infolge der achtundvierziger und neunundvierziger Ereignisse, der kleinen kriegerischen Episoden von Schleswig und Baden und der vielen Dislokationen ein frischer Geist in der Armee, aber doch auch ein etwas roher, manchmal wüster Ton. Für einen achtzehnjährigen jungen Menschen war es da nicht leicht gut durchzukommen, und ich bin später selbst erstaunt gewesen, daß mir dies gelungen ist. Der Klippen waren viele; eine erhebliche lag in dem vielen, oft wüsten Trinken, wobei ich in meinem würdigen Batteriechef das übelste Vorbild hatte.

Im Dienste wurde nicht viel Federlesen gemacht; namentlich alte Unteroffiziere, die nicht selten auch Branntweintrinker waren, suchten etwas darin in rohen Ausdrücken und Schimpfereien sich hervorzutun, aber auch von Offizieren wurden die Untergebenen manchmal mit Schimpfreden mißhandelt. Tätliche Mißhandlungen kamen wohl seltener vor als in späterer Zeit, nach meiner Überzeugung, weil wir damals im allgemeinen noch ältere und bessere Unteroffiziere hatten. Es war für mich auch in dieser Zeit von unschätzbarem Werte, daß meine Eltern in Berlin wohnten. Sie haben mich niemals gefragt, warum ich nicht öfter zu ihnen käme oder wo ich gewesen sei; die Folge war, daß ich sehr viel zu ihnen kam und gern Abende bei ihnen zubrachte.

Im Juni 1850 hatten sich die politischen Verhältnisse, namentlich das zu Österreich, so entwickelt, daß partielle Rüstungen angeordnet wurden. Hierzu gehörte auch die Mobilmachung je einer Abteilung aller Artillerieregimenter. Da bei der Garde die 1. Abteilung bestimmt wurde, ward auch ich davon betroffen. Das gesamte Feldartilleriematerial der Gardeartillerie, am 18. März in Berlin verbrannt, war neu beschafft in Magdeburg niedergelegt worden; dorthin marschierte die Abteilung zur Mobilmachung. Die Hoffnung, daß es zum Kriege mit Österreich kommen würde, ging jedoch nicht in Erfüllung. Es ist damals und auch später viel darüber debattiert worden, ob wir imstande gewesen wären, gegen jene Macht Krieg zu führen. Zieht man allein den Zustand unserer Armee in Betracht, so war wohl im Recht, wer vom Kriege abriet, da sich schwere Mängel und Unvollkommenheiten herausgestellt hatten. Die Landwehrformationen — und sie bildeten in Infanterie und Kavallerie nahezu die Hälfte der Armee — zeigten zum Teil recht bedenkliche Schwächen, die Mobilmachung war nicht gründlich vorbereitet und wurde durch die Jahreszeit noch wesentlich erschwert. Zur Mobilmachung der Artillerie mußte weit in das zweite Aufgebot hineingegriffen werden. Die Mobilmachung der Batterien gelang wohl ganz gut, höchst traurige Zustände zeigten sich aber bei den Kolonnen, namentlich den Proviantkolonnen. Trainleute, die nie Soldaten gewesen waren, die in der Mehrzahl niemals mit Pferden zu tun gehabt hatten, sollten Hals über Kopf als Fahrer von eben ausgehobenen Pferden dienen, noch dazu unter unzureichendem, meist unfähigem Aufsichtspersonal. Es sind daher viele Kolonnen auch nicht marschfähig gewesen. Die ärgsten Zustände sollen bei der rheinisch-westfälischen Landwehr, namentlich der dortigen Landwehrkavallerie gewesen sein, wo Unordnung und Disziplinlosigkeit herrschte. Unsere Armee hatte tatsächlich große Schwächen; auch die Kommandoführung durch den König wäre nicht ohne erhebliche Bedenken gewesen Andererseits war aber anzunehmen, daß Österreich in seiner Armee ebenfalls an großen Mängeln

litt. Der Krieg gegen Ungarn lag erst ein Jahr zurück, es war nötig geworden, einen Teil der Armee ganz neu zu organisieren, und auf die Treue ungarischer wie auch italienischer Regimenter doch keineswegs mit Sicherheit zu rechnen.[1]) Ich weiß nur, daß ich tief betrübt und in großen Hoffnungen getäuscht die Artillerieschule von neuem beziehen mußte. Für die Armee hatte diese Mobilmachung den großen Nutzen, daß man die Überzeugung gewann, so könne es nicht weitergehen, namentlich die Landwehr dürfe nicht ein Hauptteil der Feldarmee sein. Die achtundvierziger und neunundvierziger Erfahrungen hatten dieser Auffassung wohl schon vorgearbeitet. Man suchte aus den Fehlern zu lernen, die Folge war auch, daß 1859 die Mobilmachung viel besser verlief; vor allem wurde im Prinzen von Preußen die Ansicht zur Überzeugung, daß eine gründliche Armeereorganisation nötig sei; er hat sie von da ab vorbereitet und nach der Demobilmachung 1859 in Angriff genommen.

Ich hatte nun zwei Kurse auf der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule — sie befand sich damals Unter den Linden im Vorderhause der jetzigen Kriegsakademie — durchzumachen. Die Schule stand auf keinem hohen Niveau, es wurde viel trockener Stoff durch meist recht unbedeutende Lehrer behandelt und recht viel Zeit an unwichtigen Dingen vergeudet. Ich glaube, in einem Drittel der Frist wäre alles zu erlernen gewesen, was unter dem Vorgetragenen von Wichtigkeit war; immerhin habe ich mancherlei Anregung erhalten, bin auch zeitweise fleißig gewesen. Da genügend Muße übrig blieb, und ich Vergnügungen nicht viel nachging, beschäftigte ich mich, meinen Neigungen entsprechend, mit militärwissenschaftlichen Studien auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte und des Generalstabsdienstes und nahm mit großem Eifer an den damals in hoher Blüte stehenden Kriegsspielen teil. Weitaus am interessantesten war der damalige Artilleriedienst auf dem Gebiete des Festungskrieges. Ich machte dies zum Ziel eifrigen Studiums, mit dem natürlich das des Ingenieurdienstes Hand in Hand gehen mußte, und brachte es zu erheblich besseren Kenntnissen als meine Kameraden. Nach einem Schlußexamen kam die Ernennung zum wirklichen Artillerieoffizier, wobei mein Patent vom Oktober 1850 datierte, obgleich ich am 27. April 1850 Leutnant geworden war und wie meine Kadettenkameraden, die zur Infanterie oder Kavallerie gekommen waren, Patent von diesem Tage erhalten hatte. Es wurde eben in jener Zeit und auch noch lange nachher die Artillerie stiefmütterlich behandelt. Nach verschiedenen Kommandos wurde ich am 1. Juni 1858 als Adjutant zur 1. Artillerieinspektion kommandiert; Inspekteur war der Generalleutnant v. Puttkammer, der sich schon als Regimentskommandeur

[1]) Vgl. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches usw., 4. Aufl., Bd. II, S. 68.

für mich interessiert hatte; ich kam dadurch nach Stettin in Garnison. Meine Ernennung machte in der Artillerie einiges Aufsehen, da ich noch Sekondeleutnant war, und wurde für eine große Bevorzugung gehalten. Die zwei Jahre, welche ich in der neuen Stellung zubrachte, waren für meine Entwicklung von großem Nutzen. General v. Puttkammer stand damals im 61. Jahre, hatte die Befreiungskriege mitgemacht und war viel in der Adjutantur gewesen; er war ein Mann von durchaus vornehmer Gesinnung mit guten soldatischen Anlagen, dabei von einiger Neigung zu Eitelkeit und zu theatralischem Auftreten, das zwar in Verbindung mit ausgesprochener Rednergabe dem Soldaten und der Truppe gegenüber nicht ohne Wert ist. Im praktischen Dienst — das Schießen wurde in damaliger Zeit doch nur ganz nebenbei beachtet — erfahren und im Bureaudienst eine Autorität, fehlte es ihm doch an allgemeiner militärischer Bildung und an gründlichen Kenntnissen des Festungsdienstes und der Waffentechnik; er ist mir aber allezeit ein gütiger und nachsichtiger Vorgesetzter gewesen, dem ich zu vielem Danke verpflichtet bin. Der erste Adjutant war Hauptmann v. Brandt, mehr Lebemann als Soldat und ohne gründliche militärische Kenntnisse, dabei aber ein liebenswürdiger, gesellschaftlich wohlgebildeter und überhaupt gewandter Mann. Es gelang mir, beiden gegenüber durch meine artilleristischen Kenntnisse bald eine gute Figur zu machen; stillschweigend, namentlich nachdem ich für einige zu erstattende Gutachten den richtigen Weg angegeben hatte, erkannten sie meine Autorität an.

Das kam im Jahre 1859 zum Ausdruck in einer für mich eigentlich peinlichen Weise, da es anderen deutlich wurde. Es war nämlich eine Kommission unter dem Vorsitze meines Generals gebildet worden, die die artilleristische Armierung des noch im Bau begriffenen Königsberg und der Feste Boyen beraten sollte; der Kommission gehörten u. a. an Oberst Blume, Chef der ersten Artillerie-Festungsinspektion, der mit einem fertigen, nach meiner Ansicht unbrauchbaren Entwurf hinkam, und der Chef des Generalstabes vom I. Armeekorps, Oberstleutnant v. Alvensleben. Blume wollte nun die Führung übernehmen, wußte auch wohl im voraus, daß mein General der Sache nicht gewachsen war; als nach mehrtägigem Debattieren, bei dem ich natürlich nur mit großer Vorsicht soufflieren konnte, Blume die Oberhand zu bekommen schien, ging ich zu Alvensleben und entwickelte ihm, daß das so nichts Vernünftiges ergeben könnte und die Kommission sich blamieren müßte. Dieser ging sofort auf meine Einwürfe, die ihm richtig schienen, ein, hatte aber nicht die Kenntnisse, um das ganze Projekt während der Beratungen selbst anzugreifen, und versprach mir, auf anderem Wege dagegen vorzugehen. Dies ist auch geschehen, beide Armierungsentwürfe sind umgeworfen und neu be-

arbeitet worden. Seit dieser Zeit hatte ich in Alvensleben, dem nachherigen, im Kriege 1870/71 so berühmt gewordenen Kommandierenden General des III. Armeekorps, einen zuverlässigen Freund, der viel von mir hielt.

Königsberg und Feste Boyen hatte man schon mehrere Jahre vorher zu bauen angefangen, sie befanden sich aber beim Beginn des Krieges 1859 in sehr unfertigem, nicht einmal gegen einen gewaltsamen Angriff verteidigungsfähigem Zustande. Auf Befehl des Prinzregenten wurde nun unter Aufbietung großer Mittel die schleunige Fertigstellung, zum Teil unter Anwendung von Holzbauten, und die Armierung befohlen. Es erhellt hieraus, daß die nachherige so feste Freundschaft zwischen dem König Wilhelm und Kaiser Alexander II. damals noch nicht bestand. Im Gegenteil war das Verhältnis ein sehr kühles. König Wilhelm war als Prinz von Preußen nach dem Jahre 1848/49 mehr in das liberale Fahrwasser geraten, was ihn mit Notwendigkeit auf antirussische Neigungen hinwies. Russisch oder Kaiser Nikolaus freundlich gesinnt sein war in den fünfziger Jahren identisch mit reaktionär, und da Friedrich Wilhelm IV. nach den Abwegen in den Jahren 1848/49 sich wieder ganz dem russischen Einfluß unterwarf,[1]) war die logische Folge, daß sein präsumtiver Nachfolger den entgegengesetzten Weg ging. Ich weiß, daß er damals der russischen Politik das größte Mißtrauen entgegenbrachte. Bismarck hauptsächlich hat wohl den Wandel bewirkt.

Das Jahr 1858 hatte mir schon ein recht interessantes Kommando gebracht. Damals fanden alle fünf Jahre Besichtigungen der deutschen Bundeskontingente statt. Zu denen in Württemberg wurde Generalleutnant v. Herrmann, Kommandeur der 3. Division, kommandiert, und ich ihm als Adjutant beigegeben außer seinem Divisionsadjutanten Premierleutnant Freiherrn Roth v. Schreckenstein. Der alte König von Württemberg liebte diese Inspektionen nicht, zumal er sich bewußt war, den vom Bunde gestellten Anforderungen nicht gewissenhaft nachgekommen zu sein. Die vorhergehende Inspektion hatte dies auch aufgedeckt — ein österreichischer Feldmarschalleutnant Graf Degenfeld war der Übeltäter — und außerdem die Truppen sehr abfällig beurteilt. Das wurde uns nun angestrichen. Der König, obwohl in Stuttgart anwesend und alle Tage in den Straßen sichtbar, nahm nicht einmal die Meldung der drei Generale — außer dem preußischen noch eines bayerischen und kurhessischen — entgegen, eine doch nahezu unerhörte Unhöflichkeit sowohl gegen den Bund als gegen die betreffenden Souveräne. Seitens der Militärbehörden war man höflich, bemühte sich an einzelnen Stellen auch augenscheinlich, uns die königliche Grobheit vergessen zu machen.

[1]) Dies läßt sich uneingeschränkt nicht behaupten.

Von Wert war es für mich, daß der Prinz Friedrich Karl als Kommandeur der 3. Division nach Stettin kam;[1]) er liebte es, in jener Zeit abends L'hombre zu spielen, wozu ich häufig geladen wurde; es ging dabei höchst einfach zu, wie der Prinz überhaupt damals ein spartanisches Leben zu führen versuchte. Beim Empfange gab es eine Tasse Tee mit Backwerk, dann setzte man sich zum Spiel, das oft bis gegen Mitternacht dauerte; halbwegs wurde eine Pause gemacht zum Soupieren, d. h. es wurde eine Schüssel herumgegeben, auf der für jeden ein Kotelett lag und etwas Gemüse, dazu eine Flasche Moselwein unter vier Personen gleichmäßig verteilt! Der Prinz war vorher Kommandeur der 2. Garde-Kavalleriebrigade gewesen und hatte sich, in der Tat ein sehr schwieriger Untergebener, mit seinen sämtlichen Vorgesetzten überworfen; er hatte Gegner von Einfluß, unterlag in dem Kampfe und verlor die Brigade. Glücklicherweise blieb er nun aber vernünftig und folgte gutem Rat, der ihn von ganz extremen Schritten abhielt. Nach kurzer Zeit folgte dann auch die Verzeihung; er bekam die 3. Division. Er reiste unverzüglich ab und bezog im Schlosse Wohnung, das auf solchen Besuch eigentlich gar nicht eingerichtet war. Er nahm aber mit den einfachsten Verhältnissen bis zu einer besseren Einrichtung fürlieb und ging mit Feuereifer an seine neuen Aufgaben. In Stettin kannte er niemanden, konnte also auch keine Vorurteile, an denen er leicht litt, haben. Der Kommandierende General v. Wussow war ein milder Herr, der ihn völlig gewähren ließ. Die Untergebenen kamen ihm unbefangen und mit bestem Willen entgegen, so daß der Prinz ein nach jeder Richtung glückliches Jahr in Stettin zubrachte. Daß Oberst v. Blumenthal, der nachherige Feldmarschall, ihm beigegeben wurde, war auch eine gute Wahl. Der Prinz war rastlos tätig und fleißig und erwarb sich bald das Vertrauen der Division, auf deren Ausbildung, ganz besonders die der Infanterie, er einen sichtbar guten Einfluß übte. Er gab sich der Sache so hin, daß er sogar seiner Jagdpassion in dieser Zeit nicht nachging. In Stettin ist die Schrift „Über die Fechtweise der Franzosen“, die auch in Frankreich sehr viel Aufsehen machte, entstanden. Daß ich bei dem vielen Verkehr mit dem Prinzen und seinen militärischen Umgebungen reiche Anregung erhielt, ist wohl natürlich; ich kam aber auch sonst dem Prinzen näher, und er hat seitdem für mich immer viel übrig gehabt.

Von meinem privaten Leben aus der Stettiner Zeit kann ich nicht gerade sehr Lobenswertes erzählen. Ohne Anhalt an ein Offizierkorps gehörte ich zu einer Gesellschaft meist älterer Junggesellen, in der der Schwerpunkt eigentlich in gutem Essen und Trinken lag; es waren aber auch einige gescheite Leute aus der Verwaltung und Justiz darunter, welche die vielleicht zu einseitig soldatischen Auffassungen etwas milderten. Zu Gesellschaften

[1]) 2. Mai 1859.

bin ich nicht viel mehr gegangen, als ich gerade mußte. In diese Zeit fiel der Tod meiner guten Mutter, der auf mich einen nachhaltigen Eindruck machte. Auch von ihrem Sterben ist noch viel Segen für mich ausgegangen. Gleich nach Beendigung des Krieges von 1859 machte ich mit zwei Stettiner Bekannten, v. Griesheim und Baron v. Schreckenstein, eine Reise über Genf, Lyon, Marseille, Genua nach dem Kriegsschauplatze; wir besuchten die Schlachtfelder von Montebello, Magenta und Solferino und reisten über Verona, Venedig, Wien zurück. Das große Interesse, mit dem ich den Krieg verfolgt hatte, führte mich dorthin, und ich genoß das viele Neue und Interessante, das ich zu sehen bekam, in vollen Zügen. Über meine Eindrücke von den Schlachtfeldern habe ich einen Bericht an den Chef des Generalstabes der Armee gemacht. Von Wert war es auch, die italienischen, französischen und österreichischen Truppen gesehen zu haben. Am 31. Mai 1859 wurde ich Premierleutnant.

Mein Kommando als Adjutant der 1. Artillerieinspektion fand nach zweijähriger Dauer ein mir gänzlich unerwartetes und eigentlich auch unerwünschtes Ende, indem ich am 31. Juli 1860 als Gouverneur zum Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg kommandiert wurde. Ich hatte an eine derartige Verwendung niemals gedacht. Sie wurde mir vom Kriegsminister angetragen, und ich nahm, da mein Vater und mein General zuredeten, schließlich an. Es ist mir nachher aber klar geworden, daß ich auch hierin eine gnädige Führung Gottes zu sehen hatte. In meiner Stellung, die nicht viel Arbeit und wenig Anregung gab, war ich lange genug gewesen ebenso wie in Stettin und der etwas wilden Gesellschaft, ich hätte vielleicht noch eine unzweckmäßige Heirat gemacht, die ja auf meine ganze weitere Laufbahn nicht ohne Einfluß gewesen wäre. Das Kommando zum Prinzen von Altenburg ist allerdings nicht die Zeit meiner Dienstlaufbahn, an die ich mit besonderer Befriedigung zurückdenke. Der Prinz, ein Vetter des Herzogs von Altenburg, war damals 17 Jahre alt, ein schlanker, körperlich und geistig gut entwickelter, hübscher junger Mann; sein Vater, Prinz Eduard, war 1852 verstorben, die Mutter, eine Reuß-Greiz und wieder verheiratet mit Heinrich IV. von Reuß-Köstritz, galt für eine intrigante Dame, die es mit der Wahrheit nicht genau nahm, was persönliche Erfahrungen mir bestätigten. Ich trat meinen Dienst in Hummelshain, wo der altenburgische Hof den Herbst zuzubringen pflegte, in den ersten Septembertagen an. Die Königin Marie von Hannover mit beiden Töchtern und zahlreichem Gefolge war da; in unmittelbarer Nähe, in Fröhliche Wiederkunft,[1]) wohnte ihr Vater, der alte Herzog Joseph.[2]) Ich kam in für mich ganz neue Verhältnisse und unter

[1]) Schloß bei Neustadt a. d. Orla (Sachsen-Weimar-Eisenach).
[2]) Von Altenburg, der 1848 resignierte.

bisher mir völlig unbekannte Menschen. Es herrschte ein sehr lebhaftes Treiben mit vielen Ausflügen in die herrliche Umgebung. Das Familienleben der Fürstlichkeiten bot ein angenehmes Bild, von dem nur mein Zögling abstach. Da der eigentliche Machthaber im Lande, der Minister v. Larisch, auch den Herzog völlig beherrschte, war es natürlich, daß ich von diesem meine Instruktionen empfing; er war ein rechtschaffener, sehr ernster Mann und guter Menschenkenner, und ich habe mit ihm stets auf gutem Fuße gestanden. Im Prinzen mischten sich gute und schlechte Eigenschaften, wie ich es kaum noch einmal erlebt habe; leider überwogen aber die schlechten bei weitem. Er war eine bestechende Persönlichkeit; lebhaft, klug und witzig, also ein vortrefflicher Gesellschafter, mit guten Anlagen, dabei aber verschlagen, leichtsinnig und in einer geradezu entsetzlichen Weise unwahr. Als ich ihn übernahm, war an ihm schwer noch etwas zu erziehen; ich empfand das sehr bald und war frühzeitig überzeugt, vor einer unlösbaren Aufgabe zu stehen; seine Erziehung war durch die unglaublich törichte und unwahre Mutter und auch sonst wohl durch unkluge Leute in den Anfängen verdorben. Er hat nie erfahren, was wirkliche Elternliebe ist, war herzlos durch und durch und frühzeitig daran gewöhnt, seine Gefühle zu verbergen. Nie hatte er, auch nicht als Kind, eine Freundschaft gehabt.

Am 1. Oktober 1862 trat ich, im Januar Hauptmann geworden, wieder in den praktischen Dienst meines Regiments zurück. Für mich hat das Kommando den großen Nutzen gehabt, daß ich frühzeitig vor eine ernste Aufgabe gestellt und dadurch in der Entwicklung gefördert wurde; sodann lernte ich durch den Aufenthalt in Erfurt und am Rhein — der Prinz war in Erfurt auf das Offiziersexamen vorbereitet worden und kam, nachdem er es bestanden, zu den 5. Ulanen in Düsseldorf — neue Verhältnisse und neue Menschen kennen. Vorteilhaft ist es auch für mich gewesen, mehrfach — in Altenburg und Hummelshain — an den altenburgischen Hof zu kommen.

*

Während des letzten Teiles des Jahres 1862 und während des Jahres 1863 war ich ausschließlich im praktischen Dienste tätig und fand als Hauptmann dritter Klasse dauernd Verwendung zur Vertretung von Batteriechefs. Bei der Umordnung im Jahre 1863 mußte ich für den erkrankten Batteriechef die 4. zwölfpfündige Batterie umformieren und behielt ihre Führung durch mehrere Monate. Der Beginn des Jahres 1864 fand mich bei der 3. reitenden Batterie; ich wurde, als man für den Krieg weitere Truppen bereitstellte, Kommandeur der durch Teilung dieser Batterie entstehenden 6. reitenden Batterie. Unmittelbar nach Beendigung der For-

mation rückte ich nach Brandenburg in die frei gewordenen Räume des 6. Kürassierregiments, soweit sie nicht von dessen Ersatzeskadron gebraucht wurden. Ich habe dort beinahe ein Jahr gestanden, bis die Demobilmachung und damit die Auflösung der Batterie erfolgte. Die Zeit in Brandenburg war eine recht angenehme; ohne direkte Vorgesetzte in der Garnison, an der Spitze einer selbstgeschaffenen und schließlich recht leistungsfähigen Batterie, die Möglichkeit zu kriegerischer Tätigkeit vor Augen, fand ich alles erfüllt, was ich mir nur wünschen konnte, so daß die Auflösung der Batterie mich bitter enttäuschte. Trotz vielem Dienst und mancherlei Zerstreuungen fand ich aber auch Zeit, zu Haus fleißig zu sein; seit meiner Rückkehr in den praktischen Dienst war mein ernstes Streben darauf gerichtet, in den Generalstab zu kommen; außer privaten Studien förderten mich darin ein sehr intensiv betriebenes Kriegsspiel unter Leitung mehrerer als Autoritäten geltender Offiziere und Generalstabsritte mit zugehörigen gründlichen Arbeiten unter der Leitung des Obersten v. Blumenthal. Von meinen Vorgesetzten warm empfohlen, erhielt ich im Jahre 1863 auch die taktischen Aufgaben des Chefs des Generalstabes der Armee zugeschickt; eine derselben gelang mir besonders gut.

Im Frühjahr 1865 hatte ich gute Aussicht in den Generalstab zu kommen, als plötzlich eine ernste Entscheidung an mich herantrat. Die Stelle des Adjutanten des Prinzen Karl in seiner Eigenschaft als Chef der Artillerie war frei, und ich dem Prinzen als geeigneter Nachfolger vorgeschlagen worden. Es fragte sich nun, ob ich das Streben nach dem immerhin noch unsicheren Generalstab aufgeben sollte. Für diesen sprachen meine militärischen Passionen, die Abneigung gegen ein wenn nicht zu Müßiggang, doch nur auf kleine Ziele führendes Hofleben. Nach reiflicher Überlegung entschloß ich mich anzunehmen, aber mit dem festen Willen, die Stellung nur als eine Episode zu betrachten und den Generalstab fest im Auge zu behalten. Die Folge hat denn auch gezeigt, daß ich richtig gerechnet hatte. April 1865 wurde ich zum Adjutanten des Prinzen ernannt.

Abschnitt II

Als Adjutant beim Prinzen Karl und im Feldzuge von 1866[1])

Ich habe nie im Leben Freude an dem Treiben der großen Welt gehabt und nie den Versuch gemacht, auf dem Parkett und in Salons zu brillieren. Ich fühlte mich in solchen Sphären eigentlich unbehaglich und machte daher wohl auch einen etwas schwerfälligen und verlegenen Eindruck. Der Anwesenheit am Prinz Karlschen Hofe verdanke ich es, wenn ich da mehr Sicherheit gewonnen habe, die man in hohen Stellungen braucht. Befähigt zu beobachten und im Besitze einiger Menschenkenntnis konnte ich mich in dieser Beziehung hier weiterbilden. Etwas Anpassungsfähigkeit kam mir zu Hilfe, und im Verein mit Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit in dem wirklich recht leichten Dienste gelang es mir bald, bei Prinz und Prinzessin und dem ganzen Hofe eine vortreffliche Position zu gewinnen.

Der Prinz, 1801 geboren, war ein jüngerer Bruder des Königs, seine sieben Jahre jüngere Gemahlin, Prinzeß Marie, die ältere Schwester der Königin. Der Prinz, völlig rüstig, war ein gescheiter Herr von streng konservativer und entschieden preußischer Gesinnung. Er hat als harter Vorgesetzter gegolten und sich wenig Liebe erworben, auch durch sein aufbrausendes und leicht empfindliches Wesen — nicht allein in der Armee — öfter angestoßen. Seine letzte aktive Stelle war die des Kommandierenden Generals des IV. Armeekorps. Von amtlichen Pflichten frei, hatte er die Neigung entwickelt, sich um Angelegenheiten zu kümmern, die ihn nichts angingen, wodurch ihm mancherlei Ärger und auch Feindschaft erwuchs. Bei den Liberalen stand er im Verruf, nachteiligen politischen Einfluß zu üben; nach meiner Meinung zu Unrecht, da der König sich von ihm keineswegs beeinflussen ließ. Durch den Tod Friedrich Wilhelms IV. ging die schöne Herrschaft Flatow-Krojanke vom Prinzen von Preußen auf ihn und seinen Bruder Albrecht über; er hatte sich mit diesem dahin geeinigt, daß er selbst die Verwaltung führte und seinem

---

[1]) Auch Abschnitt II enthält — mit Ausnahme der gegen Ende mitgeteilten Briefe — Niederschriften aus später Zeit, wahrscheinlich dem Ende der neunziger Jahre.

Bruder jährlich eine gewisse Rente zahlte; seine Einnahmen waren dadurch ansehnlich gewachsen, etwa in derselben Zeit auch die der Prinzessin durch den Tod ihrer Mutter, einer Großfürstin.[1]) Vordem waren seine Finanzen sehr ungeordnet, und es gingen Gerüchte über nicht schöne Transaktionen zu ihrer Hebung, die im Verein mit Klatsch auf sittlichem Gebiet seinen Ruf schädigten. Wesentlich dazu beigetragen hatten schlechte Umgebungen, wie z. B. der damals viel genannte und von der königlichen Familie sehr verzogene Job v. Witzleben,[2]) ein Mann von unfeinen Allüren, der eigentlich die Rolle des Spaßmachers spielte. Dieser war zur Zeit Brigadekommandeur in Glogau, daher nur selten zu sehen.

Die Prinzessin, eine gute und brave, aber etwas beschränkte Frau, war früher wohl mit dem Gatten nicht immer glücklich gewesen. Sie gewann bei näherer Bekanntschaft, nahm insbesondere durch ein warmes preußisches Gefühl und Herz für die Armee für sich ein. Daß sie zum Chef des 7. Artillerieregiments ernannt wurde, blieb die größte Freude, die ihr je widerfahren. Das patriotische preußische Gefühl dieser weimarischen Prinzessin zu sehen war erhebend; der König und Preußens Glück gingen ihr über alles. Ihr Schmerz war, daß die jüngere Schwester Königin wurde und sie dies auch sehr fühlen ließ. Sie hatte vollkommen das Gefühl eines Offiziers, der von einem jüngeren Kameraden übersprungen ist. Gleich ihrer gekrönten Schwester war sie beharrlich in der Verfolgung des gesteckten Zieles, da ihr aber im Gegensatz zu jener die Technik der Mittel nicht so geläufig war, kam sie manchesmal wohl zu kurz. Das Verhältnis des prinzlichen Ehepaares war bei meinem Dienstantritt ein sehr gutes, sie lebten wie alte Leute friedlich nebeneinander und auch tatsächlich viel zusammen; gemeinsamer Verdruß über die Kinder mag auch eine Annäherung bewirkt haben.

Von den beiden Töchtern war die älteste, Luise, infolge von Typhus geistig etwas reduziert, mit dem ebensowenig geistig normalen und als Menschen eigentlich widerwärtigen Prinzen, nachherigen Landgrafen, Alexis von Hessen-Barchfeld verheiratet worden. Die auch dürftig dotierte Ehe ging bald auseinander. Die zweite, Anna, eine auffallend schöne und nicht unbefähigte Prinzeß, war mit dem Prinzen, nachherigen Landgrafen, Friedrich Wilhelm von Hessen verheiratet. Der Prinz war Witwer einer Tochter des Kaisers Nikolaus und hatte sich, selbst in Petersburg, einen sehr ungünstigen Ruf zugezogen. Er galt aber als gute Partie, da er nach Verzicht auf die ihm zur Wahl gestellte

---

[1]) Maria Paulowna.

[2]) Der älteste Sohn des Chefs des Militärkabinetts, späteren Kriegsministers Job v. W. Vgl. Geschichte der Familie v. W., I. Teil, III. Heft, S. 190 ff. (Berlin, 1875).

dänische Krone der präsumtive Nachfolger des Kurfürsten von Hessen geworden war. Die schöne und feurige Prinzeß mit einem solchen Manne zu verheiraten, war ein unverantwortlicher Mißgriff, auch ihre Ehe ging sehr bald in die Brüche, und [...] Unter diesen traurigen Umständen war Stolz und Freude der Eltern ihr Sohn Prinz Friedrich Karl oder besser gesagt: er hätte es sein müssen. Er hatte sich bereits damals einen guten Namen in der Armee gemacht und fing als Sieger von Düppel und Alsen an, die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken. Jetzt Kommandierender General des III. Armeekorps entwickelte er eine große und für die ganze Armee segensreiche Tätigkeit. Frühzeitig von hohem Selbstgefühl erfüllt und manchmal in Opposition zum Vater, wurde es ihm schwer, sich in die Rolle des Sohnes zu finden, so daß es an Reibungen und sogar heftigen Zusammenstößen nicht fehlte. Einige Tage, nachdem ich zum Adjutanten ernannt war, sagte mir Prinz Karl mit etwas Sarkasmus: „Durch Ihre Wahl habe ich mir endlich einmal den Beifall meines Herrn Sohnes erworben."

Hofmarschall war schon seit langer Zeit der sehr alte Graf Lucchesini, ein mit allen Hunden gehetzter Lebemann. Er war als junger Ulan Kammerherr und amant einer der Schwestern Napoleons I. gewesen und hatte ein abenteuerliches Leben geführt. Wie er zum Prinzen gekommen, weiß ich nicht mehr, ich meine aber, sein Vater war im preußischen diplomatischen Dienst gewesen.[1]) Oft beklagte man seinen schlechten Einfluß auf den Prinzen, auch die Vermögensverwaltung hat er nicht gut geführt. Im übrigen war er der Typus eines glatten Hofmannes, falsch und verlogen, dabei liebenswürdig und gelegentlich amüsant, so wie es wohl nur ein Italiener sein kann. Zur Aushilfe, namentlich bei Reisen, diente Graf Gerhard Dönhoff, ehemaliger Gardehusar, der den alten Lucchesini auch später ersetzte. Ferner gab es zwar keine Oberhofmeisterin, aber drei Hofdamen. Gräfin Virginie Hacke, ein bejahrtes Fräulein von völlig jugendlichem Aussehen, das nur für Hof, Toiletten und kleinen Klatsch Sinn hatte, aber immer elegant und taktvoll auftrat, also für seine Bestimmung gut zu verwerten war. Ferner Gräfin Josephine Seydewitz, eine schon damals viel besprochene Persönlichkeit. Sehr hübsch und elegant, von lebhaftestem Temperament, voller Humor und Witz und niemals verlegen, war sie von Herren sehr gefeiert und umworben, von Damen beneidet und vielfach angefeindet. Ganz fraglos lieferte sie oft Stoff zur Kritik, hatte aber so viel Charme, daß ihr leicht vergeben wurde.

[1]) Graf Franz L. war der älteste Sohn des bekannten Marchese Girolamo L., der nach seinem Ausscheiden aus preußischen Diensten (1806) eine Stellung am Hofe der Elisa Baciocchi in Lucca bekleidete. Über die Beziehungen von Trägern des Namens L. zur Prinzessin E. vgl. Marmottan, Elisa Bonaparte (1898) S. 190 f., wo auch ein Neffe des Grafen Girolamo erwähnt wird.

Sowohl Prinz und Prinzeß wie auch der König fanden Spaß an ihrem Wesen und ihren Einfällen. Endlich Gräfin Eveline Hagen;[1]) sie trat etwa gleichzeitig mit mir in den Hof ein; äußerlich der Gräfin Seydewitz nicht nachstehend, war sie ruhig und stets von musterhafter Haltung. An Herren waren außer den genannten vorhanden der Kammerherr Graf Albert Brühl, ein sehr höflicher und sehr ängstlicher, aber sehr formsicherer Mann, nebenbei guter Kamerad und kein Spielverderber, sodann als persönliche Adjutanten die Majore v. Erhard und v. Helden-Sarnowski, beide aus der Gardeartillerie hervorgegangen und liebenswürdige Männer von tadelloser Gesinnung, auch auf den Prinzen durch ihre Ruhe von bestem Einfluß.

Mit dem Könige stand sich der Prinz gut. Zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. waren wohl politische Meinungsverschiedenheiten gewesen, die auch dazu geführt hatten, den Prinzen als Hauptvertreter der Reaktion zu verketzern. Er mißbilligte natürlich das Jahr 1848 mit seinen Folgen, war doch aber ein gehorsamer Untertan und in der Zeit, in welcher ich ihn beobachten konnte, dem Könige unbedingt ergeben. Schwieriger war das Verhältnis zur Königin, mit der die Prinzeß eigentlich in einem andauernden Kleinkriege stand. Sehr ausgeprägt erschien die Freundschaft des Prinzen für Rußland, wenn auch das Verhältnis nicht mehr so warm war als zur Zeit des Kaisers Nikolaus. Im Russenkultus aufgewachsen hatte der Prinz ihn fanatisch mitgemacht und kein Verständnis, daß wir uns auf solche Weise erniedrigten. Das Verhältnis zum Prinzen Albrecht entbehrte der Herzlichkeit. Dieser hatte sich durch seine Scheidung und Wiederverheiratung[2]) der königlichen Familie entfremdet; deren Sympathien waren auf seiten der ersten Frau, die sich ihrer allerdings dann nicht würdig erwies.

Auch zum Prinzen Friedrich Wilhelm[3]) waren die Beziehungen reservierter Natur; die Prinzeß Viktoria hatte von vornherein durch ihre offen zur Schau getragene Vorliebe für England und durch altkluges Wesen in der ganzen Familie angestoßen, man sah schon damals deutlich, daß sie den Gemahl völlig beherrschte und im ungünstigen Sinne beeinflußte. Man hat oft behauptet, und von ihren Leuten ist es mühsam in der Presse und in Broschüren verbreitet, die kluge und liebenswürdige Prinzessin sei als Engländerin und Tochter des liberalen Prinzgemahles bei uns von vornherein unfreundlich und mit Vorurteil empfangen worden, man habe eine Opposition der Kreuzzeitungspartei — und ich weiß nicht,

---

[1]) Die spätere Gräfin Schwanenfeld. Zwischen ihr und dem Feldmarschall bestand ein rührendes Verhältnis treuer Freundschaft bis zu seinem Lebensende.

[2]) Prinz Albrecht, der jüngste Bruder des Königs, war vermählt mit Marianne, Tochter König Wilhelms I. der Niederlande; 1849 geschieden, ging er eine morganatische Verbindung ein mit Rosalie v. Rauch, der Tochter des preußischen Kriegsministers, welche den Namen Gräfin Hohenau führte.

[3]) Dem späteren Kaiser Friedrich.

von was noch für schlechten Menschen — gegen sie organisiert. Nichts ist unrichtiger. Sie ist bei uns mit offenen Armen empfangen worden.[1]) Man muß sich dazu nur die damaligen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen. Die Königin Elisabeth lebte ganz der Pflege ihres kranken Gemahls und spielte eigentlich keine Rolle mehr, konnte es auch gar nicht, weil der Prinz von Preußen die Regentschaft führte. Die Prinzessin von Preußen hatte die Ehe ihres Sohnes protegiert und kam der Schwiegertochter mit offenen Armen, allerdings mit der verkehrten Ansicht, sie noch erziehen zu wollen, entgegen. Da sie selbst aber im Lande, mit Ausnahme der Rheinprovinz, sehr unbeliebt war — eine gewisse Popularität hat sie sich erst in ihren letzten Lebensjahren erworben — und ihr Einfluß von allen konservativen Elementen gefürchtet wurde, hatte es die junge Prinzeß gerade ungewöhnlich leicht sich beliebt zu machen. Prinzeß Karl war zu unbedeutend, und auch die Prinzessin Friedrich Karl mit ihrem nur auf Theater und Äußerlichkeiten gerichteten Sinn war für eine hervorragende Rolle nicht geeignet, hatte auch gar nicht den Wunsch eine solche zu spielen. Die Prinzessin Viktoria kam also, ohne Konkurrenten zu finden, in eine Welt, die sie mit Leichtigkeit völlig für sich hätte gewinnen können. Statt dessen stieß sie überall an; achtzehn Jahre alt, hatte sie über alles ein Urteil, fand alles bei uns schlecht und in England besser. Sie verletzte und stieß ab. Und doch konnte sie, sehr hübsch, talentvoll und gescheit, wenn sie wollte, sehr bestechen und hat von diesen Eigenschaften auch reichlich Gebrauch gemacht, auch manchen Herrn sehr für sich eingenommen. Bei näherer Bekanntschaft sind die meisten aber anderer Meinung geworden; bei Frauen hat sie ohnehin nie Glück gehabt.

Die ehemalige Königin Elisabeth lebte als Witwe sehr still in Sanssouci und Charlottenburg und stand auf bestem Fuße sowohl mit dem Könige als dem Prinzen Karl. Sie war eine vortreffliche, hochachtbare Frau. Solange ihr Gemahl noch regierungsfähig war, hat sie insofern einen politischen Einfluß geübt, als der König mancherlei mit ihr besprach und sie mit ihren beiden Schwestern, der Erzherzogin Sophie[2]) und der Königin von Sachsen, viel in Korrespondenz stand. Sie suchte den König in Freundschaft zu Österreich zu erhalten und hat in diesem Sinne auch, was man ihr nicht verdenken kann, 1866 den Krieg verhindern wollen.

*

Da der Prinz als Chef der Artillerie und Generalfeldzeugmeister doch nur eine Ehrenstellung bekleidete, und die Bureauarbeiten von winzigem

[1]) Vgl. dazu Lucius, Bismarck-Erinnerungen, S. 396, aber ebenda S. 326 und Hans Delbrück, Erinnerungen, Aufsätze und Reden, S. 609 f.

[2]) Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl, des Vaters Kaiser Franz Josephs I.

Umfange waren, tat ich den Dienst des persönlichen Adjutanten; bei der Dreiteilung waren also die Anforderungen recht gering. Nachdem der Generalinspekteur der Artillerie v. Hahn gestorben, wurde Generalleutnant v. Hindersin sein Nachfolger und mir ein sehr wohlwollender Vorgesetzter. Er schlug mir unmittelbar, nachdem ich Adjutant geworden, vor, die Stellung als einen Durchgangsposten anzusehen und möglichst mit der Waffe in Verbindung zu bleiben, fragte mich auch, ob ich Neigung habe, Mitglied der Artillerieprüfungskommission zu werden. Der Prinz ging gern darauf ein, nachdem Hindersin mit ihm gesprochen und war augenscheinlich angenehm berührt durch die Wahl eines so hochgelahrten Adjutanten. Durch Kabinettsorder wurde ich dann im Juli zum Mitglied ernannt und habe mich mit Fleiß an den Arbeiten beteiligt, die immerhin vielfach interessant waren in Anbetracht der durch Einführung der gezogenen Geschütze nötig gewordenen Umwandlung des ganzen Artilleriematerials. Ich muß meine Sache dabei leidlich gut gemacht haben, denn abgesehen davon, daß Hindersin mir dauernd Interesse für meine weitere Laufbahn bewahrt hat, erhielt ich auf seinen Antrag einen erheblichen Avancementsvorteil. Ich wurde im Dezember 1865 mit einem Hauptmannspatent vom 31. Mai 1859 unter Belassung beim Prinzen in das Feldartillerieregiment Nr. 3 versetzt; das Patent datierte von demselben Tage, an dem ich Premierleutnant geworden, so daß ich diese Charge ganz übersprungen habe. Dies erregte einigen Neid. Bei meinem Prinzen aber stieg die Achtung vor mir noch mehr, er renommierte eigentlich etwas mit mir und nannte gern die Zahl der Hauptleute, die ich übersprungen hatte.

Da mein Hofleben nur wenig mehr als ein Jahr gedauert hat, ist es mir versagt gewesen, den Prinzen auf einer größeren Reise zu begleiten. Ich habe aber immerhin viel Interessantes gesehen und bin mit der königlichen Familie in häufige Berührung getreten, vor allem mit dem Könige, dessen unvergleichliche Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit auch mir jungem Manne gegenüber oft zum Ausdruck kam. Eine sehr interessante Reise war die nach Mainz. In damaliger Zeit wechselten dort die Gouverneur- und Kommandantenstellen alle fünf Jahre, und zwar so, daß ein Erzherzog oder ein preußischer Prinz Gouverneur war, während umgekehrt ein preußischer bzw. österreichischer General den Kommandantenposten innehatte. Da die Gouverneursstelle nur ehrenhalber bestand, so gab es für den wirklichen Dienst einen Vizegouverneur. Als Prinz Karl im Jahre 1865 Gouverneur wurde, war Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein Vizegouverneur und der Feldmarschalleutnant Graf Neipperg Kommandant. Die Übernahme des Gouverneurspostens fand immer in hochoffizieller, feierlicher Weise statt mit großem Empfange auf dem Bahnhofe,

Glockenläuten, Salutschießen, Truppenspalier, Ehrenwache usw., so auch diesmal am 14. August. Wir nahmen im Gouvernementsgebäude Quartier. Prinz Holstein, der unverheiratet war, hatte sich auf zwei Zimmer zurückgezogen. Der Aufenthalt dauerte sechzehn Tage, während deren meist Diners bei uns, aber auch Ausflüge nach Frankfurt zu den Rennen und nach Bieberich zum Herzog von Nassau stattfanden. Am 18. August, dem Geburtstage des Kaisers Franz Joseph, war feierliches Hochamt, Parade, Gratulation und Diner beim Grafen Neipperg. Ich sah zum erstenmal etwas gründlicher österreichische Truppen, die mir nicht sehr imponierten; einen guten Eindruck machten zwei Eskadrons Prinz-Karl-von-Preußen-Kürassiere; der Prinz war als Inhaber besonders höflich gegenüber den Offizieren, übrigens meist recht netten Leuten. Wer hätte damals gedacht, daß wir in weniger als einem Jahre mit Österreich Krieg führen würden, und wie wunderbar gestaltete es sich, daß in der Schlacht von Königgrätz gerade jenes österreichische Kürassierregiment auf den Prinzen zu attackieren und dabei zusammengeschossen werden mußte. Wir fanden mehrere Offiziere, mit denen wir täglich verkehrt hatten, nach der Attacke tot auf. Graf Neipperg war derselbe General, der 1866 bei Aschaffenburg geschlagen wurde; er galt in der österreichischen Armee als tüchtiger Mann und war jedenfalls ein sehr scharfer und gefürchteter Kommandant. Der Herzog von Nassau trug mit seinem ganzen Hofe in sehr dreister Weise eine entschieden österreichische Gesinnung zur Schau, von preußischer Seite lagen viele Klagen über Unhöflichkeiten und Rücksichtslosigkeiten vor. Ein Jahr darauf hatte das Schicksal ihn ereilt: er war ein Flüchtling in Österreich. Von Mainz ging der Prinz auf zehn Tage nach Baden-Baden; es war die Zeit der großen Rennen, die Bank in vollster Blüte, und ich bekam einen Einblick in die Lasterhaftigkeit der Welt, der mir bis dahin noch erspart geblieben war. Auch hier erfolgte mit dem Jahre 1866 ein Wandel; die Bank hörte auf, die Pariser Kokotten mit allem Pack, was zu ihnen und zu einer Spielbank gehört, verschwanden von der Bildfläche.

Zum ersten Male in meinem Leben konnte ich nun ein Königsmanöver, als zum Allerhöchsten Gefolge gehörig, mitmachen, und zwar das des IV. Armeekorps bei Merseburg. In jener Zeit, wie überhaupt unter Kaiser Wilhelm I. und auch vorher, war eine „Königsrevue" nicht allein für die Besichtigung der Truppen bestimmt, sondern galt auch als offizieller Besuch der Provinz. Es fand stets eine große Parade, ein Exerzieren gegen einen markierten Feind und ein dreitägiges Manöver in zwei Abteilungen gegeneinander statt. Der König gab ein Diner für das Armeekorps und eines für die Provinz und nahm ein Abendfest beim Kommandierenden General und auch manchmal ein Fest der Stände der Provinz bei einem oder dem anderen vornehmen Herrn an. Sämtliche Prinzen mußten zu-

gegen sein. Wie bei allen späteren Manövern legte auch diesmal der König das Hauptgewicht auf die große Parade. Der alte Herr wußte aber trotzdem, daß die Parade nicht der Endzweck der Ausbildung sein soll, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Er wußte auch, daß er die Gelegenheit hatte, jeden Mann des Armeekorps zu sehen, und verstand es beim Abreiten der Front jedem den Eindruck zu geben, daß er angesehen worden sei. Während des Vorbeimarsches ruhten seine Augen unausgesetzt auf den Truppen, und dies macht auf jede Truppe einen nachhaltigen Eindruck.

*

Im Jahre 1865 begann unser Verhältnis zu Österreich sich zu trüben, bald nachdem man dort empfunden hatte, daß wir beim Gasteiner Vertrage die klügeren gewesen waren. Wir trieben allmählich auf den Krieg zu; ich war mit ganzer Seele dabei und fand Gelegenheit im Generalstabe mich über unsere Auffassungen auf dem laufenden zu halten. Trotz unserer Erfolge politischer wie militärischer Art im Jahre 1864 verharrte das Abgeordnetenhaus in feindseligster Haltung König und Ministerium gegenüber. Sichere Anhänger waren nur die Konservativen, deren Zahl jedoch sehr zusammengeschmolzen war. Wie das Abgeordnetenhaus dachte auch die große Mehrzahl der Zeitungen, und als es klar wurde, daß ein Krieg mit Österreich bevorstand, schwenkten auch noch die extremen Konservativen à la Gerlach, denen ein solcher Krieg als eine Art Verbrechen galt, ab; Wagener, der Chefredakteur der „Kreuzzeitung"[1]), ein damals recht einflußreicher Mann, hielt aber treu zu Bismarck. Die Regierung mußte sich allein auf das Herrenhaus stützen, in welchem der rheinisch-westfälische Adel ebenfalls meist entschieden österreichisch gesinnt war. Die Königin Augusta dachte ähnlich; der Kronprinz und die Kronprinzessin, ganz unter dem Einfluß liberaler Ideen und englischer Interessen, machten aus ihrer Abneigung gegen die offizielle Politik kein Hehl. Bismarck hatte es da wahrlich nicht leicht; diese Zeit war meiner Ansicht nach die seines größten Ruhmes, um so mehr als doch auch der König, wenn irgend mit Anstand möglich, den Krieg vermeiden wollte. Völlig zuverlässig waren Prinz und Prinzessin Karl; die Prinzessin war eine so gute Preußin geworden, daß sie eine Annexion deutscher Länder mit Freuden begrüßte, und wenn es auch Sachsen-Weimar betroffen hätte. Es ist hier nicht der Ort, Bismarcks Verdienste zu preisen und seine schweren Kämpfe zu schildern; auf seiner Seite hatte er tatsächlich nur die Konservativen der alten Provinzen, sofern sie nicht zur Gruppe Gerlach gehörten, und die Armee. In den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gab es ja nicht wenige Anhänger der kleindeutschen Idee, wie z. B. im Nationalverein; sie ge-

[1]) W. war schon 1854 von diesem Posten zurückgetreten.

hörten aber sämtlich einer liberalen Richtung an, mißtrauten Bismarck und wollten nicht an eine gewaltsame Lösung heran. Offen feindselig verhielten sich die extremen Fortschrittsleute bei uns und, lokal gesehen, die ganze Rheinprovinz. Erst nach unseren Siegen von 1866 hat die dortige Bevölkerung angefangen, sich als Preußen zu fühlen, erst nach den Siegen von 1870 und 1871 ist sie preußisch geworden. Bis dahin wurde der Soldat allgemein als „der Preuße" bezeichnet. Fast der ganze rheinisch-westfälische Adel, wie erwähnt, und die gesamte katholische Geistlichkeit beider Provinzen waren völlig österreichisch gesinnt.

Mitte März [1]) kam der italienische General Govone nach Berlin, was die Hoffnungen aller, die wünschten, daß es zum Kriege mit Österreich kommen würde, belebte; und wenn auch die Wage noch hin und her schwankte, so blieb ich doch zuversichtlich und habe nie mehr geglaubt, daß noch eine friedliche Lösung möglich sei. In einer recht traurigen Verfassung befand sich unser Nachrichtenwesen. Militärattaché in Wien war ein Major Graf v. d. Gröben; er gehörte der ultrakonservativen Richtung an, fand den Gedanken, daß wir mit Österreich Krieg führen könnten, entsetzlich und hielt es nicht für vornehm, sich um österreichische Kriegsvorbereitungen zu kümmern. Außerdem war er von dem Verkehr mit der Wiener vornehmen Gesellschaft, auch von der Armee imponiert und überzeugt, wir würden geschlagen werden. Er hat uns weder wichtige Nachrichten gegeben, noch irgend etwas getan ein Nachrichtenwesen vorzubereiten. Vom Generalstabe aus geschah wegen Mangels an Organisation so gut wie nichts, wenigstens nichts Zweckmäßiges. Man war eigentlich hilflos und griff zu dem Mittel, die Grenzbehörden anzuweisen, Nachrichten von jenseits der Grenze einzuziehen. Natürlich ergab dies fast ausschließlich unsicheres, minderwertiges Material und über die Hauptsachen wie Beginn der Rüstungen, große Truppenverschiebungen von Ost nach Nordwest usw. gar nichts. Das einzige, was kam, waren Nachrichten von ungarischen Emigranten, aus Italien von dortigen Agenten u. dgl. Tatsache ist, daß wir bis kurz vor Ausbruch des Krieges ganz schlecht informiert waren. In Österreich war man in dieser Hinsicht ungleich besser vorbereitet. Als Österreich, das in Böhmen im Verhältnis nur geringe Garnisonen unterhielt, einige Verstärkungen hinschickte, glaubten wir an große Truppenansammlungen dort; als aber der wirkliche Aufmarsch begann, entging das uns, und wir haben auch nicht ermittelt, daß die Masse der Benedekschen Armee in Mähren versammelt wurde. Kurz vor Beginn des Krieges ergriff man die unglaubliche Maßregel aktive Offiziere aufzufordern, sich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Leider ließ sich auch mein ältester Bruder überreden eine Reise nach Böhmen zu machen. Schon am dritten

[1]) Am 14. März 1866.

Tage verhaftete man ihn in Prag und brachte ihn an die Grenze zurück. Das Nachrichtenwesen wurde — ich meine erst kurz vor dem Kriege — in die Hand des mir befreundeten Hauptmanns v. Brandt gelegt, so daß ich auf diese Weise Kenntnis von dem erhielt, was wir erfuhren. Wir nahmen einen Ungarn in unsere Dienste, der als harmloser Zeitungskorrespondent ins Benedeksche Hauptquartier abreiste. Über Italiens wirkliche Absichten waren wir lange Zeit ungewiß; ebenso unklar war die Haltung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Ein gewaltiger Unterschied mußte es sein, ob Hannover und Kurhessen neutral blieben, wie wir gehofft hatten, oder ob sie sich gegen uns erklärten; für diesen Fall war die Anwesenheit der österreichischen Truppen unter Gablenz in Holstein sehr beachtenswert, um so mehr als dort die Möglichkeit einer augustenburgischen Erhebung vorlag. Hinzu kam, daß in Hamburg damals viel Sympathie für Österreich war, und daß der Herzog von Braunschweig sich mit dem Gefühl im österreichischen Lager befand. An sicheren Bundesgenossen hatten wir eigentlich nur Mecklenburg-Schwerin und Koburg-Gotha; der Großherzog ging mit uns aus Überzeugung und aus Freundschaft für unser Königshaus, der Koburger mehr aus Klugheit und wohl in der Absicht, im Trüben fischen zu können; Österreich gegenüber hatte er sich auch durch seinen Liberalismus und seine kleindeutschen Ideen unmöglich gemacht. Die kleinen Staaten, die in unserer Machtsphäre lagen, wie Mecklenburg-Strelitz, Anhalt, Schaumburg, Detmold, Waldeck und die Thüringer, auch wohl Oldenburg, wollten gern neutral bleiben. Von Bayern hoffte man eine Zeitlang, daß es sich zunächst als Zuschauer verhalten würde; als es sich gegen uns wandte, war es klar, daß Württemberg sich anschloß, Hessen-Darmstadt und Nassau mit vollen Segeln mitgingen. Baden war in einer höchst schwierigen Lage, und wir haben es ihm nicht übelgenommen, daß es, dem Zwange folgend, sich unseren Gegnern zugesellte; daß es nur mit halbem Herzen geschah, wußten wir. Eine besondere Frage war auch die der Bundesfestungen und die Anwesenheit ansehnlicher österreichischer Streitkräfte in Frankfurt, Mainz und Rastatt. Der einzige sichere und beachtenswerte Feind von Anfang an war Sachsen.

Diesen Verhältnissen gegenüber in den militärischen Vorbereitungen das Richtige zu treffen, war nicht leicht, noch dazu dem Chef des Generalstabes der Armee sein Geschäft wesentlich dadurch erschwert, daß seine Stellung nicht fest abgegrenzt und bei weitem nicht so ausschlaggebend war, wie es sich gehörte und dann auch im Kriege selbst entwickelt hat. Vor dessen Ausbruch war der Kriegsminister geneigt, den Chef des Generalstabs der Armee als ihm unterstehendes Organ anzusehen, und brachte dies auch darin deutlich zum Ausdrucke, daß er Gutachten über

bestimmte Fragen verlangte. Außerdem hatte er den Vorteil, den König in der Woche regelmäßig mehrere Male zu sehen und dabei Dinge vorzutragen, die nach heutigen Begriffen allein vom Chef des Generalstabes abhängen, während General v. Moltke nur zum Könige ging, wenn er gerufen wurde. Es war auch noch ein anderer militärischer Ratgeber vorhanden, der „vortragende Generaladjutant", wie die Stellung damals benannt wurde. Generalleutnant Gustav v. Alvensleben, der sie bekleidete, war bei allen militärischen Vorträgen als Vertrauensperson zugegen, wurde vom Könige mit Gutachten über militärische Fragen beauftragt und übte einen nicht unbedeutenden Einfluß, der auch manchmal auf die Politik überspielte. Er war ein ganz gescheiter Mann mit der Schwäche, gern originelle Einfälle und Ideen zum besten zu geben, übrigens auch in seinen Lebensgewohnheiten ein Original. Auch er erschwerte ganz naturgemäß dem Chef des Generalstabes sein Geschäft. Das Mißliche dieser Zustände kam recht grell zum Ausdruck während des Feldzuges gegen die Hannoveraner. Wir waren durch eine Reihe von Tagen im unklaren, wohin die hannoversche Armee sich von Göttingen gewandt hatte und was sie wohl zu tun beabsichtigte. Es kamen Nachrichten von den verschiedenen Befehlshabern, von den Kommandanten von Magdeburg und Erfurt, von Bezirkskommandeuren, von Landräten, Regierungspräsidenten aus der Provinz Sachsen und anderen Behörden, vom Herzog von Koburg, von Privaten, zum erheblichen Teil auf Gerüchten und unkontrollierbaren Erzählungen beruhend und vielfach sich gegenseitig aufhebend oder widersprechend; sie waren gerichtet an den König oder an Bismarck, Roon, Moltke, wurden aber von den Erstgenannten keineswegs prinzipiell gesammelt und an den Generalstabschef geschickt, sondern hatten oft direkte Antworten der Empfänger zur Folge, von denen Moltke häufig nichts erfuhr, so daß eine heillose Verwirrung entstand, die noch dadurch vermehrt wurde, daß General v. Falckenstein tagelang nicht zu finden war, und daß Manteuffel in seiner geschickten Art eigene Interessenpolitik trieb. In Fällen, in denen der König selbst eingriff, war dann Alvensleben und ab und zu auch v. Tresckow, der Kabinettschef, Mittelsperson.

*

Die Zeit bis zum Ausbruch des Krieges war natürlich reich an spannenden Momenten. Mein Vater kam als Gouverneur täglich um 12 Uhr zum König, die Parole zu bringen und bei Meldungen zugegen zu sein; oft knüpften sich daran Unterhaltungen, bei denen wiederholt zum Ausdruck kam, welche schweren inneren Kämpfe der König durchmachte. Ihm wurde es schon seiner großen Gewissenhaftigkeit wegen schwer, den Entschluß

zum Kriege zu fassen; es wirkten aber natürlich auch andere Momente darauf ein. Sehr lag ihm daran, daß nicht er, sondern Österreich den ersten Schritt tun sollte, er hat mit dem eigentlichen Mobilmachungsbefehl auch tatsächlich gezögert, bis wir gewiß wußten, daß er bei Österreich erfolgt war; ebenso lag es bei Eröffnung der Feindseligkeiten. Moltke hat fortdauernd geraten, früher und schon in den ersten Junitagen loszuschlagen. Als Österreich den Vorschlag gemeinsamer Abrüstung machte, und wir darauf einzugehen schienen, glaubten viele bei uns an friedliche Beilegung; ich habe nicht dazu gehört und brannte aufs Losschlagen. Sehr bedauerte ich jetzt, daß ich in der unwichtigen Stellung eines Prinzenadjutanten, wenn auch voraussichtlich im Großen Hauptquartier, den Krieg mitmachen sollte. Von einem Loskommen von meinem Prinzen konnte aber jetzt nicht die Rede sein; ein Antrag würde meine Stellung verdorben und keinen Erfolg gehabt haben.

*

Einen tiefen Eindruck machte auf mich der Abschied des Königs vom 1. Garderegiment. Der König war über Nacht im Stadtschloß in Potsdam geblieben und hatte das Regiment, dessen Eisenbahntransport in früher Morgenstunde beginnen sollte, nach dem Lustgarten bestellt. Es war, ich glaube, 5 Uhr früh und natürlich kein zuschauendes Publikum vorhanden. Das Regiment war in einem offenen Karree aufgestellt, der König mit dem Prinzen Karl und wenigen Adjutanten ging die Fronten ab, richtete einige Worte an die Truppe, ließ dann die Offiziere vortreten, erinnerte sie an den alten Ruhm ihres Regiments und sprach sein vollstes Vertrauen aus. Ein jeder fühlte wohl den Ernst der Situation; daß uns mit einem ebenbürtigen Gegner ein Krieg bevorstand, in dem es sich um die Existenz Preußens und seines Königshauses handelte. Was für ein gewaltiger Faktor für eine Armee ein solcher König ist, das wurde mir hier recht klar, und ich habe ja das seltene Glück gehabt, mich weiterhin mehrfach davon überzeugen zu können. Ich sah mit großer Zuversicht dem Kriege entgegen und wurde auch nicht irre, als uns in der Mehrzahl der deutschen Staaten Gegner erwuchsen, auf die wir anfangs nicht mit Sicherheit rechneten. Nicht überall herrschte solche Stimmung, was sich aus dem Umstande erklärte, daß fast die gesamte Presse gegen den Krieg war. Auch in der Armee fehlte es nicht an kleinmütigen und ängstlichen Leuten. Eine wahre Freude war es da, meinen alten fünfundsiebzigjährigen Vater zu sehen, der, frisch und zuversichtlich, nur bedauerte nicht mehr mitgehen zu können. Mein Vertrauen wuchs, nachdem ich die Kieler Ereignisse vom 7. Juni miterlebt hatte. Dort geriet ich nämlich anläßlich eines Aufenthalts bei

meinem erkrankten Bruder Franz[1]) mitten in eine höchst interessante politische Situation.

Die Verwaltung der Herzogtümer war in dieser Zeit bekanntlich so geteilt, daß Preußen sie in Schleswig, Österreich in Holstein führte. Statthalter von Schleswig war General Freiherr von Manteuffel mit Sitz in Schleswig. In Holstein kommandierte Feldmarschalleutnant Freiherr v. Gablenz mit Sitz in Kiel. Kiel war aber gleichzeitig auch preußische Marinestation unter dem Befehl des Konteradmirals Jachmann. Als ich eintraf (4. Juni), hatte das Verhältnis Preußens zu Österreich bereits einen sehr gespannten Charakter angenommen, und von den meisten wurde ein Krieg für kaum vermeidlich gehalten. Naturgemäß übertrug sich dies Gefühl auch auf die Truppe, weshalb Gablenz mit Jachmann vereinbart hatte, daß die in Kiel stationierten österreichischen Truppen in der inneren Stadt, die preußische Marinemannschaften dagegen in Düsternbrok[2]) verbleiben sollten; zwischen beiden war eine neutrale Zone konstruiert. Äußerlich fiel sonst nichts auf, da die an sich ja sehr phlegmatische Bevölkerung eine Parteinahme nicht merken ließ. Der Herzog von Augustenburg bewohnte mit seiner Familie seine Villa in Düsternbrok, wo er sehr viel Besuche empfing. Gablenz residierte im Schloß und zeigte sich viel auf Promenaden und im Theater. Noch am 6. sah ich ihn nach Düsternbrok spazieren fahren mit elegantem Viererjuckerzug, in überlegter Pose in seiner feinen Ulanenuniform nachlässig hingegossen. Als er heimkehrte, erwarteten ihn zwei Offiziere vom Manteuffelschen Stabe und überreichten ihm ein Schreiben des Generals etwa folgenden Inhaltes: „Sie haben durch einseitige Einberufung der Stände nach Itzehoe die Abmachung über die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer gebrochen; ich nehme daher an, daß der Zustand vor der Abmachung wieder eingetreten ist und gedenke also Teile von Holstein wieder zu besetzen. Morgen früh werden meine Truppen die Eider überschreiten." Gablenz hat sein Erstaunen nicht ganz verbergen können, dann aber schnell die alte Sicherheit wieder gewonnen und etwa gesagt: „Es ist ein ernster Moment, ich kann Ihnen nicht sogleich Antwort geben. Wo werden Sie sich aufhalten? Ich werde Ihnen die Antwort dort hinsenden." Es wurde verabredet, daß beide Offiziere beim Admiral Jachmann zu finden sein würden. Gablenz mußte natürlich in Wien telegraphisch sich Instruktion erbitten, die nicht unverzüglich da sein konnte. Unsere Nachrichten hatten dahin gelautet, daß von augustenburgischer Seite eine Erhebung der Herzogtümer unter Anlehnung an die österreichischen Truppen geplant war. Waffen, Uniformen usw. sollen

[1]) Damals Kapitänleutnant, nahm als Vizeadmiral krankheitshalber den Abschied.

[2]) Zu Kiel gehöriger Stadtteil.

vorhanden, zum Teil sogar im Lande gewesen sein. Wie nachträglich ermittelt, befand sich in Braunschweig ein großes Depot davon. Bedenkt man, daß Hannover uns feindselig gesinnt, Hamburg recht unsicher, ein Teil der Bevölkerung Schleswig-Holsteins entschieden augustenburgisch und systematisch gegen uns aufgehetzt war, daß der Herzog völlig ungestört und sogar unter österreichischem Schutz seine Agitationen und seine Organisation betreiben durfte, so war die Lage Manteuffels wirklich keine leichte. Nur entschlossenes Handeln konnte über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Die Augustenburger drängten natürlich zum Losschlagen. Als der Abend anbrach, war die Lage überall bekannt, und man mußte darauf gefaßt sein, daß über Nacht der Kampf begann. Jachmann hatte sich völlig darauf eingerichtet und noch in der Nacht das Panzerschiff „Arminius" sich neben das Schloß legen lassen; auch wohl, um Gablenz den Entschluß zu erleichtern.

Als der Tag graute, machte sich innerhalb des österreichischen Teils der Stadt militärisches Leben bemerkbar, Mannschaften liefen hin und her, Gepäckstücke wurden getragen, kurz es sah bald so aus, als ob ein Abmarsch bevorstände. In der Tat ließ Gablenz bei Jachmann anzeigen, er und seine Truppen würden am Morgen um 8 Uhr mit der Eisenbahn Kiel verlassen. Ich war kaum zum Schlaf gekommen, stand am Morgen des 7. früh auf und begab mich zum Bahnhof, wohin Jachmann alle preußischen Offiziere bestellt hatte. Dort fand ich außer dem Offizierkorps auch eine von der Marine gestellte Ehrenwache. Punkt 8 Uhr erschien Gablenz mit seinem Stabe; in tadelloser Toilette, mit pechschwarzem Haar und aufgewichstem Schnurrbart machte seine schlanke Figur eine ungewöhnlich elegante Erscheinung. Die Ehrenwache präsentierte, die Musik spielte „Gott erhalte Franz, den Kaiser", Gablenz wechselte mit Jachmann einige Worte, umarmte ihn, grüßte sehr höflich die Offiziere und fort war er. Am Ende des Perrons standen ein Dutzend Herren in weißen Krawatten, die Führer der augustenburgischen Partei. Er würdigte sie keines Blickes mehr. Im Augenblick, als der Zug zum Bahnhof hinausfuhr, stieg auf dem Schloß die preußische Flagge unter Salut des „Arminius" empor. Es war ein großer Augenblick! Wer hätte noch zweifeln wollen, daß sich hier der erste Akt des Krieges abgespielt hatte! Der Herzog von Augustenburg, dem Jachmann einen Doppelposten gegeben hatte mit der Instruktion, niemanden zu ihm hineinzulassen, bat frühmorgens um einen Extrazug; Gablenz ließ es ablehnen, weil er alles Material selbst gebrauche.

Noch gab es eine kleine Geduldprobe. Bald nach erfolgter Kriegserklärung wünschte der König sich zur Armee zu begeben, um das Kommando zu übernehmen. Nun kamen aber Nachrichten über die hannover-

sche Armee, die mißfielen, bald darauf beunruhigten. Der König hoffte jeden Tag zur Armee abreisen zu können, wollte es aber nicht tun, ehe die hannoversche Episode erledigt war. Als beschlossen wurde, das 4. Garderegiment nach Eisenach gegen die Hannoveraner zu senden, fuhr er nachmittags nochmals die „Linden" und die Friedrichstraße herunter und befahl jedem Grenadier, dem er begegnete nach der Kaserne zu laufen, weil das Regiment alarmiert sei. Eine sehr würdige und ergreifende Feier war der Gottesdienst im Dome für den angeordneten Buß- und Bettag. Noch nie waren die Kirchen Berlins wohl so gefüllt gewesen, und kaum je zuvor mögen heißere und innigere Gebete nach oben gesandt worden sein. Endlich kam die Nachricht von der Kapitulation von Langensalza; nun ward die Abreise festgesetzt. Der König empfand es bei dem vielen Schweren, das auf ihm lastete, auch recht peinlich, mit nahen Verwandten wie dem Kurfürsten von Hessen und dem König von Hannover so hart verfahren zu müssen; bei jenem war er noch vor einem Jahre zum Besuch gewesen und nun schickte er ihn als Gefangenen nach Stettin. Die Durchfahrt durch Berlin fand auf der Verbindungsbahn statt, die damals die jetzige Königgrätzer Straße eine Strecke entlang lief, und ich konnte sie, da sie am Tage stattfand, aus dem Garten meines Vaters mit ansehen. Am 29. Juni abends begann der Abtransport des Großen Hauptquartiers. Der König verließ am 30. früh die Hauptstadt.

*

General v. Falckenstein[1]) war schon vor Beginn des Krieges 1866 eine dem König nicht angenehme Persönlichkeit; dies war hauptsächlich eine Wirkung der Klagen, die über Eigenmächtigkeiten und übertrieben harte Maßregeln des Generals im Jahre 1864 aus Jütland gekommen waren, als er die dort stehenden Truppen befehligte. Daß Falckenstein, ein rücksichtsloser und strenger Mann, die Dänen, wenn sie sich widerhaarig benahmen, scharf angefaßt hat, ist völlig zutreffend, doch hatten wohl gerade diese nach allem, was sie früher in den Herzogtümern begangen, keine Berechtigung sich zu beklagen. Bei seinen Truppen war Falckenstein sehr beliebt, da man wußte, wie er für das Wohl des einzelnen sorgte. Die gegen ihn gerichteten Hetzereien und Klatschereien rührten überwiegend von dem Zivilkommissar Prinzen Karl Hohenlohe,[2]) einem als falsch und boshaft in weitesten Kreisen bekannten Manne, her. Dieser hatte sich auch nicht gescheut Andeutungen zu machen, daß Falckenstein

---

[1]) Die Aufzeichnungen über den eigentlichen Feldzug wurden — in erster Linie aus Raumgründen — fortgelassen, dafür obige Bemerkungen über den General Vogel v. Falckenstein eingerückt.

[2]) Älterer Bruder des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen (vgl. S. 117).

seine Stellung benutzt habe, sich persönliche Vorteile zu verschaffen; davon war, wie es ja meist bei Verleumdungen geht, doch etwas beim Könige haften geblieben. Auf welche Weise im Beginn des Krieges 1866 diese Stimmung sich verschlimmerte, ist von Lettow sehr gut dargestellt,[1]) nur den Anteil Manteuffels [2]) daran hat er nicht genug betont. Dieser hat vom ersten Tage seiner Unterstellung unter Falckenstein unredlich gegen den General gehandelt und in sehr häufigen direkten Schreiben an den König gegen ihn Stimmung zu machen versucht. Man muß wie ich in Berlin inmitten der Ereignisse gelebt und die Aufregung gesehen haben, die in den Tagen vom 21. Juni bis zur Kapitulation von Langensalza herrschte, um richtig ermessen zu können, wie leicht — und zum großen Teil ja auch begründet — es war, den König gegen den General aufzubringen. Es hieß: Falckenstein hat mehr Neigung zum Gouvernieren als zum Kommandieren, er ist ungehorsam, er läßt sich absichtlich nicht finden, er beherrscht die Situation nicht usw. Dazu die Sorge, die hannoversche Armee könne nach Süden entkommen, am 25. das Gerücht, sie marschiere auf Berlin, und sonstige meist telegraphisch von Berufenen und Unberufenen in die Welt gesetzte Abenteuerlichkeiten, der dringende Wunsch des Königs sich zur Armee nach Böhmen zu begeben und die Unmöglichkeit seiner Erfüllung, solange die hannoversche Armee noch nicht überwältigt war — da hatten denn die Gegner des Generals leichte Arbeit. Ob die Enthebung vom Kommando beschlossen gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen; damals habe ich jedenfalls nichts davon gehört. Zu einiger Entschuldigung Falckensteins ließ sich mancherlei sagen; [3]) er hatte Truppen, die mit Kolonnen, Trains usw. unzureichend versorgt waren, zum Teil, wie die unter Generalleutnant v. Beyer stehenden, schnell zusammengewürfelt und schritt, ohne anzufragen, zur Selbsthilfe, was man ihm wohl nicht verdenken kann. Sodann litt er sehr unter der großen Unordnung der Ressortverhältnisse; der König griff mehrfach selbständig ein, Kriegsminister und Chef des Generalstabes telegraphierten, ohne Verbindung miteinander zu haben. Manteuffel und der Koburger intrigierten, dazu arbeiteten die Telegraphen mehrfach unregelmäßig usw. Das alles war wohl dazu angetan, einen so selbständig und gewalttätig angelegten Mann unwirsch zu machen. Der Abschluß der Kapitulation brachte einige Beruhigung in die Gemüter, und die Tage bis Königgrätz ließen keine Zeit sich viel um Falckenstein zu bekümmern. Bald darauf fingen die Hetzereien aber wieder an und erhielten neue Nahrung durch die Verfügungen des Generals über die hannoverschen

[1]) v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, 3 Bde.
[2]) Von Sybel, a. a. O., V, S. 326, bestritten.
[3]) Anders Sybel, a. a. O., V, S. 327.

Pferde.[1]) Schließlich kamen infolge Unterbrechung der telegraphischen Verbindungen des Großen Hauptquartiers nach rückwärts und namentlich mit Falckenstein die Siege des Generals erst spät zur Kenntnis des Königs; ohne diesen Umstand wäre seine Enthebung vom Oberkommando [2]) sicherlich nicht erfolgt.

*

Nikolsburg, 24. Juli 1866.

Lieber Papa!

Wir sitzen nun hier mitten in den Friedensunterhandlungen.

Trotz aller Zweifler, deren es noch viele gibt, fasse ich die Lage so auf, daß der Friedensabschluß gesichert ist. Nach meinen Quellen steht die Sache so, daß Österreich unsere Forderungen, d. h. im wesentlichen Austreten aus dem Bunde und die Kriegskosten oder entsprechende Kompensation durch Territorialabtretungen und Alleinbesitz von Schleswig-Holstein, bewilligt. Seine treuen Bundesgenossen, mit denen wir noch nicht unterhandeln, überläßt es ihrem Schicksal resp. unserer Gnade.

Man glaubt hier, daß Hannover, Kurhessen, Nassau und Sachsen annektiert werden. Von Sachsen sagt man auch wohl, daß das Königreich nur erheblich beschnitten werde, aber sonst weiter bestehen sollte.

Die Masse der annektierten Länder fällt uns zu, mit kleineren Teilen werden die treugebliebenen Fürsten belohnt werden.

Die Süddeutschen werden am Geldbeutel gestraft.

Es wird uns hier immer klarer, daß Österreich vollständig fertig ist. Ein dreister Angriff mit 50 000—60 000 Mann, die wir am 18. wohl disponibel hatten, und Wien wäre in unsere Hand gefallen.

Preßburg hätten wir am 21. nach leichtem Kampf besetzen können.

Das Gefecht am 22. dort mußte leider um 12 Uhr abgebrochen werden.[3]) Fransecky hielt den Feind in der Front fest. Bose machte, geführt von ungarischen Förstern, auf Gebirgswegen eine Umgehung, die vollkommen gelang. Zweieinhalb österreichische Brigaden hätten die Waffen strecken müssen und zogen nun nach Eintritt der Waffenruhe an unseren Truppen vorbei, die ihnen den schmalen Weg verlegt hatten. Das berühmte Regiment Belgien der schwarzgelben

---

[1]) Falckenstein hatte, ohne anzufragen, über die hannoverschen Pferdebestände zugunsten seiner Armee verfügt. Da jene noch aus anderen Gründen sehr zusammengeschmolzen waren, gelangte nach Böhmen nicht das dort gewünschte und erhoffte Material.

[2]) Durch Königliche Order vom 11. Juli.

[3]) Gemeint ist das Gefecht bei Blumenau, wo preußischerseits der gleich darauf erwähnte Generalleutnant v. Fransecky und der ihm unterstellte General v. Bose kommandierten. Vgl. Der Feldzug von 1866. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes (1867), S. 534 ff.

Brigade, mit der man vor vier Wochen ganz Berlin ins Vorhorn jagen konnte, hat vom 71. Regiment gewaltige Schmiere bekommen.

Sehr interessant ist das Benehmen der ungarischen Bevölkerung. Überall Schimpfen auf Österreich und Sympathien für uns. Die Preßburger kamen aufs Schlachtfeld heraus, brachten Lebensmittel und wollten unsere Verwundeten zur Pflege übernehmen. Trotz der Nähe der österreichischen Truppen genierten sie sich nicht zu sagen, sie wollten einen preußischen Prinzen als König haben.

Die österreichischen Truppen, die hier gefochten haben, sind die Teten der geschlagenen Nordarmee, die nebst den Sachsen noch mit der Masse weit im Waagtal zurück ist.

Sollte kein Friede werden, so hätten wir durch die Waffenruhe einen gewaltigen Fehler gemacht.

Nun, glaube ich, wird das Große Hauptquartier bald nach Prag übersiedeln, wo der König wohl auch noch einige Zeit bleibt. Der Generalstab wird allerdings, um den ganzen Rückmarsch zu dirigieren, noch länger dort beschäftigt bleiben.

Wir arbeiten hier [1]) eben eine Dislokation aus, nach der die ganze Armee noch Böhmen und Mähren besetzt zu halten scheint. Hierüber sprich aber bitte mit niemand. Hiernach wird das Gardekorps in den nördlichen Teil Böhmens auf das rechte Elbufer gelegt und besetzt auch Prag.

Aus diesem Nest möchte ich gern bald fort. Mein Pfarrer ist ein ganz guter Kerl, mit seinem Essen bin ich auch zufrieden, schon weniger mit seinen Wanzen, mit denen ich allnächtlich in Konflikt gerate.

Das Bureau des Generalstabs ist eine schmutzige, dunkle Budike, in der man bei längerem Aufenthalt krank werden muß. Augenblicklich erfreue ich mich allerdings noch der besten Gesundheit [. . .]

Viele Grüße

Dein gehorsamer Sohn

Alfred.

Nikolsburg, 25. Juli.

Gleich bei meinem Eintritt in den Generalstab wurde mir der Auftrag, nach den uns zugänglichen Quellen zu berechnen, wann die von uns geschlagene Armee an der Donau ankommen würde. Ich habe diese Arbeit am 20. beendet und dem General Moltke persönlich eingehändigt. Das Gefecht bei Blumenau hat ergeben, daß ich den Marsch durch das Waagtal richtig berechnet hatte. Wieviel Truppen mit der Eisenbahn über

---

[1]) Mitte des Monats war Verfasser als Generalstabsoffizier dem Stabe des Oberkommandos zugeteilt worden.

Lundenburg auf Wien befördert und wieviel per Fußmarsch dahin gelangt seien, hatte ich nicht genau ermitteln können, es kam aber darauf hinaus, daß es die Masse der Kavallerie, ein Armeekorps und ein Teil der Sachsen gewesen sei, und dies ist, soviel ich weiß, auch richtig gewesen. Bei Blumenau stießen wir auf die Tete der durch das Waagtal marschierten Truppen. Es folgt hieraus, daß ein voller Sieg bei Blumenau mit seiner Ausbeutung Österreich einen weiteren schweren und vielleicht vernichtenden Schlag zugefügt haben würde.

Daß wir nicht schon früher und energischer angriffen, ist, wie manche meinen, die Schuld des Prinzen Friedrich Karl. Man hatte beim Oberkommando der ersten Armee einen Draht an die offizielle Leitung angelegt, um Telegramme abzulesen, und war dadurch zur Kenntnis von Waffenstillstandsverhandlungen gekommen; der Prinz wollte nicht ohne zwingenden Grund seinen Feldherrnruhm aufs Spiel setzen und verlangsamte den Vormarsch gegen Preßburg.

Hierbei möchte ich erwähnen, daß sich in der ersten Armee eine erhebliche Verstimmung gegen den Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der vom Prinzen Friedrich Karl sehr protegiert wurde, gebildet hatte. Er war beim Manöver ein ganz geschickter Kavallerieführer gewesen, hatte aber während des Feldzuges auffallend geringen Trieb gezeigt, war auch bei Königgrätz nicht weit nach vorn gekommen [...] Dabei ist wohl selten einem Avantgardenführer eine so dankbare Aufgabe zugewiesen worden. Es hat leider mehrere gegeben, die auf dem Tempelhofer Felde große Leute, seitdem die Kugeln pfiffen, aber recht klein waren.

Sehr erheblich beschäftigte uns natürlich der mögliche Donauübergang, über den verschiedene Projekte auftauchten. Ich glaube, daß es richtig gewesen ist, Hainburg als die geeignetste Stelle zu bezeichnen.

Nikolsburg, 29. Juli 1866.

Lieber Papa!

Die schnelle Beendigung des Krieges hat mich etwas verstimmt. Es ist aber gewiß unrecht und kann auch nichts helfen. Unser Hierbleiben hat sich leider noch um einige Tage verzögert. Der König ist mit kleinem Gefolge heute früh zur Elbarmee, die er noch gar nicht gesehen hatte, sieht dann noch einen Teil der ersten Armee und das Kavalleriekorps und kehrt Mittwoch zurück. Inzwischen fängt das Hauptquartier an abzumarschieren [...] Änderungen der Dispositionen sind indes noch wahrscheinlich. Die Armee tritt morgen den Rückmarsch an und bezieht Kantonierungen in Böhmen und Mähren. Ob sie dort noch bleiben wird, hängt wohl von der Erfüllung der Friedensbedingungen ab.

Sachsen wird übrigens nicht verkleinert, und es soll noch einige Chance sein, daß Österreich an Stelle von Geld sein Schlesien abtritt. Hannover, Kurhessen und Nassau werden faktisch eingesteckt [...] Jetzt kommen Abgesandte von allen Seiten hierher und wollen für ihre Souveräne noch etwas erreichen. Als vorher der König fortfuhr, fuhr Prinz Friedrich von Württemberg in die Stadt ein. Er wird nun wohl wieder umkehren. Gestern abend vergab der König einige Orden. Bismarck einen Hohenzollern, Roon und Moltke den Schwarzen Adlerorden, den sie sich auch ehrlich verdient haben. Prinz Karl bekam den Pour le mérite und war so gerührt, daß ihm die dicken Tränen herunterliefen. Es hat mich für ihn sehr gefreut. Daß er sich vor Kugeln nicht fürchtet, habe ich genugsam gesehen, und es ist gewiß ganz achtungswert, daß er als alter Mann freiwillig ins Feuer geht [...] Es wird wohl nächstens ein großer Ordensschub kommen, auch ist eine Königgrätzmedaille in der Luft. Ich würde es sehr bedauern, wir haben schon gar zu viel solch Zeugs.

Nachmittag.

Soeben bekomme ich meine Ernennung zum Major und bin, wie Du glauben wirst, glückselig. Wieviel ehrgeizige und tüchtige Leute werden durch mich übersprungen! Aber der Mensch muß schon Glück haben, sonst taugt er nichts. In der Artillerie besonders mache ich ein ganz ungeheures Geschäft. Nochmals adieu [...]

Dein gehorsamer Sohn

Alfred.

Mit Eintritt des Waffenstillstandes kamen von fast allen deutschen Staaten, gegen die wir Krieg geführt hatten, Unterhändler nach Nikolsburg; sie wurden aber nicht offiziell empfangen, sondern erhielten den Bescheid, daß wir hier nur mit Österreich unterhandeln wollten. Sachsen hat niemanden geschickt, weil Österreich für dasselbe eintrat, während es alle anderen deutschen Staaten einfach preisgab und uns überließ, mit ihnen zu tun, was wir wollten. Von Bayern erschien der Minister von der Pfordten, von Württemberg der Prinz Friedrich, Bruder unseres Prinzen August von Württemberg,[1]) nebst Minister Varnbüler. Ich traf beide — sie waren mir bekannt — beim Spazierenreiten unmittelbar vor der Stadt und ritt schnell zurück, um Bismarck zu avertieren, der mir auch dafür dankbar war und Vorsorge traf, „nicht zu Haus" zu sein. Von Hannover kam der mir von früher bekannte Flügeladjutant v. Haimbruch, er gelangte bis in den Schloßhof und wurde, ohne daß man ihm

[1]) Kommandierender General des Gardekorps.

den mitgebrachten Brief seines Königs abnahm, abgewiesen. Er spielte, im Regen auf dem Schloßhofe stehend, wirklich eine bedauernswerte Rolle und tat mir so leid, daß ich ihn einlud, in eines unserer Bureauzimmer, die zu ebener Erde lagen, einzutreten. Ein meiningischer Flügeladjutant, der eine Art von Schwarze-Husaren-Uniform trug und etwas unwahrscheinlich aussah, spielte eine ähnlich klägliche Rolle. Die Süddeutschen wurden angewiesen, da der Krieg dort noch weiterging, mit Manteuffel zu unterhandeln. Der Kurfürst von Hessen konnte niemand schicken, da er in Stettin interniert war. Vom Großherzog von Hessen und vom Herzog von Nassau ist meines Wissens niemand da gewesen. Die österreichischen Unterhändler waren Graf Károlyi und der Kriegsminister Graf Degenfeld. Sie wurden in einem Hause am Fuße des Schlosses einquartiert, welches an der Hauptstraße lag, und hatten aus ihren Fenstern anfangs das angenehme Schauspiel, unablässig Truppen in der Richtung auf Wien durchmarschieren zu sehen, unter anderem die Garde-Landwehrdivision und zahlreiche Kolonnen.

Das Große Hauptquartier war 84 Offiziere, 100 Beamte, 886 Unteroffiziere und Gemeine, 793 Pferde, 70 Fahrzeuge stark, also ein sehr schwer lenkbarer und noch schwerer unterzubringender Körper. Der Kommandant Oberstleutnant v. Krosigk zeigte sich als ein umsichtiger und sehr tätiger Mann und seiner Aufgabe gewachsen, wußte auch durch sein gewandtes und liebenswürdiges Auftreten öfter Unfrieden zu beseitigen. Jeder unbefangen Urteilende mußte aber sagen, daß die Größe des Hauptquartiers sehr übertrieben war und zu sehr üblen Zuständen hätte führen müssen, wenn es statt immer glatt vorwärts auch einmal rückwärts gegangen wäre. Überflüssig erschienen vom militärischen Standpunkte aus der Inspekteur der Jäger und Schützen Oberst Graf Dohna, sodann der Herzog von Ujest und der Fürst Pückler. Dieser hatte den König gebeten, ihn doch mitzunehmen, und der gute Herr war so schwach gewesen, es zu genehmigen. Pückler trug sich hauptsächlich mit der Idee, dem Könige ausgezeichnete Diners zu geben, und führte einen eigenen Küchenwagen mit allerhand Genüssen bei sich. Erfreulich war es schließlich, daß der würdige Fürst nicht recht zur Geltung kam, eigentlich sogar von allen Seiten mäßig behandelt und meist gar nicht beachtet wurde. Ujests Mitnahme entbehrte auch des rechten Zweckes, er war überall im Wege. Als der Waffenstillstand eintrat, wurde er Generalgouverneur von Mähren, seine Verwaltung machte endlose Unterhandlungen mit Österreich nötig. Daß der König seinen Bruder, den Prinzen Karl, mit ins Feld nahm, ist wohl nicht zu tadeln, wohl aber, daß dieser einen großen Stab bei sich führen durfte; 3 Offiziere als Adjutanten, 1 Kammerherr als Hofmarschall, 1 Leibarzt, 25 Lakaien, Köche, Diener usw., etwa 40 Pferde und 6 oder

7 Wagen waren doch wahrlich nicht nötig. Daß der Generalinspekteur der Artillerie seinen ganzen Stab bei sich führte, war unnütz. Der Kriegsminister, wenn er überhaupt mitgenommen werden mußte, was ich schlechthin für falsch halte, konnte mit weit weniger Offizieren und Beamten auskommen, als er in der Tat bei sich führte.

*

Ein Wort über Bismarcks Angriffe gegen den Generalstab in den „Gedanken und Erinnerungen".[1]) Während[2]) der kurzen Dauer des Krieges hatte sich herausgestellt, daß es gefährlich sei, Bismarck in die Details der Operationen einzuweihen; er war in der Korrespondenz mit seiner Frau unvorsichtig, vielleicht war ihm auch die Bedeutung gewisser Maßregeln nicht klar, jedenfalls sind durch seine Frau Absichten der Heeresleitung, die unbedingt geheimzuhalten waren, in ihrem Salon besprochen und auf diese Weise, natürlich mit Hilfe chiffrierter Depeschen fremder Diplomaten, schnell zur Kenntnis unserer Gegner gekommen.

Der Krieg ging so bald zu Ende, daß sich ein eigentlicher Konflikt daraus nicht entwickelte, wohl aber eine gewisse Verstimmung, die dadurch neue Nahrung bekam, daß Moltke den Krieg nicht vor den Toren von Wien beenden wollte. Da Bismarck seinen Willen durchsetzte — er hat auch recht gehabt, den Frieden schnell herbeizuführen —, so lag seinerseits eigentlich kein Grund zu einer Verstimmung vor.

Daß er — zu den Vorträgen Moltkes mehrfach zugelassen — in den letzten Tagen versucht hat, auf die Operationen einzuwirken, mag richtig sein; ich behaupte aber, daß er — wenn es geschehen sein sollte — sich dabei auf militärischen Rat gestützt hat; allein wäre er dazu nicht imstande gewesen, Roon wird ihn wohl instruiert haben. Bismarck irrt völlig, wenn er behauptet, der Marsch auf Preßburg und die Absicht, dort über die Donau zu gehen, sei auf seinen Rat hin erfolgt. Natürlich fing man sofort nach Königgrätz im Generalstabe an, sich mit der Möglichkeit eines Donauüberganges zu beschäftigen; die verschiedensten Vorschläge sind gemacht und besprochen worden. Augenscheinlich hat Bismarck davon keine Kenntnis erhalten, daß aus diesen Beratungen der Entschluß, den Übergang bei Hainburg zu versuchen, hervorgegangen ist.

An kleinen Reibungen hat es auch nicht gefehlt, unter anderem nahm es Bismarck sehr übel, daß eines Tages Benedetti überraschend erschien. Ich glaube gern, daß ihm dies unbequem war, er hätte doch aber die Möglichkeit voraussehen und dementsprechend ersuchen können, daß man es

[1]) Aus einer Mai 1899 in Hannover niedergeschriebenen Aufzeichnung.

[2]) Zum Folgenden vergleiche jedoch die verba ipsissima des Königs, Gedanken und Erinnerungen, II, S. 95.

verhinderte. Wenn die Etappenbehörden, die allerdings noch kaum eingerichtet waren, für solche Fälle instruiert gewesen wären, ließen sich der Reise Benedettis sehr gut Schwierigkeiten bereiten.

Im allgemeinen glaube ich aber mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß ernste und nachhaltige Verstimmungen zwischen Bismarck und Moltke aus dem Kriege sich nicht entwickelt haben. Im Gegenteil, beide hatten die Überzeugung gemeinsam Großes vollbracht zu haben; war das Verhältnis auch nicht intim, so bestand doch mindestens eine gegenseitige Wertschätzung.

Abschnitt III

Generalstabsoffizier beim Generalkommando in Hannover

(1866—1870)

Im August 1866 kam ich als Stabsoffizier des Generalgouverneurs nach Hannover.[1])

Generalleutnant v. Voigts-Rhetz war der erste Generalstabschef meines Vaters gewesen, als dieser das V. Armeekorps in Posen kommandierte. Er hatte in der Armee den Ruf eines gescheiten und sehr gebildeten Mannes, der sich in den verschiedensten Stellungen — im Generalstabe und Kriegsministerium, als Regiments-, Brigade- und Divisionskommandeur, zuletzt als Chef des Generalstabes der ersten Armee und Ratgeber des Prinzen Friedrich Karl — bewährt hatte. Er gehörte militärisch einer liberaleren oder, besser gesagt, moderneren Richtung an, hatte auch noch in neuerer Zeit wesentlich dazu beigetragen, die Kruppschen Gußstahlgeschütze trotz gewaltiger Widerstände zur Einführung zu bringen. Ich habe ihn in den dreieinhalb Jahren, die ich das Glück hatte, sein Untergebener und Vertrauter in allen geschäftlichen Angelegenheiten zu sein, als einen Mann von hervorragenden Gaben des Geistes und des Herzens kennen gelernt. Erhaben über die Kleinlichkeiten des Lebens, auch über den Wert des Geldes — er besaß nie Vermögen —, hatte er das Große und Wichtige im Auge. Da er selbst ein sehr fleißiger Arbeiter war, ließ sich sehr leicht mit ihm arbeiten; er liebte kurze und klare Vorträge und schenkte dem als gewissenhaft erkannten Untergebenen unbedingtes Vertrauen. Ich habe viel bei ihm gelernt. Dazu war er ein Mann von seltener Liebenswürdigkeit und guter Gesellschafter; voller Humor, hatte er Sinn für die Auffassungen der Jugend, mit der er gern verkehrte. Sein gutes Herz hat ihn manchmal dazu geführt zu nachsichtig zu sein. Er war seit einigen Jahren verheiratet mit einem aus Luxemburg gebürtigen Fräulein München, Tochter eines dort angesehenen Advokaten. Die erst einige 20 Jahre alte, schöne und lebhafte, ganz französisch erzogene Frau paßte insofern nicht für die jetzige Stellung des Generals, als sie, wie auch erklärlich Gegenstand schärffster Beobachtung der Hannoveraner, dem durch eine vielleicht etwas auffallende Erscheinung entgegenkam.

[1]) Aufzeichnungen aus späterer Zeit, wahrscheinlich den neunziger Jahren.

Sie hat sich aber in der Tat nichts vergeben und in der preußischen Gesellschaft eine sehr gute Stellung gemacht. Das Haus des Generalgouverneurs war eines der gastfreiesten, die ich je gesehen, und bildete den Mittelpunkt der preußischen Geselligkeit. Ich selbst habe dort, während von welfischer Seite Klatsch und Verleumdung nicht ausblieben, viel Freundschaft erfahren und bin dem unvergleichlich liebenswürdigen Ehepaar, vor allem dem klugen, weitblickenden General, zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Als die Katastrophe von 1866 eintrat, erfreute sich die hannoversche Königsfamilie im Lande keineswegs großer Beliebtheit. Der König war ein ganz gescheiter Herr, aber erfüllt von geradezu maßlosem Stolze, wozu die mit seiner Blindheit verbundene Unfähigkeit, räumliche Verhältnisse richtig zu erfassen, beigetragen haben mag. Es ist nachweislich die Frage ernsthaft erwogen worden, ob er überhaupt zur Thronbesteigung zugelassen werden sollte, und man kann annehmen, daß er ausgeschlossen worden wäre, falls er einen Bruder gehabt hätte. Von dem Range und der Bedeutung des welfischen Hauses hatte er übertriebene Vorstellungen, er träumte wohl von einer zukünftigen welfischen Großmacht. Daß sein Reich schon jetzt drei Ströme beherrsche, die Elbe, Weser und Ems, war bei ihm zu einer fixen Idee geworden. Sein Vater, der kluge König Ernst August, hatte ihm auf dem Sterbebette gesagt: „Dein Herz weist dich wohl nach Österreich, folge aber deinem Kopf und halte zu Preußen." Er ist diesem Rate aber nicht gefolgt, sein Welfendünkel ließ ihn sich von vornherein mehr scheinen als die Hohenzollern. Die Entfremdung von Preußen wuchs allmählich, wozu die schwankende Politik Friedrich Wilhelms IV., später die augustenburgische Frage und der Frankfurter Fürstentag das Ihre beitrugen. Die Differenzen mit den Bundestruppen in Holstein kurz vor Beginn des vierundsechziger Krieges hatten den König und auch die hannoverschen Offiziere sehr verbittert.

Als die politischen Verhältnisse sich im Anfang des Jahres 1866 zuspitzten, und man den Krieg kommen sah, gab es in Hannover, namentlich innerhalb der Armee, verständige Männer genug, die die Gefahren eines Bruches mit Preußen richtig erkannten und es an Warnungen nicht fehlen ließen. Sie wurden aber angefeindet und verdächtigt, endlich tatsächlich beseitigt. Die drei angesehensten aktiven Generale, der General der Kavallerie Gebser, der Chef des Generalstabes Generalleutnant v. Sichart und der Kommandeur der Artillerie Generalleutnant Müller wurden am Tage der Kriegserklärung ihrer Stellen enthoben und ersucht, ihren Aufenthalt zunächst in Braunschweig zu nehmen. Im antipreußischen Lager standen außer der Mehrzahl der Hofleute vor allem der Minister Graf Platen und der österreichische Gesandte Graf Ingelheim, eine Verstärkung fand diese Partei in dem österreichischen Feldmarschalleutnant Prinzen Karl Solms, dem Stiefbruder des Königs, der,

in besonderer Mission in Hannover anwesend, mit 800 000 schlagfähigen Österreichern zu imponieren wußte. Im großen Publikum war eine entschiedene Abneigung gegen Preußen nicht vorhanden. Der sich auf die städtische Bevölkerung stützende Nationalverein sah seine Ziele unter keinen Umständen durch Österreich gefördert; diese Kreise fingen im Gegenteil an, Vertrauen zur Tatkraft Bismarcks zu gewinnen. Die Landbewohner standen den ganzen Fragen fern; der zahlreiche Adel allerdings war weit eher österreichisch als preußisch gesinnt. Ein sehr beachtenswerter Faktor war das Beamtentum; im großen und ganzen aus besserem Material als ihre altpreußischen Kollegen, nahmen die höheren Beamten Hannovers eine angesehenere Stellung ein als die Offiziere; die ganze Verwaltung war gut organisiert und wurde ebenso geführt.

Die Unbeliebtheit des Königs hatte ihren Grund außer in seinem an Größenwahn streifenden, oft unnatürlichen Wesen in einer Reihe fehlerhafter politischer Maßnahmen, deren unheilvollste wohl die sogenannte Domänenausscheidung darstellte; bei dieser waren zur Erhöhung der königlichen Einkünfte sehr bedenkliche Mittel angewandt worden, um den Wert der einzelnen Domänen geringer erscheinen zu lassen. Ein alter der Dynastie sehr ergebener Herr sagte mir einmal in tiefer Betrübnis: „Seit dieser Zeit ruhte kein Segen mehr auf dem Königshause; es ging alles rückwärts." Sodann wurde das Treiben am Hofe allmählich derart, daß die üble Nachrede leider mehrfach Bestätigung fand. So hatte die Königin mit dem Rittmeister Prinzen Georg Solms von den Gardes du Corps ziemlich offenkundig ein intimes Verhältnis. Unter dem Vorwand, niemand verstehe es so gut, den blinden König zu führen, wurde er, obwohl Eskadronchef, im Schloß Herrenhausen einquartiert, und es war zweifellos seine Schuld, wenn der Ruf der Königin litt. Viel Anstoß erregte der Verkehr von Künstlern des Theaters bei Hofe, namentlich des Sängers Niemann und einer Dame, die als Vorleserin des Königs fungierte; sie wurden zu intimstem Verkehr zugelassen. Es war im Jahre 1866 soweit gekommen, daß adlige Familien den Hof mieden. Die Königin war eine gutmütige, aber sehr unbedeutende Frau. Der Kronprinz in beidem der Mutter ähnlich, stand 1866 bereits im 21. Lebensjahre, war aber geistig bei weitem nicht so entwickelt, wie Thronerben in solchem Lebensalter zu sein pflegen, hatte noch keine Neigung gezeigt, sich der elterlichen Aufsicht zu entziehen, und war in seinem ganzen Auftreten ziemlich kindisch. Seine Entwicklung ist wohl künstlich zurückgehalten worden. Als man dem König den Vorschlag machte, seinen Sohn doch nach Göttingen zu schicken, erwiderte er: „In einem halben Jahre bei mir lernt er mehr als in drei Jahren in Göttingen," eine für den Größenwahn ihres Urhebers charakteristische Bemerkung. König und Königin gehörten der strengen lutherischen

Richtung an und taten viel für kirchliche Bestrebungen; in der Geistlichkeit hatten sie vielleicht ihre sichersten Anhänger. Im großen Publikum fand man die Richtung zu orthodox und wollte auch nicht recht daran glauben, daß sie ganz aus dem Herzen kam, da man merkte, daß die Handlungen nicht immer in Übereinstimmung mit der zur Schau getragenen Gesinnung standen. Dazu kam, daß in letzter Zeit in der vornehmen Gesellschaft mehrfach unangenehme Skandalgeschichten vorgefallen und bekannt geworden waren. Der unglückliche Ausgang des kurzen Feldzuges verschlimmerte noch die Stimmung des Landes, vor allem der Armee, gegenüber dem königlichen Hause. Mit Recht war man empört über die mangelhafte Vorbereitung, sodann über die kläglichen Operationen, die zur Katastrophe geführt hatten. Dazu die Schmach der Kapitulation! Als die Offiziere in ihre Garnisonen zurückkehrten, war kein Groll oder gar Haß gegen uns vorhanden, sondern bei den meisten eine tiefe Erbitterung gegen den König und seine Ratgeber.

Ende Juli,[1]) also zu einer Zeit, als die Absicht der preußischen Regierung, Hannover seine Selbständigkeit zu nehmen, deutlich hervortrat, begann eine welfische Partei sich lebhaft zu regen. Ihr Anhang bestand zunächst aus den zahlreichen zum Hofe gehörenden Beamten, einem Teile des Offizierkorps, namentlich der Kavallerie und der Garde, die sich überwiegend aus den Söhnen des Adels rekrutierten, ferner aus allen denen, deren materiellen Interessen das Fortbestehen und Verbleiben des Königshauses erwünscht sein mußte, also z. B. dem Heer der Hoflieferanten und auch vielen kleinen Handwerkern, die mittelbar zum Hofe in Beziehungen standen. Als man sich über die Konsequenzen der Annexion klarer wurde, schloß sich der Partei der Adel, die Geistlichkeit und der Beamtenstand an. Obwohl in den letzten Jahren durch den stolzen König vielfach gekränkt und die heillose Wirtschaft bei Hofe nicht billigend, befürchtete der Adel eine Beeinträchtigung seiner bevorzugten Stellung. Mochte die Abneigung gegen den eigenen Herrscher auch lebhaft sein, der Haß gegen Preußen, der von jeher den hannoverschen Adel ausgezeichnet hatte, war noch größer; ein gewisser Grad ritterlichen Sinnes, der gebot, das unglückliche Königshaus in solchem Augenblick nicht zu verlassen, wirkte zweifellos mit und wurde durch die in Herrenhausen mit ihren beiden Töchtern zurückgebliebene Königin gewandt angefacht — kurz, man vergaß die alten Unbilden und bekannte sich fast ausnahmslos zur antipreußischen Partei. Die evangelische Geistlichkeit, vom König in ihrer orthodoxen Richtung stets begünstigt, fürchtete das Gespenst der Union. Die katholische Geistlichkeit hatte natürlich vom Beginn des Krieges an zu Öster-

[1]) Aufzeichnungen während des ersten Aufenthalts in Hannover (1866 bis Anfang 1870).

reich gehalten. (Es verdient hierbei erwähnt zu werden, daß in Westfalen Adel und Geistlichkeit die antipreußischen Bestrebungen in Hannover lebhaft begünstigten.) Für den Beamtenstand war Hannover das gelobte Land. Bei weit besserer Besoldung und höheren Rangverhältnissen als in Preußen waren die Anforderungen an die Leistungen des einzelnen geringer; es lag daher nahe, daß in dieser unverhältnismäßig zahlreichen Klasse der Bevölkerung der Wunsch zur Vereinigung Hannovers mit Preußen nicht gerade lebhaft sein konnte und eine antipreußische Agitation hier sowohl ein fruchtbares Feld der Tätigkeit als auch eine wesentliche Hilfe fand. Der Bauer, wie überall indolent, wurde durch die Geistlichkeit und den namentlich in den althannoverschen Landesteilen sehr zahlreichen Landadel aufgehetzt. Die allgemeine Wehrpflicht, höhere Steuern und die unierte Kirche, die ihnen als etwas Entsetzliches dargestellt wurde, mußten als sehr wirksame Schreckmittel herhalten. Es stellte sich bald heraus, daß außer der ostfriesischen und der Mehrzahl der an der unteren Elbe und Weser wohnenden ländlichen Bevölkerung eine wirklich preußische Partei nur in den vom Nationalverein beherrschten, also hauptsächlich in den industriellen Kreisen, daher überwiegend in den Städten und in dem intelligenteren Teil der Bevölkerung zu finden war. Die hannoverschen Offiziere mieden jeden Verkehr mit den preußischen Militärs, so daß Konflikte nicht vorkamen. Nur in Celle machte der Kommandeur des Regiments Cambridge-Dragoner, Oberstleutnant Graf Kielmannsegge, sich schon zu dieser Zeit als ein exaltierter Preußenfeind bemerkbar, und es muß wohl meist seinem Einfluß zugeschrieben werden, daß auch später mehrfach Offiziere und Unteroffiziere seines Regiments als tätige Agenten der welfischen Partei auftraten. Der einzige Ort, in welchem eine wirklich erregte Stimmung herrschte, war Hannover, wo Menschenansammlungen und Zusammenstöße auf der Tagesordnung blieben. Eine tiefere Bedeutung lag dem noch nicht zugrunde, doch war nicht zu verkennen, daß man von der einen Seite eifrig bestrebt war, Unruhe zu stiften oder zu erhalten, dabei aber, um nicht ernste Maßregeln herbeizuführen, wirkliche Ruhestörungen sorgfältig vermied.

Einen tätigen Anteil hieran nahm die in Herrenhausen wohnende Königin. Sie empfing täglich Deputationen aus allen Ständen, mit besonderer Vorliebe aus den niedrigsten, und suchte durch Liebenswürdigkeit die verlorene Popularität wiederzugewinnen. Scharen von Kindern zogen, mit den hannoverschen Farben geschmückt, nach Herrenhausen hinaus und wiederholten, da man ihnen dort Speisen verabreichte, natürlich gern ihre Besuche. Keinen Tag unterließ die Königin, sich öffentlich und möglichst auffallend zu zeigen. In tiefer Trauer fuhren sie und beide Prinzessinnen mit einem Schimmelgespann und rotgekleideten Lakaien

umher, die Grüße freundlichst erwidernd. Die Offizierkorps wurden, was früher nur bei feierlichen Gelegenheiten geschehen war, in Herrenhausen empfangen und mit der größten Liebenswürdigkeit behandelt. Der Refrain war natürlich stets Aufforderung zum Ausharren in der Treue, Tränen und Versicherungen der steten Anhänglichkeit usw. Vorderhand war jedoch trotz allem die überwiegende Mehrzahl der Offiziere davon überzeugt und auch mit dem Gedanken ausgesöhnt, daß ihnen, den Verhältnissen entsprechend, nichts übrigbliebe, als in preußischen Dienst zu treten. Es ist ganz sicher, daß dieselben Leute, die sich später dazu verleiten ließen, in der feindseligsten Art gegen Preußen aufzutreten, und von denen die meisten schließlich in sächsischen oder anderen norddeutschen Dienst traten, damals, wenn die Gelegenheit sich geboten hätte, ohne Bitterkeit dem Könige von Preußen den Eid geleistet hätten.

Am 21. September, dem Geburtstage des Kronprinzen von Hannover, fanden Exzesse etwas ernsterer Art statt. Im Laufe des ganzen Tages zogen große Menschenmengen aus allen Ständen, teils dem niedrigsten Pöbel angehörig, nach Herrenhausen und betrugen sich namentlich bei der Rückkehr höchst lärmend. Gegen Abend gab es Aufläufe an der Statue des Königs Ernst August, die man mit Blumen zu schmücken versuchte, und Zusammenrottungen lärmender Pöbelmassen. Unverkennbar hatte sich die Stimmung der Bevölkerung, besonders in der Stadt Hannover, wesentlich verschlechtert.

Nachdem am 29. September das Gesetz über die Einverleibung im „Staatsanzeiger" erschienen war, verließ die Königin Marie, der man alle Rücksicht erwiesen hatte, Herrenhausen und begab sich nach dem Schloß Marienburg bei Nordstemmen. Da das Stadtschloß nunmehr als preußisches Staatseigentum anzusehen war, auch die Silberkammer sich eingemauert darin befand, wurde es mit einer Offizierwache besetzt und auf ihm die preußische Flagge gehißt. Da die preußische Regierung noch gar nichts über die Absichten hinsichtlich der hannoverschen Armee verlauten ließ, so wurde dies von Übelwollenden dahin gedeutet, daß man die Offiziere und Unteroffiziere überhaupt nicht in die Armee aufnehmen wolle.

Man konnte die hannoversche Armee entweder im großen und ganzen fortbestehen lassen, sie nur nach preußischem Muster reorganisieren, mit preußischen Offizieren stark durchsetzen und als neues Armeekorps der preußischen einreihen, oder die bestehenden Truppenverbände auflösen und Offiziere und Mannschaften in preußische Regimenter einstellen. Beide Maßregeln hatten Vor- und Nachteile, die gegeneinander abzuwägen waren. Der wohl einmütige Wunsch der hannoverschen Armee war der, daß man sich für ersteren Weg entscheiden möchte, was vom General-

gouverneur befürwortet wurde. Auf seinen Bericht erging kein Bescheid, aus mancherlei Anzeichen war aber zu schließen, daß eine Wiederherstellung der hannoverschen Regimenter keinesfalls beabsichtigt werde. Der Gouverneur empfahl weiter, daß man von der Leistung des Eides für den König von Preußen vorläufig absehen und die Betreffenden nur auf Handschlag verpflichten möchte, treu und redlich zu dienen. Natürlich konnte man hierzu nur im äußersten Falle schreiten und durfte vorher kein Mittel unversucht lassen, eine Eidesentbindung herbeizuführen.

Hannoverscherseits machte man sich die Frage sehr leicht, indem man die Kapitulation von Langensalza mit hineinzog. Man sah von der Falckensteinschen [1]) Kapitulation ganz ab, wollte nur die Manteuffelsche [2]) als zu Recht bestehend ansehen und interpretierte den Passus „und behalten demnächst Kompetenzen usw." so, daß allen Offizieren und Unteroffizieren ihre gesamten Diensteinnahmen dauernd garantiert seien. König Georg entblödete sich nicht zu behaupten, er habe in seiner landesväterlichen Fürsorge in die Kapitulation erst nach Sicherstellung seiner treuen Offiziere und Unteroffiziere eingewilligt. Sein Bestreben ging vor allem dahin, sich für spätere Zeiten seine Armee zu erhalten; gelang es ihm, die obige Auslegung der Kapitulation durchzusetzen, so war dies erreicht, denn weder die Offiziere in ihrer Mehrzahl noch die Unteroffiziere würden sich bemüht haben, in preußischen Dienst zu treten. Mit der ausreichenden Bezahlung konnten sie der Zukunft ruhig entgegensehen. Es wurde nun versucht, auf Offiziere und Unteroffiziere einzuwirken. Man forderte sie in Flugschriften auf, ihrem Eide treu zu bleiben und auszuharren, da ein Umschwung der Verhältnisse und baldige Rückkehr des Königs bevorständen. Durch [...] Göttinger Professoren wurde in Rechtsgutachten die Verpflichtung der preußischen Regierung zur dauernden Fortzahlung der Kompetenzen behauptet, so daß mancher Verständige und natürlich alle, die lieber im Nichtstun verharrt hätten, wirklich anfingen zu glauben, das Recht sei auf ihrer Seite. Einen wesentlichen Zuwachs erhielt die Zahl dieser sogenannten Kapitulationsanhänger, als auch nach der Proklamation der Einverleibung die Kompetenzen weiter gezahlt wurden. Man legte es so aus, daß Preußen hierdurch stillschweigend seine Verpflichtung dazu anerkenne und sich wohl scheue, vertragsbrüchig zu werden. In den Offizierkorps fingen die enragierten Welfenanhänger an, immer mehr Terrain zu gewinnen und die andere Partei zu tyrannisieren, die erwartete, daß die preußische Regierung ihnen zu Hilfe kommen und eine schnelle Entscheidung herbeiführen werde. Die Leitung dieser antipreußischen Bestrebungen hatte zweifellos der Oberst

[1]) Hauptquartier Groß-Behringen, den 28. Juni 1866.
[2]) Langensalza, den 29. Juni 1866.

Dammers,[1]) der es aber verstand, sein Treiben schlau zu verbergen und niemals mit seiner Person hervorzutreten. Vor allem war man bemüht, selbständige Schritte einzelner zu verhindern. Dem kam der Umstand zu Hilfe, daß die ersten Offiziere, welche sich zum Eintritt in die preußische Armee meldeten, in Berlin ziemlich kühl empfangen wurden. Sie erhielten keinerlei Versprechungen, sondern nur den Auftrag, sich zunächst ihrer Verpflichtungen gegen König Georg zu entledigen. Dieser lehnte nun jedes Abschiedsgesuch ab, so daß, da auf der anderen Seite keine Garantien gegeben wurden, die Zahl derjenigen, welche ihren Abschied forderten, eine sehr geringe blieb. Obwohl nun durch den Generalgouverneur eine baldige Erledigung der wichtigen Angelegenheit wiederholt als dringend wünschenswert bezeichnet wurde, verging eine Woche nach der anderen, ohne daß auch nur ein Anzeichen der nahenden Entscheidung sich bemerkbar machte. Die Stimmung im hannoverschen Offizierkorps verschlechterte sich deutlich; und da seitens der preußischen Regierung tatsächlich nichts geschah, von gegnerischer Seite aber auf das lebhafteste gewühlt wurde, so war dies auch kaum anders möglich. Große Enttäuschung erregte die Formation der neuen Regimenter. Man hatte sich nach und nach mit dem Gedanken ausgesöhnt, die alten hannoverschen Regimenter nicht wieder erstehen zu sehen, hoffte aber, bei den Neuformationen berücksichtigt zu werden. Als nun die hessischen und nassauischen Offiziere angestellt, und die neuen Offizierkorps fertig zusammengesetzt waren, fühlte man sich benachteiligt. Jedenfalls sah man voraus, daß eine Anstellung nunmehr nicht anders zu ermöglichen sei als durch Verteilung über die ganze preußische Armee, und gerade dies erfüllte viele mit Bangen.

Man trug sich in Berlin entschieden mit der Hoffnung, daß König Georg aus freien Stücken sich zu einer allgemeinen Eidesentbindung entschließen und man also nicht genötigt sein würde, in dieser delikaten Frage Entscheidungen zu treffen, von denen vorauszusehen war, daß sie vielfach Gewissensskrupel erzeugen mußten. Erklärte man den Eid als rechtlich durch die Einverleibung erloschen, so würden sich viele Offiziere wohl entschlossen haben, in preußischen Dienst zu treten, schon um sich eine Existenz zu schaffen. Der bessere Teil des Offizierkorps, auf den es uns gerade ankommen mußte, war dies aber keinesfalls, und es blieb sehr zu bedenken, ob der erreichte Zweck zu den Folgen, die ein solcher Vorgang nach sich ziehen konnte, im Verhältnis stand. Daß man solche gewaltsame Interpretation des Eides unterließ, war gewiß richtig, von König Georg jedoch

[1]) Vgl. Erinnerungen und Erlebnisse des k. hannoverschen Generalmajors Georg Friedrich Ferdinand Dammers, herausgegeben von seinem Sohne, Hannover 1890, S. 153 ff.

ein freiwilliges Nachgeben zu erwarten eine arge Verkennung der Person. Die erste Entscheidung in den Angelegenheiten der hannoverschen Armee erfolgte durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 13. Oktober, wodurch in allen neuen Provinzen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. In einer Verfügung des Kriegsministeriums vom 3. November wurde bestimmt, daß die Einstellung des Jahrgangs 1866 am 1. Dezember erfolgen solle. In derselben Verfügung wurde nun auch ausgesprochen, daß der Umstand, daß König Georg seine Armee des Eides nicht entbunden habe, die Betreffenden nicht von der Erfüllung der Pflichten gegen den Staat und das neue Oberhaupt befreien könne. Bei den Offizieren wolle man zunächst keinen Zwang ausüben, sondern dem einzelnen überlassen, sich mit seinem Gewissen abzufinden. Wegen der Fortgewährung der durch die Kapitulation von Langensalza bewilligten Kompetenzen sprach sich das Kriegsministerium dahin aus, daß hinsichtlich der Unteroffiziere eine Verpflichtung nur dann anerkannt werden könne, wenn diese auch ihrerseits die Pflichten, die ihnen dem preußischen Staate gegenüber oblägen, zu erfüllen bereit wären. Die Frage der Offiziere vermied man zu berühren. Unter dem 30. Oktober wurde die Formation des X. Armeekorps befohlen und der Generalgouverneur unter Belassung in seiner bisherigen Stellung zum Kommandierenden General des Korps ernannt. Der bisherige militärische Stab des Generalgouvernements wurde zum Generalkommando versetzt.

Infolge [1]) Kränklichkeit des im Oktober 1866 als Chef des Generalstabes zum Generalkommando versetzten Obersten v. Ziemietzky war mir die Leitung der Geschäfte mit geringen Unterbrechungen mehr als anderthalb Jahre zwar nicht tatsächlich übergeben, aber doch der Hauptsache nach zugefallen. Der Umfang der Arbeiten war ein sehr bedeutender. Außer den regelmäßigen, bei einem Armeekorps zu erledigenden Geschäften handelte es sich hier um die Neuformation des Korps, dessen Dislokation bei den sehr unzureichend vorgefundenen hannoverschen Einrichtungen, die Überführung der hannoverschen Mannschaften in preußische Dienstverhältnisse, die Übernahme bzw. Pensionierung des Unteroffizier- und besonders des Offizierkorps, die Anerkennung von etwa 2100 hannoverschen Invaliden aus dem Feldzug; ferner die Beobachtung der inneren politischen Verhältnisse, die bei den frühzeitig sich entwickelnden Umtrieben eine besondere Aufmerksamkeit und Tätigkeit erforderten; den Verkehr mit den Zivilbehörden im Lande und den Ministerien in Berlin, beziehungsweise direkt mit dem König infolge der Stellung des Generals als Generalgouverneurs usw. In all diesen Sachen hatte ich bald

[1]) Von hier an bis zum Schluß Aufzeichnung aus Paris, Mitte Februar 1870.

das volle Vertrauen meines Chefs. Als mit der Auflösung des Generalgouvernements und der allmählichen Abwicklung der außergewöhnlichen Geschäfte mehr Ruhe eintrat, fand ich auch die Zeit, meiner Passion zur Jagd, zum Reiten und allem, was dahin gehört, nachzugehen. Um mich wieder im praktischen Dienst zu bewegen und dabei auch Neues zu lernen, erbat ich mir eine Dienstleistung bei dem in Hannover stehenden Ulanenregiment Nr. 13. Ich übernahm im Frühjahr zum Beginn des Eskadronexerzierens die 2. Eskadron und habe sie bis zur Vorstellung geführt. Als ich durch das Führen der Eskadron die Überzeugung gewann, daß ich Geschick zum Kavalleristen hätte, faßte ich den Entschluß, wirklich Kavallerist zu werden.

Anfang 1869 erhielt ich vom General v. Hindersin, dem Generalinspekteur der Artillerie, das Anerbieten, Militärattaché in England zu werden. Meine unter der Hand angestellten Erkundigungen[1]) ergaben, daß dies eine rein artilleristische Stellung sein würde. Ich würde bei dem damaligen Stande unserer und der englischen Waffentechnik durch Berichterstattung für die Artillerieabteilung und für die Artillerie-Prüfungskommission in hohem Maße in Anspruch genommen und überhaupt in eine Richtung gebracht worden sein, die meinen Neigungen und Anlagen gar nicht entsprach. Da ich entschlossen war, mich aus der Artillerie herauszumanövrieren, so lehnte ich, um nicht inkonsequent zu sein, ab. Nebenbei hatte England, obwohl ich es nicht kannte, für mich wenig Anziehungskraft. Sehr bald darauf ging mir vom Generalstabe in Berlin die Mitteilung zu, daß ich vom General v. Moltke zum Militärattaché in Florenz in Vorschlag gebracht sei; auf nähere Erkundigung erfuhr ich, daß man auch nach Wien einen Militärattaché schicken wolle. Wien schien mir das angenehmste, und ich bemühte mich — wenn ich überhaupt in solche Stellung sollte — um diesen Posten. Hierüber verging das Jahr 1869, und ich erhielt zu meinem nicht geringen Erstaunen die Nachricht, daß weder Wien noch Florenz, sondern Paris mein Ziel sei. Die betreffende Kabinettsorder war vom 13. Januar 1870. Ich wurde unter Aggregierung beim Generalstabe der Armee zur Botschaft nach Paris kommandiert. Den 20. Januar meldete ich mich in Berlin und hielt mich einige Tage dort auf, um mich über meine Stellung zu orientieren und meine Instruktionen entgegenzunehmen. Der König empfing mich allein in seinem kleinen Kabinett. Zum Schluß sagte er mir: „Machen Sie Ihre Sache so gut, wie Sie es bisher in allen Stellungen gemacht haben" und befahl mir, kurz vor meiner Abreise noch einmal zu ihm zu kommen. Am 24. kehrte ich nach Hannover zurück, um meine Geschäfte dem Nach-

---

[1]) Vor allem durch ein Schreiben des S. 10 u. 25 erwähnten Majors v. Brandt.

folger zu übergeben und meinen Hausstand aufzulösen. Nach einer Reihe von Abschiedsfesten war ich endlich am 2. Februar mit allem fertig und verließ endgültig Hannover; mein dreieinhalbjähriger Aufenthalt dort war auch nicht durch die kleinste Wolke getrübt worden.

Der König empfing mich am 4., wiederum allein. Er ging etwas mehr auf die politischen Verhältnisse ein. Er sagte ungefähr: Wenn er auch sonst keine Sympathien für den Kaiser Napoleon habe, so müsse er ihm doch für die Haltung während des Krieges 1866 dankbar sein. Er wisse sehr wohl, daß diese Haltung weniger in wohlwollenden Intentionen für uns, als in unrichtiger Auffassung der Verhältnisse, namentlich unserer Leistungsfähigkeit, begründet gewesen sei. Das Faktum bleibe aber immer bestehen, daß die Franzosen uns nicht gestört hätten[1]), und das würde er dem Kaiser immer danken. Dann fügte er hinzu, es sei jetzt zweifellos festgestellt, daß am Abend des 3. Juli der Befehl zu ernsten Rüstungen der französischen Armee unterschrieben, am 4. früh, als Nachrichten über die Größe der Niederlage der Österreicher eingegangen waren, aber wieder zurückgezogen worden sei.[2]) Als er mich entließ, sagte er: „Ich hoffe, Sie werden die Stellung zu meiner Zufriedenheit ausfüllen; aber auch zu der Ihres Papas." Am 5. wurde ich vom Kronprinzen empfangen, der ganz besonders freundlich war und mir von sich und der Kronprinzessin Grüße für Kaiser und Kaiserin auftrug.

Am 6. Februar empfing mich Bismarck; er nahm mich in sein Arbeitskabinett, gab mir eine Zigarre und ließ mich Platz nehmen. Ich war wohl eine halbe Stunde bei ihm, und er sagte mir etwa folgendes:

„Die politische Lage ist augenblicklich die eines idyllischen Friedenszustandes. Wie lange dies dauert, kann niemand wissen. Jedenfalls haben die Franzosen jetzt so viel im Innern zu tun, daß sie an äußere Verwicklungen nicht denken. Napoleon stützt sich hauptsächlich auf die Armee und kann, solange sie sicher bleibt, sich schon etwas auf Experimente im Innern einlassen. Fängt sie an zu wanken, so steigen die Chancen seiner Widersacher im Lande, und dann kann wohl ein Ableiten in äußeren Verwicklungen gesucht werden; das scheint mir das einzige, was augenblicklich Aussicht auf einen Krieg eröffnen könnte." Graf Bismarck warnte mich vor übereilten Urteilen, wie sie mein Vorgänger[3]) häufig abgegeben hätte, und besonders davor, den Äußerungen, die ich in legitimistischen und

[1]) Eigentlich wohl mehr: Daß die zahlreichen, tatsächlich erfolgten Störungen der Franzosen (aus dem erwähnten Grunde) im Rahmen diplomatischer Aktionen geblieben waren.

[2]) Tatsächlich war es nur nahe daran; es ist aber damals schließlich kein Rüstungsbefehl erfolgt, also auch nicht zurückgenommen worden. Vgl. Erich Brandenburg, Die Reichsgründung, II, S. 172. Sybel, a. a. O., V, S. 223 ff., besonders S. 226.

[3]) Oberstleutnant v. d. Burg.

orleanistischen Kreisen hören würde, zu sehr Glauben zu schenken. Dann riet er mir, mich mit dem Botschafter Baron Werther gut zu stellen. „Er ist kein Schwalbenfänger, aber ein guter und durchaus ehrenwerter Mann; bitten Sie ihn darum, daß er Ihnen die Depeschen zu lesen gibt; er wird es gern tun, und mir ist es lieb, wenn Sie Kenntnis davon haben." Schließlich ging die Unterhaltung noch auf hannoversche Verhältnisse über. Ich war ohne Mitwissen anderer und nur durch eine Mittelsperson [1]) mit Bismarck über hannoversche innere Verhältnisse in Korrespondenz gewesen, und er hatte mir darin ein ganz besonderes Vertrauen geschenkt. Er dankte mir für meine Berichte und sagte schließlich, daß er immer auf mein Urteil großen Wert legen würde.

Im Generalstabe ließ ich mir alles vorlegen, was meine Vorgänger berichtet hatten, und was sonst von Agenten eingegangen war. Was mein letzter Vorgänger geschrieben hatte, machte mir keinen großen Eindruck. Ich hatte das Gefühl, daß mir die Konkurrenz mit ihm nicht schwer fallen würde. Ein Krieg mit Frankreich war seit Jahren meine Passion gewesen, ich hatte mich ziemlich gründlich mit den Verhältnissen der französischen Armee bekanntgemacht und die Chancen eines Krieges eingehend erörtert. Major v. Brandt, der dem Nachrichtenwesen vorstand, rüstete mich mit allen möglichen Berichten über die französische Armee aus und versprach mir, einen Agenten ganz zur Verfügung zu stellen. Mein Wunsch war es, mich in Spandau mit der Gewehrfrage gründlich vertraut zu machen. Leider fehlte mir die Zeit, da ich aufgefordert wurde, so bald wie möglich abzureisen.

Der Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, General v. Podbielski, bat mich dringend, nicht allzu günstig über das Chassepotgewehr zu berichten. Er sagte: „Der König bereitet uns nach solchen Berichten schwere Stunden, und wir können nichts ändern, denn es fehlt das Geld, ein neues Gewehr anzuschaffen. Nebenbei hat das Chassepot viele Mängel, und es ist noch sehr die Frage, ob es unserer Waffe überlegen ist. Nehmen wir ein anderes Gewehr an, so gibt es jedenfalls bessere als das französische. Ihr ältester Bruder — Georg [2]) war im Sommer mehrere Wochen im Lager von Chalons gewesen, hatte sich das Gewehr gründlich angesehen und vor seiner Überlegenheit ernsthaft gewarnt — hat sich von den Franzosen imponieren und gehörig Sand in die Augen streuen lassen." Ich sah recht deutlich aus der Konversation, wie man mit aller Überlegung den König in der Gewehrfrage zu täuschen suchte, und das empörte mich. Ich ließ es natürlich Herrn v. Podbielski nicht merken, nahm mir aber vor, allein nach meiner Überzeugung zu berichten.

[1]) Den Geheimrat Wehrmann, vortragenden Rat im Staatsministerium.

[2]) Oberst Graf Georg v. Waldersee, vgl. u. S. 71.

Am 7. Februar abends verließ ich Berlin. Mein Vater, Gouverneur der Hauptstadt, war als hoher Siebziger seit etwa einem Jahre auffallend gealtert. Er hatte den König vor einigen Tagen um seinen Abschied gebeten, weil er sich körperlich zu gebrechlich fühlte, seinem Dienst noch länger vorstehen zu können. Der König hatte in sehr gnädiger Weise geantwortet, er wolle es sich noch überlegen, der Entschluß stand aber bei meinem Vater fest. Dies sowie seine zunehmende Kränklichkeit stimmten ihn sehr weich. Es war ein sehr schwerer Abschied, ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß ich meinen Vater wohl nicht mehr wiedersehen würde. Die Versetzung nach Paris bezeichnete einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben; ich kam aus liebgewordenen Verhältnissen plötzlich in ganz neue, mir bisher vollständig fremde unter ganz unbekannte Leute. Es beschlich mich eine ernste Stimmung; ich stand vor einem der Momente im Leben, wo man über Vergangenheit und Zukunft gründlicher nachdenkt als sonst wohl. Mein gutes Soldatentemperament bekam aber bald die Oberhand, ich streifte alle Sorgen ab und beschloß, mit frischem Mut und auf niemand als mich selbst rechnend der Zukunft entgegenzugehen.

Abschnitt IV

Als Militärattaché im Paris von 1870

Paris, Ende Februar 1870

Am 9. Februar früh gegen 10 Uhr traf ich auf dem Nordbahnhof in Paris ein. Ich hatte mir im Hôtel du Danube, Rue Richepanse, also unmittelbar an der Madeleine, Wohnung bestellt und bin dort recht gut untergekommen. Der Botschafter Baron Werther empfing mich sehr freundlich. Er ist erst seit kurzer Zeit von Wien hierher versetzt; man sagt, sehr gegen seinen Wunsch. Seine Familie ist noch nicht hier. Zur Botschaft gehören Graf Solms-Sonnenwalde als erster und Fürst Lynar als zweiter Sekretär. Attachés sind zur Zeit nicht vorhanden. In der Kanzlei waren ein alter Geheimer Hofrat Gasperini, ich glaube schon seit 30 Jahren, ein Hofrat Taglioni, Bruder der Berliner Tänzerin, jetzigen Fürstin Windisch-Grätz, und ein ganz junger Herr Villaret. Von Militärs befanden sich dort: Oberstleutnant v. d. Burg als mein Vorgänger, also in offizieller Eigenschaft, und vom Generalstabe auf je zwei Jahre kommandiert die Hauptleute v. Winterfeld, v. Bülow und v. Stückradt, die zur Botschaft keine eigentlichen Beziehungen haben, aber unter dem Militärattaché stehen. So wird man hier genannt; es ist dies keine ganz präzise Bezeichnung, Militärbevollmächtigter ist man aber auch nicht.

In Paris spielt die Geldfrage eine große Rolle, es verdient also erwähnt zu werden, wie ich in dieser Beziehung gestellt bin. Ich habe mein Stabsoffiziersgehalt von 1900 Talern jährlich, aber keine Rationen und keinen Servis, dazu pro Tag: vom Kriegsministerium 4 Taler 20 Silbergroschen, vom Ministerium des Äußern 6 Taler, also jährlich 5793 Taler 20 Silbergroschen. Es ist dies für preußische Begriffe ein ganz gutes Gehalt. Wie es zu Pariser Verhältnissen paßt, kann ich natürlich noch nicht übersehen.

Der Militärattaché hat in der Botschaft keine Wohnung, aber ein Bureau. Rechts und links vom Eingang liegt ein Pavillon. Der rechte enthält unten die Wohnung des Concierge, oben die Kanzlei. Der linke unten Stallung, oben Kutscherwohnung, ein Zimmer für Herrn Villaret und zwei kleine, sehr niedrige, einfensterige Zimmer als Militärbureau. Sie sind mit roten Fliesen gepflastert, haben keine Fußdecken, sind schrecklich kalt und sollen im Sommer unerträglich heiß sein. Die Möbel sind kaum dem Bedürfnis entsprechend und sehr schlecht.

Mein Vorgänger hatte in Berlin Urlaub nachgesucht und auch erhalten, um mir die Geschäfte zu übergeben und mich in meine Stellung einzuführen; dies geschah in den nächsten Tagen. Wir gingen ins Kriegsministerium, gaben beim Minister, général de division Le Bœuf, der nicht zu Haus war, Karten ab, dann wurde ich seinem Kabinettschef Colonel d'Ornant als der Persönlichkeit vorgestellt, mit der allein ich dienstlich zu verhandeln hatte. Hierauf fuhren wir zu den Kollegen der anderen Großmächte: Oberstleutnant Graf Welsersheim von Österreich, Prinz Wittgenstein und Kapitän Leontiew von Rußland und Oberst Claremont von England. Sie waren sämtlich nicht zu Haus, wir gaben Karten ab, und die Sache war erledigt. Eine sonstige Übergabe von Geschäften usw. fand nicht statt, weil nichts zu übergeben war als ein wenig geordnetes Bureau. Ich wäre ebenso weit gekommen ohne Hilfe von Burg und nach meinem Gefühl sogar noch etwas weiter, denn es wurde mir nach einigen Tagen durch Gespräche mit den anderen Militärattachés klar, daß ich mich gegenüber dem Kriegsminister nicht sehr höflich betragen hatte. Es wäre besser gewesen, mich ihm in Uniform vorzustellen oder eigentlich bei ihm zu melden und ebenso frühzeitig die Bekanntschaft der hohen militärischen Würdenträger und noch einiger Leute aus dem Kriegsministerium zu machen. Zur Entschuldigung von Burg muß ich anführen, daß man es ihm gegenüber französischerseits längere Zeit hindurch ebenfalls an Rücksicht hatte fehlen lassen, wie denn überhaupt die Stimmung seit der Luxemburger Frage namentlich in militärischen Kreisen eine sehr erregte gewesen sein soll. Burg gab indes zu, daß dies seit dem Tode des Kriegsministers Marschall Niel augenscheinlich anders geworden war. Ich hatte jedenfalls keinen Grund, so brüsk aufzutreten wie er.

Ich hatte gehofft, mein Vorgänger würde mir besondere Quellen nachweisen und Agenten übergeben, täuschte mich da aber. Er empfahl mir lebhaften Verkehr mit den übrigen Militärattachés, den ich wohl auch ohne seinen Rat gepflogen haben würde, und gab mir die Adresse der Direktrice eines Modewarengeschäfts, die Mätresse des Generals Lebrun wäre, und durch die man, da der General in ernsten Fragen jedenfalls gehört würde, mancherlei erfahren könne. Sie habe sich anheischig gemacht, seinerzeit den Operationsplan gegen uns zu beschaffen. Der Verkehr mit ihr mußte durch ihren Bruder vermittelt werden. Durch den Major v. Brandt[1]) erhielt ich einen Herrn Rahn als Agenten zu meiner alleinigen Disposition und vom Auswärtigen Amt einen Herrn v. Schluga zur Mitbenutzung zugewiesen. Beide meldeten sich bald bei mir ohne

---

[1]) Vom Generalstabe, vgl. o. S. 48.

etwas voneinander zu wissen. Schluga kannte ich aus dem Jahre 1866; er war ehemals österreichischer Offizier und hatte uns damals sehr gut bedient.[1])

Ich bin früher zweimal als Tourist in Paris gewesen, sodaß ich über die Stadt, soweit das bei kurzen Aufenthalten geschehen kann, orientiert war. Eigentliche Bekannte hatte ich dort nicht. Ich beschloß, möglichst viel in Gesellschaften zu gehen und erfuhr, daß mein Vorgänger, seit einem Jahr verheiratet, eigentlich gar nicht in der großen Welt gelebt hatte. Baron Werther gab mir eine Anzahl Karten, mit deren Hilfe ich meine Visiten machte. Zunächst ging es zu allem, was zum Hofe gehört, zum diplomatischen Korps und zu den Ministern.

Von diesen interessierten in erster Linie der des Krieges Le Boeuf, der der Marine Admiral Rigault de Genouilly und der des Äußern Graf Daru. Außer Herrn Ollivier, garde des sceaux und Justizminister, waren die übrigen unbekannte Leute und, als zur neuen Ära gehörig, von der offiziellen Welt sehr scheel angesehen. Der alte Marschall Graf Vaillant ist Hausminister. Von hohen Militärs sind zu nennen: Marschall Bazaine als Kommandeur des Gardekorps und Canrobert als Kommandeur der Armee von Paris, Frossard, Gouverneur des kaiserlichen Prinzen und Mann der Zukunft, Bourbaki, zur Zeit ohne Anstellung, aber in der Armee sehr geschätzt. Le Boeuf und der Admiral, die als arge Preußenfeinde gelten, sind sehr zugeknöpft, die übrigen aber recht freundlich.

Am 23. war großer Ball in den Tuilerien, wo ich dem Kaiser vorgestellt werden sollte. Man sagte, es seien 4000 Menschen eingeladen; einige Male vorher waren die Bälle wegen Unruhen und Unwohlseins des Kaisers ausgefallen. Auch hier wurde Uniform getragen; für mich war es das erstemal, daß ich sie anlegte. Ich wurde mit etwa hundert Fremden, darunter sehr vielen Amerikanern, vorgestellt. Die Kaiserin ging dem Kaiser um einige Schritte voraus. Links neben mir stand ein Graf Pourtalès von den Königshusaren.[2]) Ihre Blicke gingen leicht über mich hinweg und blieben augenscheinlich gern auf den roten Hosen meines Nachbarn haften. Sie sagte: „Quel charmant uniforme," und ging dann, angenehm lächelnd, vorüber. Sie ist sehr stark geworden, aber immer noch eine schöne Frau, die mit vieler Grazie und sehr vornehm sich zu bewegen weiß. Sie war derartig bemalt, daß es mir auffiel.

Der Kaiser sagte leicht mit dem Kopfe nickend: „Nouvellement arrivé?" und ging dann weiter. Nachdem er mit der Vorstellung fertig war, rief er mich, mit Werther sprechend, zu sich heran, und ich konnte die mir in Berlin aufgetragenen Grüße ausrichten. Er erkundigte sich nach dem

[1]) Es ist der oben S. 25 erwähnte Ungar.

[2]) Maximilian Graf P., zuletzt Eskadronchef beim 2. Garde-Dragonerregiment.

Befinden des Königs, Kronprinzen usw. Dann sprach er, auf meine Uniform deutend, vom Generalstab, lobte unsere Organisation sehr und sagte schließlich: „Ich wünschte wohl, wir hätten diese Einrichtung." Er macht den Eindruck eines dicken, gemütlichen, körperlich sehr gebrechlichen alten Herrn; bewegt sich sehr langsam, spricht ebenso und leise. Sein Auge, das er selten aufschlägt, ist sehr klug. Unsere Unterhaltung wurde gegen seine Gewohnheit französisch geführt.

Erzherzog Albrecht,[1]) der sich seit einiger Zeit in Paris befindet, war auf dem Balle und wurde mit besonderer Höflichkeit behandelt. Ein Parvenühof, wie es der kaiserliche doch ist, fühlt sich immer durch Besuche legitimer Fürsten sehr geehrt, um so mehr hier durch den eines Erzherzogs. Das Fest an sich war so scheußlich wie möglich. Ein Gedränge ohnegleichen und dabei sehr gemischte Gesellschaft. Man forderte mich auf, bis zum Schluß des Balles, d. h. 4 oder 5 Uhr, zu bleiben, weil dann das eigentliche Vergnügen erst losginge und man angetrunkene Offiziere mit Damen höchst zweifelhafter Konduite Cancan tanzen sehen könnte. Notorisch wird mit den Einladungskarten ein sehr lebhafter Handel getrieben. Die Räumlichkeiten sind nicht sehr schön; eine endlose Enfilade von Zimmern ohne einen einzigen großen Saal. Der, in dem die kaiserliche Familie Platz nimmt, la salle des maréchaux, ist etwas größer als unser Rittersaal. Wegen des unglaublichen Gedränges konnte ich mich nur wenig bekannt machen, wurde aber dem Erzherzog Albrecht vorgestellt, der in der Unterhaltung sehr gewinnt.

Einige Tage vor diesem Fest war ich auf einem Ball im Hôtel de Ville; man sagt, es seien 10 000 Einladungen ergangen und 3000 Personen erschienen. Wirklich superbe Räume und nicht übermäßiges Gedränge. Gegen Morgen soll es allerdings Prügelei gegeben haben. Erzherzog Albrecht war gegenwärtig. Der neue Seinepräfekt Herr Chevreau machte ganz gut die Honneurs.

*

Das Wetter ist ganz schauerlich. Bei den mangelhaften Heizvorrichtungen spürte man die Kälte recht empfindlich, ich habe in diesen paar Wochen in Paris mehr gefroren als je im Leben.

Zur Zeit meiner Ankunft waren Unruhen, die indes schon nach wenigen Tagen unterdrückt wurden. Mir sind die Verhältnisse noch zu neu, um mit einem Urteil über Ursachen und Tragweite hervortreten zu können. Auch hört man von ganz verständigen Leuten völlig widersprechende Ansichten. Der Ursprung der Unruhen liegt in der

---

[1]) Sohn des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern; Oheim des Kaisers Franz Joseph. Über seine weiter unten noch erwähnte Anwesenheit in Paris und ihre Zwecke vgl. E. Marcks, Kaiser Wilhelm 8. Aufl., S. 300.

skandalösen Geschichte des Prinzen Pierre Bonaparte[1]) mit mehreren als rege Republikaner bekannten, anrüchigen Personen. Er hatte den einen, Herrn Noir, der ihm in seinem Hause eine Forderung überbrachte, erschossen; ob provoziert oder nicht, darüber gingen die Meinungen auseinander. Seit dem Ministerium Ollivier galt für die Presse keinerlei Schranke, was man gründlich ausbeutete. Das Publikum wurde sehr aufgeregt; es gelang, beim Begräbnis des Noir eine großartige Demonstration zu veranstalten, als deren Haupt Rochefort[2]) auftrat. Es war sehr nahe an einem Zusammenstoß mit den Truppen. Am folgenden Tage wurden Rochefort und die Redakteure der „Marseillaise" verhaftet; hieraus entstanden die Unruhen.

Nach meinem Gefühle waren sie ohne alle Bedeutung. Es wurden jeden Abend vereinzelte Barrikaden, meist aus umgeworfenen Wagen, namentlich Omnibussen, gebaut, einige Feuersbrünste aus dem Holzwerk von Maurergerüsten erzeugt, blinde Schüsse abgegeben und durch Hunderte von meist jungen Leuten Lärmszenen arrangiert. Bewaffnete in größerer Zahl und ernsten Widerstand sah man nirgends. Die garde de Paris, unterstützt durch Schwärme von sergents de ville, ging energisch vor, hieb rücksichtslos auf die Massen, die zu neun Zehnteln aus Neugierigen bestanden, ein und arretierte zahlreiche Personen. Jedenfalls haben ganze Bevölkerungsklassen und namentlich die Arbeiter sich nicht beteiligt.

Zwei Fakta scheinen beachtenswert. Man hat bemerkt, daß die Truppen keineswegs darauf brannten, eingesetzt zu werden; sie sollen sogar an einzelnen Stellen gegen die Polizei für das Publikum Partei genommen haben. Ferner ist bekannt, daß der Minister des Innern sich in der Nacht vom 7. zum 8. nach den Tuilerien begeben hat, um dort zu melden, daß alles beruhigt sei. Es war 2 Uhr. Er fand den Kaiser noch auf, in Uniform und von seinem Stabe umgeben. Nimmt man hinzu die großartigen militärischen Vorbereitungen, so muß man den Schluß ziehen, daß der Kaiser den Ausbruch einer bedenklichen Revolution erwartet hat. Die Pariser Polizei ist bekannt als sehr gut unterrichtet. Sollte vielleicht der Kaiser selbst düpiert worden sein? Von Bedeutung wäre es dann zu erfahren, wer die eigentlichen Macher sind.

Von hohem Interesse für mich war es, die Maßregeln der französischen Regierung gegen Revolten zu beobachten. Beim Umbau von Paris ist der Gesichtspunkt, gute militärische Positionen zu schaffen, scharf beachtet,

---

[1]) Sohn des Bruders Napoleons I. Lucian, Fürsten von Canino, aus dessen zweiter Ehe mit Alexandrine de Bleschamp; also Vetter des Kaisers. Vgl. Ollivier, L'empire libéral XII, S. 396 ff.

[2]) Marquis R., radikaler Publizist und Parlamentarier, Chefredakteur der „Marseillaise", zu deren Mitarbeitern Noir gehörte.

kaum eine große Stadt dürfte mit verhältnismäßig so wenigen Truppen im Zaum zu halten sein wie diese.

Paris, im März 1870.

Es ist ganz unverkennbar, daß die Stellung des Kaisers in letzter Zeit schlechter geworden ist. Die Opposition wird immer dreister, und der Kaiser hat kein Glück mehr. Sein Stern scheint im Erlöschen. Er hat sich dazu herbeigelassen, von dem möglichst weit getriebenen persönlichen Regiment plötzlich in konstitutionelle Bahnen einzulenken. Viele halten es nur für ein Experiment, doch möchte ich meinen, daß er ehrliche Absichten hat. Sein Streben muß sein, dem Sohne die Nachfolge zu ermöglichen, also die Dynastie fest zu begründen, und da er von sehr schwacher Gesundheit ist, darf er seine Arrangements nicht aufschieben. Man sagt, er sei in neuerer Zeit ebenso wie körperlich schwach, auch geistig sehr zurückgegangen, und es fehle ihm gänzlich an Entschlußkraft und Energie. Sichtlich wird von verschiedenen Parteien an ihm herumgezerrt. Seine alten Anhänger vom Schlage der Haußmann, Rouher, wohl sämtliche Marschälle und die meisten höheren Offiziere, ferner der ganze sehr zahlreiche Hof, Leute wie die Cassagnacs [1]) usw. bremsen kräftig und suchen dem Kaiser die neue Ära zu verleiden. Der Polizeipräfekt Pietri ist wohl ihr treuer und tätigster Helfershelfer.[2]) Das Ministerium besteht durchaus nicht aus gleichartigen Elementen. Der Präsident Ollivier ist bereits alles Mögliche, meist aber sehr liberal gewesen. Kriegsminister Le Boeuf und Marineminister Rigault waren schon im alten Ministerium und sind sichere Anhänger des Kaisers. Daru, Buffet und Talhouët [3]) sollen Orleanisten sein, der Rest gehört wohl zum Schlage Olliviers. Die Kammer unterstützt in ihrer Majorität das Ministerium, eine wirklich liberale Kammer ist sie aber keineswegs. Sie ist aus den offiziellen Kandidaturen — einem der Hauptklagepunkte der Opposition — hervorgegangen; Ollivier erklärt in aller Form, die jetzige Regierung würde sich nie dieses Mittels bedienen, er müßte also, um konsequent zu sein, die Kammer auflösen und eine aus freien Wahlen hervorgegangene berufen. Er fürchtet aber wohl eine Vermehrung der Opposition, läßt daher die Kammer bestehen und benutzt nur die Auflösung als Schreckmittel, weil die Mehrzahl der Mitglieder ganz genau weiß, daß sie niemals wiedergewählt wird.

---

[1]) Der Journalist und Publizist Adolphe Granier de Cassagnac und sein Sohn Paul; über jenen vgl. Ollivier, a. a. O., XII, S. 568.

[2]) Vgl. Ollivier, a. a. O., XII, S. 357.

[3]) Über das „Ministerium des 2. Januar" vgl. Ollivier, a. a. O., XII, S. 219, 228 ff. Buffet war Finanzminister, Talhouët Minister der öffentlichen Arbeiten.

Ich habe mir einige Male die Sitzungen im Corps législatif angesehen und die Überzeugung gewonnen, daß es in summa eine klägliche Gesellschaft ist. Jeder hört sich gern schwatzen, darüber kommen die Geschäfte nicht vorwärts. Die eigentliche Opposition, die äußerste Linke, ist der Kopfzahl nach sehr schwach, enthält aber tüchtige und gefährliche Elemente, vor allem den alten Thiers, dann Arago, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta. Der letztere scheint ein Mann der Zukunft. Er ist noch jung, spricht gut und klar und hat bei den Massen große Popularität. Er ist so klug, immer zur Mäßigung zu raten. Man sagt, er sei ein ehrenwerter Charakter und wirklich aus Überzeugung Republikaner.

Eine sehr unbequeme Angelegenheit ist die römische Frage. Der Kaiser hat sich durchweg mit der Kirche gut zu stellen gewußt und dadurch seinen Einfluß auf die Landbevölkerung, die zu einem großen Teile in den Händen der Geistlichkeit ist, gesichert. Die Idee des Papstes, sich infallibel zu erklären, kommt nun wenig gelegen. Nimmt der Kaiser Stellung dagegen, so ist eine Spaltung im französischen Klerus zweifellos, die Mehrheit dürfte aber doch zum Papste halten. Als Druckmittel benutzt die französische Regierung die Anwesenheit ihrer Garnison in Rom und droht mit deren Zurückziehung, wenn man gar zu unbesonnen vorwärts gehe. Immer aber ist der Kaiser dabei in einer sehr unbequemen Situation.

Die Hauptklagen gegen seine Regierung betreffen: die Art der Wahl der Kammer, also die offiziellen Kandidaturen, die Beschränkung der Presse, das Zentralisationssystem, die Verwaltung von Paris, die hohen Gehälter der großen Würdenträger, die die Bezüge mehrerer Ämter auf eine Person vereinen (das sogenannte „cumul“), das Wehrsystem, die Verwaltung von Algerien usw., schließlich vielfach die schlechte äußere Politik. Hier muß die Expedition nach Mexiko, nach Rom und der Krieg von 1866 herhalten. Es ist ganz eigentümlich, daß die Franzosen sich durch Sadowa, wie sie es nennen, mehr verletzt fühlen als die Österreicher. Sadowa spielt in jeder Oppositionsrede eine Rolle. Daß ein Prinz von Hohenzollern Fürst von Rumänien geworden ist,[1]) hält man auch für einen Übergriff von uns. In neuester Zeit ist die Frage der Gotthardbahn hinzugekommen. Daß wir Millionen zum Bau dieser Bahn geben und dadurch die Mont-Cenis-Bahn totmachen wollen, empört die Franzosen.

Eine eigentümliche Andeutung machte mir in diesen Tagen Werther. Seit einigen Jahren besteht das Projekt, die Stadt Mainz zu erweitern, also auch einen Teil der Festungswerke mehr hinauszurücken. Unlängst sind wieder Verhandlungen gewesen und in der Presse besprochen worden. Daru hat nun Werther mitgeteilt, daß man hier aufmerksam darauf sei

[1]) Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, seit April 1866.

und dem Gesandten in Berlin Befehl gegeben habe, die Angelegenheit zu studieren. Der Minister machte dabei verblümte Andeutungen, daß nach den Verträgen von 1815 Mainz in einer besonderen Lage und keine rein preußische Festung sei. Mit anderen Worten hieß dies wohl: Frankreich kann sich in alle die Festung Mainz berührenden Angelegenheiten mischen.

Infolge der Ollivierschen Preßfreiheit sind eine Menge Oppositionsblätter entstanden von so gemeiner Tendenz, wie man es bei uns kaum kennt. Die „Marseillaise" ist unterdrückt worden, aber „Mot d'Ordre", „Cloche", „Rappel" u. a. wirken in ähnlichem Sinne weiter. Man sieht, die rote Partei ist zahlreich und unversöhnlich. Ruhigere, übrigens auch gut redigierte republikanische Blätter sind „Siècle" und „Temps", klerikal „Univers" und „Union", während „La France" im orleanistischen Fahrwasser segelt. Im Solde der Regierung stehen: „Patrie" „Liberté", „Constitutionnel", „Figaro" usw. In der Regel hängen diese von einzelnen Ministern ab, und es ist interessant zu verfolgen, wie sich auch sie untereinander noch befehden. Übrigens gilt die gesamte Presse als käuflich.

Seit einiger Zeit hetzt die „Liberté" ganz augenscheinlich gegen Preußen. Außerdem hat sie eine Anzahl Artikel über das Chassepotgewehr gebracht, die nach meiner Überzeugung nur den Zweck haben, den Kriegsminister anzugreifen. Die gegen das Gewehr angeführten Argumente sind meist ganz einfältig. Das Interessante bei diesen „Liberté"-Artikeln ist für mich, daß ein von einem Minister bezahltes Blatt so dreist und gemein einen anderen Minister anfeindet. Man sagt, die Mehrzahl der Kabinettsmitglieder sei unbedingt für eine Wiederkehr der Orleans; es ist daher immerhin möglich, daß der offen orleanistisch gesinnte General Trochu die Artikel geschrieben oder veranlaßt hat. Trotz jener Gesinnung ist Trochu in der Armee sehr angesehen und ganz entschieden ihr Kandidat für das Kriegsministerium. Ebenso sicher ist aber, daß der Kaiser ihn nie dazu machen wird.

*

Wenn man die militärische Literatur verfolgt, fällt zweierlei auf. Erstens die meist sehr schwachen Erzeugnisse und der große Mangel wissenschaftlicher Bildung bei der Mehrzahl der französischen Offiziere, den man mittelbar erkennt, sodann die unseren Verhältnissen gewidmete Aufmerksamkeit.

Ich habe allmählich die Bekanntschaft vieler Offiziere gemacht und darunter sehr nette und brave Leute kennen gelernt; die große Masse ist aber eine so ungebildete, unmanierliche Gesellschaft, daß man gut tut, sich von ihr fernzuhalten. In nähere Beziehungen bin ich getreten zu einem

General de Berckheim[1]) und General Duplessis. Ein Umgang, den ich vorzugsweise kultivieren will, ist der mit einem capitaine d'état-major Jung. Er ist im Kabinett des Kriegsministers, was bei uns etwa der Zentralabteilung entspricht. Von hervorragenden militärischen Persönlichkeiten muß ich noch den General Castelnau, Chef der ersten Direktion im Kriegsministerium, erwähnen. Er ist wie Frossard Vertrauter des Kaisers. Leider ist Mac Mahon Gouverneur von Algerien; er war einen Teil des Winters in Paris, doch habe ich seine Bekanntschaft nicht machen können. Canrobert fängt an sehr an Gicht zu leiden und geht selten aus. Er ist der Typus eines alten französischen Generals und erinnert in Wesen und Stellung zum Publikum etwas an unseren Wrangel, als er noch frischer war.

Paris, April 1870.

Die Franzosen sind eine verdrehte Nation, das wird mir immer klarer, und sie zu regieren, ist gewiß nicht leicht. Das Kaiserreich hat sie entschieden zu langweilen begonnen, und sie wollen nun irgend etwas anderes. Der Kaiser hat der notorisch sich steigernden Unzufriedenheit, zu der auch gewiß viel Grund war, nachgegeben, ist jetzt ein konstitutioneller Monarch geworden und scheint auch geneigt, auf der liberalen Bahn ehrlich weitergehen zu wollen. Er macht es aber vielen Leuten nicht schnell genug, und die große Mehrzahl ist nicht so verständig einzusehen, daß solche Entwicklung, wenn sie glücken soll, sich allmählich vollziehen muß. Leute, die das Ministerium Ollivier mit begründet und freudig begrüßt haben, greifen es nun mit aller Macht wieder an. Wenn das so fort geht, muß der Kaiser schleunigst weiter nach links oder wieder rückwärts. Der arme Mann ist gewiß in einer recht unglücklichen Lage. Herr Ollivier, früher stets in der Opposition, macht nun schon die Erfahrung, daß man als Minister die Sachen etwas anders ansieht. Dem Kaiser, der entschieden kein Glück mehr hat, kam die Affäre seines Vetters Pierre Bonaparte sehr ungelegen. Die zahlreichen Widersacher fanden eine herrliche Gelegenheit, die ganze Familie anzugreifen und Haß und Verachtung gegen sie zu erregen.

Es ist schwer, sich bei uns einen Begriff von der Verdorbenheit der hiesigen Massen zu machen. Leider macht man aber bald die Erfahrung, daß auch die höheren Klassen auf Achtung keinen Anspruch haben. Sie sind ganz zweifellos demoralisiert, und zwar durch das leidige Geld. Man sagt, das habe schon unter Louis Philipp begonnen, das Kaiserreich hat es aber darin zu bedeutenden Dimensionen gebracht. Jedem hohen

[1]) Aus Mannheim gebürtig. Damals Kommandeur der Pariser Artillerie und Vorstand der Schießschule.

Staatsbeamten wird Bestechlichkeit vorgeworfen, die kleinen werden aber wohl auch nicht besser sein. Die Presse ist ausnahmslos käuflich. Die Besitzer und Redakteure der Zeitungen sind angesehene Leute, die in der Gesellschaft und auch im Staat eine Rolle spielen, trotzdem man weiß, daß sie für Geld jeden Tag ihre Ansichten ändern. Von großem Einfluß ist die Weiberwirtschaft. In den höchsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen gibt es immer einige Skandalgeschichten, die aber keinen eigentlichen Skandal geben, sondern nur pikant und amüsant gefunden werden. Für den Herren, ob verheiratet oder nicht, gehört es sich, eine Mätresse zu haben und auch, daß die Gesellschaft es weiß. Die Frauen haben ihre Courmacher, lassen sich aber nicht umsonst verehren, sondern verlangen dafür Geschenke und sind auch gegen bares Geld nicht unempfindlich. Zu erwähnen ist allerdings, daß die zahlreichen hier wohnenden Fremden es versuchen, womöglich die Franzosen zu überbieten. Russen sind in diesem Jahre auffallend wenig hier, aber viele Engländer und namentlich Amerikaner. Diese treiben es eigentlich am liederlichsten, und zwar führen bei ihnen, im Gegensatz zu den Franzosen, wo man der Frau alles nachsieht, die Mädchen das freieste Leben von der Welt. Die amerikanische Gesellschaft wird deswegen von den jungen Herren mit Vorliebe gesucht.

Es wäre nun gewiß unrecht zu sagen, alle Franzosen sind liederlich; die jetzt herrschende „Gesellschaft" ist es aber jedenfalls, und das niedere Volk in Paris zweifellos stark demoralisiert. Von der vornehmen Welt hinterläßt mir die legitimistische Gesellschaft den besten Eindruck. Ich bin öfter bei einer Marquise de la Ferronays gewesen, die ein sehr schönes Haus macht und fast nur Faubourg St. Germain bei sich sieht. Ihr Mann ist tot, er war längere Zeit Minister des Grafen Chambord.[1]) Bei aller Frivolität soll es doch sehr viele brave und auch kirchlich gesinnte Leute geben, so daß die Geistlichkeit noch immer einen großen Einfluß hat.

Über die noch immer schöne Kaiserin wird natürlich viel geklatscht, inwieweit mit Recht, kann ich nicht beurteilen. Daß sie manchmal etwas unvorsichtig auftritt, ist gewiß richtig, und ihre Freundschaft mit offenkundig galanten Damen nicht dazu angetan, ihren Ruf zu heben. Zu diesen gehört besonders die gescheite, durch und durch originelle Fürstin Metternich, die vielfach und natürlich sehr unglücklich kopiert wird; dann die schöne Galliffet, geb. Laffitte, deren Gemahl als Kavallerieoberst in Algier steht, ihre ebenso viel besprochene Schwester Madame Cordier, die Gräfinnen Pourtalès und Tolstoi u. a. m. Jedenfalls haben diese Damen sehr dazu beigetragen, den Ton zu verderben. Viel Geklatsch gibt auch in neuester Zeit das Verhältnis der Gräfin Mercy-Argenteau, geb.

---

[1]) Enkel Karls X., als „Heinrich V." Haupt der „Legitimisten".

de Caraman-Chimay, zum russischen Botschafter Stackelberg. Dieser ist sehr reich, und der verschuldete Graf Mercy soll das Verhältnis gern sehen.[1])

Die österreichische Botschaft war bisher in einem sehr schönen Hotel in der Rue de Grenelle. Es gehörte der französischen Regierung und war gegen einen Preis, dessen Höhe man nicht kannte, an Metternich vermietet. Als Ollivier nun ein neues Ministerium einrichtete, wurde dem Botschafter gekündigt. Hierbei zeigte sich, daß die Miete nur etwa ein Viertel des wahren Wertes betragen hatte. Das ganze Arrangement bezweckte also nichts als eine Subvention der österreichischen Regierung.

Paris, Anfang April 1870.

Die französische Armee pflegt einen langen Winterschlaf zu halten; es ist daher zur Winterszeit für den militärischen Beobachter von dem Tun und Treiben der Truppen wenig zu merken. Trotzdem sieht man den Soldaten nicht allzuviel auf der Straße. Der Grund liegt darin, daß man den Leuten fortwährend Beschäftigung gibt durch mehrmalige Appelle, Antreten mit Sachen, Arbeitsdienst in den Kasernen usw., so daß sie niemals mehrere Stunden frei haben. Da sie zudem in Kasernen oder Lagern untergebracht sind, werden sie sehr von dem Verkehr mit dem Publikum fern gehalten. Damit dieser nun nicht etwa durch die Länge der Zeit in den nächstgelegenen Stadtteilen intimer werden kann, wechseln die Regimenter alle zwei Jahre die Garnison (nebenbei entzieht man ihnen hiermit auch das Wahlrecht). In Paris, wo die Truppen immer drei Jahre bleiben, wechseln sie die Kasernen alljährlich innerhalb der Stadt. Aussehen und Haltung der französischen Soldaten auf der Straße sind durchaus gut. Der Offizier ist am wenigsten sichtbar; er legt die Uniform nur zu den wenigen Dienststunden an. In jedem Ministerium ist eine Offizierwache; aus welchen Gründen, ist mir noch nicht recht klar geworden.

Die französische Armee befindet sich jetzt in einer Krisis, deren alleinige Ursache wir mit unseren Erfolgen von 1866 sind. Frankreich sah zu seinem Befremden, daß es noch eine Macht in Europa gebe, die ihm gewachsen, wenn nicht sogar überlegen sei. Die Recherchen ergaben auch zum allgemeinen Erstaunen, daß Frankreich in keiner Weise auf einen großen Krieg vorbereitet sei, und daß es nicht nur an Menschen, sondern auch sehr an Pferden, Waffen, überhaupt allem Möglichen fehle. Der Marschall Niel wurde Kriegsminister und faßte die Sache energisch an, bekam dazu von den Kammern auch große Summen bewilligt. Im vorigen Herbst ist er gestorben, ohne sein Werk vollendet zu haben, und General Leboeuf erscheint solchen, die die ganze Entwicklung bis heute

[1]) Näheres über die in diesem Absatz genannten Persönlichkeiten bei F. Loliée, Les femmes du second empire. (F. Juven, Paris 1906.)

beobachtet haben, nicht als der geeignete Mann, das große Werk im Sinne Niels zu Ende zu führen. An den Festungen ist außerordentlich viel geschehen, namentlich für Metz, doch ist dieser Platz noch lange nicht fertig. Die Artillerie scheint ihr Material für gut zu halten, denn sie hat nichts Neues angenommen. Ich kann mir aber nicht denken, daß der alte Vorderlader gegen unsere Feldgeschütze aufkommt.

Schwieriger war die Frage der Menschen. Um zu einem System wie dem unsrigen, dem geraden Gegenteil des französischen, das auf eine kleine Berufsarmee berechnet ist, zu gelangen, mußte man mit der Vergangenheit plötzlich und vollständig brechen, und das wollte man nicht. Es entstand daher die garde mobile. Diese sollte gebildet werden aus allen Waffenfähigen der dienstpflichtigen Klassen, die nicht zum Dienst in der aktiven Armee berufen wurden, also aus solchen, die sich losgekauft hatten. Sie sollten alljährlich 14 Tage, aber nicht aufeinanderfolgend, exerziert werden, sind also mit unserer Landwehr nicht zu vergleichen. Zu Offizierstellen melden sich Leute, die sich bei der Regierung angenehm machen wollen; häufig aber Personen, die nie gedient haben. Sowohl in der Armee wie im Publikum ist das Institut schlecht beleumdet.

Die Ursache, daß es der Armee an Menschen gefehlt hat, ist folgende: Von den zur Einstellung ausgehobenen Mannschaften, etwa 80000 pro Jahr einschließlich Marineinfanterie, kauften sich alle Wohlhabenderen los, und zwar gegen 20 000 jährlich. Sie stellten aber nicht, wie früher, einen Vertreter, sondern die Regierung empfing das Geld und übernahm es, Stellvertreter zu schaffen; tat es nun aber nicht, indem sie junge Leute engagierte, sondern indem sie gediente Soldaten veranlaßte, eine neue Kapitulation einzugehen, und sie dafür bezahlte. Hierdurch wurden alte Soldaten geschaffen, die im Dienen ihren Lebensberuf sahen und schließlich nach zwei- auch dreimaliger Erneuerung ihrer Kapitulation sich eine Summe erspart hatten, deren Zinsen ihnen eine leidliche Existenz ermöglichten. Dies entsprach einmal den alten französischen Traditionen und ermöglichte ferner die Schaffung einer Berufsarmee, die, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, vortrefflich im Innern zu gebrauchen war. Die Kinder der alten Soldaten wurden in den Regimentern als sogenannte enfants de troupe erzogen und ergänzten die Armee mit ganz gleichartigen Elementen.

Nun war aber die Zahl der jährlich abzuschließenden Kapitulationen bei weitem nicht so groß wie die der Loskäufe; die Regierung behielt also ganz bedeutende Summen jährlich übrig und bildete hierdurch einen Fonds, die sogenannte dotation de l'armée. Es war ein Fonds, über den nicht Rechnung gelegt wurde, mit dem also der Kaiser bzw. der Kriegsminister schalten konnte, wie er wollte. Zum Besten der Armee wurde er

allerdings verwendet, aber ausschließlich mit dem Zweck, Offiziere durch hohe Zulagen, Gnadengeschenke, Schuldenbezahlen usw. an die Person des Kaisers zu fesseln. Die Zahl der jährlich eingestellten Soldaten wurde immer geringer und mit ihr natürlich auch die der Reserven. Daß aber heutzutage eine Großmacht mit nur 300 000 ausgebildeten Soldaten eigentlich keine Großmacht ist, leuchtet ein. Das hätte man bei uns schon früher merken können.

In unserer Zeit hat Frankreich keinen Krieg geführt, in dem die ganze Armee engagiert war; aber ich entsinne mich sehr wohl, daß während des Feldzuges in Italien, als an unserer Grenze eine Reservearmee aufgestellt werden sollte, ihre Stärke ganz unerheblich war, obwohl bei weitem nicht die ganze Armee in Italien kämpfte. Man hatte alles, was an Reserven vorhanden war, zusammengescharrt, um die auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Regimenter zu vervollständigen. Ähnlich war es im orientalischen und mexikanischen Kriege gemacht worden. Offenkundig hatte der Kriegsminister innerhalb seines sehr bedeutenden Budgets ganz nach Gutdünken gewirtschaftet und der Kammer eine schwindelhafte Berechnung vorgelegt, also z. B. während des mexikanischen Krieges die ungewöhnlichen Ausgaben zum Teil gedeckt, indem er gewisse Zweige seiner Verwaltung sehr verkürzte. So waren unter anderem die Festungen in unverantwortlicher Weise vernachlässigt und die Vorräte an Waffen, Bekleidungen, Feldgerät außerordentlich gering.

In diese Verhältnisse drang nun die Kunde unserer Erfolge von 1866 wie ein Donnerschlag. Wäre während der Luxemburger Angelegenheit Krieg ausgebrochen, wir würden mit den Franzosen wohl schnell fertig geworden sein. Der Kriegsminister Marschall Graf Randon wurde durch Niel ersetzt, und dieser hat in der Tat viel geleistet. Um mehr und auch bessere Reserven zu bekommen, schuf er die garde mobile, verlängerte die Dienstzeit von sieben auf neun Jahre, steigerte das Kontingent von 80 000 auf 100 000 Mann und ließ die dotation de l'armée eingehen.

Mit der letzten Maßregel beging er einen Fehler und fiel von dem einen Extrem ins andere. Es wurde nunmehr jedem Soldaten, der sich loskaufen wollte, überlassen, sich selbst einen Stellvertreter zu beschaffen. Daher entstand sofort der widerwärtige, demoralisierende Menschenhandel, der natürlich ganz offen betrieben werden mußte, und der Kriegsminister ließ sich die großen Summen entgehen, die er bei dem bisherigen Verfahren jährlich zur freien Verfügung bekam. Die alten Soldaten konnten nicht mehr, wie früher, so lange dienen als die Knochen einigermaßen hielten, sondern mußten sich einen bürgerlichen Erwerb suchen. Im Prinzip war das sehr schön, es reinigte die Armee von den notorisch für den Krieg zu alten Elementen und von den weltbekannten Grognards, d. h. alten, eigensinnigen

Säufern, denen alle Laster anhingen, die ein langjähriges Kasernenleben ohne irgendeinen höheren Zweck mit sich bringt. Es wurde aber an der Grundlage der Armee gewaltig gerüttelt, man gab die Berufsarmee auf und bekam allmählich eine solche, die aus dem Volk hervorgeht und wieder dahin zurückkehrt, und das ist bei den heillosen Zuständen in Frankreich ein gefährliches Experiment. Es mochte immerhin versucht werden, aber nicht in einer Zeit, wo sich der Kaiser plötzlich auf liberale Bahnen begibt.

Die Haupttendenz seiner Widersacher und natürlich aller konstitutionellen Schwärmer mußte sein, die Armee dem kaiserlichen Einfluß zu entziehen, und mit Besorgnis sieht der Kriegsminister der Zukunft entgegen; da ist es denn barer Unsinn und strafbarer Leichtsinn, den Gegnern so in die Hände zu arbeiten.

Zu meinem Bedauern ist der österreichische Militärattaché Graf Welsersheimb nach Berlin versetzt worden und an seine Stelle Graf Uexküll getreten, der wegen der skandalösen Angelegenheit mit der Gräfin Hohenthal, Hofdame der Kronprinzessin, die deutsche Hauptstadt verlassen mußte. General v. Moltke hat mir, um mich über Uexküll zu orientieren, einige von dessen Berichten, die wir in Wien gekauft haben, zusenden lassen. Einen falscheren und bösartigeren Charakter wird man selten finden. Uexküll war in Berlin besonders höflich behandelt worden und stand mit aller Welt anscheinend auf dem besten Fuße. Seine Berichte starren aber von Preußenhaß. Ich meine, er würde sich nicht so ausdrücken, wenn er nicht sicher wäre, daß man derartige Auslassungen in Wien gern hört. Gleichzeitig mit Erzherzog Albrecht war auch Baron de Stoffel, der französische Militärattaché in Berlin, hier und ist, wie mir bestimmt versichert wird, auch mehrfach mit dem Erzherzog zusammen gewesen. Daß dessen Reise nach Frankreich allein aus persönlicher Wißbegierde erfolgt sein sollte, will mir nicht in den Kopf.

Paris, 30. April 1870.

Zum allgemeinen Erstaunen hat der Kaiser beschlossen, ein Plebiszit in Szene zu setzen. Schon zweimal hat er die Nation befragt, ob sie sich von ihm beherrschen lassen wollte; beide Male hatte eine überwältigende Majorität mit Ja geantwortet. Jetzt, nach 18 Jahren, tritt er wiederum mit dieser Frage hervor. Da er sich dazu entschließt, muß er die Zuversicht haben, wiederum die Majorität und auch eine sehr in die Augen fallende zu erlangen. Er muß aber auch gewaltig von seinen Gegnern gedrängt sein, um einen solchen Entschluß zu fassen. Wahl oder Plebiszit sind Akte, welche die Bevölkerung in Frankreich und ganz besonders die von Paris in hohem Maße aufregen; wenn so etwas nicht dringend

nötig ist, vermeidet man es gern. Der Kaiser scheint daher zu glauben, daß seine Gegner der Kopfzahl nach erheblich in der Minorität sind. Durch die Massen der ländlichen Bevölkerung, in denen er die meisten Anhänger zählt, hofft er die anderen still zu machen.

Ich kann mir nicht denken, daß ein günstiger Ausfall des Plebiszits die kaiserliche Stellung stärken könnte. Und was wird, wenn er die Majorität nicht erreicht? Sachverständige sagen, daß er schon bei einer kleinen Majorität unbedingt verloren sei. Wird er dann einpacken und seiner Wege gehen? Ich glaube kaum; er hat dann aber gezeigt, daß sein Ansehen im Abnehmen begriffen ist.

Der Gedanke zu diesem Plebiszit soll von seinen entschiedenen Anhängern, namentlich von einem ihrer klügsten und verschlagensten, von Rouher, ausgehen. Es wird dem Volk die Alternative gestellt, zwischen dem Kaiser, d. h. dem konstitutionellen Regime, und der Republik zu wählen, und zwar soll ganz einfach mit oui oder non gestimmt werden. Die Journale der Regierung und ihrer Partei definieren nun, daß mit non nicht nur die Republik, sondern der schärfste Radikalismus, den man sich denken kann, gemeint sei, und ängstigen damit den friedliebenden Bürger und Bauer. Daß zwischen diesem non und dem oui noch eine Reihe von Schattierungen liegen können, ist gleichgültig. Alle die zahlreichen Parteistellungen der gemäßigten Republikaner, der Orleanisten, Legitimisten usw. finden keine Gelegenheit sich auszusprechen. Sie haben natürlich alle die gleiche Furcht vor dem roten Gespenst, darauf eben baut man von Amts wegen seinen Plan. Man hat mit vielem Geschick ein grauenhaftes Attentat gegen die Person des Kaisers und die Gesellschaft in Szene gesetzt. Die Polizei zeigt in solchen Sachen eine ganz unglaubliche Gewandtheit. Man hat Massen von Bomben entdeckt, die imstande sein sollen, ganze Stadtteile zu zerstören. Daß die Tuilerien noch stehen, ist ein reines Wunder. Die Zahl der Verschwörer ist kolossal, Hunderte von ihnen sind dank der Polizei arretiert. Daß da dem friedfertigen Bürger die Haut schaudern muß, ist wohl kein Wunder. Merkwürdigerweise arbeiten die Roten nur der Regierung in die Hände, allerdings wird wohl auch hierbei die Polizei eifrig mitwirken; ich bin überzeugt, daß von den vielen jetzt auftretenden Volksrednern eine große Anzahl bezahlte Agenten sind.

In Frankreich dürfen einige Tage vor der Wahl ohne polizeiliche Erlaubnis öffentliche Versammlungen abgehalten und alle Dinge geschrieben und gesprochen werden. Das geschieht hier in Paris gründlich; in den sogenannten Klubs werden Reden gehalten, daß einem die Haare zu Berge stehen. Man sagt die größten Gemeinheiten gegen Kaiser und Kaiserin und das ganze bonapartistische Regiment, wobei

als alltäglicher Scherz beide unter stürmischem Beifall zum Tode oder zu lebenslänglicher Galeere verurteilt werden. Der Kommunismus wird offen gepredigt. Die Vernünftigen müßten sich mit Ekel von dieser Wirtschaft abwenden und sich der Abstimmung enthalten. Aber selbst die Legitimisten und Orleanisten sind hier nicht einmal innerhalb ihrer Partei einig. Sie stimmten gern mit non, die Angst vor den Roten treibt sie aber zum oui; der Abstimmung enthalten möchten sie sich nicht, kurz, sie wissen nicht, was sie wollen, und sind ebenso düpiert wie die breite Masse.

Zu meinem Erstaunen wird man die Armee mitstimmen lassen; ich halte das unter allen Umständen für einen großen Fehler. Den Soldaten zu befragen, ob er seinen Kriegsherrn, dem er den Eid geleistet hat, noch ferner behalten will oder nicht, ist ein so starker Blödsinn, daß ich dafür keine Worte habe. Man will mir hier einreden, ich müßte an hiesige Verhältnisse nicht den preußischen Maßstab legen; ich urteile jedoch nur als Soldat, und mögen es Deutsche, Franzosen oder Neuseeländer sein, so etwas kann in keiner Armee ungestraft vorgehen. Am wenigsten aber hier, wo ihr Organismus seit Monaten geschädigt wird und, wie mir scheint, durchaus nicht ohne Erfolg.

*

Ich habe bisher etwa alle 14 Tage einen Bericht abgesandt. Ich muß sie dem Botschafter einhändigen, er kann Bemerkungen dazu machen, aber nichts daran ändern. Mehrfach habe ich betont, daß die Stimmung in der Armee mir nicht gefällt, und die Folgen der Wühlereien anfangen sich geltend zu machen.

Es gibt nicht zwei verschiedenere Armeen als unsere und die französische. Diese beruht in ihrem Aufbau auf diametral entgegengesetzten Grundsätzen, und es ist von hohem Interesse zu sehen, wie man hier mit ganz anderen Mitteln zu demselben Resultat — einer wirklich kriegsbrauchbaren Armee — zu kommen sucht. Seit dem Jahre 1866 hat bei uns jeder Einsichtige das Gefühl, daß die Einigung Deutschlands ohne einen Krieg mit Frankreich nicht zu erreichen sein wird. Unsere Kriegsvorbereitungen sind überwiegend nach dieser Seite hin gerichtet, und wir sind bemüht, die Schnelligkeit der Schlagfähigkeit einer großen Armee an der Westgrenze erheblich zu steigern. Mein Hauptbestreben ist nun hier darauf gerichtet zu ergründen, inwieweit die Franzosen ähnliche Vorbereitungen treffen. In einem Bericht von diesem Monat habe ich mich dahin ausgesprochen, daß man — wenn auch zur Zeit nichts vorgeht, was auf direkte Kriegsvorbereitungen schließen läßt — hier ganz augenscheinlich einen Krieg mit uns als einzige Möglichkeit betrachtet und sich im stillen ganz wie wir darauf einrichtet. Ich habe die feste Überzeugung, daß wir weit besser

vorbereitet sind, und daß unsere Hauptchance im schnellen Mobilmachen und sofortigen Losschlagen liegt. Ich glaube unsere Maßnahmen genau zu kennen und zu wissen, daß bei uns die Sache am geordnetsten verläuft, wenn wir die ganze Armee mit einem Schlage mobil machen. Hier ist so etwas ohne die größten Verwirrungen gar nicht möglich, und ich bin fest überzeugt, daß man nicht annähernd solche Vorarbeiten gemacht hat, wie sie unser Mobilmachungsplan vorschreibt. Nach meinem Gefühl ist in der französischen Armee, seit sie das Chassepotgewehr hat, die taktische Offensive ein überwundener Standpunkt. Man will den Gegner anlaufen lassen und sucht die eigenen Truppen noch möglichst durch Eingraben zu decken. Die Idee stammt vom Kriegsminister Niel, der wohl als Ingenieur in dieses Extrem geraten ist. Gerade bei dem lebhaften Franzosen ist das eine gefährliche Sache; man hat bisher die Siege dem dreisten Drauflosgehen, wo man den leicht erregbaren Soldaten fortreißt, zu verdanken; nimmt man dies dem Franzosen, so nimmt man ihm eine seiner besten Eigentümlichkeiten. Bei dem Hang der Franzosen, sich in Extremen zu bewegen, meine ich sogar, daß man hier auch für eine strategische Defensive ist. Die Sorgfalt in der Verbesserung und Erweiterung der östlichen Festungen sowie die Absicht, aus Langres einen großen Waffenplatz zu machen, deuten darauf.

Paris, Mitte Mai 1870.

Das Plebiszit ist nun vorüber, der Kaiser hat eine überwältigende, nie gehoffte Majorität erhalten. Was er damit erreicht, ist mir noch nicht klar; ein Ergebnis kenne ich aber und halte es für sehr bedeutsam — das ist die Abstimmung der Armee. Etwa ein Fünftel derselben hat mit non gestimmt. Von den „Cent Gardes", also den ausgesuchten Leuten der kaiserlichen Leibwache, 20 oder 25! Offiziell sucht man sich den Schein zu geben, als wäre das nichts Auffälliges. Ich behaupte aber, der Kaiser und sein ganzer Anhang sind erschreckt, und der gute Eindruck des Gesamtresultats ist vollständig verwischt. Der Kaiser basiert seine Wahl allein auf die Armee, mit ihr hält er Paris im Zaum und damit auch das Land. Fängt sie an zu wanken, so steht er am Rande des Abgrundes.

Ein sehr nahe liegendes Mittel, eine Armee, die auf Abwege kommt, auf andere Gedanken zu bringen, ist das, sie zu beschäftigen. Der Kaiser hat nach meiner festen Überzeugung keine kriegerischen Absichten; in der Armee sind aber viele Elemente, die zum Kriege treiben, und einflußreiche Persönlichkeiten tun das gleiche. Sogar die Männer der Opposition halten dem Kaiser fortwährend Sadowa vor als eine Niederlage für Frankreich. Ganz bestimmt weiß ich, daß in den ersten Tagen nach dem Plebiszit in den Tuilerien diese Eventualität besprochen worden ist. Der Gedanke soll

dann wieder fallen gelassen worden sein. Hat man ihn festgehalten, so wird man sich wohl schwerlich etwas davon merken lassen, und für mich ist jedenfalls gesteigerte Aufmerksamkeit nötig.

*

In letzter Zeit habe ich mehrfach dem Exerzieren beigewohnt; man hat nach einigen Malen vollständig genug. Die Offiziere sind ohne Anspannung, die Mannschaften natürlich entsprechend. Stramm und exakt ist man hier grundsätzlich nicht — davon will ich ganz schweigen, es ist ja so die Absicht —, aber dieser Grad von Lodderei ist doch zu arg. Man sieht Untergebenen wie Vorgesetzten an, daß nur eine gewisse Zeit exerziert werden muß, und wie jeder froh ist, wenn sie vorüber ist. Schon die Sitte, nur in den Mittagsstunden die Übungen abzuhalten, ist fehlerhaft. Im Mai ist es hier oft schon drückend heiß, und man kann natürlich in brennender Mittagshitze noch weniger Anspannung verlangen. Die Truppe rückt auf den Platz und ruht sofort eine Viertelstunde. Dann wird, ich habe es hier bei derselben Truppe viermal gesehen, in Kompagnien auseinander gezogen und das Vorziehen und Bewegen der Tirailleurs geübt. Eine halbe Stunde danach Pause von beinahe einer halben Stunde, in der die Musik spielt und die Offiziere in die Cafés gehen. Dann wieder eine halbe Stunde dieselbe Übung, eine Viertelstunde Ruhe und Rückmarsch. Außer dieser Truppe habe ich noch mehrere andere üben gesehen; es ist überall dieselbe lasche Art. Es muß wohl im Ernstfalle ein anderer Geist in die Leute fahren, und der berüchtigte Elan sie fortreißen. Ich kann mir aber gar nicht denken, daß sie uns überlegen sein könnten. Besonders mißfällt mir das Offizierkorps; gerade in den niederen Chargen, namentlich unter den Kompagniechefs, findet man soviel alte, halbinvalide und ungebildete Leute, daß bei der heutigen Fechtweise für die Franzosen sich ein erheblicher Nachteil herausstellen wird. Mir scheint es, als kehre man hier zur vollständigen Lineartaktik zurück und gedenke uns mit dem Feuer der langen, dünnen Linien überwältigen zu wollen. —

Einige[1]) Tage nach dem Plebiszit erließ der Kaiser eine Order an den Marschall Canrobert, in der er seine Zufriedenheit mit den Truppen, speziell denen der 3. Division, wo die Zahl der negativen Voten besonders hervorgetreten war, aussprach und sagte, daß das Votum ihn an der Ergebenheit der Truppen durchaus nicht zweifeln ließe. Er besuchte mit der Kaiserin die Kaserne „Prince Eugène“ und machte den Soldaten, von denen die Hälfte mit „Nein“ gestimmt hatte, ein erhebliches Geldgeschenk.

Die Ursache der Mißstimmung ist in den niederen Offizierschargen schlechtes und ungerechtes Avancement und in allen Chargen die dürf-

[1]) Aus dem Bericht des Verfassers vom 3. Juni 1870.

tige Pension, bei den Unteroffizieren und Mannschaften überwiegend die schlechte Bezahlung, bei vielen Unteroffizieren unbefriedigter Ehrgeiz. Etwa zwei Drittel der Offiziere der Infanterie und Kavallerie gehen aus dem Unteroffiziersstande hervor; die Beförderung zum Souslieutenant erfolgt nach acht- bis zehnjähriger Dienstzeit. Für das Avancement zum Leutnant wird ein Viertel der Stellen „au choix" besetzt, d. h. ohne Rücksicht auf die Anciennität, beim Avancement zum Kapitän ein Drittel der Stellen au choix. Dabei steht faktisch das Protektionswesen in voller Blüte. Beim Stabsoffizier und darüber hinaus gibt die Anciennität keinerlei Berechtigung zum Avancement, alle vakanten Stellen werden hier au choix besetzt. Durch dieses System wird es ermöglicht, das Offizierkorps in den oberen Chargen jung zu erhalten; es sammeln sich aber in der Charge der Kapitäne allmählich die zum höheren Avancement Ungeeigneten, durch vielfaches Übersprungenwerden und durch die Aussicht auf eine sehr knapp bemessene Pension zur Unzufriedenheit geneigten Elemente an, denen, da sie am Ziele ihrer Laufbahn stehen, das treibende Motiv des Ehrgeizes vollständig abgeht. Da zum regelmäßigen Avancement durch die Leutnantschargen jetzt mindestens zehn Jahre gehören, so erfolgt die Beförderung zum Kapitän bei der großen Masse der Offiziere nicht vor dem 40. Lebensjahr, und findet man in der älteren Hälfte der Kapitäne fast nur solche, die das 50. Lebensjahr bereits überschritten haben und körperlich kaum noch imstande sind, den Anforderungen des Dienstes zu genügen. Es repräsentiert daher die wichtigste Charge, die des Kompagniechefs, gerade den mangelhaften Teil des Offizierkorps. Zivilversorgungen, ähnlich wie bei uns, gab es bisher nicht; wer es daher nicht zum Offizier bringen konnte, blieb, solange die Kräfte ausreichten und mit der Aussicht auf eine kümmerliche Pension, im Dienst.

Infolge des Loskaufs ergänzt sich die Armee ausschließlich aus den niedrigen Klassen, und — da die Zahl junger Leute gebildeter Stände, die sich dem Offizierstande widmen wollen, jährlich geringer wird — steht es mit dem Offizierkorps zum größeren Teile ähnlich. Wenn nicht kriegerische Ereignisse den ganzen Mechanismus verändern, so wird eine Abhilfe allein durch die Annahme der allgemeinen Dienstpflicht zu finden sein. —

Ems und Paris im Juli 1870[1])

Am 2. Mai hatte mich der König zum Flügeladjutanten ernannt und mir dabei sagen lassen, ich solle zur Meldung nicht nach Berlin, sondern nach Ems kommen, wohin er sich in einigen Wochen begeben würde. In

[1]) Geschrieben im Jahre 1873 „aus dem Gedächtnis" und nach „leider nicht sehr zahlreichen" Aufzeichnungen.

der Politik sah es zu dieser Zeit durchaus friedlich aus. Ich machte mich also am 28. Juni auf den Weg. Auf dem Straßburger Münster überwältigte mich das Gefühl, wie jämmerlich es war, daß der Rhein und nicht der sich lang vor mir hinziehende Vogesenrücken die Grenze mit Gallien bildete. Es durchzuckte mich der Gedanke, daß das anders werden könnte, und ich hatte das Gefühl, daß ich es noch erleben würde. Am 3. Juli traf ich in Ems ein.

Ems, 3. Juli 1870.

Der König war schon einige Zeit dort. Mit ihm Tresckow,[1] Albedyll,[2] Lehndorff,[2] Radziwill,[2] Perponcher,[3] Wilmowski[4]). Seitens des Auswärtigen Amtes war wie gewöhnlich der Geheimrat Abeken anwesend. Der König empfing mich außerordentlich gnädig und sagte mir sehr anerkennende Worte über meine Berichte aus Paris. Nach Erkundigungen über die kaiserliche Familie und verschiedene militärische Verhältnisse äußerte er: „Sagen Sie dem Botschafter, daß er Ihnen die Depeschen zu lesen gibt, ich wünsche, daß Sie in diese Dinge eingeweiht werden." Um 2 Uhr kam die Königin aus Koblenz herüber.

4. Juli.

Vormittag kam das Regiment Augusta auf einem Übungsmarsche, wie alljährlich, hier durch und wurde von meinem Bruder Georg dem König vorbeigeführt.

5. Juli.

Ich war in Koblenz und dinierte mit meinem Bruder bei der Königin. Spät abends waren die ersten Telegramme über die hohenzollernsche Thronkandidatur von Paris hier angelangt; ich hatte bisher von der Sache nichts gewußt.

6. Juli.

Werther hatte sich zu heute früh angemeldet. Ich empfing ihn am Bahnhofe. Seine ersten Worte waren: „In Paris ist der Teufel los; es sieht sehr nach Krieg aus." Er war gestern morgen zu Gramont[5]) gegangen, um ihm seine Urlaubsreise mitzuteilen und hatte ihn in höchster Aufregung gefunden. Ein Telegramm aus Madrid besagte, daß der Prinz Leopold Hohenzollern den Cortes als Kandidat für den erledigten Thron in Vorschlag gebracht werden sollte. Gramont war außer sich gewesen, hatte über Rücksichtslosigkeit und Arglist von uns geklagt und rund heraus erklärt, die Sache sei u n m ö g l i c h. Frankreich könne es nicht zugeben, das

---

[1]) Chef des Militärkabinetts. [2]) Flügeladjutant. [3]) Hofmarschall. [4]) Geheimer Kabinettsrat des Zivilkabinetts.

[5]) Herzog v. G., Minister des Auswärtigen, Nachfolger des Grafen Daru (nach kurzer Verwaltung des Ressorts durch Ollivier selbst).

Ministerium würde noch heute in der Kammer interpelliert werden. Werther war insofern in einer sehr unbequemen Lage, als er faktisch von der ganzen Angelegenheit auch nicht ein Wort gewußt hat. Er konnte also bloß lavieren und wird froh gewesen sein, die Abreise nach Ems bereits angekündigt zu haben. Daß er sie antrat, war nach meiner Überzeugung nicht richtig. Der König empfing ihn bald nach der Ankunft in längerer Audienz. Es war sehr unbequem, daß Bismarck in Varzin weilte. Alle Verständigungen wurden natürlich sehr erschwert. In Berlin vertrat ihn Thile.[1]) Am Abend kamen Telegramme aus Paris über die Kammersitzung. Gramont hatte eine ganz tolle Erklärung abgegeben, die mit stürmischem Beifall begrüßt wurde. Etwas von der Ehre Frankreichs konnte natürlich auch nicht dabei fehlen; kurz, es war klar, daß, wenn der Prinz Hohenzollern wirklich König von Spanien wurde, ein Krieg sich eigentlich nicht vermeiden ließ.

7. Juli.

Solms [2]) berichtete auch aus Paris, daß er die Lage der Dinge sehr ernst ansähe. Werther und Abeken waren lange beim König. Bismarck wollte durchaus noch an keine nahende Gefahr glauben und beabsichtigte, ruhig in Varzin zu bleiben, wo er Brunnen trank. Die ganz überraschende Aussicht eines Krieges mit Frankreich erregte natürlich den König sehr, er hatte den dringenden Wunsch, daß alles beigelegt werden möchte.

Das Unglück wollte nun, daß der Prinz Leopold Hohenzollern nicht in Sigmaringen war, sondern einen Ausflug in die Alpen gemacht hatte, und daß niemand genau wußte, wo er sich befand. Bei der Art aber, wie die Franzosen die Sache anfaßten, war höchste Eile nötig. Werther und Abeken kamen mit dem König dahin überein, daß es erwünscht wäre, wenn der Prinz Hohenzollern verzichtete; er müßte das aber ohne Druck seitens des Königs aus eigenem Entschluß tun.

8. Juli.

Zu heute abend war die Ankunft von Benedetti angemeldet, der von seiner Regierung den Befehl hatte, von Wildbad sofort nach Ems zu gehen. Alle Nachrichten stimmten darin überein, daß die Lage der Dinge immer ernster wurde. Von allen unbeteiligten Mächten scheinen gute Ratschläge und Warnungen zu kommen. Wie die Sachen nun lagen, war meines Bleibens hier nicht länger.

Ich ging früh zum König und bat um Erlaubnis, nach Paris abreisen zu können. Er sah sehr ernst aus und sprach etwa folgendes: „Wir befinden uns mit einem Male inmitten einer sehr ernsten Situation. Der Anfang dieser hohenzollernschen Thronkandidatur datiert von der Zeit vor etwa

[1]) Staatssekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

[2]) Als Vertreter des Botschafters.

einem Jahre. Es wurden von Prim [1]) durch einen Unterhändler [2]) dem Fürsten Hohenzollern Anerbietungen hinsichtlich des spanischen Thrones für einen seiner Söhne gemacht. Die Unterhandlungen gingen durch Bismarck, wurden aber natürlich sehr geheim betrieben. Von vornherein habe ich mich als König von Preußen von der ganzen Sache ferngehalten, und ist auch Bismarck als Ratgeber des Fürsten Hohenzollern und nicht als Minister des Auswärtigen aufgetreten. Wenn das spanische Volk seinen König wegjagt und sich dafür einen neuen sucht, so ist dies seine Sache und eine innere Frage, in die sich heutzutage fremde Mächte nicht mehr mischen. [3]) Als Chef des Hauses Hohenzollern bin ich nun aber natürlich in die Angelegenheit hineingezogen worden. Ich habe sowohl dem Vater wie den Söhnen — zuerst sollte es Fritz, nachher aber Leopold sein — wiederholt gesagt, daß ich ihnen niemals zureden würde. Glaubten sie indes, daß es ihre Pflicht sei, das Anerbieten nicht von der Hand zu weisen, so würde ich als Chef des Hauses meine Einwilligung geben. Der gute Erbprinz [4]) traute sich aber entschieden eine so schwierige Aufgabe nicht zu, und nach langem Hin- und Herreden und Zögern schien die ganze Angelegenheit wieder einzuschlafen, was mir ganz recht war. Vor einigen Monaten ist von seiten Spaniens wieder angepocht worden, und nun waren mit einem Male Vater und Sohn Hohenzollern zu meinem größten Erstaunen ebenso passioniert für die Sache, wie sie vorher unschlüssig gewesen waren. Sie haben sich hierzu durch Bismarck überreden lassen, und der Erbprinz, der früher der Ansicht war, nicht das Zeug zu einem König von Spanien zu haben, fühlt mit einem Male die Mission in sich, Spanien glücklich zu machen. Ich habe ihn dringend gebeten, auf das ernsthafteste mit sich zu Rate zu gehen, und als er dann bei seinem Entschluß beharrte, ihm meine Einwilligung als Familienoberhaupt gegeben. Sehr weit bin ich entfernt gewesen, rücksichtslos gegen die französische Regierung auftreten zu wollen. Es war darauf gerechnet worden, die Sache könne zunächst geheim bleiben. Es sollten dann im Herbst Erbprinz und Erbprinzeß nach Frankreich reisen, um am kaiserlichen Hofe einen Besuch zu machen. Hierbei sollte die Sache in aller Freundschaft zur Sprache gebracht werden. Der Erbprinz ist katholisch und den Bonapartes näher verwandt als meinem Hause; [5]) man gab sich daher der Hoffnung hin, daß die Kandidatur dem Kaiser sogar angenehm und schmeichelhaft sein würde. Daß wir nun so mit einem Schlage vor einer ernsten

[1]) Spanischer Marschall und Ministerpräsident.
[2]) Salazar.
[3]) Randbemerkung des Verfassers zu diesem Satze: „Völlig wortgetreu."
[4]) Leopold.
[5]) Durch seine Mutter, eine Tochter der Stephanie Beauharnais, die Napoleon I. 1804 adoptierte.

Verwicklung stehen, ist mir im hohen Grade unangenehm. Ich verdanke das jedenfalls Bismarck, der die Sache auf die leichte Achsel genommen hat, wie schon manche andere.[1]) Zunächst kann ich mich gar nicht darein mischen; ich halte meinen anfänglichen und allein korrekten Standpunkt fest. Ich leugne nicht, daß ich da zwei Rollen spiele, aber ich kann sie völlig auseinanderhalten.[2]) Niemals habe ich mit jemandem direkt oder offiziell verhandelt und mich auch zu nichts verpflichtet. Ich kann die französische Regierung nur an den Fürsten Hohenzollern weisen und werde auf diesen keinerlei Einfluß üben. Sollte aber Frankreich einen Vorwand zum Kriege suchen — nun, dann soll es uns bereit finden! (Diese Worte wurden mit großem Nachdruck gesagt.) Daß ich in meinem hohen Alter nicht den Wunsch habe, noch einen großen Krieg zu führen, und so ernste Verwicklungen nicht leichtfertig herbeigeführt habe, das wird die Welt mir wohl glauben. Wird mir aber ein Krieg aufgedrängt, so werde ich ihn führen im festen Vertrauen auf meine ausgezeichnete Armee."

Das waren teils die Worte, teils der Sinn der Worte des Königs; einzelne Punkte führte er mehr aus, so daß er wohl eine Viertelstunde sprach. Es war das erste Mal, daß ich den König über ein ernsthaftes Kapitel so zusammenhängend reden hörte. Er entwickelte alles mit größter Klarheit und sprach, ohne zu stocken.

Hiernach ging er auf die Verhältnisse der französischen Armee über. Da er mir mehrere Male auch Fragen vorlegte, ergriff ich die Gelegenheit zu sagen, daß wir nach meiner vollsten Überzeugung den Franzosen in der Schnelligkeit der Mobilmachung erheblich überlegen wären und, wenn wir die ganze Armee mit einem Schlage mobil machten und sofort die Offensive ergriffen, sehr vorteilhafte Chancen auf unserer Seite hätten. Der König schien das auch zu wissen; er sagte mir: „Ich habe Ihre Berichte mit großem Interesse gelesen und bin erstaunt, wie überraschend schnell Sie sich in die französischen Verhältnisse hineingefunden haben. Fahren Sie fort aufmerksam zu beobachten. Sogar Bismarck hat sich sehr anerkennend über Ihre Auffassungen ausgesprochen. Nun reisen Sie mit Gott; sagen Sie auch Solms, daß er, so lange der Botschafter nicht wieder da ist, Sie in allem au fait hält." Dann gab er mir die Hand und entließ mich.

*

In Ems fing man schon an etwas aufgeregt zu werden, doch ahnte außer den wenigen Eingeweihten noch niemand, wie ernst es aussah. Ich war mit Werther viel zusammen gewesen, der mir alles mitteilte, und

[1]) Randbemerkung des Verfassers: „Wörtlich."
[2]) Vgl. Marcks, Kaiser Wilhelm 8. Auflage, S. 301.

überzeugt, daß, wenn der Erbprinz nicht schnell renoncierte, der Krieg unvermeidlich würde.

Infolge Bismarcks Fernsein herrschte doch wohl etwas Ratlosigkeit. Abeken ist kein selbständiger Charakter und Werther auch kein Mann der Initiative. Tresckow wollte durchaus nicht daran glauben, daß die Franzosen Ernst machten.

Oberst v. Strantz, der sich zufällig in Ems befand, wurde in Ermangelung anderer Persönlichkeiten heimlich nach Sigmaringen geschickt und ihm aufgegeben, den Hohenzollern den Ernst der Situation klarzumachen. Er ist wohl dahin instruiert gewesen ihnen zu raten, möglichst schnell zu verzichten. Ich kannte den Erbprinzen recht gut und sagte mir, er würde wahrscheinlich froh sein, aus der Sache herauszukommen. Er ist ein sehr weicher Charakter.

*

Ich reiste am 8. nachmittags über Köln nach Paris ab, wo ich am 9. früh eintraf. Sobald ich nach Frankreich hineinkam, merkte ich, daß hier eine ganz besondere Luft wehte. Die Leute waren sämtlich unnatürlich aufgeregt, und diese Aufregung steigerte sich, je mehr man sich Paris näherte. Auf dem Bahnhof traf ich Leontiew, russischen Hauptmann und Gehilfen des Militärattachés Prinzen Wittgenstein. Sein erstes Wort war: „Sie haben Krieg; glauben Sie mir, es ist nicht mehr abzuwenden."

Ich fuhr einen Augenblick nach meiner Wohnung und dann in die Botschaft. Die mir beigegebenen Generalstabshauptleute v. Bülow, Lenke und v. Stückradt waren glücklicherweise sämtlich in Paris. Da ich nur zwei Agenten bei der Hand hatte, telegraphierte ich sogleich nach Berlin an Oberstleutnant v. Brandt [1]) und bat um sofortige Hersendung brauchbarer Leute.

*

Sodann orientierte ich mich. Alles, was ich sah und hörte, deutete darauf hin, daß in Frankreich der Krieg beschlossene Sache sei. Die ganze Presse war außer Rand und Band und sagte uns die größten Injurien und Unverschämtheiten. Im Kriegs- und Marineministerium sah schon ein Unbefangener ein fürchterliches Gelaufe und Getriebe. Die Truppen — die sonst überwiegend faulenzten — waren sehr tätig. Unaufhörlich ritten Ordonnanzen in scharfem Trabe durch die Stadt. Französische Offiziere, die ich kannte, machten sehr ernste Gesichter. Die hier wohnenden Militärattachés glaubten alle an Krieg; jeder hatte einiges erfahren.

---

[1]) Im Generalstabe, vgl. S. 48 und 53.

Die Diplomaten waren in höchster Aufregung. Der italienische Gesandte Nigra war bei Solms gewesen. Schon früher hatte er ihn vertraulich vor Gramont gewarnt (als dieser Minister wurde) und gesagt: „Es bedeutet nichts Gutes, seien Sie auf Ihrer Hut." Nigra ist früher in Wien mit Gramont zusammen gewesen. Jetzt sagte er: „Sie haben den Krieg; ich halte ihn für unvermeidlich, und — es wird mir schwer, Ihnen zu sagen — wir gehen nicht mit Ihnen. Ich will sehr froh sein, wenn wir unsere Undankbarkeit nicht soweit treiben, daß wir uns mit den Franzosen alliieren."

Solms hatte den Eindruck, daß man sich im Auswärtigen Amt ihm gegenüber ziemlich ungeschliffen betrüge, was ein leidlich sicheres Zeichen ist, daß man ernste Absichten verfolgt. Abends sandte ich, natürlich chiffriert, folgendes Telegramm an Bismarck, das Kriegsministerium und nach Ems: „Im Kriegs- und Marineministerium sind umfangreiche Vorbereitungen zur Führung eines großen Krieges im Gange. Reserven sind noch nicht einbeordert, doch hat es den Anschein, als wenn Truppenbewegungen bereits morgen beginnen werden. Eisenbahnen sind davon avertiert. Es scheint Neigung vorhanden, mit unmobilen Truppen loszuschlagen."

Ich überlegte mir jedes Wort genau; es kam sehr darauf an, nicht ohne Not alarmierende Nachrichten zu geben, vor allem aber auch die Sache nicht leicht zu nehmen. Daß in mehreren Kasernen die Truppen sich marschfertig machten, hatte R.[1]) festgestellt. Die Neigung, mit unmobilen Truppen loszuschlagen, war unverkennbar. Französische Generale verlangten es laut in ihren Klubs — aus dem „Cercle Impérial", in dem viele Generale verkehrten, hatte ich gute Nachrichten; die Truppen waren zum Abmarsch eingerichtet, man ist in Frankreich überhaupt mehr daran gewöhnt, Truppen auf dem Friedensetat zu bewegen.

10. Juli.

Die beiden englischen Militärattachés, die schon sehr lange hier leben und am besten eingeweiht sind, glauben unbedingt an Krieg. Claremont ist Mitglied des „Cercle Impérial", hat den Krimkrieg bei der französischen Armee mitgemacht und ist mit vielen hohen Offizieren sehr intim. Er behauptet, es würde viel von einer Operation gegen den Unterrhein, also durch Belgien gesprochen. Im Auge haben mußte ich die Sache jedenfalls.

Es kam durchaus darauf an zu wissen, was außerhalb von Paris passierte. Ich sandte dementsprechend meine Agenten aus. Eine gute Hilfe hatte ich an einem Herrn B., agent de change. Er kam ungerufen zu mir und bot mir unentgeltlich seine Hilfe an. Er war in Bankierkreisen sehr bekannt, ein Umstand, der hier von ungleich größerer Bedeutung als irgendwo anders ist. Jeder Staatsmann, die meisten hohen Beamten und

[1]) Der Agent Rahn, vgl. S. 53.

Offiziere spekulieren und spielen an der Börse. Es ist dies nach meiner Ansicht eine der Hauptursachen des Verfalles und der Demoralisation der höheren Klassen. Naturgemäß gibt es für Finanzgrößen kein Staatsgeheimnis; hier wird alles zuerst bekannt. B., der früher im Rothschildschen Dienst gewesen, hat mir jedenfalls sehr genützt. Am 14. ist mittags 3 Uhr im Ministerkonseil unter des Kaisers Vorsitz die Einbeorderung der Reserven beschlossen worden — nach drei Stunden wußte ich es.

*

Schon am 11. oder 12. machte ich die Beobachtung, daß ich in meiner Wohnung, Rue du Faubourg St. Honoré, polizeilich überwacht wurde. Es waren also meinerseits besondere Vorsichtsmaßregeln geboten. Die gewöhnlichste Methode der Polizei, ein Haus zu überwachen, ist die Besoldung des Concierge und dann die Aufstellung eines Kohlenfuhrwerks vor der Tür. Solche Wagen sieht man zu allen Tageszeiten in allen Straßen, sie haben nichts Auffallendes. Der Fuhrmann ist Polizeiagent und beobachtet, auf seinem Wagen sitzend, jeden, der aus und ein geht. Die Botschaft wurde natürlich besonders beaufsichtigt.

Es lag bei mir zu beurteilen, ob die Franzosen losschlagen wollten oder nicht. Jedes Wort meiner Depeschen mußte da auf die Wagschale gelegt werden. Sandte ich ohne Not alarmierende Nachrichten, so wäre ich künftig als Schwarzseher und ungewandter Agent verschrien worden, sandte ich wichtige Nachrichten zu spät — wie großes Unglück konnte daraus erwachsen.

Ich kannte unsere und die französischen Verhältnisse genau genug — auf Grund besonderer Beobachtung —, um zu wissen, daß durch die Schnelligkeit der Rüstungen der erste Erfolg im wesentlichen bestimmt würde. Das Wichtigste war also, den Moment der Mobilmachung zu erkennen und ferner zu erfahren, ob die Franzosen frühzeitig offensiv werden wollten. Ersteres gelang mir vollkommen. Drei Stunden nach dem Beschluß kannte ich ihn, wie gesagt; aber nun festzustellen, ob meine Nachricht richtig wäre oder nicht, machte Schwierigkeiten. Aus meiner Stellung nach Berlin melden: „Die Franzosen machen mobil," das bedeutete als Antwort unsererseits ohne Besinnen die totale Mobilmachung. Entschloß man sich dazu, und meine Meldung erwies sich als falsch, so waren viele Millionen vergeudet; aber das war vielleicht noch der kleinere Schaden. Gab ich die Nachricht nicht, und es gingen nur ein paar Tage verloren — konnten schwerwiegende Nachteile die Folge sein. Ich telegraphierte aber auf Grund vollster Überzeugung und, Gott sei Dank, hatte ich recht.

Eine andere große Sorge entstand, als wir am 17. dahinter kamen, daß unsere Telegramme nicht mehr oder mindestens nur teilweise befördert

wurden, obwohl die Telegraphenbureaus sie annahmen (eine unerhörte Perfidie, die gegen das Völkerrecht verstieß). Vielleicht waren also meine Telegramme vom 14. abends und 15. früh wegen der Mobilmachung gar nicht in Berlin angelangt, und war man dort über die hiesigen Ereignisse nicht unterrichtet. Mir lag das zentnerschwer auf der Seele. Ich versuchte über England, über Malta zu telegraphieren, sogar schließlich per Kabel an die Gesandtschaft in Washington — man nahm die Telegramme nicht an. In meiner Bedrängnis sandte ich nun mit jedem Schnellzuge, der nach Belgien ging, einen sicheren Boten ab und ließ die Telegramme in Aachen aufgeben. Niemals habe ich, bis ich selbst die Grenze überschritt, erfahren, was bei uns geschehen war, ob wir mobil gemacht hatten, an welchem Tage und in welchem Umfange. Das waren bei Gott keine leichten Stunden.

Dazu kam das tolle Treiben der Franzosen. Die Bevölkerung war von einem förmlichen Kriegstaumel erfaßt und wurde darin von den Behörden bestärkt. Kolossale Menschenmassen durchzogen die Straßen und schrieen à Berlin, au Rhin, à bas Guillaume, à bas Bismarck usw. Sehr viele Truppen marschierten durch die Stadt und zu den Bahnhöfen, von brüllenden und betrunkenen Menschenmassen begleitet. Dazu die jämmerlichen Renommagen mit Überschreiten des Rheins, falsche Gerüchte usw.

Bis zum 16. ging ich noch täglich in meinen Klub — „Cercle de l'Union". Die Franzosen zogen uns aber schon schreckliche Gesichter. Die deutschen Diplomaten Graf Quadt von Bayern, die Freiherrn Wächter von Württemberg und Schweitzer von Baden hielten übrigens, wie ich anerkennen muß, gut zu uns. Sie waren aber natürlich sehr ängstlich. Ich blieb voller Zuversicht und flößte ihnen damit bald Vertrauen ein. Von den fremden Attachés sah ich nur Uexküll, den Österreicher, nicht; er wich mir auch wohl aus. Den anderen sagte ich meine Meinung, daß wir die Franzosen gründlich schlagen würden, öfters. Die übrigen Diplomaten mißfielen mir mit Ausnahme Nigras stark. Ich hatte das Gefühl, sie gönnten uns alle eine tüchtige Niederlage. Sogar den russischen Geschäftsträger Okuniew kann ich hiervon nicht ausnehmen. Ein mir gut bekannter Österreicher, Montgelas,[1]) sagte mir beim Adieu ehrlich: „Ich hoffe, Sie kommen gesund wieder; daß Ihr aber ordentlich geklopft werdet, wünsche ich von Herzen." Mein sicheres und zuversichtliches Auftreten hat sie schwer geärgert.

Vom verrückten Taumel in Frankreich muß ich die Armee ausnehmen. Sie benahm sich in all dem wüsten Geschrei würdig und ruhig. Fast zu ruhig; die gehobene Stimmung einer in den Krieg ziehenden Truppe habe ich nur selten wahrgenommen. Mir bekannte Offiziere waren sogar

[1]) Botschaftsattaché.

recht ernst gestimmt, namentlich von dem Moment ab, als Bayern sich offen für uns erklärt hatte.

*

Am 12. Juli morgens kam Baron Werther aus Ems zurück, sehr ermüdet infolge der Hitze. Gleich nach seiner Ankunft erschien ein Herr des Auswärtigen Amtes [1]) und fragte, ob Werther nicht baldigst Gramont aufsuchen könne. Werther erwiderte, er werde sofort kommen. Als er von der bekannten Unterredung wiederkehrte, erwarteten Solms und ich ihn in der Botschaft. Nachdem wir ihn angehört, erklärten wir ihm beide, daß nun der Krieg ganz zweifellos sei. Er dagegen wollte sich noch nicht zu dieser Ansicht bekennen. „Ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich," sagte er, „ist ein Ereignis von so riesiger Tragweite, ein so furchtbares Elend für zahllose Menschen, die Veranlassung ist außerdem eine so geringfügige, daß es die Pflicht eines jeden Ehrenmannes ist, zur Abwehr alles zu versuchen, was in seinen Kräften steht. Das hat mich geleitet und deswegen habe ich mich entschlossen, dem König zu schreiben." Vom allgemein menschlichen Standpunkte aus hatte er gewiß recht; als preußischer Botschafter mußte er aber Herrn v. Gramont anders dienen.[2]) Daß es für unseren König unmöglich war, den bewußten Brief zu schreiben, leuchtete ihm noch nicht ein. Ich kann sein Verhalten nur auf seinen entschieden sehr fatigierten Zustand und auf die in Ems empfangenen Eindrücke zurückführen, wo man durchaus den Krieg vermeiden wollte und die hiesige Luft nicht genügend kannte. Bismarcks Telegramm, das dem Botschafter sofort abzureisen befahl, war so grob, wie ich es kaum für möglich gehalten hatte. Als Werther sich vom Herzog v. Gramont verabschiedete, begleitete ich ihn ins Auswärtige Ministerium; sobald er ins Vorzimmer zurückkam, sagte er: „Mit diesem Gang ist meine Laufbahn zu Ende." Er täuschte sich nicht.[3]) Nie wieder hat Bismarck mit ihm ein Wort gewechselt.

*

Am 15. sagte Ollivier in der Kammer, daß alle Versuche zu einer Aussöhnung gescheitert seien. Von diesem Moment an war der Krieg so gut wie verkündet, obwohl die offizielle Erklärung erst am 19. erfolgte. Wahrhaftig prompte Bedienung! Neun Tage nach Beginn einer diplomatischen Verwicklung schon der Ausbruch eines Krieges, so etwas ist wohl noch nie da gewesen. Die Ursache dieser Übereilung, namentlich da man noch nicht

[1]) Der Kabinettschef Gramonts, Graf Faverney.

[2]) Vgl. R. Fester, Die Genesis der Emser Depesche, S. 134 f., 235.

[3]) Ein Irrtum. W. wurde zwar im Juli 1871 verabschiedet, doch aber im Mai 1874 wieder als Botschafter nach Konstantinopel geschickt, auf welchem Posten er bis 1877 blieb.

losschlagen wollte, ist mir niemals klar geworden. Eine Lesart ist die, daß man dem altersschwachen, entschlußlosen Kaiser, dem ein Krieg höchst unsympathisch war, die Brücken zum Rückzuge abbrechen wollte, und das scheint mir die wahrscheinlichste Lösung.

Ruhige Leute, die die Verhältnisse kannten, waren mir gegenüber der Ansicht, wenn Werther direkt zum Kaiser gegangen wäre und energisch mit ihm gesprochen hätte, würde die ganze Sache wahrscheinlich in Ordnung, unbedingt aber in einen ruhigeren Lauf zu bringen gewesen sein. Es herrschte nun aber in Paris eine ziemlich starke Pockenepidemie, und man war vor Ansteckung außerordentlich ängstlich. Werther hatte kurz vor seiner Reise nach Ems selbst die Pocken gehabt, auch lag ein Kanzleidiener mit Familie noch daran krank. Der Botschafter glaubte, unter solchen Umständen, namentlich mit Rücksicht auf den kaiserlichen Prinzen, sich nicht in St. Cloud zeigen zu dürfen und sah davon ab, sich beim Kaiser persönlich zu verabschieden, wie es sich ja eigentlich gehörte. Da nun damals gerade die spanische Thronfrage eklatierte, so hätte er gleich mit dem Kaiser darüber sprechen können, und es wäre zweifellos, namentlich da der Monarch ja ein sehr verständiger Mann ist, die Behandlung der Frage eine ruhigere geworden. [1])

Der Kaiserin hat in jenen Tagen ihr spanisches Temperament wohl einen schlechten Gefallen getan. Sehr verständig soll die Prinzeß Mathilde [2]) gewesen sein. Als sie von nichts ahnend den ganzen Ernst der Sache erfuhr, ist sie von Enghien sofort zum Kaiser gefahren und hat ihm rund heraus erklärt, er renne Hals über Kopf ins Unglück. Sie begegnete ihm, als er, wie gewöhnlich vom General Béville geführt, langsam spazieren ging, und redete ihn etwa folgendermaßen an: „Mit den Beinen wollen Sie Krieg gegen Preußen führen?" — Der Prinz Plon-Plon [3]) befand sich auf einer Reise an der norwegischen Küste und war natürlich ahnungslos. Als er das Telegramm erhielt, welches den Krieg als unvermeidlich bezeichnete, hat er sofort telegraphische Order gegeben, seine sämtlichen Wertsachen nach der Schweiz zu senden.

Eine große Last erwuchs uns natürlich durch die vielen in Paris wohnenden Deutschen, die in ihrer Besorgnis sich an uns wandten. Man taxierte die Zahl der hier anwesenden auf etwa 200000 [?]. Da sie zum Teil Arbeiter waren, darunter viele bei der Straßenreinigung beschäftigte Pfälzer und Rheinhessen, so befand sich natürlich eine verhältnismäßig hohe Zahl reserve- und landwehrpflichtiger Leute darunter. Ein erhebender Anblick,

---

[1]) Das in diesem Absatz Mitgeteilte füllt die von Fester, a. a. O., S. 131, konstatierte „Lücke in der Überlieferung der Mission Werthers" zum Teil aus.

[2]) Cousine des Kaisers, Tochter Jérômes.

[3]) Der Prinz Napoleon, Bruder der Prinzessin Mathilde.

wie sich in ihnen das Pflichtgefühl und auch das Nationalgefühl regte! Alles wollte nach Haus; wer irgend Geld hatte, reiste auch sofort ab, und das waren große Mengen, es blieben aber noch sehr viele, die das Geld zu der teuren Reise nicht besaßen. Nach den Instruktionen darf eine Gesandtschaft Reisegeld nicht geben; hier lag doch aber ein ganz besonderer Fall vor, indem wir mit Frankreich selbst Krieg führen sollten. Jeder Mann, der zurückblieb, war ein Soldat für uns weniger. Solms entschloß sich daher dazu, das Reisegeld zu bewilligen, und die Maßregel ist auch später gutgeheißen worden.

Ich ordnete nun an, daß jeden Abend vom Nordbahnhofe ein Schub fortgeschickt werden sollte, versah Bülow mit Geld und beauftragte ihn, die Billette zu lösen. Der chef de gare war uns als vernünftiger Mann bekannt und versprach auch zu tun, was in seinen Kräften stand. Ich bestellte im Laufe des 16. alle Leute, die sich meldeten, zum Abend nach dem Nordbahnhof. Auf 100—150 Mann hatte ich etwa gerechnet. Als Bülow sich hinbegab, waren Tausende von Menschen auf dem Platze vor dem Bahnhofe in erregter Stimmung versammelt, um der Abfahrt von Truppen beizuwohnen. Er drängte sich nach dem zum Glück durch ein Eisengitter von der Straße getrennten Nebenbahnhof durch und fand dort zu seinem Erstaunen eine lange Linie Zivilisten in zwei Gliedern aufgestellt. Ein Landwehroffizier führte das Kommando, hatte die Unteroffiziere vor der Front, kommandierte: „Stillgestanden!" und meldete Bülow militärisch die Anwesenheit von etwa 300 Mann. Die Mehrzahl wohl etwas angetrunken, alle aber patriotisch gehoben und in bester Stimmung, den Franzosen hier gleich die erste Schlacht zu liefern. Schließlich glückte es, sie alle ohne Zwischenfälle abzutransportieren.

Am Abend vor der Abreise der Baronin v. Werther — ihr Gatte war schon fort — kam Gramont, mit dem sie noch vor kurzem in Wien viel verkehrt hatte, um Adieu zu sagen; ich war zugegen. Der Schlingel tat so, als ob eigentlich gar nichts Besonderes los sei, und sagte zum Schluß, indem er die Hoffnung aussprach, sie bald wieder zu sehen: „Après quelques coups de pistolet à la frontière, tout est fini et on se serre les mains."

Ich erhielt sehr bald gute Nachrichten, daß es mit den französischen Rüstungen nicht recht stimmte. Auf den Eisenbahnen waren schon große Konfusionen konstatiert, auf der Ostbahn mußte ein voller Tag ausgesetzt werden, um nur erst das Material wieder etwas zu rangieren. Wie völlig unkomplett die Truppen von hier abrückten, wurde mir täglich gemeldet. Etwa am 17. kam der russische Militärattaché Prinz Wittgenstein über Belgien und Metz hierher. Er bestätigte, daß in Metz heillose Unordnung herrschte.

Gewaltiges Aufsehen machte das Verhalten Bayerns. Es war ein Donnerschlag für die Franzosen und eigentlich ihre erste verlorene Schlacht. Ich sagte meiner Hauswirtin, der guten Marquise Beaumont, beim Abschiede, bei dem sie sich übrigens sehr nett benahm: „Wir können Herrn Ollivier nicht dankbar genug sein; er hat mit einem Schlage das erreicht, woran wir seit Jahren arbeiten; er hat Deutschland einig gemacht."

Am Nachmittag des 19. kam endlich von Berlin das Telegramm, das der Botschaft befahl, da der Krieg nunmehr offiziell erklärt sei, die Pässe zu verlangen. Später habe ich erfahren, daß man in Ems gar nicht an Krieg glauben wollte und meine Meldungen für ein Produkt der Übereilung und Schwarzseherei hielt. Der alte Feldmarschall Herwarth sagte unter anderem zu meinem Bruder Georg: „Ihr Bruder ist ein Schwarzseher; er beunruhigt den König ganz ohne Not."

Am Abend dinierte ich mit Solms bei Ledoyen in den Champs-Elysées, wo uns die meist etwas elegische Stimmung der Franzosen — soeben waren die ersten Nachrichten über ein Vorpostengefecht bei Saarbrücken eingetroffen — auffiel.

*

Solms sollte die amerikanische Gesandtschaft um Schutz für die Deutschen und die Botschaft bitten. Es war merkwürdig, daß Herr Washburne keineswegs glatt annahm, sondern erst bei seiner Regierung anfragte. Dadurch ging natürlich viel Zeit verloren, wodurch Solms verhindert wurde, am 20. früh abzureisen. Wir überlegten, ob es nicht das beste sei, die ganzen Akten zu verbrennen; schließlich wurde aber beschlossen, die unwichtigen Dinge nur zu versiegeln und die wichtigeren in Kisten verpackt den Amerikanern zu übergeben. Meine letzte Tätigkeit war noch, den Kundschaftsdienst für die Folge zu organisieren.

*

Am 20. Juli früh begab ich mich auf den Nordbahnhof. Die Truppeneinschiffungen hatten aufgehört, es herrschte Ruhe und Ordnung. Man war von meiner Abreise unterrichtet und behandelte mich sehr höflich, gab mir auch ein besonderes Coupé. Auf der ganzen Strecke bis zur Grenze war nichts von Truppen oder militärischem Treiben zu sehen. Ich reiste voll Vertrauen ab; daß ich aber schon zwei Monate später inmitten einer siegreichen Armee wieder vor den Toren von Paris stehen würde, hatte ich allerdings nicht zu hoffen gewagt.

Abschnitt V

Im Kriege von 1870/71

Berlin, 21. Juli 1870.

Heute früh traf ich mit dem Pariser Schnellzuge wohlbehalten, aber bei der Hitze müde und verstaubt hier ein. Auf dem Bahnhof begegnete ich dem Prinzen Friedrich Karl; er begrüßte mich sehr freundlich und riet mir, sofort zu Moltke zu fahren, wo soeben Beratung sei. Ich tat es sogleich, wurde vorgelassen und fand den General mit Podbielski[1]) und den drei Abteilungschefs Bronsart, Verdy und Brandenstein. Moltke äußerte mir seine Anerkennung, und ich wurde über Detailfragen ausgequetscht. Nachdem ich so schnell als möglich mich umgezogen, ging ich in das königliche Palais. Radziwill hatte den Dienst; ich wurde sogleich vorgelassen. Der König war heiter und freundlich wie immer, gab mir die Hand, dankte für die Berichte und sagte nach einigen Erkundigungen über französische Verhältnisse: „Sie werden nun bei mir bleiben." Damit war mein Schicksal für die nächste Zukunft entschieden; ich sollte das Glück haben, den Krieg als unmittelbarer Begleiter dieses vortrefflichen Herrn mitzumachen.

Berlin, 24. Juli.

Ich habe heute zum ersten Male den Dienst. Gegen die sonstige Gewohnheit muß der Flügeladjutant stets, auch des Nachts, im Palais sein, ein Zimmer nach der Behrenstraße hinaus ist dazu eingerichtet. Meine Kollegen sind Oberst Frhr. v. Steinäcker, Oberstleutnant v. Loucadou, Graf Lehndorff, Prinz Radziwill und Major v. Alten. Oberst v. Albedyll ist auch etatsmäßiger Flügeladjutant, tut aber keinen Dienst, da er zum Militärkabinett gehört.

Es waren fortwährend Empfänge und Vorträge. Zuerst der Erbprinz von Anhalt; dann der alte Generaladjutant Graf v. d. Groeben, wie immer sehr aufgeregt, sodann der ebenso alte Kammerherr Graf Wartens-

---

[1]) Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements des Kriegsministeriums (vgl. o. S. 50), im Kriege Generalquartiermeister.

leben-Carow, nachher die Herren v. Treskow[1]) und v. Thile.[2]) Die süddeutschen Gesandten werden natürlich mit besonderer Rücksicht behandelt.

Kurz vor meiner Abreise aus Paris hatte ich noch einen Bericht[3]) über die Fechtweise der Franzosen gemacht. Der König kam darauf zu sprechen und sagte etwa: „Sie haben sehr richtige und praktische Urteile, besonders einverstanden bin ich damit, daß wir dem weittragenden Gewehr gegenüber dem Feinde dicht auf den Leib gehen müssen und das Gefecht auf Entfernungen verlegen, wo unser Gewehr und unsere Schießfertigkeit ausgenutzt werden können. Ihre Arbeit soll gedruckt und den Truppenführern mitgeteilt werden."

Berlin, 25. Juli.

Der König ist jetzt immer sehr spät abends noch auf und arbeitet für sich. Früh 7 Uhr ist er schon wieder sichtbar. Man findet ihn etwas angegriffen. Ein Wunder ist es wahrhaftig nicht. Was die Stimmung anlangt, so ist sie, soweit ich sehen kann, ausgezeichnet. Natürlich fehlt es auch nicht an Schwarzsehern, Unglücksraben und Heulmeiern, doch sind sie viel seltener als 1866. Zu ihnen gehört aber wieder die Königin. Wir sind den Franzosen in allen Dingen überlegen mit Ausnahme des Gewehrs. Die Franzosen hätten uns in diesen Tagen genieren können und können es auch noch, wenn sie über die Grenze gehen; das ist unangenehm, aber gar kein Unglück; der Rückschlag kommt sehr bald, in fünf bis sechs Tagen sind wir zur Offensive mit überlegenen Kräften bereit. Die Einteilung der Armee gefällt mir; sehr richtig ist es, die Süddeutschen dem Kronprinzen zu unterstellen. Wir arbeiten doch alle für seine Zukunft. Schon seine Persönlichkeit muß, besonders im Vergleich zu den Königen von Bayern und Württemberg, einen vorzüglichen Eindruck machen. Daß er wieder Blumenthal zum Chef hat, frappiert mich nach dem, was 1866 zwischen beiden passierte;[4]) jedenfalls ist es aber eine gute Maßregel und Blumenthal ein ausgezeichneter Chef des Generalstabes einer großen Armee. Von dem Chef des Stabes des Prinzen Friedrich Karl, Stiehle, hält man sehr viel. Ich kenne ihn nicht genau, er ist aber unter allen Umständen eine frische und junge Kraft. Daß man dem alten Steinmetz die erste Armee gegeben, verstehe ich nicht. Er war schon 1866 drei Viertel toll und ist nun noch vier Jahre älter geworden. An energischen Maßregeln wird er es nicht fehlen lassen; damit allein ist es aber noch nicht getan.

[1]) Chef des Militärkabinetts. [2]) Vergleiche S. 72. [3]) Am 18. Juli.

[4]) Anspielung auf den Brief Blumenthals an seine Frau, die Engländerin Delicia von Vyner, vom 10. Juli 1866 aus Mährisch-Trübau, der Moltke scharf kritisierte und auch einen Tadel über den Kronprinzen enthielt. Der Brief wurde von den Österreichern abgefangen und in der Tagespresse veröffentlicht. (Gedruckt bei Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland II, S. 609 ff., vgl. S. 370 f.)

Berlin, 26. Juli.

Nach allem, was ich in Frankreich gesehen und erfahren habe, muß bei der französischen Armee noch arge Unordnung herrschen. Wir machen planmäßig mobil und bewegen uns erst vorwärts, wenn wir fertig sind; dann aber auch sehr schnell. Die Franzosen haben damit angefangen, die Truppen aus den Garnisonen an die Grenze zu schicken, und müssen ihnen nun die ganze Komplettierung nachsenden.

Berlin, 27. Juli.

Eine Frage, die mit einiger Leidenschaftlichkeit behandelt wird, ist die des Großen Hauptquartiers. Es droht eine solche Größe anzunehmen, daß es gar nicht zu bewegen und unterzubringen ist. Tresckow und Podbielski kämpfen nach Möglichkeit für Vereinfachung, aber oft ohne Erfolg. Unter anderem sollen zwei Hofmarschälle mitgehen, Perponcher und der alte, schon sehr stumpfe Pückler. Letzterer debattierte heute früh mit Podbielski und sagte: „Nennen mir Exzellenz doch irgend jemand, der fortgelassen werden könnte." Podbielski antwortete sehr ruhig: „Sie, Exzellenz, zum Beispiel!" Von Fürstlichkeiten sind bestimmt der Großherzog von Sachsen-Weimar, Prinz Karl und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. Bismarck will und muß wohl auch den König begleiten und gebraucht eine große Kanzlei. Roon halte ich für überflüssig; er ist aber nicht zurückzuhalten. Kommandant des Hauptquartiers ist Major v. Locquenghien vom Garde-Kürassierregiment; man hat ihn genommen, weil man ihn für energisch und praktisch hält. Es ist eine sehr schwierige Stellung. Ich weiß von 1866 her, was es bedeutet, diesen eigentlich ungeordneten Haufen hochstehender und große Ansprüche machender Leute zu dirigieren.

Der Königin begegnete ich im Flur des Palais. Sie hatte mich bisher keines Wortes gewürdigt, wie sie im allgemeinen gegen die Umgebung des Königs meist unfreundlich ist. Sie war sehr besorgt über den Krieg und äußerte dabei konfuse Ideen, zum Beispiel: „Ich fürchte sehr, daß die Franzosen ihr Hauptaugenmerk auf Spandau richten. Sie halten das vielleicht für dumm, aber ich habe nun mal das Gefühl." [1]) Ich vermied, meine Ansicht auszusprechen.

Berlin, 29. Juli.

An der Grenze wird es jetzt etwas lebendiger, indes scheinen die Franzosen nicht zu ahnen, wie schwach wir dort sind. Gehen sie vor, so gehen wir ohne Kampf zurück. Heute ist das 1. Garderegiment hier eingerückt, der König ritt ihm bis zur Potsdamer Brücke entgegen. Die Leib-

---

[1]) Vgl. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, II, S. 87.

kompagnie brachte die Fahnen nach dem Palais, sah aber schlecht aus. Diese langen Menschen sind wirklich Fatiguen zu wenig gewachsen. Das Gardekorps ist nun schon in vollem Eisenbahntransport nach der Pfalz.

Mainz, 2. August.

Am 31. abends 6 Uhr verließ der König Berlin. Am letzten Abend vor der Abreise hat er bis tief in die Nacht bei sich gekramt, vieles verbrannt, geordnet, versiegelt usw. Am anderen Morgen war er schon um 6 Uhr auf. Er ist sehr ernst, hat aber äußerlich seine gewöhnliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. In den letzten Tagen ist eine etwas besorgliche Stimmung bei ihm bemerkt worden. Ich hatte die Karten für ihn rangiert und auf einem Tisch aufgebaut. Bei ihrem Anblick sagte er: „Aber das ist ja zu viel, da muß ich einen Wagen extra für die Karten mitnehmen; denken Sie doch, wenn es rückwärts gehen sollte mit diesem furchtbaren Troß." Vor der Abreise empfing die Königin das Gefolge ihres Gemahls; sie war sehr weich, empfahl jedem einzelnen von uns den König und sagte unter anderem, wir möchten über ihn wachen, nicht wie über einen Vorgesetzten, sondern so, wie man um einen Vater besorgt ist.

Heute früh gegen 6 Uhr sind wir hier eingetroffen. Die Fahrt war eigentlich eine fortlaufende patriotische Ovation, die sich steigerte, je näher wir dem Rhein kamen. Der König mit Gefolge wohnt im großherzoglichen Palais, sonst ist das Hauptquartier über ganz Mainz verbreitet, womit viele unzufrieden sind, wie z. B. Bismarck, der sehr schön bei einem patriotischen Weinhändler, aber sehr weit ab wohnt; er schimpft sich gründlich aus.

In der Nacht kam eine Depesche an den König. Es ist verabredet, daß der Flügeladjutant vom Dienst sie öffnet und den König nur weckt, wenn es unbedingt nötig ist. Sie war von Steinmetz, und ich brachte sie Moltke. Steinmetz telegraphierte: „Ich verstehe Ihren strategischen Gedanken nicht," usw. Der Alte soll sich wirklich ganz unglaublich gebärden.

3. August.

Meine Beziehungen zum Generalstabe suche ich möglichst zu erhalten und habe dort als Mann vom Metier auch noch eine Basis. Außerdem sind die drei Abteilungschefs Bronsart, Verdy und Brandenstein meine alten und guten Bekannten.

Mainz, 4. August.

Heute früh ist der Großherzog von Sachsen-Weimar angekommen und wird geruhen, sich dem Großen Hauptquartier anzuschließen; er muß

natürlich ein großes Gefolge haben und führt einen Generaladjutanten, zwei Flügeladjutanten, einen Arzt, dazu aber nur einen zweispännigen Wagen mit sich. Prinz Luitpold ist so vorsichtig gewesen, sich keinen Wagen mitzubringen; er hat daher einen schönen Wagen mit vier guten Füchsen zugewiesen erhalten.

Es ist für mich ein bedrückendes Gefühl, so weit hinten zu sein, läßt sich aber nicht ändern. Ich will Tresckow und Albedyll bearbeiten, daß sie dem König vorschlagen, Flügeladjutanten fortzuschicken, um direkte Berichte zu erhalten.

Mainz, 5. August.

Gestern abend traf die freudige Nachricht des Sieges von Weißenburg ein. Der König und alles ist überglücklich.

Mainz, 6. August.

Bei der großen Hast, mit der die Feldstellen besetzt werden mußten, sind naturgemäß mancherlei Irrtümer untergelaufen. So herrschte die Ansicht, die Franzosen könnten frühzeitig die Offensive gegen die untere Mosel ergreifen; es hieß also, dahin gehört als Armeeführer ein Mann von eisernem Charakter, der unter allen Umständen festhält, und Steinmetz galt als geeignet für diese Aufgabe.

Die[1]) größten Fehler geschahen bei Besetzung der Kavalleriedivisionen, was Albedyll nachher auch zugegeben hat. Von den Kommandeuren der sechs Divisionen: v. Hartmann, Graf zu Stolberg, Graf v. d. Groeben, Prinz Albrecht,[2]) Frhr. v. Rheinbaben, Herzog Wilhelm[3]) war der einzig brauchbare und unbestritten beste der Graf Stolberg, der älteste an Jahren! Prinz Albrecht war überhaupt nicht recht ernst zu nehmen; er hatte den allerdings kreuzbraven und unternehmungslustigen, aber auch sehr aufgeregten und konfusen Versen als Generalstäbler, sodann einen Hofmarschall, persönliche Adjutanten, Freunde und natürlich großen Apparat an Küche usw. bei sich, so daß immer mindestens eine Schwadron nötig war, ihn und seine Schätze zu sichern. Hartmann, Rheinbaben und Herzog Wilhelm versagten. Das war sehr schade, denn die Kavallerie war gut und enthielt manche ausgezeichnete Kraft.

7. August.

Im Laufe der Nacht kam die Depesche des Kronprinzen vom Sieg bei Wörth. Sie hatte sich durch irgendeinen wunderbaren Umstand verzögert. Gleichzeitig ist bei Saarbrücken von Truppen der 1. und 2. Armee

[1]) Nachtrag.
[2]) Vgl. S. 19.
[3]) Wilhelm Herzog zu Mecklenburg-Schwerin.

ein Sieg erfochten. Heute früh übernahm ich den Dienst und konnte den König zuerst beglückwünschen. Er gab mir überglücklich die Hand und sagte u. a.: „Was ist es für ein Glück für meinen Sohn, so glänzende Erfolge gerade mit süddeutschen Truppen zu erfechten. Es ist das für seine spätere Stellung von ungeheurem Wert.“ Nachdem ich mich beim König gemeldet hatte, schickte er mich zu den Großherzogen von Hessen und Weimar und dem Prinzen Luitpold, um ihnen die Nachrichten mitzuteilen. Ich mußte sie alle erst aus den Betten jagen. Der Hesse empfing mich unter vielen Entschuldigungen sogar in Schlafrock und Unterhosen. Der Weimaraner gab mir — o Schrecken! — drei Küsse.

Saarbrücken, 10. August.

In Homburg war schon für den Kronprinzen von Sachsen und sächsische Truppen Quartier gemacht. Viel Zank und Geschrei war unausbleiblich. Durch Prätension und Unzufriedenheit zeichnete sich besonders Prinz Karl aus.

Am 6. ist bei Saarbrücken das Armeekorps von Frossard entschieden geschlagen. Die Schlacht bei Wörth ist nach allen Nachrichten eine totale Niederlage der Franzosen. Wenn der Kronprinz dem Marschall Mac Mahon gehörig auf den Hacken sitzt, so muß er ihn vernichten.

Steinmetz ist in offener Fehde mit Prinz Friedrich Karl und beträgt sich ungebärdig gegen alle Welt. Man hört schon Bedauern über seine Ernennung aussprechen.

St. Avold, 12. August.

Das Hauptquartier ist gestern nachmittag hier angelangt. Als ich die Grenze passierte, begegnete ich einem Berliner Marketender, der seinen kleinen Wagen durch ein altes abgemagertes Pferd ziehen ließ. Ich sagte: „Damit werden Sie wohl nicht weit kommen.“ Er erwiderte: „Auf der Schindermähre soll noch Louis Napoleon nach St. Helena reiten,“ und schlug tapfer darauf los. Ich hoffe, der Biedermann hat einen richtigen Blick.

Herny, 15. August.

Es meldete sich heute der General v. Zastrow, der fabelhaft schmierig aussah; wir sahen Truppen seines VII. Korps, die gestern gefochten und auch tüchtig verloren hatten, u. a. das 73. Regiment, überwiegend aus Hannoveranern bestehend und vielfach mit der bekannten Langensalza-Medaille. Ein nicht endendes Hurra begleitete den König, alles drängte sich heran, den Herrn zu sehen.

General Podbielski, der weiter vorn herumgeritten war, sagte: „Soviel ist sicher, auf einen toten Preußen kommen immer drei tote Franzosen, diese fast immer durch den Kopf geschossen.“ Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen: „Wenn jemand nur den Kopf zeigt, so ist es schwer, ihn durch den Hintern zu schießen.“ Es ist unverantwortlich, noch jetzt behaupten zu wollen, unser Gewehr sei besser als das Chassepot. Wir verlieren notorisch sehr viel Leute auf Entfernungen weit über 1000 Fuß, wo wir das Feuer noch gar nicht eröffnen können. Die französische Infanterie hebt stets sofort Schützengräben aus, wie ich es hier selbst gesehen habe. Daß unsere Verluste geringer als die der Franzosen sind, ist noch keineswegs nachgewiesen.

Die gestrige Schlacht war von der 13. Division begonnen, die die abziehenden Franzosen zum Halten brachte, nachher hatte das ganze I. Armeekorps eingegriffen und namentlich mit seiner Artillerie ausgezeichnet gewirkt. Steinmetz war erst am Abend angekommen; sehr unzufrieden über das engagierte Gefecht, hatte er Befehl gegeben, daß die Truppen wieder in die früheren Aufstellungen zurückgehen sollten, so daß die Franzosen glauben müssen, wir hielten uns für abgeschlagen. Der Alte gebärdet sich in der Tat zu arg. Der König empfing ihn sehr kühl. Um sich Luft zu machen, rief Steinmetz Manteuffel beiseite, der in Mütze war, und ersuchte ihn, künftig seinen Befehlen gemäß im Helm zu erscheinen.

Pont-à-Mousson, 21. August.

Am 18. früh 4 Uhr begab sich der König auf das Plateau südöstlich Flavigny. Die französischen Lager hinter Gravelotte waren noch deutlich sichtbar. Über einen Angriff herrschten zuerst verschiedene Meinungen. Roon sprach sehr entschieden und heftig dagegen. Die Franzosen seien von ihrer Rückzugslinie abgedrängt, damit sei genug erreicht, und um sie jetzt aus starken Positionen herauszuwerfen, Blutvergießen zu schade. — Punkt 12 Uhr fiel bei Gravelotte der erste Kanonenschuß. Bald darauf kam General Fransecki und meldete den Anmarsch des II. Korps; er versprach bestimmt, am Nachmittage völlig heran zu sein. Gegen den Willen des Generals Moltke und hauptsächlich durch General Tresckow aufgefordert, ritt der König um 1 Uhr etwas weiter vor. Gefahr schien nicht vorhanden, denn Gravelotte war vollkommen in unserer Hand. Der König verweilte schließlich auf einer Höhe nahe der Chaussee Gravelotte—Malmaison. Plötzlich lebte das schon zum Schweigen gebrachte feindliche Artilleriefeuer wieder auf. Geschütze und Mitrailleusen donnerten und knarrten untermischt mit dem mir vom Lager von Vincennes wohlbekannten Bataillonsfeuer, das schnell von einem Flügel zum anderen

läuft. Ein infernalischer Lärm. Zahlreiche Granaten und Schrapnells krepierten über uns und gingen über uns fort, die 300 Fuß vor uns stehenden preußischen Batterien erwiderten natürlich; kurz, wir waren mit einem Male mitten im Gefecht. Man glaubte im ersten Moment an eine Offensive des Gegners, jedenfalls war aber klar, daß der König an diese Stelle nicht hingehörte. Das Gefolge wurde etwas unruhig, namentlich da auch einige Sprengstücke unter uns einschlugen, und drängte mechanisch zurück. Ich stand vorn unmittelbar beim König, Roon und Moltke dicht dabei. Der König war sehr ruhig, doch merkte ich ihm einige Besorgnis an. Endlich sagte Roon: „Es ist wohl besser, wenn Euere Majestät hier fortreiten." Der König stieg zu Pferd und ritt im Schritt rückwärts, der große Schwarm war vor ihm.

*

Kurz, ehe der König die letzte Aufstellung nahm, ritt er zu der eben aus Gravelotte zurückgekehrten 1. Kavalleriedivision. Sie war durch den verrückten Steinmetz in das Defilee geschickt, um oben zu attackieren. Die 4. Ulanen hatten die Tete; der Hohlweg geht bis oben hin, es konnte also vom Aufmarschieren keine Rede sein. Die ganze Division mußte daher umkehren und wieder hinten aus Gravelotte heraus. Es ist aber mit leidlicher Ordnung ausgeführt worden. Im Kampf war augenscheinlich ein Stillstand. Dies beunruhigte den König. Bald darauf traf Steinmetz ein und meldete, die Truppen kämen nicht mehr vorwärts. „Warum kommen sie nicht vorwärts?" fragte in gereiztem Ton der König. „Sie haben keine Führer mehr, Euere Majestät, die Offiziere sind tot oder verwundet." Nach einiger Zeit wurde der König wieder ungehalten und äußerte sich gegen Moltke tadelnd über die Truppe und darüber, daß sie nicht Terrain gewänne. Moltke erwiderte ebenso gereizt: „Sie schlagen sich für Eure Majestät wie Helden." — „Das weiß ich allein!" fuhr ihn der König an. Gleich darauf gab Moltke seinem Pferd die Sporen und sprengte mit einigen Herren nach Gravelotte hinunter, wo eben die Spitze der 3. Division ankommen sollte. — Erst nach völligem Dunkelwerden erfuhren wir, daß die Schlacht gewonnen sei. Bismarck schrieb in seine Brieftasche ein Telegramm, das ihm, wie ich glaube, Moltke diktierte und der König unterzeichnete. Bismarck fragte mich: „Was kann man wohl an Trophäen sagen?" Ich antwortete: „Es ist sicherer, wir warten bis morgen; viel wird es nicht gegeben haben."

Der König hatte anfangs die Idee gehabt, mit den Truppen zu biwakieren. Zum Glück ließ er es sich nun ausreden. In Rezonville wurde für ihn ein schmutziges Zimmer von blessierten Zuaven freigemacht und das Feldbett aus seinem Krankenwagen hineingesetzt. Unten im Haus war ein Lazarett

in der Einrichtung begriffen. Jeder kroch unter, wie er sich zurechtfand. Prinz Luitpold mit seinen drei Herren legte sich ruhig ins Stroh auf die Straße neben dem Hause des Königs.

Commercy, 24. August.

Bismarck, der auch seine eigene Menage führt und Abeken, Keudell, Hatzfeld,[1]) Karl Bismarck-Bohlen[2]) samt einigen Dechiffreuren und Hofräten bei sich hat, besitzt drei vierspännige Wagen. Er selbst fährt in einem sehr schweren Reisewagen mit vier gestellten Pferden, die mit den Hengsten des Königs nicht Schritt halten können. Aus diesem Grunde fängt man bei ihm schon an, gegen die langen Märsche zu intrigieren. Er sagt auch, der König dürfe nicht so allein durch das Land fahren, sondern müsse mit der Armee marschieren. Das halte ich durchaus nicht für nötig, wenn auch für die Sicherheit noch etwas mehr gesorgt werden könnte.

Bar-le-Duc, 26. August.

Mit einem Schlage ist die Situation geändert und ganz geklärt. Die bei Reims versammelte französische Armee marschiert in fast nordöstlicher Richtung, d. h. auf unseren rechten Flügel zu. Die Absicht kann nur sein, Metz zu entsetzen. Das scheint mir ein ganz verzweifeltes Manöver. Gestern abend wurde es konstatiert, sogleich Entschluß gefaßt, und in der Nacht gingen die Befehle fort. Die ganze Armee macht rechts um und marschiert in Gewaltmärschen so vorwärts, daß die 3. Armee sich auf den linken Flügel der Maasarmee setzt. Es kommt alles darauf an, seit wann die französische Armee Reims verlassen hat, wo wir sie also erreichen. Daß dies aber noch geschehen muß, bevor sie die Maas überschreitet, scheint mir klar. Ob Bazaine Nachricht von dieser Operation hat, wird sich bald herausstellen. Jedenfalls stehen wir vor der großen Entscheidung. Bei unserer Stärke müssen wir den Gegner überwältigen und bei seinem gewagten Marsch gegen die belgische Grenze drücken.

Grand Pré, 30. August, früh.

Wir stehen heute mit den Vortruppen vier bis fünf Meilen von der belgischen Grenze und haben zwischen ihr und uns die Armee von Mac Mahon, d. h. alles, was Frankreich von Feldtruppen noch hat. Es kann noch heute zu Kämpfen kommen, morgen muß es eine Entscheidungsschlacht geben.

---

[1]) Vortragende Räte im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten; v. Keudell später Botschafter in Rom, Graf Paul Hatzfeldt in London.

[2]) Karl Graf v. Bismarck-Bohlen, Legationsrat beim Bundeskanzleramt.

Wie wunderbar verläuft der Feldzug und wie anders, als ich gedacht. Keine Schlacht an der Mosel, keine in der Champagne und statt dessen eine von Metz mit umgekehrter Front und jetzt die Entscheidung an der belgischen Grenze. Entweder sind wir riesig gescheit oder die französischen Strategen furchtbare Stümper.

Vendresse, 4. September.

Am 31. traf sich der König, der das Schlachtfeld von Beaumont hatte sehen wollen, mit Moltke in Besau. Moltke hielt Vortrag, und der König genehmigte für den 1. den konzentrischen Angriff auf die bei Sedan stehende französische Armee. Daß der Kaiser bei ihr war, schien sicher. In der Nacht zum 30. hat er in Beaumont gewohnt.

Reims, 7. September.

Als ich am 1. September, nachdem der Sieg entschieden war, den recht steilen Hang des Berges hinaufsprengte, auf dem der König stand, fand ich hier den französischen General Reille vor; er stand am Abhang, also etwas tiefer, etwa 30 Fuß entfernt von dem König. Dieser stand mit dem Kronprinzen und Bismarck zusammen, der Flügeladjutant vom Dienst, Alten, hielt einen Schimmel, auf dem der König einen Brief unterzeichnete oder schrieb, zu dessen Redaktion der Geh. Legationsrat Graf Hatzfeld herangezogen war. Etwas weiter zurück sah ich Moltke, die vielen Fürstlichkeiten, das ganze Gefolge des Königs und des Kronprinzen. Den Abschluß dahinter bildete die aufgesessene, schöne Eskadron der Stabswache. Ich übersah wohl, daß hier unterhandelt wurde und bog aus, um mich nach hinten zu begeben. Zu dieser Zeit wird es wohl schon 7 Uhr gewesen sein.

Reille wurde nun zum König herangerufen, trat mit abgenommener Mütze, eine Reitpeitsche in der linken Hand hervor, verneigte sich, erhielt einen Brief eingehändigt und empfahl sich wieder. Als er fort war, drängte sich alles zum König, um ihn zu beglückwünschen. Der Herr war tief bewegt und richtete an die Versammlung einige sehr schöne Worte des Dankes und der Anerkennung.

Reims, 8. September.

Am 2. September wurde etwa halbwegs Frénois und Donchery ausgestiegen. Der Kronprinz war beim Könige. Wir erfuhren, daß der Kaiser in der Nacht Sedan verlassen habe, zuerst in einem Bauernhause von Donchery abgetreten und dann von Bismarck, der ihm entgegengeritten war, nach einem Landhause in Frénois gebracht worden sei. Er habe den

Wunsch, den König zu sprechen. Die Kapitulation war noch nicht zum Abschluß gekommen. General Wimpffen, der für den schwer blessierten Mac Mahon das Kommando führt, hatte sich noch auf das hohe Pferd gesetzt. Wir verlangen unbedingte Waffenstreckung und Übergabe von Sedan, wie das in der Natur der Dinge liegt. Wimpffen hat noch renommiert und gedroht; daran erkenne ich meine guten Franzosen wieder. Es ist ihm in aller Ruhe bedeutet worden, daß wir das Feuer eröffnen würden, wenn er bis zu einem gewissen Moment nicht unterschriebe. Nach etwa einer Stunde kam Moltke und brachte die vollzogene Kapitulation. Die ganze Armee war kriegsgefangen, Sedan hatte sich ergeben.

Der König rief die Anwesenden heran und ließ durch Tresckow den Wortlaut der Kapitulation verlesen. Nach Worten der Anerkennung sagte er, zu den Fürsten gewandt, er hoffe, daß diese Ereignisse einen guten Kitt für das spätere Zusammenhalten bilden würden, und schloß mit den an alle gerichteten Worten: „Meine Herren, glauben Sie mir, der Krieg ist noch nicht aus. Wir haben große, nie geahnte Erfolge errungen, aber Frankreich wird sich noch nicht fügen. Wir können noch viele und blutige Arbeit vor uns haben."

Sodann, es war zwischen 1 und 2 Uhr, beschloß der König, nach Frénois zu reiten, um den Kaiser zu sprechen. Die Stabswache wurde an die Tete genommen, der Kronprinz ritt neben dem König; wir Flügeladjutanten, trotz Protesten des Prinzen Karl und anderer, unmittelbar dahinter. Dicht vor dem Ort setzte sich der König in Galopp. Schloß Frénois [1]) ist ein hübsches modernes Landhaus. In der Umgebung befand sich eine Kompagnie Leibkürassiere, ein Bataillon Bayern und eine Batterie als Ehren- oder Sicherheitswache, außerdem waren zahllose Offiziere und Mannschaften herbeigelaufen.

Auf der Freitreppe des höher gelegenen Hofraums am Eingang in eine Glashalle stand Kaiser Napoleon in Generalsuniform, hinter sich seine maison militaire. Den Hut in der Hand trat er dem König etwas entgegen. Ich war am Fuß der Treppe, also kaum sechs Fuß entfernt. Der Kaiser hatte sein gewöhnliches Aussehen, doch glaube ich, Tränen in seinen Augen bemerkt zu haben. Der König ging mit dem Kronprinzen schnell die Treppe hinauf und winkte allen übrigen, zurückzubleiben. Sodann trat er mit dem Kaiser in ein Zimmer ein, und die Türen schlossen sich.

Der Kronprinz blieb mit einem Prinzen Murat [2]) in der Glashalle, die anderen Herren kamen zu uns herunter. Von meinen Bekannten sah ich u. a. den Fürsten de la Moskowa [3]), die Generale Castelnau, Pajol und

[1]) Es handelt sich um das Schlößchen Belle Vue bei dem genannten Orte.
[2]) Achille Murat, ein Enkel des Königs von Neapel gleichen Namens.
[3]) Der General Edgar Ney.

unterhielt mich mit dem Erstgenannten. Bismarck nahm den General Castelnau beiseite und sprach längere Zeit mit ihm. Einige machten unbefangene Konversation, andere standen aber mit verbissenen Gesichtern da.

Ein Gefühl des Mitleids ist mir nicht gekommen; allein das der höchsten Befriedigung, die großmäulige, sich überhebende Gesellschaft so klein zu sehen. Unwillkürlich mußte ich bei der Begegnung der beiden Monarchen an Tilsit denken. Das wurde hier vergolten! Ich möchte auch glauben, daß den König das gleiche Gefühl beseelte, denn niemals hat er für den Kaiser Sympathie gehabt und die von einem Napoleon seinen Eltern angetane Schmach nicht vergessen.

Nach etwa 10—15 Minuten erschienen beide Monarchen wieder auf der Freitreppe; es ist mir nicht gegenwärtig, ob sie sich die Hand reichten, doch glaube ich es nicht. Der König ging schnell die Stufen hinunter, war sofort zu Pferde und sprengte im langen Galopp fort. Nachdem der ganze lange Zug heraus war, hielt der König an und gab Befehle über das weitere Schicksal des Kaisers. General Boyen wurde bestimmt, ihn nach Wilhelmshöhe zu bringen.

Später hat der König mehrere Male von seiner Begegnung mit Napoleon erzählt. Es ist Politik gar nicht gesprochen worden,[1]) sondern nur über den Ort der Internierung, wobei auch Brühl[2]) vorgeschlagen war, und über militärische Fragen. Napoleon hat u. a. gesagt: „In einer Frage erkläre ich mich persönlich für geschlagen, das ist in betreff der Artillerie. Ich habe mich quasi als Schöpfer der meinigen angesehen und hielt sie für die beste der Welt. Ich habe mich nun sogar durch den Augenschein überzeugt, daß sie der Ihrigen nicht gewachsen ist." Dann ist von der Operation die Rede gewesen, und Napoleon äußerte, er habe bei Sedan unterliegen müssen, da die Übermacht durch das Eintreffen der Armee des Prinzen Friedrich Karl gar zu groß gewesen sei. Als ihm darauf der König erwiderte: „Das ist ein Irrtum, der Prinz Friedrich Karl steht mit siebeneinhalb Korps bei Metz," ist Napoleon mutlos zusammengesunken mit dem Ausruf: „Ja, dann ist alles verloren!"

Er hatte sich also eingebildet, daß Metz nicht mehr zerniert, also Bazaine frei sei, in welchem Falle dann allerdings seine Chancen noch nicht so ganz hoffnungslos standen. Das ist auch gewiß der Grund, daß sowohl er als General Castelnau mit Bismarck sich auf keine Unterhandlungen einlassen wollten und dabei blieben, die Kaiserin sei Regentin. Die Kaiserin mit Bazaine zusammen war allerdings eine Macht, nicht aber allein! Das zeigte schon allzubald der 4. September.

---

[1]) Vgl. jedoch die eigenhändige Aufzeichnung des Königs, die jetzt durch H. Granier in der Festschrift der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (1921) mitgeteilt wird.

[2]) Bei Köln.

Am 3. war sehr schlechtes Wetter; ich schrieb einen langen Brief nach Hause. Der König war tätig wie immer und hatte fortwährend Vorträge. Beim Diner waren Roon, Moltke und Bismarck gegenwärtig. Der König erhob das Glas und trank auf das Wohl „des Mannes, der mir das Schwert geschärft, des, der es geführt, und des, der meine Politik so erfolgreich geleitet hat". Diese Worte sind vielfach anders wiedergegeben; ich will aber verbürgen, daß sie so gesprochen sind.[1]) Daß es zu große Bescheidenheit des Königs war, so zu sprechen, fühlte ich sowie wohl jeder Anwesende.

Reims, 9. September.

Zwischen Bismarck und dem Generalstabe ist heller Konflikt ausgebrochen. Stieber hat sich hier als Präfekten aufgespielt [2]) und ist dafür vom Generalstabe belangt worden.

St.[3]) unterstand dem Generalstabe, fühlte sich allerdings dort nicht recht wohl, sondern hielt sich mit zu den Herren des Bismarckschen Gefolges, namentlich Karl Bismarck und Keudell. Podbielski verwies ihm seine Eigenmächtigkeit, worauf Stieber sich bei Bismarck beklagte, in dessen Auftrage er wahrscheinlich gehandelt hatte, der Kanzler nahm sogleich für ihn Partei. Nun schickte Podbielski einen der Abteilungschefs, um klarzulegen, daß Stieber dem Generalstabe unterstellt sei. Bismarck erklärte sogleich, das wäre unrichtig; man holte das Aktenstück und zeigte dem Ministerpräsidenten seine Unterschrift. Er aber, nicht blöde, sagte: „Ich muß soviel unterschreiben, wovon ich keine Ahnung habe, daß mir dies hier ganz gleichgültig ist. Ich habe von der Abmachung nichts gewußt und halte sie für falsch." Die Verhandlungen waren recht lebhaft geworden; Bismarck nahm sie, da ihm entschieden sein Unrecht nachgewiesen war, sehr übel, und dieser unbedeutende Anlaß ergab ein völliges Zerwürfnis. Moltke allerdings war aus der ganzen Sache herausgeblieben, aber Podbielski und die Abteilungschefs hatten es mit Bismarck verdorben; dieser blieb trotz einiger Versuche vonseiten des Generalstabes, ein besseres Verhältnis herzustellen, in leidenschaftlicher und feindseliger Stimmung bis zum Ende.

Gestern abend gab der König uns Flügeladjutanten eigenhändig das Eiserne Kreuz mit einigen hübschen Worten. Es hat mich sehr erfreut, wenn auch solche summarische Verleihung eigentlich nichts Auszeichnendes hat. Albedyll, der es mit uns bekam, ist deswegen noch im höchsten Grade

[1]) Vgl. Granier, a. a. O., S. 282.

[2]) Unter anderem durch einen Maueranschlag über Ablieferung von Waffen, den St., der besonders aus der Hinckeldeyschen Zeit als Leiter der preußischen Geheimpolizei bekannte damalige Direktor der Feldpolizei, unterzeichnet hatte. (Vgl. seine von Auerbach 1884 herausgegebenen „Denkwürdigkeiten").

[3]) Spätere Aufzeichnung.

verbittert. Er hat allerdings viel gearbeitet und vieles geleistet und gehört nicht ganz in eine Kategorie mit uns. Aber da könnte ich auch pikiert sein, denn ich glaube, in Paris auch meine Schuldigkeit getan zu haben; und dann bin ich der einzige Flügeladjutant, der wirklich im Feuer gewesen ist, und das bei Beaumont und Sedan recht tüchtig. Ich habe aber gerade das Gefühl, daß es recht viele gibt, die durch persönliche Tapferkeit das Kreuz weit mehr verdient haben als ich, und wünschte, es würde bald häufiger an die Mannschaften vergeben.

Reims, 10. September.

Heute war der Kaiser zu Wagen nach dem Lager von Chalons; eine Partie, die ich angeregt hatte und auch zum großen Teil durch meine Lokalkenntnisse dirigieren konnte. Ich hatte das Lager früher mehrere Male besucht und in vollstem Glanze gesehen. Da, wo der Kaiser mit allem Luxus und Eklat Hof gehalten, wo 40 000—50 000 Mann der stolzen französischen Armee auf einem kleinen Raum zusammengedrängt standen und sich an den Strahlen ihres Ruhmes sonnten, war jetzt nichts als eine öde, halbverwüstete Barackenstadt. Die Zelte teils verbrannt, teils vom Winde umgerissen, das schöne kaiserliche Hauptquartier verwüstet und geplündert. Die Plünderung ist durch französische Landleute ausgeführt. Das hatte ich mir im April bei meinem letzten Besuche hier nicht träumen lassen.

Bismarck, das weiß ich aus seinem Munde, will gern eine Fortdauer der Herrschaft Napoleons; er sagt, es soll die Strafe der Franzosen sein, daß sie ihn behalten. Unter allen Umständen ist er gegen die Orleans und schimpft tüchtig auf den Großherzog von Weimar, der für diese hier zu arbeiten versucht. Ich stehe überhaupt mit Bismarck sehr gut und bin öfter bei ihm zu Tisch; er spricht gern mit mir über militärische Angelegenheiten, und ich kann erkennen, daß ich mir im Hauptquartier eine gute Stellung gemacht habe, und auf mein Urteil viel gegeben wird. Meine Zuversicht von Anfang an und die Richtigkeit vieler Bemerkungen über Verhältnisse in der französischen Armee werden allgemein anerkannt.

Reims, 12. September.

Die vielen Reimser Fabrikbesitzer und sonst hier wohnenden wohlhabenden Leute bitten sehr, daß man ihnen eine starke Besatzung daläßt, weil sie vor den 30 000 Fabrikarbeitern in großer Sorge sind. Die Wirkung der Erklärung der Republik soll sich sehr fühlbar machen. Hier hat die neue Regierung kein Vertrauen; sie ist auch aus gar zu verschiedenen Elementen zusammengesetzt.

Meaux, 16. September.

Gestern abend kam der Geh. Legationsrat v. Keudell im Auftrage Bismarcks zu mir und fragte mich, ob ich Präfekt von Paris werden wolle für den Fall, daß wir einrückten. Die Frage kam mir etwas überraschend. Ich sagte, es gibt dort zwei Präfekten, einen sogenannten Seinepräfekten und einen Polizeipräfekten, welchen meinen Sie? Er sagte, diesen Unterschied kennen wir nicht einmal, das ist auch gleich, Sie können beide Ämter vereinigen und würden dem Kanzler einen großen Gefallen tun. Wir haben keine geeignete Persönlichkeit, Sie haben den großen Vorteil, Pariser Verhältnisse zu kennen. Der Berliner Polizeipräsident v. Wurmb wäre ja eigentlich der richtige Mann für den Posten, er ist dem Kanzler aber zu unzuverlässig und hat zuviel Frauenzimmergeschichten im Kopf. Nach kurzer Überlegung sagte ich zu, äußerte aber Bedenken, ob es dem König angenehm sein würde, daß ein Flügeladjutant eine Polizeistellung habe. Keudell meinte, das würde sich schon finden, und dankte mir für meine Bereitwilligkeit.

Ferrières, 20. September.

Gestern sah ich Paris vor mir liegen, gerade zwei Monate, nachdem ich es verlassen hatte. Der König ritt durch Aulnay bis in die Höhe von Le Blanc Mesnil. Hier war ein guter Blick auf Paris und wurde Halt gemacht. Der König freute sich augenscheinlich, soweit zu sein und konnte sich gar nicht von dem Orte trennen. Ich wußte wohl von allen Anwesenden am besten Bescheid und wurde gerufen, um Auskunft zu geben.

Sehr deutlich sah man den Mont Valérien; die Lage der Buttes Chaumont und des Montmartre ließ sich leicht nach der Karte sichten; aber ohne weiteres konnte man den Arc de triomphe und die glänzende Kuppel des Invalidendomes erkennen. Von den Forts markierten sich deutlich Romainville, Noisy und Rosny. Man unterschied die hohen Dächer ihrer Kasernen und sah deutlich Zeltlager in der Nähe.

Der König verweilte wohl ein paar Stunden hier. Einmal verschwand er hinter einem Strohschober, anscheinend, um ein Bedürfnis zu verrichten. Heute fragte er mich bei der Meldung: „Gaben Sie mir nicht bei Rezonville Schokolade?“ Als ich es bejahte, sagte er: „Ich hatte mir noch eine Tafel davon aufgehoben und habe sie gestern heimlich aufgegessen hinter dem Strohschober.“ — Vor dem Diner bin ich mit dem Könige durch die Parterreräume des Schlosses gegangen. Im Speisesaal sagte er bei Besichtigung von zahlreichen, in die Wände eingelegten Hautreliefs: „Ich bin zu arm, um mir ein solch Ding zu kaufen.“

Ferrières, 21. September.

Hier im Schloß wohnen außer dem König, der unten links untergebracht ist, Bismarck, Moltke, Roon und das ganze Gefolge des Königs und Bismarcks, auch einige Herren von Moltke. In den schönen Stallgebäuden, die zum Teil als Fremdenzimmer eingerichtet sind, ist Generalstab und Kriegsministerium untergebracht, alles andere liegt im Dorf. In Lagny wohnen Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, Prinz Luitpold, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, die Generalinspekteure der Artillerie und der Ingenieure.[1] Natürlich ist viel Unfriede; die zweite Staffel[2] möchte gern in Ferrières sein und in Ferrières alles im Schloß wohnen.

Die Hofmarschälle, mit denen ich von Anfang an nicht sehr sympathisierte, werden mir sehr langweilig. Es soll alles möglichst anständig zugehen, was von vornherein ein Unsinn ist, denn ein Krieg ist die größte Gemeinheit, die man sich erdenken kann. Wo der König wohnt, soll nicht requiriert werden. Wir sollen also Rothschild schonen; es schadet aber nichts, wenn man den armen Bauern die letzte Kuh fortnimmt. Den Tag vor uns lag General v. Gordon[3] hier und ließ den Regisseur, der ihm schlechtes Essen vorsetzte, in Arrest sperren. Das hält man für roh! Bismarck wohnt im Schloß, hat eigene Menage und verlangt natürlich, daß das Schloß ihm von den vorhandenen Vorräten an Wein usw. verkauft. Perponcher findet das unpassend, und es gab eine Szene. Bismarck faßte sich aber kurz und eröffnete dem Regisseur, er würde abermals eingesperrt werden, was sogleich half.

Der seit einiger Zeit im Hauptquartier weilende Generalpostdirektor Stephan geht heute nach Berlin zurück. Es ist ihm wohl nicht verschwiegen worden, wie mangelhaft die Feldpost bisher gewesen ist; namentlich Bismarck hat ihm gründlich die Wahrheit gesagt. Stephan behauptet, es würde nun anders werden.

24. September.

Ich dinierte bei Bismarck. Prinzeß Karl hatte mir schreiben lassen, daß die Königin lebhaft agitiere, wir möchten den guten Franzosen nur ja kein Land abnehmen. Mit ihr zusammen wirkt die Fürstin Anton Radziwill,[4] ein Graf Chreptowitsch[5] u. a. Ich möge dies doch Bismarck mitteilen.

---

[1] Vgl. Seite 99 Note [2]) und [3]).

[2] Des Hauptquartiers.

[3] Kommandeur der 11. Infanteriedivision.

[4] Die Gemahlin des oben erwähnten Flügeladjudanten.

[5] Der frühere russische Gesandte in London, mit dem die Königin schon seit den fünfziger Jahren Beziehungen unterhielt, vgl. H. v. Petersdorff, Kaiserin Augusta, S. 80.

Als ich es tat, sagte er mir: „Ich kenne die Clique und ihre schmachvollen Intrigen ganz genau, der König wird in allen Briefen von der Königin bearbeitet. Ich denke, es wird aber für einige Zeit ein Riegel vorgeschoben sein, denn der König hat auf meine Bitte einen so groben Brief geschrieben, daß sie wohl so bald nicht wieder wagen wird, die Angelegenheit zu berühren." Schmachvoll ist es wirklich in hohem Grade, daß solche Gedanken in Berlin nicht allein gefaßt, sondern auch kultiviert werden können.[1]) Es ist das aber genau dieselbe unpatriotische Clique, die 1866 mit aller Kraft gegen den Krieg mit Österreich intrigierte und schon damals und seitdem unablässig an Bismarcks Sturz arbeitet. Leider gibt es auch hier Leute dieses Schlages, wie z. B. den Großherzog von Weimar.

Später[2]) hat auch die Kronprinzessin vielfach dem Kronprinzen das Leben schwer gemacht, u. a. in der Frage des Bombardements von Paris; natürlich ging alles von der Königin Viktoria aus.

Jetzt fängt man an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Paris einen längeren Widerstand leisten wird. Eine wirkliche Belagerung scheint mir eine schwierige Aufgabe. Ich stehe damit aber im Widerspruch zu vielen Leuten hier, namentlich den einflußreichen Persönlichkeiten des Generalstabes.

Ferrières, 26. September.

Die Angelegenheit des Angriffs auf Paris wird nach meiner Meinung lau betrieben. Eine förmliche Belagerung scheint mir nicht durchführbar. Es gehört dazu u. a. ein Belagerungskorps, getrennt von den Zernierungstruppen, und das haben wir nicht.

Ferrières, 28. September.

Gestern abend traf die Nachricht von der Kapitulation von Straßburg ein. Das ist wieder ein großer Schritt weiter. Gebe Gott, daß die schöne alte Stadt nun auch in deutscher Hand bleibt.

Ferrières, 29. September.

Oberst v. Rieff vom Kriegsministerium und ein Ingenieur Oberstleutnant Oppermann waren anwesend. Es sind dies die Vorläufer der Belagerung.

Nach allem, was ich sehe und höre, geht die Sache sehr langsam vor sich. Hindersin[3]) und Kleist[4]) haben Paris ringsum rekognosziert und sich für einen Hauptangriff auf die Forts Issy und Montrouge und einen Nebenangriff, der St. Denis umfassen soll, entschieden. Hindersin verlangt 400 Geschütze und natürlich 8000 Artilleristen. Das finden die klugen

[1]) Zur Streitfrage vgl. Hans Delbrück, Erinnerungen usw., S. 157 ff., 619 f.
[2]) Zusatz.
[3]) General der Infanterie v. H., Generalinspekteur der Artillerie.
[4]) Generalleutnant v. K., Generalinspekteur des Ingenieurkorps.

Leute hier[1]) unverständig und schreien Zeter, Podbielski an der Spitze. Hindersin sagt mir, er hätte den Tag nach Sedan bereits darauf gedrungen, einen Belagerungstrain mobil zu machen, sei aber nicht gehört worden.[2])

Ich begegnete heute Bismarck und fragte: „Haben Exzellenz den Wunsch, den Fall von Paris hinzuziehen?“ Er antwortete: „Keineswegs; ich wünsche sogar sehr dringend, daß es bald fällt, denn ich habe alle Not, mich der Neutralen zu erwehren.“ Hierauf sagte ich ihm, daß nach meinem Gefühl die Angelegenheit einer Beschießung oder Belagerung sehr lau betrieben würde.

Ferrières, 30. September.

Da nun allmählich klar wird, daß Paris sich ohne weiteres nicht ergibt und vielleicht noch belagern läßt, will man das Hauptquartier von hier verlegen, und zwar wahrscheinlich nach Versailles. Der Kronprinz wünscht natürlich nicht, das Große Hauptquartier bei sich zu haben, man verbreitet von dort allen möglichen Unsinn, es sei kein Platz, es seien zu viel Kranke dort u. dgl. mehr.

Ferrières, 4. Oktober.

Unsere Truppen, namentlich die Kavalleriedivision, haben jetzt oft mit den bewaffneten Bauern, sogenannten Franktireurs oder, wie die Franzosen hier sagen, franc-voleurs, zu tun. Strenge Maßregeln sind nötig und werden auch oft angewandt. Wir müssen hier überhaupt durch Schrecken wirken und dieses Übel im Keim unterdrücken, sonst kann es uns sehr unbequem werden. Ich bin darin oft verschiedener Ansicht mit sonst ganz vernünftigen Leuten, die immer zur Milde raten und jammern, der Krieg würde zu grausam geführt. Ein Krieg ist an sich die größte Grausamkeit und Ruchlosigkeit, die man erdenken kann; man muß danach trachten, ihn möglichst schnell zu Ende zu führen, also dem Gegner möglichst bald die Lust daran verleiden, und es ist menschlicher, wenn ich es tue durch Abbrennen von Häusern als durch Totschießen ganz unschuldiger Soldaten. General Sheridan, der bis Sedan bei uns war, sagte zu Bismarck: „Sie verstehen es einen Feind zu schlagen, wie keine andere Armee, aber ihn zu vernichten, das haben Sie noch nicht weg. Man muß mehr Rauch

---

[1]) Nach einer späteren Aufzeichnung ist hier namentlich auch der ältere Bronsart v. Schellendorff gemeint.

[2]) Im Hinblick auf diese Äußerung Hindersins bezweifelt Verfasser in einer späteren Aufzeichnung die Ansicht v. Blumes, daß die erste Anregung zur Belagerung vom Generalstab ausgegangen und in dem Schreiben Moltkes vom 8. September an den Kriegsminister zum Ausdruck gebracht worden sei.

von brennenden Dörfern sehen, sonst werden Sie mit den Franzosen nicht fertig." Und ich bin überzeugt, der Mann hat recht. Wenn wir unsere Kavallerie Verwüstungszüge à la Sheridan quer durchs Land machen ließen, so würde vielen Franzosen die Lust vergehen, Franktireurs zu spielen.

Versailles, 6. Oktober.

Das Schloß Ferrières kann sich übrigens bedanken, das Große Hauptquartier gehabt zu haben. Es ist mit wirklich übertriebener Sorgfalt geschont worden. Die Dienerschaft bekam zum Schluß noch ein sehr anständiges Trinkgeld, und der König befahl der württembergischen Division dafür zu sorgen, daß das Schloß auch fernerhin geschont würde.

Auf dem Wege von Ferrières bis zur Seine begann der König ein Gespräch über den Krieg. Es war das zweite Mal, seitdem ich Adjutant bin, daß er mit mir ein derartiges gründliches Gespräch, bei dem ich auch meine Ansicht sagen durfte, führte. Geheimrat Schneider[1]), mit dem ich überhaupt jetzt viel zusammen bin, und der den König so genau kennt wie wenige Leute, sagte mir: „Jetzt können Sie annehmen, daß Sie beim König eine sehr gute Stellung haben, und daß er auf Ihr Urteil etwas gibt, mit Ihren übrigen Kollegen wird er sich auf so etwas nicht einlassen."

Versailles, 7. Oktober.

Moltke sagte noch heute: „Der Krieg ist zu Ende; es sind das alles noch Zuckungen; von großen Operationen ist keine Rede mehr." Der König will das allerdings nicht Wort haben und glaubt an ernstere Ereignisse.

Versailles, 14. Oktober.

Die Franzosen haben gestern das schöne Schloß St. Cloud in Brand geschossen. Es ist nunmehr ein Trümmerhaufen. Als das Feuer gemeldet wurde, erging von hier aus der Befehl, möglichst viel zu retten. Das ist nun auch den ganzen Nachmittag und wohl einen Teil der Nacht trotz heftigen Feuerns geschehen.

15. Oktober.

Prinz Adalbert,[2]) der überall ist, wo geknallt wird, erzählte mir nach dem Diner, er habe dem Gefecht bei den Bayern beigewohnt, und ich wußte, daß er wieder bei den vordersten Tirailleurs gewesen war. Ich sagte ihm: „Eure Königliche Hoheit haben sich wieder einmal sehr ausgesetzt!" Er

[1]) Der bekannte Vorleser des Königs, vgl. S. 106.
[2]) Von Preußen, Admiral und Geschwaderchef, später beim Oberkommando der I. Armee.

antwortete mir: „Das ist auch ganz in der Ordnung. Wenn das der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl tun wollten, die hohe Kommandos haben, so würde ich es sehr unrecht finden; bei mir ist das etwas anderes, es wäre sehr nützlich für das Ganze, wenn einmal ein preußischer Prinz vor dem Feinde bliebe. Das habe ich so von meinem seligen Vater[1]) gelernt." Vor solchen Grundsätzen nehme ich die Mütze ab. Überhaupt kann man vor diesem Herrn nur Achtung haben. Er geniert niemanden, drängt sich nie vor, außer im Feuer, und ist von einer rührenden Bescheidenheit.

22. Oktober.

Es treffen jetzt süddeutsche Minister hier ein zu Konferenzen, in denen die deutsche Frage geregelt werden soll. Auch rechnet man auf das Kommen aller deutschen Souveräne, selbst des Königs von Bayern. Ich meine, man wird wohl unserem guten König bald die deutsche Kaiserkrone aufsetzen.

23. Oktober.

Gestern ist der König in Villacoublay gewesen, um den Belagerungspark anzusehen. 128 Geschütze sind allerdings da. Sie in Gebrauch zu setzen, dazu fehlt noch viel.

Ich habe bisher über diese Angelegenheit so gut wie nichts aufgeschrieben, wohl weil mich die Sache zu sehr ärgert. Zu Anfang, d. h. ehe wir Paris zernierten, ist so gut wie nichts geschehen, um eine Belagerung oder ein Bombardement vorzubereiten. Später, als wir uns überzeugten, daß Paris sich verteidigen wollte, war niemand im hohen Rat, der so etwas zu beurteilen vermochte, besonders die entfernteste Ahnung davon hatte, was es heißt, einige hundert Geschütze mit Zubehör von weit her heranzubringen. Zuerst war man noch so verblendet zu glauben, eine geringe Geschützzahl würde genügen. Die Fachleute, wie z. B. Hindersin, wurden kaum gehört und als einseitig belächelt. Dann, als man endlich den Entschluß faßte, Ernst zu machen, fingen, das ist das Tollste, Intrigen an. Es gibt jetzt Parteien für und gegen eine Beschießung.

Das Heranschaffen des Parks ist bisher der 3. Armee, also Blumenthal, übertragen gewesen, und hier will man entschieden nicht, daß Gebrauch davon gemacht wird. Zweifellos stecken wieder einmal Weiberintrigen dahinter, und diesmal sollen wunderbarerweise Königin und Kronprinzessin einer Meinung sein. In der Presse wird schon tüchtig gearbeitet, eine Beschießung als ein ruchloses Unternehmen zu brandmarken. Ich glaube bestimmt zu wissen, daß Stosch,[2]) der gern zum Kronprinzen hält, beteiligt ist. Er erweist sich als wirksamster Bundesgenosse, indem er den

[1]) Dem Prinzen Wilhelm, jüngsten Bruder Friedrich Wilhelms III.
[2]) Generalintendant Generalleutnant Albrecht v. St.

Nachweis führt, alle Züge der Eisenbahn und andere Transportmittel für die Verpflegung zu gebrauchen. Da wir natürlich erst leben müssen, um überhaupt schießen zu können, so kann er allein die Sache aufhalten.

Am leidenschaftlichsten ist Blumenthal,[1]) der ganz offen sagt, es würde nie zum Schießen kommen, aber klugerweise sich die Auslegung wahrt, daß nach seiner Meinung Paris bald durch Hunger fallen werde. Ein großer Fehler ist es, daß man dem sonst sehr tüchtigen Obersten v. Rieff den artilleristischen Teil übertragen hat. Er ist ein viel zu bescheidener Mann und von zu geringem Rang, um gegen Blumenthal, unter dem er steht, aufkommen zu können.

Der König fängt glücklicherweise jetzt an mißtrauisch zu werden; deswegen der heutige Besuch in Villacoublay; er wird sich nun auch täglich Rapporte von dem vorlegen lassen, was herangeschafft worden ist.

Bismarck wünscht, daß Paris sobald als möglich fällt, und es ist ihm ganz gleichgültig, ob das durch Bomben oder sonstwie geschieht. Ich bin öfter bei ihm zu Tisch und darf mir in militärischen Angelegenheiten ein freies Wort erlauben; oft fordert er mich auch dazu auf und scheint doch auf mein Urteil einigen Wert zu legen. Jetzt hat er mit den Neutralen wieder viel Ärger und wünscht dringend einen Erfolg; allerdings scheint es, als wenn er ihn durch den Fall von Metz in einigen Tagen haben wird.

Kaiser Alexander hält fest zu uns und leistet dadurch jedenfalls ganz außerordentliche Dienste. Er soll für unsere Armee in einer Weise passioniert sein, daß man es ihm zu Hause sehr übel nimmt. Er hat schon eine größere Anzahl Georgsorden verliehen; verschiedene russische Offiziere sind bei der Armee.

Leider ist der alte Hader zwischen Bismarck und dem Generalstab noch nicht zu Ende, im Gegenteil, er steht in vollster Blüte. Beide Teile haben schuld. Bismarck ist ein unversöhnlicher Feind, und andere Sorge macht ihn wohl noch reizbarer. Moltke hat persönlich der Sache eigentlich ganz ferngestanden; dergleichen ist auch nicht seine Art, dazu ist er eine viel zu vornehme Natur; aber seine Herren, namentlich das Kleeblatt Bronsart, Verdy und Brandenstein (die drei Chefs) und von ihnen geleitet der [. . .] Podbielski hetzen gründlich und tun dadurch vielen Schaden. Ich habe es ihnen auch neulich gehörig gesagt, sie haben aber dann immer einen Haufen von Anklagen gegen Bismarck bei der Hand. Daß dieser in solchen Dingen kleinlich sein kann, weiß ich sehr gut.

Im[2]) Generalstabe beklagte man sich darüber, daß er seiner Frau alles schrieb, und daß infolgedessen in deren Salon über beabsichtigte Operationen gesprochen worden wäre, die man nicht einmal den Oberkommandos mit-

[1]) Vgl. dessen Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870/71.
[2]) Nachtrag vom 20. Februar 1871.

geteilt habe, die aber auf diese Weise durch russische und englische Diplomaten zu Ohren der Franzosen kämen.

Neuerdings beklagt Bismarck sich, daß man ihm nicht genug von den beabsichtigten Operationen mitteile und hält das für Bosheit. Er sagt, er müsse als Bundeskanzler und Auswärtiger Minister in alles eingeweiht sein. Im allgemeinen hat er recht, nur darf er darin auch nicht zu weit gehen.

Daß solcher Hader besteht, ist recht traurig. Glücklicherweise steht der König über jeder solchen Kleinlichkeit, und man muß deswegen noch ganz besondere Hochachtung vor ihm haben. Es gibt ja auch noch viele andere Konflikte, wie z. B. Großes Hauptquartier kontra Blumenthal, beinahe alle Behörden kontra Roon; alles endigt aber, ehe es zum König gelangt. Der alte Herr flößt so große Achtung ein, daß niemand wagen würde, bei ihm gegen einen anderen zu intrigieren.

Am [1]) 19. Oktober dinierte ich bei Bismarck; am Kamin bei der Zigarre sagte er zu mir, es wäre sehr erwünscht, daß bald irgendeine große Entscheidung fiele, besonders wenn Metz oder Paris sich ergeben wollten, da die Großmächte wieder anfingen unbequem zu werden. „Ich habe sie mir bisher vom Leibe gehalten infolge der schnellen und großen Siege; nun, wo wir seit vier Wochen vor Paris stillstehen und es sich im Lande überall zu regen anfängt, werden sie zudringlicher.“ Im weiteren Gespräch wurde die bayerische Armee berührt. Bismarck erzählte, er habe auf dem Marsche des Großen Hauptquartiers von Ferrières nach Versailles bei den bayerischen Truppen — es waren längs der Straße u. a. auch erhebliche Teile des Hartmannschen Korps aufgestellt — verhältnismäßig wenige Eiserne Kreuze gesehen, dies bedauert und vor einigen Tagen mit dem Kronprinzen darüber gesprochen. Dieser habe ihm erwidert, die Bayern hätten zahlreiche Eiserne Kreuze erhalten, aber natürlich nicht soviel wie unsere Truppen. Auf die Bemerkung Bismarcks, es scheine ihm doch sehr erwünscht, die Süddeutschen möglichst gleich zu behandeln, da doch bei ihnen die Auszeichnungen eine große politische Bedeutung hätten, kam vom Kronprinzen die Antwort: „Hat mir der König von Bayern doch den Hubertusorden noch nicht gegeben, während der König von Sachsen, dessen Truppen nicht einmal unter meinem Befehl stehen, mir schon den Heinrichsorden verliehen hat.“

24. Oktober.

Gestern hat General Kutusow [2]) das Eiserne Kreuz bekommen. Nie sah ich einen glücklicheren Menschen. Er ging in seiner Freude so weit, mich zu küssen! Das war bei Gott kein Vergnügen. Nach den Statuten des

---

[1]) Spätere Aufzeichnung.

[2]) Der russiche Militärvertreter, der als Flügeladjutant des Königs am Feldzuge teilnahm.

Eisernen Kreuzes können es eigentlich nur Preußen bekommen. Der König gab nach einigem Zögern zu, daß es für alle deutschen Truppen vergeben werden sollte. Es war dies in jeder Hinsicht eine Notwendigkeit. Nun erschien hier mit einem Male der der 3. Armee attachierte englische Militärbevollmächtigte General Walker mit dem Eisernen Kreuz. Der König traute seinen Augen nicht, aber es war richtig; der Kronprinz hatte es ihm gegeben, jedenfalls auf Befehl der hohen Gemahlin. Da werden es jetzt wohl alle Ausländer erhalten.

*

Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl sind Feldmarschälle geworden — das erstemal, daß in Preußen Prinzen zu dieser Würde gelangen. Moltke ist Graf geworden, was mir eigentlich ziemlich lächerlich vorkommt; ich wünschte, der König hätte ihn schon nach Sedan zum Feldmarschall gemacht. Roon, der doch auch etwas bekommen muß, wenn Moltke bedacht wird, hat den Pour le mérite erhalten.[1])

Ich[2]) hatte geglaubt, der Kronprinz würde sich über seine Ernennung zum Feldmarschall sehr freuen, Prinz Friedrich Karl — der diese Würde schon für den Übergang nach Alsen verdient zu haben vermeint — würde den Blasierten spielen. Es ist gerade umgekehrt gekommen. Prinz Friedrich Karl ist glückselig, wogegen sich der Kronprinz sonderbar beträgt. Er schimpft ganz unverhohlen, meint, es wäre ein höchst bedauernswerter Bruch mit altpreußischer Tradition[3]) — aus seinem Munde klingt das wirklich unglaublich! — und hat das Gefühl, als Kronprinz schon so viel zu sein, daß er gar nichts mehr werden könne. Es ist wirklich ein Jammer, wie undankbar sich der Sohn gegen den alten Vater benimmt! Der König hatte gedacht, ihm eine große Freude zu machen. Der Kronprinz versündigt sich schwer. Als er vom König von der Meldung herauskam, hatte er ein ganz rotes Gesicht, augenscheinlich war eine Szene gewesen. Eine weitere Überraschung war für mich, daß der alte Moltke, den ich über so etwas erhaben glaubte, über den Grafen sich wie ein Kind gefreut hat.

Versailles, 1. November.

Traurige Tage liegen hinter mir. Mein Bruder Georg ist im Gefecht bei Le Bourget am 30. gefallen. Unendlich schwer für die Witwe und die armen Kinder, für meinen alten Vater und uns alle.

Ich nahm mir sogleich Urlaub, um Georg noch einmal zu sehen. Er lag auf seinem Bett; ein Bild tiefsten Friedens, mit frischen Farben, ohne

[1]) Sämtliche Auszeichnungen waren eine Folge der Kapitulation von Metz am 27. Oktober.

[2]) Nachtrag vom 8. November.

[3]) Vgl. Kaiser Friedrichs Tagebücher über die Kriege 1866 und 1870/71 usw. Herausg. von Marg. v. Poschinger, S. 117 f.

irgend entstellt zu sein. Die Kugel war von vorn mitten durch die Brust gegangen. Ich erfuhr sehr viel Freundlichkeit und Teilnahme von General Berger und den Offizieren des Regiments. Alle waren auf das Tiefste ergriffen. Wohl selten ist ein Kommandeur von allen Untergebenen so geliebt und geachtet gewesen wie Georg.

3. November.

Bei Orleans wird es jetzt lebendiger. Tann meldet schon seit einiger Zeit, daß die Franzosen bei Bourges und Tours erhebliche Streitkräfte sammeln und glaubt ihnen nicht gewachsen zu sein. Der König wünscht, ihn zu verstärken; Moltke und Podbielski sträuben sich dagegen; namentlich dieser bleibt dabei, mit großer Sicherheit zu behaupten, daß Tann ein Schwarzseher sei und die Franzosen nichts mehr machen könnten.

Versailles, 6. November.

Der alte Tann hat doch wohl nicht ganz unrecht. Durch die Schweiz kommen verschiedene Nachrichten über die Formation mehrerer neuer französischer Armeekorps.

7. November.

Das Leben hier beginnt mich im höchsten Grade zu langweilen; es vergeht so gleichmäßig und einförmig wie in einer kleinen Garnison.

Schneider[1]) hat,[2]) wie im Jahre 1866, den König begleitet mit dem speziellen Auftrage, sein Tagebuch — wie übrigens auch in Friedenszeiten — zu führen; er wohnt dicht bei der Präfektur und wird empfangen, während der König seinen Kaffee trinkt; er hat dann etwas Klatsch, namentlich aus der Heimat, mit der er in enger Korrespondenz steht, zu erzählen, bringt auch gelegentlich irgendeine Nachricht aus Rußland, wo er dauernd Beziehungen unterhält, fragt wohl einiges wegen des Tagebuches, hört dann aber auch vom König Neuigkeiten, namentlich von über Nacht eingegangenen Telegrammen. Danach kommt er meist zu mir, und ich erfahre dann regelmäßig die Stimmung des Königs. Er hat aber eine schwierige Stellung, da er den meisten ein Dorn im Auge ist, manche ihm auch nicht trauen. Auf Grund der Erfahrungen von 1866 ist ihm verboten, Telegramme abzusenden, die dem Generalstab nicht vorgelegen haben. Er ist aber sehr schlau und zeigt sich äußerst wenig, so daß viele von seiner Anwesenheit kaum wissen.

Versailles, 11. November.

Bereits gestern ist die unangenehme Nachricht eingegangen, daß Tann Orleans geräumt hat.

Wie[2]) es bei Mißerfolgen immer geht, wurde sehr schnell abfällig

[1]) Geheimer Hofrat Louis Schneider.
[2]) Späterer Zusatz.

über Tann geurteilt, man hat sich aber doch bald überzeugt, dem in der Tat tadellos braven General Unrecht getan zu haben. Er hat öfter berichtet, daß ein Ungewitter gegen ihn im Anzuge ist, und meist wichtige Meldungen gesandt.

Versailles, 12. November.

Eine Sache, die großes Aufsehen machen wird, ist die Kündigung der Schwarzmeerverträge[1]) durch Rußland. Es ist ein Akt der Dankbarkeit, daß wir uns damit einverstanden erklären. England wird wütend sein. Bismarck ist diese Sache übrigens augenblicklich nicht recht. Er wünscht, ich weiß nicht warum, daß die Russen noch etwas gewartet hätten.

Versailles, 24. November.

Oberst Albedyll hat mir eröffnet, daß der König mich auf einige Zeit zum Prinzen Friedrich Karl schicken will. Ich soll dort so lange bleiben, wie die Krisis, die man für nahe bevorstehend hält, dauert. Der König wird von den Armeen sehr kärglich mit Berichten versehen, obwohl er solche recht häufig wünscht. Ich soll ihm nun täglich Nachricht vom Stande der Dinge geben. Dieses Kommando macht mir große Freude. Die Untätigkeit hier, während um uns herum Armeen dicht am Feinde stehen, und fast täglich Gefechte sind, ist auf die Dauer kaum auszuhalten.

Ich[2]) habe den Fehler gemacht, daß ich vor meinem Abgang zum Prinzen Friedrich Karl nicht zu Moltke bzw. seinen Herren ging; ich hätte mich dort gründlich orientieren und auch Aufträge für die 2. Armee mitnehmen können, es war indes augenscheinlich die Absicht des Königs, mich unbeeinflußt von Generalstabsansichten die Verhältnisse betrachten zu lassen. Er war mißtrauisch, daß man ihm nicht die volle Wahrheit sage.

Pithiviers, 27. November.

Der König fertigte mich am 25. mittags ab, gab mir einen Brief an den Prinzen Friedrich Karl und sagte etwa folgendes: „Wir stehen an einem entscheidenden Moment des Feldzuges. Die französische Loirearmee hat sich allmählich sehr erheblich verstärkt. Ich habe das kommen sehen, aber die Herren wissen immer alles besser als ich und behaupten, der Krieg sei zu Ende.[3]) General Tann ist gegen meinen Willen bei

[1]) Gemeint sind die Stipulationen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 über die Neutralisierung des Schwarzen Meeres.

[2]) Nachtrag.

[3]) [Nachtrag von 1871.] Hier hat der König jedenfalls hauptsächlich Podbielski gemeint, der ihn durch sein gar zu sicheres Auftreten entschieden unangenehm berührt. Ich glaube, ich habe mich früher ab und zu etwas scharf über den General geäußert, da muß ich hier doch nachholen, daß er auch seine guten Seiten hat. Gerade der Neigung des Königs zum Schwarzsehen gegenüber ist es gut, daß

Orleans in einer sehr gefährdeten Stellung belassen worden, er hat mit Verlusten zurückgehen müssen; die 22. Division ist herangezogen worden, ich habe von hier die 17. Division hingeschickt, und schon ist es klar, daß der Großherzog mit all diesen Truppen dem Feinde nicht gewachsen ist. Sehr zur rechten Zeit fiel Metz, und gelang es, da die französische Loirearme nicht weiter vordrang, die 2. Armee heranzubekommen. Sie ist aber sehr schwach. Prinz Friedrich Karl hat nicht mehr als 40 000 Mann Infanterie. Der Feind wird auf 150 000—200 000 Mann geschätzt. Ich weiß sehr wohl, daß meine Truppen erheblich besser als die Franzosen sind, aber wir können uns nicht darüber täuschen, daß wir vor einer Krisis stehen. Wird der Prinz Friedrich Karl geschlagen, so müssen wir die Zernierung von Paris aufgeben, und der Feldzug ist verloren. Ich habe dem Prinzen den Ernst der Lage in dem Brief vorgestellt, wiederholen Sie ihm, was ich Ihnen gesagt habe. In seiner Hand liegt jetzt das Schicksal des Feldzuges, aber sagen Sie ihm dabei, daß ich das vollste Vertrauen auf seine Führung und Kriegserfahrung habe. Sie werden beim Prinzen bleiben, bis eine Entscheidung gefallen ist. Berichten Sie mir täglich. Machen Sie sich bald auf den Weg, es kann sehr bald ernste Gefechte geben." Dann gab mir der König die Hand und sagte: „Seien Sie nicht zu tollkühn, ich wünsche, daß Sie unversehrt wiederkommen. Sie haben mir schon vortreffliche Dienste geleistet, und ich will Sie noch viel gebrauchen."

Um 2 Uhr fuhr ich fort. Ich hatte unterwegs Zeit mir klarzumachen, daß meine Stellung zum Prinzen Friedrich Karl leicht eine schwierige sein könnte. Der Prinz mußte bei seinem argwöhnischen Charakter in mir einen unbequemen Aufpasser sehen. Ich beschloß daher, mit möglichster Vorsicht aufzutreten. Ich kannte ihn genau genug, um hoffen zu können, mit einigem Geschick schon mit ihm auszukommen, wußte aber auch, daß er höchst launenhaft, also nicht immer ganz berechenbar ist. Jedenfalls hatte ich für den Anfang den Vorteil, daß der Prinz mir im allgemeinen sehr gewogen war und etwas von mir hielt. An seinem mir sehr gut bekannten Chef des Generalstabes Stiehle hoffte ich einen rechten Halt zu finden. Am 26. gegen 1 Uhr traf ich in Pithiviers ein und begab mich sogleich zum Prinzen. Er las den Brief des Königs sehr langsam durch, hörte dann meinen Auftrag an und sagte, daß er die Ansichten des Königs vollkommen teile, aber der besten Hoffnung sei, daß alles gut gehen würde. Er wünsche nur, daß der Großherzog von Mecklenburg bald herankomme,

---

jemand die gegenteilige Richtung vertritt. Podbielski ist auch eine sehr gute Ergänzung für Moltke. Abgesehen davon, daß er zuversichtlich glaubt, sowohl den Krieg 1866 als diesen allein geleitet und entschieden zu haben, und sich dadurch oft lächerlich macht, ist er doch ein höchst ehrenwerter und sehr gutmütiger Mensch.

aber der sei nicht vorwärts zu bringen und führe nie pünktlich das aus, was ihm aufgetragen werde. Er möge sich an dem General Voigts-Rhetz ein Beispiel nehmen, der, auf dem Marsche in der Flanke angefallen, den Feind nacheinander schlage und doch sein vorgeschriebenes Ziel erreiche. Nach dem Dejeuner erfaßte ich einen passenden Moment, um dem Prinzen zunächst einige Schmeicheleien über sein Feldherrntalent zu sagen — ich wußte, daß man hierin sehr weit gehen konnte — dann gab ich der Hoffnung Ausdruck, daß er meine Stellung lediglich als die eines Vermittlers seiner Wünsche beim König auffassen würde, ich beabsichtigte, überhaupt nichts anderes zu schreiben, als was ihm genehm wäre. Zugegeben, es war nicht gerade ehrlich so zu sprechen, aber insofern richtig, als es ihm augenscheinlich gefiel. Er rief Stiehle heran und sagte ihm, er möchte mich immer au fait halten, gab mir auch noch mehrere eben eingehende Meldungen zu lesen.

Die[1]) Märsche der 2. Armee von Metz hierher sind sehr angreifend gewesen. Prinz Friedrich Karl beschwerte sich bitter über die oberste Leitung. Man habe ihm vor Metz nicht eine Andeutung von dem gegeben, was sonst sich ereigne, ihn in breiter Front losmarschieren und mit einem Male eine andere Richtung nehmen lassen, dann zu äußerster Beschleunigung gemahnt und mit der Nachricht überrascht, daß er einen mehr als doppelt überlegenen Gegner vor sich habe.

*

Den heutigen Tag[2]) benützte ich, mich völlig zu orientieren. In Pithiviers lag das Generalkommando des III. Armeekorps, der Stab der 5. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision und Truppen beider Divisionen. Ich besuchte zunächst Stiehle und den General Alvensleben, Oberst Voigts-Rhetz, General Stülpnagel und Hartmann. Mit allen hatte ich längere Konversationen und kam dadurch wohl allmählich zu einem klaren Bilde. Stiehle fand ich sehr zugeknöpft, alle anderen aber sehr offen. Es fiel mir auf, daß sie meine Ankunft hier mit Freude begrüßten und mich inständigst baten, dem König unverzüglich reinen Wein einzuschenken über die hiesigen Verhältnisse. Alle, natürlich Stiehle ausgenommen, hielten die Lage für sehr bedenklich, und ich mußte ihnen recht geben, daß sich die 2. Armee in einer höchst abenteuerlichen Situation befand. Ich machte darüber sogleich einen Bericht an den König, in dem ich meine Sorgen — natürlich in vorsichtiger Weise — aussprach. Vorsicht war mir dem Prinzen gegenüber geboten, und zu schwarz durfte ich dem König gegenüber nicht malen. —

---

[1]) Nachtrag: Orleans, 7. Dezember.
[2]) 27. November.

Nach dem Gefecht bei Neufville, das uns viel Blut kostete, fragte der Prinz: „Sind Gefangene gemacht worden?“ — „Nein.“ — „Nun, dann ist die gestellte Aufgabe nicht erfüllt.“ Ohne ein Wort für die brave Truppe wandte er sich zum Gehen.

Allerseits finde ich zu meinem Erstaunen großes Mißtrauen gegen Stiehle. Man hält ihn seiner Stellung nicht für gewachsen, und außerdem verfeindet er sich mit allen durch sein superkluges, dozierendes und absprechendes Benehmen.

Orleans, 10. Dezember.[1])

Am 8. abends saß ich beim Diner neben Prinz Friedrich Karl, als sein Oberquartiermeister Oberst v. Hertzberg, vom Großherzog zurückkehrend, eintrat und meldete, daß dort heute ein harter Kampf gewesen wäre, in dem man sich gerade gehalten, aber kaum Vorteile errungen hätte. Die Bayern sollen recht wankend gewesen sein. Hertzberg war der Ansicht, daß der Großherzog gegen sehr überlegene Kräfte gefochten habe, und, trotz Beute an Geschützen und Gefangenen, zu morgen unterstützt werden müsse.

Der Prinz hörte die Meldung ungläubig an und sagte dann zu mir, auf Hertzberg deutend: „Sehen Sie nur dieses Jammergesicht an, er hat sich wieder einmal ohne Not erschrecken lassen. Der Großherzog ist ein sehr braver Herr, aber kein Feldherr. Glauben Sie mir, er hat nichts vor sich, es fehlt ihm nur an Energie anzugreifen.“ Stiehle sagte hierauf mit seinem süßlichen und sicheren Lächeln: „Es wird eine bloße Kanonade gewesen sein, bei der nichts herauskommt.“

Nach einigem Schweigen sagte der Prinz zu mir: „Sie kennen den Großherzog ja näher, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie noch heute zu ihm ritten. Sagen Sie ihm, daß ich ihn auch nicht mit einem Bataillon unterstützen werde. Das IX. Armeekorps marschiert am linken Loireufer auf Tours. Dort ist der Regierungssitz und Schwerpunkt der ganzen Verteidigung. Dieser Vormarsch wird dem Großherzog Luft machen. Das III. Armeekorps hat die Brücke bei Gien passierbar gefunden; ich marschiere mit ihm und dem X. Korps, das morgen früh antritt, auf Bourges und Vierzon. Unter Umständen basiere ich mich auf Gien und überlasse dem Großherzog Orleans, mag er damit machen, was er will. Reden Sie ihm nur gut zu, so wird er schon einsehen, daß er nichts Ordentliches vor sich hat.

[1]) Die Schilderung der Kämpfe bei Beaune la Rolande (28. November) und Orleans (4. Dezember), an denen der Verf. besonders beteiligt war, mußte wegen ihrer Ausführlichkeit ebenfalls ausgelassen werden, zumal seine damaligen Berichte an den König in den Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl (herausgegeben von Wolfgang Foerster) häufig zitiert oder verwertet sind. Vgl. auch Hoenig, Volkskrieg an der Loire, I, S. 336 ff.

Das[1]) Verhältnis zwischen Prinz Friedrich Karl und dem Großherzog ist sehr schlecht. Dieser empfindet es natürlich als nicht angenehm, unter dem Prinzen zu stehen und von ihm mehrfach Äußerungen der Mißbilligung zu hören; er spricht aber nicht darüber, wenigstens nicht mit jedermann. Prinz Friedrich Karl ist in hohem Grade gereizt durch die allerdings manchmal etwas zu glänzend klingenden Siegestelegramme des Großherzogs, die speziell in mecklenburgischen und Hamburger Zeitungen erscheinen. Die Depeschen vom 2., 3. und 4. Dezember waren sehr optimistisch gefärbt; in der Tat waren ja auch mehr Kanonen genommen und Gefangene gemacht worden als beim Prinzen. Nun kam, um das Maß zu füllen, noch hinzu, daß der Großherzog schon am 4. abends in Orleans eingerückt war und die Einnahme nach Haus meldete, während der Prinz hinten in Cercottes saß. Das ist ihm zu viel; der große Feldmarschall verträgt dergleichen nicht und sucht sich Luft zu machen, indem er den Großherzog womöglich im Stich läßt! Zwischen Stiehle und Stosch hat es auch wohl Szenen gegeben, jedenfalls eine gereizte Korrespondenz.

Als ich beim Großherzog eintraf, rief er mir entgegen: „Sie bringen mir gewiß ein Armeekorps!" Ich mußte ihn nun leider aus seiner Illusion reißen. Er erzählte alles, was vorgefallen, und war der festen Ansicht, daß, wenn die Franzosen morgen wirklich angriffen, er sich kaum würde halten können. Ich suchte ihn zu beruhigen und sagte: „Der Feind hat doch auch große Verluste gehabt; oft ist der der Sieger, der stehen bleibt und sich für den Sieger hält; vielleicht gehen die Franzosen über Nacht fort."

Die Bestellung des Prinzen gab ich nicht wortgetreu wieder, weil sie mir zu rücksichtslos und unklug schien,[2]) sondern redete dem Großherzog nur möglichst Vertrauen ein. Er hatte sich übrigens telegraphisch an den König gewandt und um Unterstützung gebeten; das konnte immer noch über Nacht Hilfe bringen.

Am 9. ging ich früh 6 Uhr zum General v. Stosch,[3]) den ich in der Nacht nicht mehr wecken wollte; er war sehr ruhig und klar, leugnete die Gefahr aber auch nicht ab. Auch seine Hoffnung war, daß die Franzosen über Nacht ihren Platz räumten. Eben eingehende Meldungen ließen dies aber bezweifeln. Beim Fortreiten kam die Botschaft, daß der Feind bei Villarceau heftig angriffe, auch nahm der Schall vom Geschütz- und Gewehrfeuer zu. Der Großherzog wurde sehr bedenklich, und mit ihm war es sein ganzer Stab sowie mehrere höhere Offiziere, die ich bereits ge-

---

[1]) Nachtrag: Versailles, den 28. Dezember.

[2]) Im Tagebuch des Prinzen Friedrich Karl heißt es dagegen: „Ich schicke ... Graf Waldersee ... zum Großherzog, um ihm ... in scherzhaft heiterer Art mitzuteilen, was ich für ihn tue und nicht tun kann." (Vgl. die Denkwürdigkeiten des Prinzen, Bd. III, S. 411.)

[3]) Vgl. S. 120, Note [2]).

sprochen hatte. Ich ritt links von ihm, rechts Stosch. Er fing an, von Rückzug zu sprechen; Stosch sagte ihm aber mit großer Entschiedenheit, das sei unmöglich; Rückzug bedeute eine verlorene Schlacht, und das könne für den ganzen Feldzug von Einfluß sein. Der Großherzog schwieg und trabte weiter.

Schon etwa um 11 Uhr hatte ich das Gefühl, daß die Franzosen nirgend mit Energie angriffen, und da die Bayern ganz gut standen, sah ich keine Gefahr. Als ich den Großherzog wieder traf, war eben dort die Nachricht aus Versailles angekommen, daß dem Prinzen Friedrich Karl aufgegeben sei, den Großherzog mit mindestens einem Armeekorps zu unterstützen. Dieser war darüber sehr glücklich.

Orleans, 19. Dezember.

Es wird wohl hier mit den großen Operationen überhaupt oder doch für eine geraume Zeit aus sein. Blicke ich auf die letzten 14 Tage zurück und frage mich: Ist in dieser Zeit von uns soviel erreicht worden, wie möglich gewesen wäre?, so bin ich mir doch darüber klar, daß diese Frage zu verneinen ist. Wir haben zweifellos große Erfolge gehabt. Nach der Einnahme von Orleans haben wir uns den Feind noch ein ganzes Stück vom Halse geschafft, vernichtet haben wir ihn aber keineswegs. Bezeichnend für unsere Operationen ist, daß wir unsere Truppen sehr strapazieren mußten, ohne den Feind zu vernichten. Mit diesem Kraftaufwand hätte durchaus mehr erreicht werden müssen, und nach meinem Gefühl wird man diese Operationen dereinst schlimm kritisieren.

Es ist ganz eigentümlich, wie unsicher das Oberkommando in dieser Zeit in der Auffassung der Situation gewesen ist. Nach dem 9. sollte vom Feinde gegen den Großherzog nichts Ordentliches stehen. Mit einem Male scheint es so viel, daß man die ganze 2. Armee dagegen schickt und sie erst ganz versammeln will, um einen abziehenden Feind anzugreifen, der nur zu verfolgen war. Dann, als man am 16. mittags die Meldung bekommt, ein bayerisches Detachement sei bei Gien angegriffen worden, sieht man eine feindliche Armee von dort im Anmarsch und schickt Hals über Kopf das III. und IX. Korps nach Orleans zurück, um zu erfahren, daß der brave Bayer Geister gesehen hat! Das III. und IX. Korps hätten vom 5. ab ruhig bei Orleans stehen und sich ausruhen können, unsere Erfolge wären genau dieselben gewesen. Sollten diese Korps aber durchaus operieren, so hätten wir recht gut bis Bourges vordringen können. Man wird ja später einmal erfahren, ob ich mich hierin getäuscht habe. Prinz Friedrich Karl ist gewiß ein glücklicher Feldherr, aber eine Verfolgung hat er noch nie einzuleiten verstanden. —

Prinz[1]) Friedrich Karl war ein Mann von nur mittelmäßigen geistigen Fähigkeiten, was man nennt: von langsamem Verstande; er las bedächtig und liebte hastige Mitteilungen oder Vorträge nicht, weil er schwer folgen konnte. Durch eisernen Fleiß suchte er den Mangel auszugleichen und hielt fest, was er einmal erfaßt hatte, besaß auch ein gutes Gedächtnis. Sein ganzes Streben wandte sich nach Absolvierung des Universitätsjahres dem Soldatenberufe zu. Daneben war er nur noch Jäger, beides aber ganz. Er hat zu den wenigen Prinzen gehört, die den Soldatenstand als ihren Lebensberuf angesehen und niemals erstrebt haben, etwas anderes zu sein; daher wurde aus ihm auch ein wirklicher General vom Metier. Kriegsgeschichte war sein Lieblingsstudium, hier hatte er sich auch erhebliche Kenntnisse angeeignet, die er in der Konversation und auch sonst gern verwertete. Er suchte den Umgang mit gebildeten Offizieren und war für Anregungen dankbar. In späterer Zeit, wohl erst nach dem Kriege 1870/71, sah er bei seinen Abendgesellschaften ab und zu Gelehrte; auch die Musik machte ihm Freude. Die in weiten Kreisen verbreitete Meinung, bei diesen Gesellschaften sei sehr viel getrunken worden, ist ganz irrig. Der Prinz war ein gastfreier Herr, dem es Freude machte, wenn seine Gäste sich bei ihm wohlfühlten. Er selbst trank sehr mäßig; ein Freund harmlosen Frohsinns, hörte er gern Scherze und wußte dazu zu ermuntern. In jüngeren Jahren wechselten seine Freundschaften öfter, später wurde das anders. Das Verständnis seines Wesens erschwerte die Tatsache, daß der gutmütige und gemütliche Herr zuzeiten einen Eigensinn entwickeln konnte, der geradezu Härten und Ungerechtigkeiten im Gefolge hatte. Fühlte er sich verletzt, so konnte er in Jähzorn verfallen und sich zu übereilten Handlungen hinreißen lassen, die ihm viele Feinde, auch unter seiner nächsten Verwandtschaft, zugezogen haben. Im Jahre 1858 hatte er sich mit allen Vorgesetzten, auch mit dem Könige, überworfen und war nahe daran, an sich selbst zu verzweifeln, als er das Kommando der 3. Division erhielt. In der Provinz, aller Fesseln des Hoflebens unter wirklichen und vermeintlichen Gegnern ledig, begann für den Prinzen ein neues Leben; er entwickelte sich glänzend und hat sich besonders dann als Führer des III. Korps große Verdienste um die Ausbildung, namentlich der Infanterie, erworben, wobei ihm der Umstand zugute kam, daß er sich bei Besetzung seiner höheren Kommandostellen die besten Kräfte der Armee auswählen konnte. Für die Infanterie war der Prinz — ich glaube unbewußt — ein viel besserer Lehrmeister als für die Kavallerie. Selbst ein nur mittelmäßiger und etwas ängstlicher Reiter, wäre er gar nicht imstande gewesen, Kavallerie zu führen, weil es ihm an der Schnelligkeit des Entschlusses wie der Auf-

[1]) Spätere Aufzeichnung.

fassung fehlte; er hat sich auch nie damit abgegeben, die Details des Kavalleriedienstes zu erfassen; dagegen war er nach seiner ganzen Veranlagung und nach seinen Neigungen ein ausgezeichneter Infanterist und hat diese Waffe, wie gesagt, sehr vorwärts gebracht. Über die Verwendung der Kavallerie im großen Stile hat er viel nachgedacht und aus der Kriegsgeschichte zu lernen gesucht, die Erkenntnis des Richtigen ist ihm aber erst spät gekommen, denn er ist der Urheber des Kavalleriekorps vom Jahre 1866, das hinter der Front der Armee verhungerte und tatsächlich nichts geleistet hat. Einen Teil der Schuld hieran trug übrigens Verdy, der damals zur intimen Gesellschaft des Prinzen gehörte. Als Feldherr war Friedrich Karl von großer Vorsicht; er hatte nichts von einem Blücher an sich. Eine Art Fabius Cunctator — wenn das vielleicht auch etwas übertrieben sein mag — hatte er den Grundsatz, man könne zur Schlacht nicht stark genug sein, woraus bisweilen Schwierigkeiten erwuchsen. Niemals hat der Prinz verfolgt. Bei Düppel wollte er den Brückenkopf erst am nächsten Tage angreifen, dachte auch nicht entfernt daran, die Verfolgung nach Alsen hinüberzutragen; Alsen mußte zur Vernichtung des Feindes führen, wenn man ihm auf den Hacken blieb. Nach Gitschin ist nicht verfolgt worden, nach Königgrätz noch weniger — allerdings trifft hier den Prinzen die wenigste Schuld. Wer hat nach Spichern verfolgt? Nach Beaune la Rolande? Nach Orleans? Nach Beaugency? Allein nach Le Mans ist verfolgt worden, ich glaube aber vorwiegend durch Schmidts [1]) Initiative. Wenn auch am 17. August früh noch nicht verfolgt werden konnte, so wäre doch nach einigen Stunden der Ordnung ein Folgen und Nachfühlen nötig und möglich gewesen. — Trotz alledem stehen die Erfolge des Prinzen außer Frage; ich möchte ihn aber nicht einen großen, sondern einen glücklichen Feldherrn nennen, er besaß zwar die Fachkenntnisse und die Fähigkeit, eine Armee zu führen, zum großen Feldherrn fehlte ihm aber der schnelle Blick, der rasche Entschluß; durch Vorurteil und übertriebene Zu- und Abneigung für Personen hat er sich selbst zudem oft einen Hemmschuh angelegt. —

Bei den Bayern sieht es schlecht aus. Der gute Geist ist gewichen. Selbst Tann hat kein Vertrauen mehr und ist in hohem Grade verbittert. Er glaubt, sein Korps sei über die Gebühr angegriffen, und er mehrfach schlecht behandelt. Das ist nicht gut, und solche Stimmung muß unbedingt in der Truppe Wiederhall finden. Ich werde auch über dieses Kapitel dem König, dem ich so ziemlich täglich geschrieben habe, berichten. Mein Wunsch ist nun nach Versailles zurückzukehren, und ich habe an Albedyll telegraphiert.

---

[1]) Generalmajor v. Schmidt, Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade. Vgl. das Generalstabswerk über den Krieg von 1870/71, Bd. V, S. 858, Note.

Orleans, 21. Dezember.

Mißbilligen muß ich, daß der Prinz Friedrich Karl die Bayern sehr geringschätzig behandelt. Es ist nach meiner Meinung ganz verkehrt, von ihnen dasselbe zu verlangen wie von unseren Truppen. Unbedingt fehlerhaft ist es aber, sie in militärischer und politischer Beziehung mißmutig zu machen, und dazu tut nun der Prinz Friedrich Karl noch das Seine. Er ist nicht einmal höflich gegen den alten, persönlich über alles Lob braven Tann. Dieser mag kein Feldherr ersten Ranges sein, er hat aber doch seine erheblichen Verdienste. Daß er bei Coulmiers geschlagen wurde, ist wirklich nicht seine Schuld, sondern die des Großen Hauptquartiers, das ihn — trotz Ermahnung des Königs — nicht unterstützen wollte. Tann hat einen großen Einfluß auf die Truppe, hat sich sehr oft in hohem Grade persönlich exponiert und dadurch viel gewirkt. Ich glaube, daß ohne Tann und Heinleth[1]) das Korps schon lange auseinandergelaufen wäre.

Versailles, 24. Dezember.

Gestern nachmittag bin ich glücklich hier eingetroffen.

Versailles, 25. Dezember.

Gestern abend wurde mir eine unerwartete Freude zuteil. Es war Weihnachtsbescherung; für jeden hatte der König eine Kleinigkeit aufgebaut, für mich eine hübsche Schreibtafel; als jeder sein Teil hatte, rief er mich heran und sagte: „Ich habe für Sie noch etwas Besonderes," und händigte mir das Kreuz erster Klasse ein. Ich war in der Tat auf so etwas nicht gefaßt gewesen. Als ich dann zum König, der weiter gegangen war, herantrat und meinen Dank aussprach, sagte er: „Es freut mich besonders, es Ihnen geben zu können, denn Sie haben es sich auch wirklich verdient. Ich denke, Ihrem Papa wird es große Freude machen." Selbst Lakaien und Jäger kamen zu mir heran und sprachen ihre Freude aus, zum Teil in so netter Art, daß ich erkannte, die Leute hatten mich wirklich gern. Ich tat wahrhaftig nicht mehr als eben meine Schuldigkeit und war durch die bei meiner Rückkehr gefundene Anerkennung hinreichend belohnt. Gebe Gott, daß ich noch Gelegenheit finde, dem guten König für alle Gnade zu danken. An meinem Willen soll es nicht fehlen.

*

Ich habe mich hier nun wieder einigermaßen orientiert. Außer anderen Enttäuschungen sehe ich auch zu meinem Bedauern, daß es mit dem Angriff

---

[1]) Oberstleutnant v. Heinleth, Chef des Generalstabes des Bayerischen I. Armeekorps.

auf Paris noch immer nicht am Ende der Vorbereitungen ist. Intriganten, Einfaltspinsel und schlappe Charaktere suchen gegen das nun fest projektierte Bombardement zu wirken.

Blumenthal ist übrigens in der Bombardementsfrage närrischer denn je und macht manchmal den Eindruck, als wenn er überschnappen wolle. Es ist mir aus guter Quelle versichert worden, er hätte unlängst bei einer Unterhaltung, die etwas heftig wurde, sich zu der Äußerung hinreißen lassen: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es wird nicht bombardiert!“ Glücklicherweise haben es nur wenige gehört.

Der Kronprinz denkt wohl ebenso, ist aber klugerweise ein ganz Teil reservierter.

Versailles, 26. Dezember.

Gestern ließ mir Bismarck sagen, er wünsche mich zu sprechen. Ich fand ihn in seinem Zimmer, das gleichzeitig Wohn- und Schlafzimmer ist und fürchterlich überheizt war. Er saß im langen Schlafrock, rauchte eine lange Zigarre, sah in hohem Grade leidend aus, war auch sichtlich aufgeregt. Er begann die Konversation damit, daß er von meinem Bericht an den König sprach, in dem ich mich über die Verhältnisse des Bayerischen I. Armeekorps ausgelassen hatte, und verlangte noch weitere Details. Ich gab sie ihm ganz unumwunden und sagte etwa: „Ich weiß nicht, ob Exzellenz jetzt darauf Wert legen, daß die Bayern in guter Stimmung sind; sollte dies aber der Fall sein, so ist es Zeit, daß etwas geschieht.“ Er antwortete: „Es ist gerade jetzt von der höchsten Wichtigkeit, daß die Bayern bei gutem Mut erhalten werden, es muß also schnell und gründlich etwas getan werden.“

Dann fuhr er etwa in folgender Weise fort: „Es wird mir alles gar zu sehr erschwert; da sind namentlich der Großherzog von Baden und der Herzog von Koburg, die fortwährend beim Kronprinzen intrigieren und auf dem besten Wege sind, die deutsche Frage zu verfahren. Der Kronprinz war kürzlich bei mir, um Aufschluß über die deutsche Frage zu bekommen. Er ist so kurzsichtig, daß er augenblicklich, wo ein Stillstand eingetreten ist, Bayern und auch Württemberg zurückhaltender sind, verlangt, wir müßten energisch und auch schließlich mit Gewalt vorwärtsgehen. Er will gegenüber den Bayern, die beim Ausbruch des Krieges sich so anständig benommen haben wie möglich, die zwei Armeekorps gestellt haben, Zwang anwenden. Es ist fast zum Verzweifeln! Ich bemühe mich von Anfang an, ihm zu beweisen, wie ja alles vortrefflich verläuft und nur für ihn geschieht. Es geht ihm aber viel zu langsam; dabei ist der Einfluß des [...] Großherzogs von Baden und des [...] Herzogs von Koburg leider sehr bedeutend. Ich habe überhaupt nichts wie Ärger nach allen Seiten

hin. Der Generalstab will mich von den wichtigsten Sachen nicht in Kenntnis setzen. Ereignisse, die für mich von höchstem Wert sind, und die ich vortrefflich ausbeuten kann, erfahre ich zufällig. Große Operationen, auf deren Erfolg ich doch meine Entschlüsse bauen muß, werden mir verheimlicht usw., ich werde aber vom König verlangen, daß das anders wird."

Er schimpfte sich über dieses mir bereits bekannte Kapitel in die größte Heftigkeit hinein. Die Augen wurden immer größer, der Schweiß trat ihm ins Gesicht, er machte einen ganz verstörten Eindruck. Ich fürchte, er wird ernstlich krank, denn diese Art von Aufgeregtheit ist unnatürlich. Außer der schweren Zigarre, die er rauchte, hatte er, wie ich an einer angeschenkten Flasche sah, schon schweren Wein getrunken.

Von diesem Kapitel kam er, nachdem er etwas ruhiger geworden, auf unsere militärische Lage und wollte von mir ein Urteil haben. Er ging von dem sehr vernünftigen Gedanken aus, daß wir uns in Frankreich nicht weiter ausbreiten sollten. Da ich nun wußte, daß dies bereits beschlossen war, konnte ich ihn mit gutem Gewissen darin bestärken. Die Punkte Chartres, Vendôme, Orleans, Rouen, Amiens leuchteten ihm auch ein, und er war augenscheinlich befriedigt.

Dann wurde noch etwas geplaudert, er lud mich zu Tisch und schenkte mir als Weihnachtsgeschenk eine kleine Kiste anscheinend sehr schöner Zigarren, die ihm von irgendeinem Patrioten geschickt waren. Ebenso wie ich hatte er am heiligen Abend das Kreuz erster Klasse bekommen und war sichtlich erfreut darüber. Der König hatte eigenhändig in das Etui des Ordens geschrieben: „Am 24. 12. für den 18. 12. W." Der 18. ist der Tag, an dem die Deputation des Reichstages empfangen wurde und die Zustimmung zur Übertragung der Kaiserwürde auf den König gesichert schien.

Bismarck[1]) hat sich, seitdem sein Konflikt mit dem Generalstabe entbrannt ist, mehrfach bemüht, von Offizieren Rat und Auskunft in militärischen Dingen zu erhalten. Es war dies für ihn nötig, um bei Beratungen doch auch eine Ansicht sagen zu können. Ich habe mich bei solchen Gelegenheiten möglichst vorsichtig benommen, und wenn ich bei ihm gewesen war, vor anderen daraus niemals ein Geheimnis gemacht. Bestimmt weiß ich, daß Bismarck mit Kameke[2]) und Hohenlohe[3]) angeknüpft hat, jedoch sind auch diese nicht ganz in seine Netze gegangen.

[1]) Nachtrag: Berlin, April 1871.

[2]) Generalleutnant, Kommandeur der 14. Infanteriedivision, beauftragt mit der oberen Leitung des Ingenieurangriffs auf Paris, der spätere Kriegsminister. Vgl. u. S. 119.

[3]) Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Generalmajor und Kommandeur der Artillerie des Gardekorps.

Anders ist es mit Stosch. Er ist längere Zeit heimlich Berater von Bismarck gewesen. Der Kalkül lag wohl so, daß man annahm, Roon würde bald sterben oder zurücktreten; dann will Stosch durch Bismarcks Freundschaft sein Nachfolger werden. Vor Tisch war ich noch bei Albedyll, er ist mit mir gleicher Ansicht, daß in den Zänkereien zwischen Bismarck und dem Generalstabe die Schuld auf beiden Seiten liegt. Er selbst hat damit viel Ärger und wünscht, daß Treschow wieder hier wäre. Der scheint aber noch gar keine Lust dazu zu haben.

Versailles, 27. Dezember.

Bismarck war gestern beim Diner wieder ganz munter. Man ißt bei ihm sehr einfach, aber ganz gut. Er ist ein sehr starker Esser und vertilgt ganz unglaubliche Portionen, behauptet auch, er käme nur selten zum Diner zum König, weil er nicht satt würde. Der Champagner wird aus silbernen Bechern von großem Kaliber getrunken, woran ich nicht recht Geschmack gewinne. Es essen bei ihm stets alle seine Herren, und zwar Abeken, Keudell, Karl Bismarck, Hatzfeld, Bucher, drei Dechiffreure und ähnliche Beamte. Nach Tisch wird immer am Kamin noch geraucht und geplaudert, wobei er oft Geschäfte abmacht. Ich mußte von meinen Erlebnissen bei Orleans noch viel erzählen. Eigentlich ohne besondere Absicht sagte ich, der bisherige Präfekt von Orleans sei ein nichtswürdiger und unverschämter Kerl, und es schiene, als wenn er heimlich sehr gegen uns arbeite. Bismarck hörte ruhig zu und sagte dann zu Abeken: „Telegraphieren Sie nach Orleans, daß der Präfekt arretiert wird."

Beim Tee rief der König mich und Albedyll heran und sagte zu mir: „Sie haben in einem Ihrer letzten Berichte mich darauf aufmerksam gemacht, daß für das Tannsche Armeekorps etwas geschehen müßte. In welcher Art?"

Ich antwortete: „Ich glaube, wenn Euere Majestät dem General v. d. Tann eine Anerkennung zukommen lassen, so wird das schon viel nutzen, namentlich, wenn es so geschieht, daß dabei auch im allgemeinen seiner Truppen gedacht wird. Sie sind in letzter Zeit nur schlecht gemacht worden, eine Anerkennung Euerer Majestät wird sie sehr ermutigen." Der König sagte darauf zu Albedyll: „General Tann hat noch nicht den Orden Pour le mérite; was meinen Sie, wenn ich ihn ihm gebe?" Albedyll stimmte zu und wurde beauftragt, die Order auszufertigen, auch 80 Kreuze zweiter Klasse für das Armeekorps beizufügen.

Ich glaube in dieser nicht unwichtigen Sache ein Verdienst zu haben, und es ist mir angenehm, darin auch Bismarck gefällig gewesen zu sein.

Versailles, 28. Dezember.

Eine vortreffliche Maßregel ist seit zwei Tagen im Gange. Die Leitung des Angriffs auf Paris, mit dem es nun endlich Ernst ist, wurde dem Generalleutnant v. Kameke als Ingenieur und dem Generalmajor Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen als Artillerist übertragen. Nun endlich wird Leben hineinkommen. Ich halte Kameke für sehr tüchtig, Hohenlohe ist ein aufgeweckter Kopf und von brennendem Ehrgeiz. Ich denke, die beiden, die sich übrigens gut kennen, werden die Sache schon machen. Es fehlt nach meiner Meinung wirklich bisher nichts als ein entschiedener guter Wille.

Versailles, 30. Dezember.

Es herrscht mit einem Schlage eine andere Stimmung in bezug auf die Bombardementsfrage. Leute, die noch vorgestern alles Schießen für Unsinn erklärten, behaupten nun seit unserem Erfolg auf dem Avron,[1]) sie hätten immer gesagt, es müsse bombardiert werden. Es wird nun gewiß viel im anderen Extrem geleistet werden. O Unverstand!

Versailles, 31. Dezember.

Ich bin ja nicht völlig in die geheime Geschichte der Bombardementsfrage eingeweiht, doch ist soviel sicher, daß von Berlin aus in widerwärtiger Weise dagegen intrigiert wurde. Die Königin hat entschieden Sympathien für die Franzosen. Alle Augenblicke macht sich das durch Reklamationen wegen einzelner Franzosen fühlbar. Sie verkehrt in Berlin überwiegend mit preußenfeindlichen Elementen.

Eine ganz gefährliche Person ist die Fürstin Anton Radziwill, Frau meines guten Kollegen,[2]) der sich mit vielem Takt durchfindet. Sie ist 1. Französin, 2. Legitimistin, 3. ultramontane Katholikin, 4. Frau eines polnischen Fürsten. Etwas viel Preußenfeindlichkeit auf einmal. Dazu ist sie leidlich gescheit und in hohem Grade leidenschaftlich.

Versailles, 3. Januar.

Noch gestern abend teilte mir Albedyll mit, ich sei zum Chef des Generalstabes des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin ernannt[3]) und solle sogleich abreisen. Ich bin höchst überrascht und sehr erfreut. Nun be-

---

[1]) Der Mont Avron wurde nach Beschießung von den Deutschen besetzt.

[2]) Des Flügeladjutanten. Die Prinzessin Marie R. war die Tochter des Marquis Heinrich v. Castellane und der Pauline v. Talleyrand-Périgord.

[3]) Auf Empfehlung des Generalintendanten v. Stosch, wie sich herausstellte.

komme ich doch schließlich noch eine größere und verantwortliche Tätigkeit. Es liegen Anzeichen vor, daß Chanzy von Le Mans aus von neuem die Offensive ergreifen will. Moltke hat darauf bestanden, daß Krensky unter solchen Umständen nicht mehr Chef bleiben soll, und mich als Nachfolger vorgeschlagen.

Ich war vorher beim König. Er sagte mir: „Es scheint von neuem eine ernste Tätigkeit gegen Westen zu beginnen. General Moltke hält den Oberst Krenski nicht für befähigt für seine Stellung. Ich hatte schon beim Beginn des Feldzuges Bedenken, doch wurde er mir als eine durchaus geeignete Persönlichkeit empfohlen. Es ist ein Zeichen großen Vertrauens, daß ich Sie dort hinschicke; aber Sie haben sich bisher stets bewährt, ich erwarte also auch jetzt von Ihnen, daß Sie mir gute Dienste leisten." Er gab mir dann die Hand und sagte: „Machen Sie, daß Sie bald hinkommen, da die Operationen schnell ihren Anfang nehmen," ging dann noch kurz auf Paris über und sagte schließlich: „Sie werden es wohl schon wissen, sprechen Sie aber nicht darüber, daß das Feuer morgen beginnen wird."

Ich kann heute[1]) einiges Hierhergehörige aus der Erinnerung aufschreiben. Der Großherzog ist allmählich bei Moltke und seinen Jüngern total in Mißkredit gekommen, mit seinen bisherigen Operationen ist man sehr unzufrieden. Stosch hat wohl seinen Teil dazu beigetragen, die Ansichten nicht zu ändern, und man kann ihm auch wohl nicht ganz unrecht geben. Besonders stellt er Krenski als einen konfusen, unruhigen Mann hin. Es bestand nach Stoschs Rückkehr[2]) die Absicht, die Armeeabteilung aufzulösen und die sehr angegriffene 22. Division zum Korps heranzuziehen. Da nun die Operationen von neuem beginnen sollten, war dies nicht ausführbar, und Moltke hoffte, daß der Großherzog, der durch den Rückmarsch der Bayern faktisch nur noch ein Armeekorps hatte, gern sein Kommando als zu gering niederlegen würde.

Der Großherzog ging zum König und fragte wörtlich: „Lieber Onkel, was würdest Du in meiner Lage tun, würdest Du auf ein Kommando verzichten, wenn Dir nur ein Armeekorps angetragen würde?" Der König hat ihm geantwortet: „Ich würde ein Armeekorps führen." Hierdurch wurde Moltkes Absicht, den Großherzog loszuwerden, vereitelt. —

Vor[3]) meinem Abgange nach Chartres begab ich mich zum General v. Stosch, um mir einige Aufklärungen über Persönlichkeiten zu erbitten.

---

[1]) Nachtrag: Versailles, 10. Februar 1871.

[2]) Generalleutnant v. Stosch war, als der Chef des Generalstabes des Großherzogs, Oberst v. Krenski, sich seiner Stellung nicht gewachsen zeigte, zum Großherzog geschickt worden und gegen Weihnachten nach Versailles zurückgekehrt.

[3]) Spätere Aufzeichnung. (Vgl. Denkwürdigkeiten von Stosch, S. 209 ff.)

Er schilderte mir die wichtigsten Personen ganz richtig. Auf den Großherzog will ich später noch zurückkommen; von den Divisionskommandeuren sagte er: „Sie haben da zwei ganz verschiedene Leute; der eine, Tresckow, ist ein Draufgänger und immer willig; ihn müssen Sie am Rockschoß halten; der andere, Wittich, ist ein höchst vorsichtiger Mann, der nicht einen Schritt mehr tut, als er unbedingt soll; ihn müssen Sie kontrollieren und fortwährend antreiben." Ich hatte das Gefühl, daß Stosch etwas übertrieb, habe mich aber bald überzeugen können, daß er völlig recht hatte. Am 3. kurz vor Mitternacht traf ich in Chartres ein.

4. Januar.

Ich war früh auf und ließ den Stab zusammenrufen, um ihn kennenzulernen und mich zu informieren; sobald der Großherzog sich sprechen ließ — er war übrigens ein Frühaufsteher — ging ich zu ihm; er empfing mich sehr freundlich, doch war ihm anzumerken, was ja auch wohl natürlich, daß ihm der erneute Ausdruck des Mißtrauens gegen Krenski nicht gerade angenehm war, und da er mich dienstlich doch wenig kannte, konnte er ja auch nicht wissen, was für ein Geschäft er gemacht hatte. Andererseits wurde meine Kommandierung ihm natürlich leichter als vor fünf Wochen die vom General v. Stosch, der sich von vornherein sehr als Mentor gegeben und einige Male mit ihm ernste Meinungsverschiedenheiten gehabt hatte.

Da vom Prinzen Friedrich Karl der Befehl zum Vormarsch auf Le Mans für den 5. Januar bereits am 3. Januar in Chartres eingegangen war, hatte der Großherzog das Erforderliche bereits verfügt, so daß für mich darin nichts mehr zu tun war. Ich benützte daher den 4., mich gründlich zu informieren, die Divisionskommandeure usw. zu besuchen, den Geschäftsgang beim Stabe nach meinen Ansichten zu regeln und mich auszurüsten.

Die Truppen des großherzoglichen Armeekorps hatten sich seit dem Eintreffen um Chartres, also seit dem 24. Dezember, wesentlich erholt; allerdings war es nicht gelungen, alle Transporte heranzubekommen, doch waren Bekleidung und Schuhzeug wieder in ganz leidlichem Zustande, auch einige Ersatztransporte eingetroffen. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß im allgemeinen Offiziere wie Mannschaften vom Kriege genug hatten und nicht gerade darauf brannten, daß es noch weiter gehen sollte. Die Strapazen und Verluste waren gar zu große gewesen.[1]

[1] Die Notizen über die militärischen Ereignisse der Folgezeit wurden auch diesmal nicht aufgenommen, zumal Verfasser sich für sie im allgemeinen ausdrücklich auf die Schrift seines späteren Adjutanten, des Hauptmanns Zahn, „Die Operationen der im Feldzuge von Le Mans dem Großherzog von Mecklenburg unterstellten Truppen" beruft.

Meine Gehilfen waren für die Generalstabssachen Graf v. Schlieffen,[1]) für die Bureaugeschäfte Hauptmann am Ende. Beides vortreffliche Arbeiter, gehorsam und erfahren; mit zwei solchen Kräften kommt man auch für die dringlichen Geschäfte völlig aus. Ich darf hier allerdings den ausgezeichneten Intendanten Geheimrat v. Schwedler nicht vergessen.

Ehe ich kam, war der ganze Stab einschließlich der vom Großherzoge besonders mitgenommenen Herren eine große Judenschule; jeder wollte mitreden. Wenn Befehlsausgabe war, hatte Krenski dabei mitgewirkt und durch seine Aufgeregtheit und Konfusion alles wild und verwirrt gemacht. Das wurde mit einem Schlage anders, es sprach niemand mehr mit, ich hatte allein Vortrag beim Großherzog, gab die Direktiven für die Befehle, Schlieffen verfaßte sie, am Ende gab sie aus, und so kam auch das unter Krenski völlig erschütterte Vertrauen der unterstellten Behörden schnell wieder.

Bei den täglichen langen Ritten und auch bei allen Mahlzeiten war ich stets an der Seite des Großherzogs und viel bei ihm im Zimmer, kam auch manche Nacht an sein Bett; da ist es wohl kein Wunder, zumal ich ihm auch keine verkehrten Vorschläge gemacht habe, daß er Vertrauen gewann, wir uns näher kamen und beim Abschiede Anfang Februar als Freunde auseinandergingen. Ich habe ihn als einen Mann von vortrefflichem Charakter und vornehmer Gesinnung wahrhaft schätzen gelernt und es wohl verstanden, daß er als Landesherr die allgemeine Liebe und Achtung genoß. Er war ein grundzuverlässiger, offener und wohlmeinender, in hohem Grade pflichttreuer Mann von schlichtem Wesen und tiefer religiöser Gesinnung. Passionierter Soldat, hatte er mit großem Fleiß alles Nötige zu erfassen gesucht, unterlag aber ganz naturgemäß den Auffassungen der Zeit, in welcher er groß geworden war, und hatte mehr Sinn für Exerzierplatz und kleinere taktische Fragen — wie übrigens ja auch ein Teil unserer Prinzen — als für strategische Kombinationen. Das Zeug zu einem großen Feldherrn hatte er wohl nicht, aber durchaus alle Qualitäten, ein Armeekorps wie das XIII. im Januar 1871 verständig zu führen. Im persönlichen Verkehr war er von gewinnender Freundlichkeit und Natürlichkeit; körperlich völlig rüstig und zähe, ein guter und dreister Reiter, war sein erster Gang in den Stall, um den er sich persönlich kümmerte; kamen wir ins Quartier, so legte er sich gern für eine kurze Zeit ins Bett, was ich von ihm angenommen habe; allerdings nicht als sein Stabschef, denn Ruhestunden gab es damals am Tage wahrlich nicht.

---

[1]) Der Nachfolger des Verfassers als Chef des Generalstabs der Armee.

Rouen, 2. Februar 1871.

Lieber Papa!

Die großen Ereignisse der letzten Tage lassen das Interesse für kleinere Begebenheiten sehr in den Hintergrund treten, und ich habe wohl deshalb seit ein paar Tagen nichts von mir hören lassen; allerdings habe ich auch soviel zu tun und bin eigentlich unaufhörlich beschäftigt, daß sich schwer eine halbe Stunde zu einem Privatbrief abzwingen läßt.

Mit dem Einrücken des XIII. Korps in und bei Rouen sollte das I. Armeekorps hier abrücken, und war alles daraufhin ausgearbeitet, als der Befehl einging, das Korps solle hier bleiben.

Darauf kam die Kapitulation von Paris und der Waffenstillstand, was wiederum Truppenbewegungen und viel Anordnungen nötig machte; inzwischen stellt sich aber heraus, daß die französischen Generale, denen wir gegenüberstehen, noch nicht geneigt sind, die Abmachungen zwischen Bismarck und Favre anzuerkennen, und daß infolgedessen fortwährende Verhandlungen, Drohungen usw. nötig sind. In Versailles nahm man aber an, daß alles glatt abgehen würde und löste das XIII. Armeekorps auf. Die 22. Division sollte sogleich nach Versailles zu abmarschieren und in den Verband des XI. Armeekorps zurücktreten. Der Großherzog hat nun selbständig diesen Befehl zurückgehalten. Da nun sich viele Anordnungen kreuzen, sind Konfusionen leicht möglich, und es ist meine Sache, den Kopf oben zu behalten. Wie die Sachen in dieser Stunde liegen, ist es noch gar nicht zu übersehen, ob die französischen Generale sich fügen. Tun sie es nicht, so eröffnen wir morgen früh die Feindseligkeiten wieder.

Von großem Interesse war es für mich, durch ein Telegramm von Gambetta an Jules Favre, das bei unseren Vorposten mit der Bitte um Beförderung abgegeben wurde, zu erfahren, daß die Pariser Regierung ihren Vertrag ohne Vorwissen der in Bordeaux abgeschlossen hat. Hier halten viele Franzosen es für zweifelhaft, ob Gambetta sich fügen wird, und meinen, daß, wenn er auch auf einen Waffenstillstand eingeht, der Krieg doch noch fortgehen würde.

Ich glaube um so weniger daran, als mit der Vernichtung der Bourbakischen Armee den Franzosen doch der Atem wohl ausgehen wird.

Da nun die Auflösung des XIII. Armeekorps im Prinzip feststeht, was ich übrigens schon wußte, als ich zum Chef des Generalstabes ernannt wurde, so kehre ich wohl in einigen Tagen nach Versailles in meine eigentliche Stelle zurück.

Ich kann es mit großer Befriedigung tun, da es mir in den fünf Wochen, die ich als Chef fungiert habe, sehr gut gegangen und nichts Unangenehmes passiert ist.

Auf dem Marsche von Alençon auf Rouen hat das Armeekorps unmittelbar in seiner linken Flanke das ganze XIX. französische Korps mit drei Infanterie- und einer Kavalleriedivision gehabt, auch außerdem noch zahlreiches Gesindel. Es ist gelungen, den Feind durch allerhand Mittel zu täuschen, so daß er erst, als es zu spät war, merkte, wie leicht er uns hätte hindern können.

Daß französische Offiziere mir dies versichert haben, machte mir vielen Spaß.

Hätte ich Zeit übrig, so würde ich Exkursionen in die Umgegend machen, die ganz wunderschön ist. Überhaupt ist Rouen eine der schönsten Städte, die ich kenne. Für die Hälfte der Truppen sind nun schon einige Ruhetage gewesen und sehen sie schon wieder sehr gut aus. Die bunten Hosen und zerrissenen Stiefeln haben anderen Platz gemacht; es wird alle Morgen tüchtig gedrillt und wird dann, was an Haltung und Disziplin verloren war, bald wieder hereinkommen.

Täglich trifft Ersatz aus der Heimat und aus den Lazaretten ein und sind schon einige Bataillone wieder auf 800 Mann, andere allerdings noch wenig über 500.

Die Kavallerie sieht infolge des vielen und schweren Hafers ganz auffallend gut aus und leistet oft ganz Außerordentliches.

Sollte es noch einmal losgehen, so ist bis dahin alles wieder in vortrefflichster Verfassung.

Nach meinen Passionen kann es noch lange weitergehen, doch gebe ich zu, daß nachgerade genug Blut vergossen ist. Das Gefühl, wenn der Augenblick kommt, wo man den Frieden nahe sieht, ist aber jedenfalls ein bedrückendes. Es ist nun mal das Leben des Soldaten im Felde das schönste, und wenn man auch ab und zu genötigt ist, sein Leben daranzusetzen, so gibt dies der Sache gerade ihren Reiz, und das Gefühl, wenn man nach einem siegreichen Gefecht seine Knochen ganz fühlt, ist doch durch kein anderes aufzuwiegen.

Diese angenehme Aufregung habe ich allerdings oft gehabt, und solche Tage wie der 18. August, Beaumont, Sedan und einige bei Orleans erlebt man wohl nicht öfter wieder.

Im ganzen habe ich 17 Schlachten und Gefechte mitgemacht. Bei den 4, welchen ich als Chef des Generalstabes beiwohnte, bin ich entschieden am wenigsten im Feuer gewesen. Mein Platz war bei meinem Gebieter, der mich nie losließ, und für diesen war es auch richtig, sich nicht ohne Not ins Feuer zu begeben.

In den nächsten Tagen sehe ich dem Befehl entgegen, zum König zurückzukehren.

Dein gehorsamer Sohn

Alfred.

Versailles, 10. Februar 1871.

Lieber Papa!

Seit gestern nachmittag bin ich wieder hier und damit in meine Stellung zurückgetreten [...] Für meine Tätigkeit als Chef des Generalstabes habe ich sehr vielen Dank gehabt. Man ist allerseits mit dem, was geleistet worden ist, sehr zufrieden gewesen, und hat vor allem der Kaiser selbst mich in gnädigster Weise empfangen und mir Sachen gesagt, die ich nicht wieder sagen könnte, ohne schamrot zu werden. Ich denke, lieber Papa, es wird Dir Freude machen zu erfahren, daß ich auch hier wieder meine Schuldigkeit getan habe.

Hier habe ich mich noch wenig über die eigentliche Lage der Dinge orientieren können; es wissen hier immer nur sehr wenige Leute wirklich Bescheid. Soviel habe ich indes schon gesehen, daß heute es noch niemand zu übersehen vermag, ob wir schnell zum Frieden kommen werden. Wir richten uns jedenfalls auf alle Fälle ein, und ist gestern schon das V. Armeekorps von hier abgerückt, heute marschiert das IV. hier durch.

In Paris geht die Entwaffnung ungestört fort, und ist jedenfalls die Regierung bemüht, ehrlich auszuführen, was sie versprochen hat.

Die Generale Chanzy, Loysel und Faidherbe sind nach Paris gegangen und sollen dort sich wohl darüber äußern, ob sie den Krieg fortführen können oder nicht.

Den Kaiser habe ich leider nicht wohl gefunden; er hat zwar nicht die Grippe, aber doch einen recht unbequemen Hexenschuß, der ihn doch recht angreift. [...]

Mit vielen Grüßen Dein gehorsamer Sohn

Alfred.

Versailles, 20. Februar 1871.

Lieber Papa!

[...] Die Unterhändler aus Bordeaux sind noch nicht eingetroffen und werden auch kaum heute ankommen können. Die kriegerischen Reden in der Kammer haben in Paris, wo den Leuten mit der Füllung des Magens auch der Kamm wieder schwillt, Wiederhall gefunden, und ist die Presse von grenzenloser Unverschämtheit. Bismarck ist der Meinung, daß dennoch alles gut ablaufen wird. [...]

Der Kronprinz von Sachsen wird wohl bei Paris stehen bleiben. Er ist der von den hohen fürstlichen Führern, der bei weitem die besten Eigenschaften als Truppenführer entwickelt hat. Alle, die mit ihm in dienstliche Berührung gekommen sind, haben ihn sehr gern. Eine gewisse Zurück-

haltung, die man anfänglich als Verbissenheit auslegte, hat sich mehr als Bescheidenheit und Verlegenheit dokumentiert.

Soeben höre ich noch, daß Thiers nunmehr ein Ministerium gebildet haben soll, und werden dann die Unterhändler wohl bald kommen. [...]

Mit dem Kaiser geht es recht gut; er wird in einigen Tagen ganz hergestellt sein. Neulich kroch er die Treppe herunter und hinter ihm Lehndorff, der auch noch an einem Stock gehen muß. Er blieb stehen und sagte zu Lehndorff gewandt: „Na, wir sind auch ein paar nette Kerls."

Morgen bekomme ich wieder den Dienst. Während der Waffenruhe strömen von allen Seiten Offiziere hierher, die dann alle gemeldet sein wollen, so daß es schwer ist, die richtige Grenze einzuhalten zwischen denen, die der König gern sprechen will, und denen, die man besser abhält. Sehr viele werden zum Diner eingeladen, so daß wir zum Entsetzen der Hofmarschälle meist gegen 50 Personen sind.

Dein gehorsamer Sohn

Alfred.

Versailles, 27. Februar 1871.

Lieber Papa!

Ich komme heute erst spät zum Schreiben, es war bisher zu viel zu tun. Der gestrige Tag hat nun endlich den Frieden gebracht, wenigstens sind um 4 Uhr nachmittags nach langen Kämpfen die Präliminarien unterzeichnet worden.

Der Inhalt ist Dir inzwischen längst bekannt, und wenn wir auch Belfort nachgegeben haben, so kann man in Summa mit dem Resultat wohl zufrieden sein. Der König war sehr glücklich, und man kann es ihm wohl vor allem gönnen, daß der Krieg zu einem glücklichen Ende geführt wurde. Es war gerade ein großes Diner, und er war des Dankes voll zu allen, die mitgewirkt hatten. Ich hatte den Dienst und war der erste, den der König nach der glücklichen Nachricht sah; er gab mir zweimal die Hand und sagte: „Sie haben mir viele ausgezeichnete Dienste geleistet, und wir haben uns nie in Ihnen getäuscht; mehr kann ich Ihnen wohl nicht sagen."

Ich meine, mehr kann ich auch wirklich nicht verlangen.

Der heutige Tag sowie die nächstfolgenden sind für mich sehr interessant, aber auch sehr anstrengend.

General Kameke ist zum Kommandanten von Paris ernannt, und bin ich ihm als Chef des Stabes beigegeben. Es macht mir das natürlich viel Vergnügen. Übermorgen früh soll schon eingerückt werden, es ist daher vollauf zu tun.

Es wird nur ein kleiner Teil der Stadt, und zwar längs der Champs Elysées bis zu den Tuilerien durch sechs Tage besetzt, und lösen sich immer von zwei bis zwei Tagen je 30 000 Mann ab, so daß in Summa 90 000 Mann, die aus allen Korps der Belagerungsarmee entnommen sind, hineinkommen. Es muß zum Teil biwakiert werden, Requisitionen finden nicht statt, und sollen die Truppen sich selbst verpflegen, so daß das Vergnügen für die Leute nicht groß sein wird. Hoffentlich geht es ohne Blutvergießen ab; es wäre bedauerlich, wenn noch irgendeiner von unseren braven Leuten das Leben verlieren sollte. [. . .]

Für heute gute Nacht! Alfred.

Paris, 3. März 1871.

Lieber Papa!

Die letzten 48 Stunden waren für mich wieder einmal etwas unruhig. Vorgestern früh 8 Uhr begannen wir den Einmarsch in Paris mit einem Bataillon, einer Eskadron und den Fourieren. Die 30 000 Mann vom VI., XI. und II. bayerischen Korps hatten noch um 11 Uhr in Longchamp große Parade, konnten also erst gegen 2 Uhr in der Stadt eintreffen; wir waren also mit etwa 1000 Mann mitten hineingegangen und blieben sechs Stunden allein, setzten Feldwachen aus und ließen Quartier machen.

Es hatte vorher an Warnungen Wohlmeinender und Ängstlicher nicht gefehlt, da aber alles gut ablief, haben wir doch recht gehabt und vor allem den Franzosen gezeigt, daß sie uns gar nicht imponieren.

Die französischen Behörden hatten übrigens alles vermieden, was Konflikte herbeiführen konnte. Alle zu unserem Terrain führenden Straßen waren von ihnen verbarrikadiert und mit starken Wachen besetzt, der Verkehr des Publikums wurde möglichst erschwert.

Bisher ist alles gut abgelaufen. Nachdem wir auf das Pfeifen der Straßenjungens nicht gehört hatten, hörte es von selbst auf.

Noch heute vormittag marschieren wir wieder ab und werden um 11 Uhr die Stadt geräumt haben; hierbei wird das nachdrängende Publikum wohl dreister werden, und wird es dann ohne blutige Köpfe kaum abgehen.

Dem König wird es sehr unangenehm sein, daß das Gardekorps, das heute einrücken sollte, nun zurückbleibt. Überhaupt ist er höchst unzufrieden mit der Art der Besetzung von Paris, und kann ich nicht leugnen, daß ich ähnliche Gefühle habe. Indes sind das doch nur Nebenrücksichten; es bleibt immer die Hauptsache, daß der Krieg beendet ist und doch auch zu einem sehr erfreulichen Ende. [. . .]

Für heute adieu. Alfred.

Versailles, 4. März 1871.

Lieber Papa!

Der Stempel oben in der Ecke [1]) ist der einer nach kurzem Dasein wieder verschiedenen Behörde. Sie lebte nur drei Tage, die aber allerdings voller Interesse und auch speziell für mich waren. Ich bin sehr froh, daß alles gut verlaufen ist; wir haben gestern bis 11 Uhr vormittags die Stadt wieder geräumt, und ist auch nicht ein Tropfen Blut vergossen worden. Am 2. abends war in den Champs Elysées großer Zapfenstreich, und als wir auf der Place de la Concorde mit dem Abendsegen endigten und nach dem endlosen Hurrarufen und Jubelrufen alles still nach Haus ging, waren auch die zahlreich herbeigelaufenen Franzosen ernst geworden.

Gestern früh wurde der Abmarsch durch den Arc de Triomphe bewirkt. Jedes Bataillon brachte unter demselben dem Kaiser ein Hurra. Mit der Arrieregarde-Eskadron ging dann der Stab der Kommandantur hindurch und dann zur Stadt hinaus.

Im Bois de Boulogne auf dem schönen Platz von Longchamp standen die Truppen in Parade, die an diesem Tage hatten einrücken sollen, wenn der Friede nicht früher ratifiziert worden wäre. [...]

Eine schönere Parade ist noch nicht gesehen worden. Die Truppen sahen so gut aus und waren so stramm, daß es auf dem Tempelhofer Felde nicht besser sein konnte. Nach einem Feldzug von sieben Monaten unter allen Beschwerden des Winters ist wohl nicht mehr zu verlangen, und dies ist die Probe auf das Exempel.

Der König war sehr zufrieden und glücklich.

Nun fängt die Sache hier an sich aufzulösen. Von den Fürstlichkeiten reisen heute noch mehrere ab. Der König geht wohl am 6. oder 7. fort. [...]

Alfred.

Ferrières, 8. März 1871.

Lieber Papa!

Gestern nachmittag ist das große Hauptquartier hierher übergesiedelt. Vor fünf Monaten fuhr ich mit dem König von hier ab, gestern kam ich an der Seite des Kaisers wieder hier an. In dem Zeitraum liegt ein großer Abschnitt Weltgeschichte, in dem ich das Glück hatte mehr zu erleben und mehr eingeweiht zu sein in das ganze Getriebe als die meisten anderen. [...]

Nachdem gestern die Bagagen und das Gefolge vorausgegangen waren, verließ der Kaiser um 9 Uhr die Präfektur; auf dem Hofe sprach er noch

[1]) „Kaiserlich Deutscher Kommandant von Paris, 1871."

das Offizierkorps und fuhr dann durch die in Spalier aufgestellte und jubelnde Garnison zum Tor der Stadt hinaus. Vorgestern abend hatte er in seinem Zimmer auf einem Fauteuil einen Reitversuch gemacht, um zu sehen, ob ihm das Kreuz noch sehr wehe täte, und war dabei hintenüber und sehr heftig auf den Hinterkopf gefallen; er sagte mir, daß er noch heftige Schmerzen namentlich an der Hüfte habe und auch glaube, einen Moment ohne Besinnung gewesen zu sein. Er befürchtete, daß es mit dem Reiten schlecht gehen würde, war aber sonst ganz munter und frisch wie immer. [. . .]

Alfred.

Ferrières, 10. März 1871.

Lieber Papa!

Es war heute morgen alles zur Abreise nach Rouen fertig, als Konterorder kam. Der König scheint sich gestern bei einer Ausfahrt erkältet zu haben und darf heute das Zimmer nicht verlassen.

Die Reise ist vorläufig auf einen Tag verschoben, doch glaube ich nicht, daß sie überhaupt noch zur Ausführung kommt. Wahrscheinlich wird der König nun den Kronprinzen schicken. [. . .]

Im Militärkabinett ist eine Änderung eingetreten. Albedyll ist jetzt Chef der persönlichen Abteilung geworden. Ich glaube, das Ganze steht im Zusammenhang mit dem erwarteten Rücktritt von Roon. In den höchsten Stellen der Armee wird viel Wechsel sein, auch abgesehen davon, daß sehr viel hohe Offiziere abgehen wollen. Über Avancement kann sich jetzt niemand beschweren; es ist wohl noch nie eine Armee so jung gewesen wie die unsrige, leider brauchen wir mehr Nachschub als zu finden sein wird. 1500 Offiziere sind gefallen, und wieviel sind oder werden noch Invalide.

Alfred.

Abschnitt VI

Geschäftsträger in Paris
(1871)

Berlin, 16. April.

Ich meldete mich früh 9 Uhr zum Dienst beim Kaiser und gleichzeitig vom Urlaub zurück.[1]) Er war sehr freundlich, gab mir die Hand und sagte: „Na, in Paris sieht es ja schön aus;" nach seinen Nachrichten war eine baldige Lösung der Wirren noch nicht zu erwarten.

Zwischen Bismarck und Moltke geht der alte Hader fort. Jetzt sind sie verschiedener Meinung über die in Frankreich zu lassende Truppenzahl. Bismarck will keinen Mann, Moltke zwei Armeekorps zurückziehen. Auch zwischen dem König und Bismarck ist eine kleine Spannung. Der Kanzler ist gerade augenblicklich wieder so nervös wie möglich. Seine Umgebung klagt sehr und hat in der Tat einen schweren Stand.

17. April.

Die Kommune hat uns angeboten, die 500 Millionen zu zahlen, wenn wir ihnen die nördlichen Forts einräumen. Man wird ihnen gar nicht antworten.

18. April.

Ich war am Abend bei Bismarck. Zu meinem Erstaunen höre ich, daß Thiers gar nicht daran denkt, den Parisern die Lebensmittel abzuschneiden. Wir haben ihm angeboten, keine Eisenbahnzüge mehr hineinzulassen, er hat es aber abgelehnt. Bismarck erzählt, daß Thiers abermals gebeten hat, ihm 25 000 von den in Metz und Sedan Gefangenen herauszugeben. Er ist aber abschlägig beschieden worden. Der Kanzler äußerte: „Ich habe ihm sagen lassen, daß er an 100 000 Mann genug hätte. Was ihm fehlt, seien schwere Geschütze, und die könne er sich aus Festungen kommen lassen, allenfalls von uns leihen. Wir sind auch selbst bereit, Paris von unseren Forts zu bombardieren, aber nur, wenn er uns schriftlich darum ersucht."

---

[1]) Verfasser hatte Anfang April seinem Vater in Breslau einen Besuch abgestattet.

22. und 23. April.

Bei den Vorträgen des Generals Moltke, zu denen regelmäßig Podbielski, General Treskow und Roon, wenn er gesund ist, erscheinen, wird jetzt stets der Kronprinz zugezogen. Er hat sich darüber beklagt, daß er zu wenig von wichtigen Sachen zu hören bekäme. Er befindet sich überhaupt in einer eigentümlichen und wenig lobenswerten Stimmung gegen den Kaiser. Er tadelt alles, mokiert sich und hat das Gefühl, daß absichtlich vieles geschieht, nur weil er es nicht will und umgekehrt. Er tut seinem Vater bitteres Unrecht.

Sonntag war ich mit dem Kaiser im Dom. Hengstenberg predigte endlos. Beim Zurückfahren sagte der Kaiser: „Das war eine recht seichte Predigt." Dann erzählte er mir, es sei ein Bericht aus dem Elsaß eingegangen, nach dem die große Mehrzahl der Bevölkerung sich angesichts der Zustände in Frankreich sehr befriedigt mit den neuen Verhältnissen zeigte. „Na, wenn das nur Bestand hat," fügte er hinzu.

27. April.

Ich bin gestern abend bei Bismarck gewesen. Er sieht wieder recht leidend aus und klagt auch sehr über seine Gesundheit. Die Stunden, in denen er Schlaf findet, sind von 7—12 vormittags. Erst spät abends fühlt er sich leidlich wohl, das ist dann seine Arbeitszeit.

Es wird von verschiedenen Seiten sehr gedrängt, Truppen aus Frankreich zurückzuziehen, um die in Deutschland noch zur Gefangenenbewachung usw. nötigen Landwehren nach Haus schicken zu können. Ich glaube, daß Bismarck jetzt nachgeben wird; allerdings ist es eine Inkonsequenz, und ich halte gerade jetzt die Truppen für nötiger als vor vier Wochen. Der Kaiser selbst kann noch nicht recht schlüssig darüber werden.

29. April.

In Versailles sammeln sich immer mehr Bonapartisten, allmählich wird das Publikum mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Napoleon wiederkommen könne. Hierbei muß ich ein Gespräch erwähnen, das ich vor etwa vier Wochen im Bismarckschen Salon hatte.

Damals war meine feste Überzeugung, daß durch die Revolution in Paris die Chancen Napoleons sich sehr verbesserten, und sagte Bismarck: „Nach meiner Ansicht ist es praktisch, Napoleon ein paar Millionen zu geben, um möglichst schnell zu unseren Milliarden zu kommen." Der Kanzler ging sofort auf diesen Gedanken ein: „Ich habe," erwiderte er, „mit ihm verhandelt, indes verlangt er eine Reduktion der Friedensbedingungen, um ernste Schritte tun zu können. Auf solche Unverschämt-

heit habe ich ihm gar nicht geantwortet.“ In Paris hatte ich den Eindruck gewonnen, daß nach dem Kaiserreich die Republikaner und nach diesen bald die Orleans kommen würden.[1] Nun nutzt sich die Republik überraschend schnell ab, die Orleans machen aber keine rechten Anstalten. Es scheinen in summa recht erbärmliche Leute zu sein. Gegenüber den anderen Parteien müßte sich doch jetzt die Fusion zustande bringen lassen; aber es sieht gar nicht danach aus. Legitimisten und Orleanisten können auch nichts wie opponieren und negieren. Sobald sie etwas schaffen sollen, krankt jede der Parteien an so viel inneren Zwistigkeiten, daß sie versagen. Da sind die Bonapartisten andere Leute! Und wenn jemand sagt, nach Sedan sei der Kaiser unmöglich, so kennt er die Franzosen schlecht. In Frankreich ist niemand unmöglich. Es entscheidet immer der letzte Eindruck; seit Sedan ist soviel passiert und haben sich die Republikaner so blamiert, daß der Kaiser schon jetzt von vielen mit Freuden begrüßt werden würde.

Man ist sehr im unklaren über die Vermögensverhältnisse des Kaisers. Die Angaben variieren zwischen sehr reich und ganz arm. Ich halte letzteres für möglich. Er hatte eine sehr bedeutende Zivilliste, aber auch kolossale Ausgaben, und gar zu viele Blutsauger hingen an ihm. Nebenbei war er sehr gutmütig und wohltätig. Da er die Möglichkeit fortgejagt zu werden aber immer vor Augen gehabt hat, so wäre es ganz wunderbar, wenn er sich nicht allmählich im Ausland Vermögen gesichert hätte. Bismarck erzählte mal, es sei ihm am Tage nach Sedan aufgefallen, wie sehr der Kaiser sich mit seinen Bagagen beschäftigt und mehrere Male gefragt habe, ob sie auch noch vorhanden seien. Es habe ihm den Eindruck gemacht, als könnten einige der Fourgons mit Geld beladen sein.

4. Mai.

Bismarck wird heute nach Frankfurt a. M. reisen und dort mit Jules Favre[2]) zusammentreffen; die ganze Situation wird nicht günstig beurteilt. Die Friedensverhandlungen in Brüssel kommen gar nicht vorwärts; wie man meint, wegen schlechten Willens der Franzosen. Bismarck sagt, wahrscheinlich wäre es am besten, wir forderten Thiers auf, mit seiner Armee hinter die Loire zu gehen, und nähmen dann die Sache mit Paris ernsthaft in die Hand.

5. Mai.

Heute abend sollte ein großes Konzert von Wagner sein, wozu der König kontra Hülsen[3]) und wohl auf Drängen der Freifrau v. Schleinitz[4])

---

[1]) Die große Mehrheit der am 8. Februar 1871 gewählten französischen Nationalversammlung bestand aus Anhängern des Königtums, darunter dreiviertel Orleanisten.

[2]) Der französische Außenminister.

[3]) Generalintendant.

[4]) Gemahlin des Hausministers.

das Opernhaus bewilligt hatte. Man wollte mit dem Kaisermarsch und einer Hymne auf den Kaiser beginnen. Dieser sagte mir: „Ich kenne so etwas schon und habe mir glücklicherweise die Worte, die man singen will, geben lassen. Lesen Sie mal diesen Unsinn. Es ist natürlich nichts als Lobhudelei, und ich will unter keinen Umständen zugegen sein. Gehen Sie hinüber und arrangieren Sie, daß man zur bestimmten Zeit anfängt. Sagen Sie nur, ich würde wahrscheinlich gar nicht kommen, sonst wartet man, und das Publikum wird unruhig. Ich richte mich dann so ein zu erscheinen, wenn das erste Stück vorüber ist."

9. Mai.

Aus Frankfurt sind gute Nachrichten da. Bismarck hofft, mit Favre ganz einig zu werden; es kann sein, daß die weiteren Verhandlungen dann nicht mehr in Brüssel, sondern in Frankfurt geführt werden.

Es scheint mir, als ob General v. Tresckow den Wunsch hat, eine Division zu bekommen, also aus seiner Stellung als vortragender Generaladjutant auszuscheiden. Ich glaube, daß sodann General Alvensleben I, bisher Kommandierender General des IV. Armeekorps, an seine Stelle treten wird; da er aber nicht gern viel arbeitet, so gibt man wohl Albedyll die Mehrzahl der Geschäfte. Bismarck ist mit Alvensleben gut bekannt und wünscht sehr, ihn hier zu haben als Vermittler mit dem König, Moltke usw., wozu er sich jedenfalls sehr eignet. Schon während des Krieges, zur Zeit der inneren Konflikte, hatte Bismarck diesen Wunsch; damals wurde Boyen zum Gouverneur von Mainz designiert, um Alvensleben Platz zu machen.

10. Mai.

Der Kaiser ist schon seit längerer Zeit nicht wohl. Manchmal hat er sogar ausgesprochen: „Ach, wenn ich doch den 3. August noch erleben könnte." Es scheint fast, als sehe er in der Enthüllung des Denkmals seines Vaters einen Akt der Pietät, der seine Laufbahn abschließen soll.

Politisch sieht es sehr gut aus. Heute gegen Abend bringen die Zeitungen die Nachricht aus Frankfurt, daß der Friede definitiv abgeschlossen sei und man sich auch über die Geldzahlungen geeinigt habe.

Der Prinz von Oranien[1]) ist seit gestern hier und reist heute abend wieder ab. Er kommt von Petersburg, wo er sich verlobt haben soll. Heute früh ist der Herzog von Braunschweig[2]) angekommen; der einzige

---

[1]) Wilhelm, Kronprinz der Niederlande, Sohn Wilhelms III., Halbbruder der jetzt regierenden Königin.

[2]) Herzog Wilhelm (1806—1884), zweiter Sohn des durch seinen Kampf gegen Napoleon bekannten Herzogs Friedrich Wilhelm.

norddeutsche Fürst, der sich noch gar nicht gezeigt hat. Er beträgt sich überhaupt seit 1866 sehr feindselig und ist u. a. noch nicht zum Abschluß einer Konvention zu bewegen gewesen. Sonst war das Verhältnis mit dem König und den Prinzen Karl und Albrecht ein sehr intimes; sie haben ihre ersten Offiziersjahre zusammen verlebt.

12. Mai.

Ich war heute abend bei Bismarck. Er sah recht wohl aus und war entschieden stolz über seinen Erfolg. Als nach Mitternacht die meisten Leute fort waren, erzählte er noch sehr interessant von Frankfurt. Er tadelte sehr, wie die Unzufriedenen, deren es bei so großen Umwälzungen ja natürlich viele gäbe, ihm stets das Leben sauer machten und nur ihre Sonderinteressen im Auge hätten. Man müsse einen solchen Friedensschluß in seiner Gesamtheit beurteilen; er habe, um schnell zum Abschluß zu kommen, sich nicht allzuviel um Einzelinteressen kümmern dürfen. Bei ihm könne der Maßstab nur der sein, ob diese oder jene Abmachung nach 50 Jahren noch getadelt würde bzw. die Interessen verletze oder nicht.

14. Mai.

Die Kaiserin bemüht sich sehr kräftig, den Einzug bis in den Juli oder August hinein zu verschieben. Sie geht morgen nach dem Rhein und hat keine Lust, bald wieder zurückzureisen. Einen solchen Gedanken pflegt sie nicht so leicht aufzugeben, es wird also noch heftige Kämpfe kosten. Bismarck kam gestern aus dem Palais nach Hause und hatte von dieser Einwirkung schon gehört. Er schimpfte tüchtig und sagte zu seiner Familie: „Ein Institut muß fallen, die Ehe oder das Königtum, beide zusammen sind ein Unsinn. Da wir aber das Königtum gebrauchen, so muß es die Ehe sein.“ Hierbei muß ich aber erwähnen, daß man bis vor wenigen Tagen dem König gesagt hatte, der Rücktransport erfordere vier bis fünf Wochen. Nun mit einem Male will man ihn in 14 Tagen bewerkstelligen. Solche Unregelmäßigkeiten in den Ansichten liebt der König nicht, sie machen ihn mißtrauisch. Nebenbei habe ich soviel hier auch schon gelernt, daß, wenn der König einmal nicht heran will, einen Entschluß zu fassen, es außerordentlich schwer ist, ihn dazu zu vermögen. In der vorliegenden Frage ist ganz unverkennbar, daß er den Franzosen nicht traut, trotz abgeschlossenem Frieden, und nicht wünscht, daß wir uns dort vorzeitig schwächen.

15. Mai.

Um 12 Uhr kamen Moltke, Roon, Podbielski und Treskow. Sie hatten die Absicht, den König zu dem Entschluß zu bringen, den Einzug in Berlin zum 3. Juni zu befehlen. Es gelang ihnen aber nicht, sie ver-

ließen den Monarchen mit verstimmten Gesichtern; Treskow ging nachher noch einmal allein hinein, auch dieses Mal ohne Erfolg. Nachdem sodann zwei Stunden Vortrag in Sachen des Zivilkabinetts gewesen war, kam Bismarck, dem ich die Aufregung im ersten Augenblick ansehen konnte. Sein einziger Zweck war entschieden die Einzugsfrage, und er erging sich schon mir gegenüber in allerhand Übertreibungen. Er sagte unverhohlen: „Es ist ganz allein die Königin, die uns hier Schwierigkeiten macht; die ganze Stadt spricht schon davon, daß sie keine Lust hat, ihre Badekur zu unterbrechen, lieber die Rückkehr der Truppen aufschiebt, statt noch ein paar Wochen hierzubleiben, und dadurch dem Lande Millionen kostet."

Ehrlich gestanden ist meine Ansicht, daß Berlin bisher noch nichts von der ganzen Sache gewußt hat, daß aber jeder, der aus dem Bismarckischen Salon kommt, diese Ansicht mitbringt. Man ist wieder einmal im Begriff, sich ohne Not in die größte Erregung hineinzureden. Bei ruhigen Gemütern ließe sich ein Vergleich schon dadurch zustande bringen, daß man das Gardekorps nicht Hals über Kopf, sondern allmählich zurücknimmt und lieber andere Korps, die nicht hierher sollen, vorweg fahren läßt. Dann würden nicht Millionen zum Fenster hinausgeworfen, und der ganze Konflikt, der durch den frühen Einzug hervorgerufen ist, wäre vermieden.

16. Mai.

Ich sehe jetzt ganz deutlich, daß die Frage des Einzugs zum 3. Juni allein von Bismarck aufgerührt ist. Im Generalstabe war berechnet worden, daß, wenn am 20. der Rückmarsch begann, das Gardekorps in den ersten Junitagen hier sein konnte; Bismarck hat sich nun in den Kopf gesetzt, diesen Termin festzuhalten. Vor dem 20. läßt der Kaiser den Abmarsch nicht zu und für diesen Tag wird er ihn auch nur dann befehlen, wenn Paris inzwischen gefallen ist. Dies wird aber bis dahin keinesfalls eintreten. Ganz augenscheinlich wagen Thiers und seine Generale keinen Sturm, mit zuverlässigen Truppen wäre es längst hierzu an der Zeit gewesen.

Man sagt, Bismarck wolle den Reichstag gern noch über Pfingsten hinaus zusammenbehalten und dazu als Lockmittel auch den baldigen Einzug benutzen. Aus sicherer Quelle erfahre ich, daß er jetzt eben über eine sehr bedeutende Summe aus dem Welfenfonds selbständig verfügt hat. Also ist wohl irgendeine wichtige Persönlichkeit gekauft worden.

20. Mai.

Gestern abend ist Bismarck abgereist. Man sagt, er sei auffallend vergnügt gewesen. Gestern ist ihm nämlich bekannt geworden, daß er auf

eine sehr anständige Dotation rechnen könne. Die Dotation des Kanzlers wird gesondert vor den Reichstag gebracht und geht ohne Zweifel durch. Nachher wird der Kaiser für die Armee eine Summe fordern, ohne bestimmte Namen zu nennen; er will unter allen Umständen vermeiden, daß wie nach 1866 die einzelnen Persönlichkeiten begutachtet werden. Damals wäre die ganze Sache beinahe daran gescheitert, daß der König Manteuffel dotieren wollte und das Abgeordnetenhaus sehr entschieden dagegen opponierte.

22. Mai.

Nun scheint der Kommune in Paris mit einem Male die Kraft auszugehen. Die Versailler Truppen sind gestern ohne Kampf an mehreren Punkten in die Enceinte gedrungen.

25. Mai.

Als ich mich heute früh meldete, hatte der Kaiser eben die Telegramme vom Brande der Tuilerien, des Hôtel de Ville, des Luxembourg, der Rue de Lille usw. erhalten. Er sagte u. a.: „Das sind die Folgen des ewigen Kokettierens mit den Liberalen."

Als Tag des Einzuges ist nun definitiv der 16. Juni festgesetzt. Schwache Deputationen der ganzen deutschen Armee werden zugegen sein.

Nachmittags kam noch Bismarck, um den Kaiser zu sprechen, der aber gerade ausgefahren war. Jener konnte nicht lange warten und trug mir auf, dem Kaiser einige Telegramme aus Paris zu geben und ihm dann zu sagen, daß eben im Reichstage eine ziemlich erregte Szene gewesen sei. Man habe ein Amendement eingebracht, daß ohne Bewilligung des Reichstages in Elsaß-Lothringen keine Schulden gemacht werden dürften.[1]) Bismarck hatte das Bedürfnis, dem Parlament wegen des Bunsenschen Antrags[2]) und anderer Ursachen eine kleine Lektion zu geben, und ergriff die sich hier bietende Gelegenheit. Er sagte mir, die Herren fangen an unbequem zu werden. Die Versuchung, auch etwas regieren zu wollen, ist gar zu groß, die Flachköpfe von Freikonservativen stehen dabei obenan. Ich habe ihnen gleich den Stuhl vor die Tür gestellt und glaube wohl, daß es helfen wird. Der König hörte meinen Auftrag nachher an und sagte: „Es ist mir sehr lieb, daß er ihnen tüchtig die Wahrheit gesagt hat."

---

[1]) Amendement Stauffenberg-Lasker zum Gesetzentwurf betr. die Vereinigung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit dem Deutschen Reiche, das mit ziemlich starker Majorität am 22. Mai zum Beschluß erhoben worden war.

[2]) Der Bunsensche Antrag wollte den Reservisten und Landwehrmännern Darlehen oder einmalige Gaben aus der französischen Kriegsentschädigung gewährt wissen.

31. Mai.

Die Revolution in Paris scheint nun völlig beendigt. Die Zerstörung ist ganz furchtbar, Tausende von Menschen sollen ums Leben gekommen sein. So verworfen die Kommunisten sich gezeigt haben, ebenso verächtlich erscheint die französische Armee. Nachdem sie in der fast zweimonatigen Belagerung sich erbärmlich gezeigt hat, so daß man niemals wagte, sie zu einem energischen Angriff zu verwenden, ist sie jetzt von der entsetzlichsten Grausamkeit gegen ihre Gegner und kühlt ihre Rache an den Gefangenen. Noch verächtlicher zeigt sich die Bevölkerung im allgemeinen. Es wird übrigens bisher seitens der Regierung mit großer Strenge verfahren; man scheint, gedrängt durch die monarchische Majorität, entschlossen zu sein, eine gründliche Abrechnung zu halten.

8. Juni.

Bei meiner Ankunft in Berlin[1]) fand ich einen Brief von Keudell vor, der mich in Bismarcks Auftrag sprechen wollte. Bei Albedyll erfuhr ich schon, um was es sich handelte. Bismarck will mich sogleich auf kurze Zeit als Geschäftsträger nach Versailles schicken. Das kommt mir völlig überraschend und liegt insofern nicht günstig, als der König soeben die Genehmigung gegeben hat, daß ich Kommandeur des 13. Ulanenregiments werde. Dies ist ein von mir lange gehegter Wunsch. Albedyll sagte mir mit großer Entschiedenheit, die Stelle könne nicht lange vakant bleiben, mit dem Eintreffen des Regiments in Hannover müsse ein neuer Kommandeur hin; könne ich nicht, so würde ein anderer bestimmt werden.

Ich ging nun zu Bismarck. Er sagte mir: „Der Gesandtschaftsposten in Versailles muß jetzt besetzt werden. Es kommt mir darauf an, dort zunächst jemanden zu haben, der außer den sonstigen Verhältnissen namentlich die militärischen im Auge hat. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie hingingen. Es soll nicht lange dauern; einige Wochen, höchstens einige Monate. Dann kommt der wirkliche Gesandte hin, wahrscheinlich Harry Arnim. Nun hat mir der König gesagt, daß er Ihnen eben ein Regiment gegeben hat und dies nicht lange verwaist bleiben kann. Ich verstehe sehr wohl, daß Sie Ihr Herz zum Regiment zieht, Sie müssen aber auch den Verstand fragen, und der wird Ihnen sagen — vorausgesetzt, daß Sie überhaupt Passion für dergleichen haben —, daß Sie mein Anerbieten annehmen müssen. Kann ich Sie nicht bekommen, so wird mir Oberstleutnant v. d. Burg vorgeschlagen, er ist mir aber nicht so angenehm wie Sie."

Meine Antwort war, daß ich die Sache mit großer Passion annehmen, aber allerdings sehr bedauern würde, dadurch um das Regiment

[1]) Verfasser war zu seinem erkrankten Vater gereist.

zu kommen; denn eine so günstige Konjunktur kehre nicht noch einmal wieder. Durch den Übertritt zur Kavallerie gäbe ich meiner ganzen Zukunft eine andere Richtung, das könnte mir nun doch verdorben werden. Vielleicht ließe sich aber beides vereinigen, besonders wenn er, der Kanzler, sich dafür interessiere.

Er sagte mir das bestimmt zu und sprach dann noch über die Verhältnisse in Frankreich. Es sei ihm zweifelhaft, ob die Franzosen die Vernunft haben würden uns 5 Milliarden auszuzahlen. Als Sachverständiger würde man ja bald übersehen können, ob sie ihre Armee reorganisierten, um eine Polizei zu haben, oder ob sie sich auf Kriegführen einrichteten. Jedenfalls wäre er dafür, sogleich mit Entschiedenheit vorzugehen, sobald man sich von ihren bösen Absichten überzeugt habe.

10. Juni.

Früh erhielt ich die Benachrichtigung, daß der Kaiser mich zum Geschäftsträger ernannt habe. Als ich zu ihm kam, sagte er mir: „Nun, Sie wollen mich verlassen? Ja, ja, das habe ich davon, wenn ich mir Leute in meine Umgebung nehme, die zu allem zu gebrauchen sind."

Da er sehr heiter und gesprächig war, faßte ich mir ein Herz und sagte: „Durch den Reichskanzler ist mir mitgeteilt worden, daß Euere Majestät soeben in anderer, sehr gnädiger Weise verfügt hatten, es tut mir sehr leid, daß mir dies nun verloren gehen kann. Ich bin mit Leib und Seele Soldat und nichts als das und habe zum Diplomaten wohl nicht das Zeug."

Er erwiderte aber: „Sie gehören zu den Personen, die man in verschiedensten Richtungen mit Nutzen verwenden kann. Allerdings habe ich Ihnen ein Kavallerieregiment geben wollen. Eigentlich wollte ich Sie für die Artillerie erhalten; ich höre aber, daß Sie sich sehr für die Kavallerie begeistert haben, und da macht es mir große Freude, Ihren Wünschen zu willfahren. Das Regiment soll Ihnen nicht verloren gehen."

Um 11 Uhr reiste Kaiser Alexander ab. Es sind hier mit ihm sehr wichtige Besprechungen gewesen. Er will unter allen Umständen an der Freundschaft mit uns festhalten, die panslawistische Idee soll nun kräftig bekämpft werden. Der Kaiser ist der Meinung, daß sein Thronfolger,[1] der stark antideutsch gewesen sei, sich darin sehr geändert habe.

Ich bin den ganzen Tag herumgehetzt, um Arrangements für Paris zu treffen. Das Personal für die neue Gesandtschaft muß erst zusammengestellt werden, und die Leute, mit denen ich hier zu reden habe, sind durchweg schwerfällig. Bismarck bleibt immer der einzige, bei dem man glatt fortkommt. Am Abend hatte er mich zu sich bestellt, und ich habe bis nach 1 Uhr mit der Zigarre bei ihm gesessen. Er erging sich erst über das

[1]) Der spätere Alexander III.

Formelle meiner Stellung, sprach dann von Fabrice[1]) und sagte dabei, dieser habe sich von den Franzosen zu viel gefallen lassen. Hierauf ging er auf die Situation über: Sowohl Fabrice wie mehrere der fremden Diplomaten in Paris sähen sie sehr pessimistisch an und behaupteten, daß die Franzosen auf einen neuen Krieg hinsteuern. Er glaubte es noch nicht, indes wäre es doch möglich. Hier käme es nun für uns darauf an, nicht zu lange zu warten, sondern, sobald man sich vergewissert hätte, sofort loszuschlagen. Fabrice meinte, daß wir unsere Truppen zu schnell zurückzögen, und daß das die Franzosen schon jetzt verrückt machte. Gegen Favre, sagte Bismarck, sollte ich mich recht bald dahin aussprechen, daß wir durchaus keinen Spaß verständen, sondern in demselben Augenblick, wo wir merkten, man führe böse Absichten im Schilde, auch unsere Okkupationsarmee verdreifachen würden. Ihre Stärke sei gar nicht begrenzt, wir könnten ebensogut 500 000 wie 150 000 Mann im Lande halten. „Drohen Sie nicht gleich, aber machen Sie ihm in aller Freundschaft klar, daß wir fest entschlossen sind, mit der äußersten Energie zu Werke zu gehen. Solange die jetzige Regierung am Ruder ist, glaube ich übrigens keinenfalls, daß es soweit kommen kann. Eine ernste Ermahnung wird immer ausreichen. Eine andere Regierung ändert aber die Situation wahrscheinlich vollständig. Wir werden sie zunächst nicht anerkennen und in den von uns okkupierten Landstrichen auch nicht dulden. Stellen Sie sich mit Ihren Kollegen ganz freundschaftlich; mit Rußland sind wir auf dem besten Fuße, mit England und Österreich besteht ein ganz gutes Verhältnis. Von den anderen kommt höchstens Italien überhaupt zur Geltung. Sie können Nigra, bei sich bietender Gelegenheit, andeuten, daß wir die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes durch Frankreich nicht unterstützen würden. Geht es nach mir, so dulden wir sie unter keinen Umständen.“ Die Interessen unserer Armee sollte ich gegenüber den französischen Behörden mit äußerster Energie wahren. Reibungen würde es sehr viele geben, da wären seitens der Truppenbefehlshaber kräftige und schnelle Maßregeln erwünscht. Kontributionen müßten wir vermeiden, obwohl wir sie als Strafmittel mit Recht ausschreiben könnten, aber mit kriegsgerichtlichem Verfahren und sofortigem Totschießen sollte man schnell bei der Hand sein.

11. Juni.

Ich dinierte bei Bismarck, der nachher wieder lange mit mir sprach. Er empfahl mir, mich nicht zu sehr in Arbeiten zu vertiefen, möglichst

[1]) Der sächsische Kriegsminister General v. Fabrice sollte nach Abreise des Großen Hauptquartiers die Verhandlungen mit den französischen Behörden als Vertreter des Kanzlers führen. Auf diesen Posten hatte ursprünglich Stosch mit Bestimmtheit gerechnet und war bis zum Tage der Abreise von Ferrières durch Bismarck in diesem Glauben gehalten worden. (Nach einer Notiz des Verf.)

viel davon abzustreifen, um klaren Blick zu behalten. Er sagte: „Ich habe mir noch einmal Ihre Meldungen aus der Zeit vor dem Kriege geben lassen und weiß, daß Sie richtig geurteilt haben. Suchen Sie daher, Ihre alten Agenten wieder zu bekommen. Mit Geld brauchen Sie nicht ängstlich zu sein, geben Sie aus, was Sie für nötig halten. Auch wegen Ihrer persönlichen Einrichtung verfügen Sie nach Ermessen und legen Sie nicht etwa den knappen militärischen Maßstab an."

Paris, 15. Juni.

Statt am 14. abends traf ich heute früh 6½ Uhr hier ein. Bei der Douane in Jeumont kannte man meine Qualität bereits, und ich wurde von da ab vom Publikum als ambassadeur de Prusse behandelt. Der Zivilkommissar v. Nostitz-Wallwitz, sächsischer Geheimer Rat und Vertreter des nach Berlin abgereisten Generalgouverneurs, Generals v. Fabrice, erwartete mich im Grand Hôtel. Ich sollte von ihm die Geschäfte übernehmen. Nostitz schrieb an Jules Favre, daß ich angekommen sei, und ersuchte um Angabe der Zeit, zu welcher ich mein Kreditiv überreichen könne.

16. Juni.

Nachdem ich gestern bei den Amerikanern und Russen gewesen war, besuchte ich heute früh Lord Lyons, der mich sehr freundlich empfing. Fürst Metternich war nicht zu Haus; seine Untergebenen Graf Hoyos und Baron Hübner fand ich etwas kühl. Ich habe heute tüchtig gearbeitet, um mich im Fabriceschen Nachlaß ganz zu orientieren. Da ich mein Kreditiv noch nicht abgegeben habe, unterschreibt heute noch Nostitz alles, was an die französische Regierung geht. Morgen um 1 Uhr will mich Favre in Versailles empfangen.

Nachmittags erfuhr ich durch einen von St. Denis hereinkommenden Offizier, daß die Franzosen gestern ihre Vorposten bis dicht vor Romainville vorgeschoben hätten, was sie nach der Konvention nicht dürfen. Ich ersuchte deshalb Nostitz, sogleich an Jules Favre zu schreiben, um die Zurückziehung zu verlangen. Das Schreiben sollte eben abgehen, als ein aufgeregtes Telegramm von Bismarck kam, ich solle sogleich Bestrafung des schuldigen Offiziers verlangen und mit einem Angriff am nächsten Morgen sowie Sistierung des Rückmarsches drohen.

Zur[1]) Erläuterung muß ich weiter ausholen. Von der deutschen Armee war bereits Mitte März das linke Seineufer geräumt worden,

[1]) Die weitere Entwickelung der im Tagebuch unter dem 16. Juni erzählten Episode wird hier in der Fassung eines Nachtrages, der sich ausführlicher mit ihr beschäftigt, wiedergegeben.

die Forts auf dem rechten Ufer aber blieben besetzt; in ihnen und dicht dahinter standen eng kantoniert einige Divisionen der Okkupationsarmee. Nach der Niederschlagung des Kommuneaufstands und Inbesitznahme der Stadt durch Mac Mahon war eine neutrale Zone zwischen der Stadtenceinte und den von uns besetzten Forts vereinbart worden, die weder von deutschen noch von französischen Truppen betreten werden sollte. In der letzten Zeit des Kommunekampfes hatten wir Mac Mahon gestattet, an den von uns besetzten Forts vorbei Paris von Norden anzugreifen, infolgedessen waren innerhalb der nachherigen neutralen Zone Batterien gebaut worden, um solche der Kommunards zu bekämpfen. Nun hatte augenscheinlich in Unkenntnis der Verhältnisse ein französischer Befehlshaber am 15. Juni Arbeitskommandos entsandt, um diese Batterien einzuebnen; dies war bei uns bemerkt und telegraphisch, wahrscheinlich in übertriebener Form, nach Berlin gemeldet worden. Das Telegramm traf dort während des Einzuges ein und wurde Bismarck überbracht, während er dicht hinter dem Kaiser vor dem Blücherdenkmal hielt, also ganz Berlin in patriotisch gehobener Stimmung schwelgte. Er schrieb dann auf dem Pferde sitzend mit seinem bekannten großen Bleistift auf einer ihm vorgehaltenen Mappe das Telegramm an mich. Ich glaube, es lautete ziemlich wortgetreu: „Französische Truppen sind beim Fort Aubervilliers in die neutrale Zone eingerückt, was sie konventionsmäßig nicht dürfen. Verlangen Sie deren sofortige Zurückberufung, die Bestrafung des schuldigen Generals und erklären Sie, daß wir, bei Nichteingehen auf unsere Forderung bis Mitternacht, morgen angreifen, auch alle Rückmärsche sistieren würden." Ein Telegramm ähnlichen Inhaltes hatte man gleichzeitig, ohne mir etwas davon mitzuteilen, nach Versailles an Jules Favre gesandt.

Ich war in einer eigenen Lage. Mein Beglaubigungsschreiben in Versailles hatte ich noch nicht überreicht, war daher eigentlich für die Franzosen noch keine offizielle Persönlichkeit, wollte aber in einer ernsten Sache nicht ausweichen und nicht Herrn v. Nostitz ersuchen, sie zu führen. Nun war aber die Regierung nicht in Paris, sondern in Versailles, dazu größte Eile nötig. Ich konnte nicht übersehen, was Bismarck bei diesem ernsten Schritt für Absichten hatte, wußte auch aus dem vielen Verkehr mit seinen Untergebenen, daß man sich längst daran gewöhnt hatte, Befehle zu empfangen, ohne ihren eigentlichen Zweck zu kennen; machte man doch die Erfahrung, daß alles, was er tat, einen tiefen Sinn hatte, wenn es auch zunächst nicht recht verständlich schien. Es wurde mir nach kurzer Überlegung klar, daß ich mich direkt an den Marschall Mac Mahon wenden müsse. Da das Hauptquartier des Marschalls sich im Gebäude des Auswärtigen Amtes befand, also am Quai d'Orsay nahe der Botschaft, so war ich bald dort.

Als ich den Vorhof betrat, sah ich zahlreiche berittene Ordonnanzen und bemerkte eine gewisse Erregung. Ich sandte durch den Concierge meine Karte zum Marschall, nach wenigen Minuten kam ein Ordonnanzoffizier die Treppe heruntergesprungen und bat mich heraufzukommen. Ich wurde in einen großen Salon geführt, wo mir der Marschall, einen zahlreichen Stab hinter sich, entgegentrat. Mac Mahon kannte ich bisher nur vom Ansehen aus jener Zeit, wo er in Berlin als Krönungsbotschafter weilte, während meines Aufenthaltes in Paris 1870 war er Generalgouverneur von Algerien. Der schweigsame und vor Fremden leicht verlegene Mann war hier durch die eigentümliche und peinliche Lage etwas in Aufregung versetzt. Alles, was er sagte, kam sehr abgebrochen heraus, so daß er nicht ganz leicht zu verstehen war. Er hatte aus Versailles Nachricht von Bismarcks Telegramm und setzte mir auseinander, daß er die sofortige Zurückziehung jenes Arbeitskommandos angeordnet habe. Sein Generalstabschef wäre dort und alles in Ordnung, er bedauere den Vorfall sehr. Dann sagte er, es wäre doch ein schrecklicher Gedanke, daß wegen einer solchen geringen Ursache der Kampf wieder anfangen sollte, und beschwor mich, was irgend möglich sei zu tun, um dies zu verhindern. In der Aufregung ging er lebhaft hin und her und gestikulierte mit den Händen. Er tat mir eigentlich leid; ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, es würde doch niemand so unvernünftig sein, mitten in der Nacht anzugreifen, ich sei gern bereit, etwas zu tun, müsse dazu aber telegraphisch mit den deutschen Truppen verkehren können. Sehr erfreut lud er mich ein, an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, wo man mir Papier und Feder reichte.

Nun wußte ich zufällig aus einem Gespräch im Berliner Generalstab, daß in Drancy und Aubervilliers Divisionsstabsquartiere waren, und wandte mich also an diese beiden Divisionen; ich telegraphierte ungefähr: „Die französischen Truppen haben die neutrale Zone wieder geräumt, die nötigen Erklärungen sind abgegeben worden; ich gebe anheim, noch nicht anzugreifen." Was die beiden Divisionskommandeure darauf tun würden, war gar nicht zu übersehen; sie wußten sicherlich von mir und meiner Stellung in Paris kein Wort. Klar war mir, daß ich eine große Verantwortlichkeit übernahm, denn es konnte ja sein, daß Bismarck aus mir nicht bekannten Ursachen es zu einem Bruche kommen lassen wollte. Der Marschall war sehr dankbar und augenscheinlich beruhigt; ich empfahl mich, und er geleitete mich hinaus. In der Nacht um 2 Uhr sandte er mir einen Ordonnanzoffizier, um mir zu melden, es sei in der Tat alles in Ordnung.

Am anderen Morgen machte ich einen kurzen telegraphischen Bericht an den Kanzler, in dem ich die verlangte Bestrafung des Generals, die

mir geschmacklos schien, gar nicht erwähnte, und schon abends kam die Antwort, daß er befriedigt sei. Er hat, wie ich später ermittelt habe, wirklich unter Einwirkung der Hurrastimmung des Einzuges telegraphiert und böse Absichten gar nicht gehabt. — Daß nach Schluß des Krieges meine erste Begegnung mit Franzosen so verlaufen würde, hatte ich wahrlich nicht gedacht. Sie so klein und ängstlich zu sehen, war mir höchst interessant.

17. Juni.

Um 12 fuhr ich mit Nostitz nach Versailles und betrat dort mit eigentümlichen Gefühlen die mir so bekannten Räume der Präfektur. Favre empfing mich sehr höflich und führte mich sodann gleich zu Thiers. Das wesentlichste Kapitel bildete die Zahlung der ersten halben Milliarde. Diese sollte stattfinden 30 Tage nach Herstellung der Ordnung in Paris. Wir meinen, dies sei der 1. Juli; die Franzosen wollen erst am 20. Juli zahlen. Bismarck will durchaus an seinem Termin festhalten und hat darin auch entschieden recht. Ich war autorisiert, wenn es nötig sei, zu drohen. Schließlich erhielt ich die Konzession, daß man am 1. Juli etwas zahlen wolle und spätestens am 10. den Rest; früher sei es unmöglich. Wir sprachen dann noch über die Kommune und die soziale Frage, ich bot unsere Hilfe an, die Thiers dankbar annahm, indem er später darauf zurückkommen wollte. Unter beiderseitigen Freundschaftsversicherungen schieden wir. Thiers lud mich ein, ihn oft zu besuchen, ich sei ihm zu jeder Mahlzeit willkommen.

Nach meiner Rückkehr schrieb ich ein längeres Telegramm und einen eingehenden Bericht, der morgen durch den Feldjäger fortgehen soll, empfing aber abends noch ein Telegramm — das jedoch vor Eingang des meinigen abgegangen war —, am 1. Juli festzuhalten und zu erklären, Bismarck hielte den Artikel 7 für verletzt, wenn die Zahlung nicht erfolgte. Ich denke, ich werde erst die Wirkung meines Telegramms abwarten.

19. Juni.

Ich war um 1 Uhr bei Favre in Versailles und sagte ihm rund heraus, wir würden erklären, Frankreich habe Artikel 7 nicht gehalten, wenn am 1. Juli nicht gezahlt wird. Um dem noch mehr Nachdruck zu geben, drohte ich, daß 100 000 Mann ihren Abmarsch unterbrechen würden. Er jammerte sehr, sagte, wir wollten ihm die Kehle abschneiden usw. Doch bemerkte ich, daß er etwas weich wurde. Er bat mich, um 6 Uhr wiederzukommen, und führte mich dann zu Thiers in das frühere Arbeitszimmer des Königs. Etwas ganz Bestimmtes konnte ich noch immer nicht er-

langen, indes versprachen sie hoch und teuer, sie hätten die bestimmte Hoffnung, uns in den ersten Tagen des Juli zu befriedigen. Ich habe beide dringend gebeten, am 1. mit Zahlungen anzufangen. Favre meinte auch, daß es gehen würde.

20. Juni.

Bismarck telegraphiert mir, wenn die Zahlungen am 1. anfingen und am 7. endigten, wollte er weiter keine Hindernisse machen. Ich fuhr um 5 Uhr nach Versailles hinüber und erhielt tatsächlich von Favre die Zusage, bin daher sehr vergnügt, diesen Erfolg errungen zu haben. Wir besprachen noch die Angelegenheit der Übersiedlung der Gesandtschaften von Florenz nach Rom. Sowohl Bismarck als Favre hatten den Wunsch, d'accord zu handeln. Frankreich und Österreich schicken ihre Gesandten am 1. Juli hin, lassen sie aber gleich auf Urlaub gehen. Wir und Bayern instruieren die Gesandten, mit dem Könige nach Rom zu gehen,[1]) überhaupt ihre Geschäfte dort abzumachen, sonst aber in der Residenz des Königs Viktor Emanuel zu bleiben. Favre bat mich, Bismarck zu fragen, wie er über die Ernennung eines französischen Gesandten in Dresden denken würde.

22. Juni.

Wir wollen die Verhandlungen in Nancy beim General v. Manteuffel führen lassen, der in diesen Tagen[2]) zum Oberbefehlshaber der Okkupationstruppen ernannt werden wird.

27. Juni.

Die Anleihe ist glänzend gegangen. Paris allein hat sie gedeckt, und man rechnet auf eine Zeichnung von 5 Milliarden. Sowohl Favre als Thiers merkte ich an, daß das Ergebnis ihnen sehr angenehm war. Sie renommierten eigentlich mit ihrer Ehrlichkeit, sagten, sein Wort müsse man halten, seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen usw. Thiers sagte mir am Abend: „Dans trois ou quatre jours Vous aurez tout Votre argent."

30. Juni.

Heute ist der erste Tag gewesen, an dem ich mich entschieden geärgert habe. Weshalb, weiß ich allerdings nicht; ich habe französische Minister für leidlich ehrliche Leute gehalten und sehe, daß ich mich täuschte; das ist eigentlich mehr Grund zum Lachen. Nachmittags 3 Uhr erhielt ich ein Schreiben von Favre, der mir ganz harmlos mitteilte, es würde

[1]) Am 2. Juli zog Viktor Emanuel in Rom ein.

[2]) Edwin v. Manteuffel erhielt das Kommando durch Kabinettsorder vom 20. Juni.

am 5., 10. und 15. gezahlt werden. Das war mir nach den vorherigen Versprechungen zu stark. Ich fühlte mich düpiert und blamiert und war so wütend wie kaum je zuvor. Ich schrieb Favre sogleich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und bestand auf meiner Forderung, morgen Geld zu erhalten.

Ich hatte 9 Uhr abends noch eine Konferenz mit Pouyer-Quertier,[1]) war auch hier so entschieden wie möglich und drückte ihm geradezu das feste Versprechen ab, mir morgen 100 Millionen auszubezahlen. Als ich den Louvre verließ, hatte ich allerdings das Gefühl, gesiegt zu haben.

1. Juli.

Heute abend 7 Uhr übergab mir Pouyer-Quertier im Louvre 100 Millionen 400 000 Franken in Wechseln auf Berlin und London. Es ist ein eigentümliches Gefühl, mit solchen Summen sich herumzutragen. Der Mann gefällt mir übrigens ganz gut; er versprach mir, am 5. eine gleiche Summe zu zahlen, doch erklärte ich ihm, daß nach dem Friedenstraktat in Deutschland gezahlt werden müsse. Ich hatte als Zeugen Linden und Hellwig[2]) mitgenommen. Pouyer-Quertier hatte den Direktor der Bank von Paris bei sich, der sehr ingrimmig aussah. Der Minister selbst war scharmant und gab das Geld, als ob es nur 5 Taler wären. Ich schickte die Wechsel sogleich durch Feldjäger nach Berlin. Von Favre habe ich einen Brief, daß er erst mit Thiers sprechen will, ehe er mir antwortet.

3. Juli.

Bismarck hat mir Befehl gegeben, Favre wegen der Rede des Generals Trochu, der behauptet, wir hätten im Einverständnis mit der Kommune gehandelt, zu interpellieren und zu verlangen, daß Trochu in der Kammer offiziell dementiert wird; anderenfalls will Bismarck alle Dokumente publizieren. Ich war deshalb heute wieder in Versailles. Favre hörte alles an, schwor hoch und teuer, er habe so etwas nie geglaubt, vielmehr die feste Überzeugung, daß wir die jetzige Regierung ehrlich unterstützt hätten. Er klagte über seine schwierige Stellung und darüber, daß man ihn nicht zurücktreten ließe, was sein dringendster Wunsch sei, und tat mir eigentlich aufrichtig leid. In der Kammer den General Trochu dementieren könne er nicht; er schlug vor, wir sollten ihm meine Interpellation in Form einer Note zugehen lassen, dann wollte er in befriedigendem Sinne antworten. Die Korrespondenz könnte veröffentlicht werden. Zum Schluß

[1]) Dem Finanzminister.
[2]) Legationsräte bei der Pariser Botschaft.

brachte er das Gespräch auf meinen Brief und klagte, wenn ich so schriebe, seien gute Beziehungen nicht zu unterhalten. Ich sagte ihm, daß mir eine persönliche Kränkung ferngelegen habe, es wäre mir aber nichts anderes übrig geblieben, ich wollte nicht angeführt sein. Er meinte, das könnte ich nie annehmen, daß man so etwas mit mir vorgehabt hätte, und wir gaben uns schließlich die Hand.

Gestern bekam ich die Kabinettsorder, nach der ich zum Kommandeur des 13. Ulanenregiments ernannt bin. Es wäre hiermit ein langgehegter Wunsch erfüllt. Wann aber werde ich das Regiment übernehmen?

4. Juli.

Ich mußte heute Pouyer-Quertier schon wieder mahnen, mir anzugeben, wo er morgen zu zahlen gedenke. Er antwortete mir, er wollte wieder in meine Hand zahlen, was ich neulich abgelehnt hatte. Die Franzosen sind wirklich eine unzuverlässige Gesellschaft.

5. Juli.

Pouyer-Quertier zeigt mir endlich an, vom 5. bis 10. in Straßburg 275 Millionen zahlen zu wollen.

7. Juli.

Favre sagte mir gestern, er würde versuchen, uns schon im August eine Milliarde auszuzahlen. Die Okkupation mit den vielen jetzt vorkommenden, blutigen Händeln drückt die Franzosen sehr und ist das beste Mittel, unser Geld zu erhalten. Wie es mit den 3 Milliarden aber werden wird, ist noch gar nicht zu sagen. Es ist keine Rede davon, daß Frankreich sich auf mehrere Jahre ruhig und von aller Politik fernhält. Sie arbeiten fleißig an einer großen Armee. Sie werden es sich zwar gründlich überlegen, ehe sie von neuem losgehen. Finden sie aber Allianzen, dann kann man auf alles gefaßt sein.

8. Juli.

Der Haß der Franzosen gegen uns steigert sich immer mehr. Gambetta ist gewählt; er wird sogleich in die Kammer eintreten und den Ministern, namentlich dem armen Jules Favre, den alles anfeindet, schwere Stunden bereiten. Man sagt mir, er hetze in unerhörter Weise zur Rache gegen uns.

Mit der Fusion [1]) ist es wieder mal aus; ich habe übrigens stets berichtet, sie existiere noch nicht, und habe recht gehabt. Der Graf Chambord, [2]) der

[1]) Zwischen Legitimisten und Orleanisten.

[2]) Vgl. o. S. 61.

in seinem Schlosse Chambord war, geht wieder fort und hat ein recht mattes Manifest hinterlassen. Mit solcher Schwäche kommt man nicht auf den Thron von Frankreich.

12. Juli.

General Faidherbe macht sich immer bemerkbarer. Er scheint sich mit Gambetta alliiert zu haben. Beides sehr gefährliche Elemente, besonders wenn sie zusammengehen.

14. Juli.

Favre telegraphiert mir zu meinem Erstaunen, er habe noch immer keine Nachricht, wieviel Truppen für die zweite Hälfte Juli von Frankreich zu verpflegen seien. Manteuffel hatte mir gesagt, er habe mit Thiers, Pouyer-Quertier und Favre abgemacht, daß die bisherigen Zahlungen für 500 000 Mann ohne weiteres fortgehen sollten. Mir kam es gleich unwahrscheinlich vor, und ich habe nun die unangenehme Mission, die Sache zu arrangieren. Favre war aber ganz verständig und ging endlich darauf ein, noch bis ultimo Juli die bisherige Summe zu zahlen, sofern zum 1. August eine Reduktion einträte.

18. Juli.

Ich habe mit Manteuffel eine ziemlich heftige Korrespondenz gehabt. Er behauptet, ich hätte mich durch obiges Arrangement in seine Befugnisse gemischt. Ich wehre mich meiner Haut, mag er mich verklagen, wenn er Lust hat.

21. Juli.

Der Kaiser hat gestern die Räumung gewisser Departements befohlen, obwohl die Zahlung noch nicht ganz erledigt ist.

28. Juli.

Ich bin nun schon in der siebenten Woche hier. Das Militärkabinett reklamiert mich; ich bin gespannt, was Bismarck tun wird. Läßt er mich noch lange hier, so verliere ich mein Regiment wieder, was ich sehr beklagen würde. Andererseits muß ich aber gestehen, daß mich meine Stellung im höchsten Maße interessiert. Die beste Lösung wäre, daß man mir erklärte, ich solle noch Jahr und Tag hier bleiben; dann habe ich Gewißheit und muß mir meine Kavallerie-Ideen aus dem Sinn schlagen, schaffe mir aber andererseits etwas für die Zukunft, indem ich weitere diplomatische Verwendung finden kann.

Die Zukunft ist für Frankreich so dunkel wie bisher. Niemand ist imstande, mit einiger Sicherheit zu sagen, wie es in vier Wochen aus-

sieht. Alles gründet sich eben auf die Persönlichkeit des fünfundsiebzigjährigen Thiers. Fällt oder stirbt er, so entsteht die größte Verwirrung, vielleicht Bürgerkrieg.

29. Juli.

Gestern besuchte mich Guido Henckel,[1]) der soeben hier angekommen ist. Er teilte mir vertraulich mit, daß ein Arrangement im Gange ist, nach dem Bankiers — durch Vermittlung der Gebrüder Haber — die nächsten $1\frac{1}{2}$ Milliarden zahlen wollen. Pouyer-Quertier betreibt die Sache hinter dem Rücken von Thiers und Favre. Er möchte mit einem fait accompli hervortreten, muß aber sehr auf seiner Hut sein, weil Rothschilds ein gleiches Geschäft vorhaben und mit Thiers zusammenstecken. Die Ministerkrisis dauert fort. Thiers will Favre und Simon[2]) nicht gehen lassen, was ich sehr begreiflich finde. Er fürchtet den steigenden Einfluß der Rechten.

2. August.

Gestern war eine sehr bedeutungsvolle Kammersitzung. Beim Gesetz über die conseils généraux hat die Regierung eine Schlappe erlitten. Thiers hat die Sitzung wütend verlassen und nachher mit der Kabinettsfrage gedroht. Man wird sich wohl noch einmal verständigen, aber die Rechte gewinnt doch ersichtlich an Terrain. Ich glaube, sie wird so unbesonnen sein, noch weiter zu gehen, und dann kann es mit Thiers bald aus sein.

3. August.

Rémusat ist zum Nachfolger Favres ernannt. Er ist reiner Orleanist und ein Mann in den Siebzigern. Die Rechte wird diese Wahl sehr befriedigen.

7. August.

Ich hatte gestern Hauptmann v. Bülow mit einem Auftrag an General v. Stosch[3]) nach Compiègne geschickt. Dieser ließ mir vertraulich sagen, Manteuffel habe es übelgenommen, daß ich noch nicht bei ihm war. Ich habe in der Tat nicht die Zeit gehabt, Vergnügungsreisen wie z. B. nach Compiègne zu machen, die mir mindestens einen vollen Tag gekostet hätten. Da ich aber von vornherein höflich gegen Manteuffel sein wollte, sandte ich, gleich nachdem er in Compiègne eingetroffen war, den Grafen Linden

---

[1]) Guido Graf Henckel, Freiherr v. Donnersmarck, Berater Bismarcks in der Frage der Kriegsentschädigung, vgl. S. 102.

[2]) Minister des öffentlichen Unterrichts, der Kulte und schönen Künste.

[3]) Damals Generalstabschef Manteuffels.

zu ihm, den er auch sehr höflich empfing und für die Aufmerksamkeit danken ließ. Ich glaube hiermit genug getan zu haben. Daß Manteuffel bei seinem Hang zur Intrige für mich unbequem werden könnte, war mir in demselben Augenblick klar, als ich seine Ernennung erfuhr.

Eine[1]) Bestätigung bildete für mich die Tatsache, daß Manteuffel um Zuteilung eines Diplomaten gebeten hatte, da er der französischen Sprache nicht mächtig sei, und daß Bismarck ihm den Grafen Radolinski schickte. Mit einem Diplomaten in seinem Stabe sah es doch natürlich so aus, als ob er Verhandlungen zu pflegen habe,[2]) und darauf kam es Manteuffel gerade an.

Ich beschloß vorsichtig zu sein, mir ihm gegenüber nichts zu Schulden kommen zu lassen, aber mir auch nichts zu vergeben. Mein Rang als Oberstleutnant dem General der Kavallerie gegenüber hatte hierbei nach meinem Gefühle[3]) keine Bedeutung.

Ferner teilte mir Stosch auf demselben Wege mit, Manteuffel habe Madame de Valon[4]) und Pouyer-Quertier gestern zu Mittag eingeladen,[5]) und Pouyer-Quertier habe geschrieben, sie wollten über Politik, namentlich Zahlungen, sprechen. Er, Stosch, habe Manteuffel geraten, nicht ohne mich und ohne mein Vorwissen zu handeln, indes wolle dieser dennoch mit Pouyer-Quertier Unterhandlungen aufnehmen.

Dies wird mir allmählich zu arg. Ich schrieb sogleich an Keudell und ersuchte ihn, mir zu sagen, ob denn Manteuffel Instruktion habe, selbständig mit der französischen Regierung in Unterhandlung zu treten. Sodann schrieb ich Stosch und sagte ihm unumwunden, daß mich Manteuffel durch den kindischen Ton seiner zwei Schreiben verletzt hätte und ich deshalb absichtlich nicht nach Compiègne gekommen wäre, auch könnte ich verlangen, daß der General mir mehr Mitteilungen mache als bisher, z. B., wenn Divisionen das Land verließen usw.

9. August.

Gestern früh schickte mir Manteuffel zu meinem nicht geringen Erstaunen die Abschrift eines Entwurfs eines vollständigen Vertrages

---

[1]) Zusatz.

[2]) Nach Hanotaux, Histoire de la France contemporaine I, S. 294 beruhten die „relations courtoises et même confiantes“, die Manteuffel mit der französischen Regierung hatte, auf einer „nécessité de la situation“.

[3]) Manteuffel betrachtete dagegen den Verfasser als seinen „subordonné“, wie er dem Grafen de Saint-Vallier (vgl. unten S. 150) oft erklärte. Vgl. die aus den Papieren von Thiers unter dem Titel: „Occupation et libération du territoire“ im Jahre 1903 veröffentlichten „Korrespondenzen“ zwischen Thiers, Saint-Vallier, Manteuffel, Pouyer-Quertier usw., Bd. I, S. 31.

[4]) Vgl. S. 150.

[5]) Vgl. Stosch, Denkwürdigkeiten, S. 257.

zwischen ihm und Pouyer-Quertier, dem nur noch die königliche Sanktion fehlte. Frankreich zahlt sogleich und bis zum 16. 250 Millionen bar und am 31. August die gleiche Summe in Wechseln auf drei Monate Sicht; dafür räumen wir die Forts sofort und bis zum 31. die Departements bis zur Champagne. Manteuffel hatte dieses Instrument durch einen Feldjäger an Bismarck geschickt und gab sich dem Wahn hin, es würde sogleich genehmigt werden. Toller Weise bringen schon heute abend die Zeitungen die ganze Sache als Faktum. Ferner lud mich Manteuffel sehr höflich zu sich ein, und Stosch schrieb mir, daß er ihm von meinem Briefe Mitteilung gemacht habe. Stosch gibt mir übrigens recht und scheint ehrlich Manteuffel in der richtigen Bahn halten zu wollen, er rät mir in sehr freundschaftlicher Weise, nicht gar zu stramm ins Zeug zu gehen.

Ich fuhr sogleich zu Rémusat. Er sieht für seine 75 Jahre ganz gut aus, kam mir aber ziemlich zugeknöpft vor. Ich berührte die Zahlungen und merkte, daß er von den Pouyer-Quertierschen Abmachungen noch nichts wußte. Hierauf sagte ich mich zu morgen in Compiègne an. An Bismarck schrieb ich durch den Feldjäger, ich enthielte mich der Kritik über die Abmachungen, könnte jedoch niemals eine Gefährdung unserer Truppen in den Forts erkennen, was Manteuffel neben der erschwerten Ausbildung als Motiv seines Handelns angegeben hatte.

11. August.

Der gestrige und heutige Tag waren in hohem Grade interessant. Ich fuhr um 12 Uhr mit Linden nach Compiègne und sprach zuerst mit Stosch.

Die Sache liegt so: Manteuffel kann es nicht ertragen, daß ich ihm nicht unterstehe; er hat mit dem Grafen de Saint-Vallier[1]) angefangen, Politik zu treiben, und läßt sich sehr von ihm leiten. Er hat solange intrigiert, bis Pouyer-Quertier mit der schlauen Gräfin Valon[2]) ihn besucht hat — unter dem plumpen Vorwand bei ihm zu dinieren. Sie

---

[1]) Der spätere Berliner Botschafter, damals von seiner Regierung bei Manteuffel akkreditiert „en qualité de commissaire extraordinaire" (vgl. Hanotaux, a. a. O., I, S. 294).

[2]) Der Vater der Comtesse de Valon war der Marquis de La Rochelambert, sénateur de l'empire, ihre Mutter eine geborene de Bruges, deren Familie nach Aufhebung des Edikts von Nantes in Brandenburg einwanderte und von Berlin her Manteuffel bekannt war. —

Zum Kapitel der politisierenden Damen bemerkt Vf. noch:

„Direkt an mich wandte sich eine andere Dame, entschieden zweifelhafter Qualität und in Paris viel genannt, mit dem schriftlichen Anerbieten, 500 000 Chassepotgewehre, die in unseren Besitz gekommen waren, zu kaufen. Daß Damen derartige Geschäfte machen, war mir in meiner Unschuld noch neu. Da es in die Zeit fiel, in der mein Regime zu Ende war, habe ich ihr Projekt und auch sie selbst Harry Arnim übergeben, der sie auch dankbar in Empfang nahm. Was weiter aus der Sache geworden ist, weiß ich nicht."

haben nun, nach meiner Meinung in höchst unüberlegter Weise, unterhandelt; Pouyer-Quertier hatte zuerst keine Vollmachten, dann holte er sie sich telegraphisch von Versailles ein, wo man sie ihm gab in dem Wahn, Manteuffel sei autorisiert. Als ich nach Compiègne kam, telegraphierte gerade Rémusat, daß die Regierung Pouyer-Quertier desavouieren würde, falls man sie wegen der von den Zeitungen gebrachten Nachrichten interpellierte.

Das gab schon einige Enttäuschung beim guten Manteuffel. Er war übrigens zu mir von gesuchter Höflichkeit und begann nach Tisch mich heftig zu bearbeiten. Ich sollte direkt an den König schreiben und die Konvention für sehr vorteilhaft erklären. Ich sagte ihm rund heraus, daß ich nur an den Reichskanzler zu schreiben hätte. Nun sollte ich ihn wenigstens ermächtigen, dem König mitzuteilen, daß ich einverstanden sei. Ich erwiderte hierauf, er möge schreiben, daß ich jede frühzeitige Zahlung für vorteilhaft hielte, ich könnte aber das Ganze nicht übersehen, wäre auch in Wechselverhältnissen nicht genügend bewandert. Der Friedensvertrag, fügte ich hinzu, bilde ein Ganzes, von dem die Zahlungen nur einen Teil darstellten, ich sei daher nicht in der Lage, einseitig die Zahlungssache zu betreiben. Ich hoffte, er würde verstehen, daß er bei seiner Unkenntnis der Verhandlungen noch viel weniger „in der Lage wäre".

Manteuffels[1]) Verfahren hat mich in hohem Grade entrüstet. Er wußte ganz genau, daß, wenn ich direkt an den König schrieb, also meinen derzeitigen Chef Bismarck überging, ich bei diesem für immer verspielt hatte; nichtsdestoweniger suchte er mich zu verlocken. Er sagte u. a.: „Es ist Ihre Prärogative als Flügeladjutant", „Sie sind doch Soldat; was wollen Sie sich viel um Bismarck kümmern" u. dgl. Am meisten verdroß es mich, als er sagte: „Glauben Sie mir, Ihr Vater würde unbedingt so handeln." Da kennt er meinen guten Vater wirklich schlecht; auf ein so elendes Intrigenspiel, dem nichts als maßlose Eitelkeit zugrunde liegt, würde dieser mit Verachtung geblickt haben.

Ich fuhr am Abend hierher zurück und begab mich heute früh zu Rémusat. Ich hatte bisher von der französischen Regierung noch keine Mitteilung erhalten, daß sie in Compiègne verhandelte; ich fand dies in hohem Grade rücksichtslos und hatte die Absicht sehr deutlich zu werden. Als ich aber eben in die Präfektur getreten war, ließ sich Pouyer-Quertier bei mir melden und machte große Entschuldigungen, daß er mich in Unkenntnis gelassen hätte, es wäre das ein Mißverständnis und Mangel an diplomatischer Routine. Herr Thiers hätte ihm soeben den Auftrag gegeben, zu mir zu gehen, und er sei auf dem Wege gewesen. Ich merkte

[1]) Nachtrag.

sogleich, die Sache sei von Manteuffel und Pouyer tüchtig verfahren. Rémusat bestätigte mir dies indirekt und machte alle möglichen Entschuldigungen. Ich verschwieg ihm sowohl wie dem Finanzminister nicht, daß sie einmal nicht den schnellsten Weg gewählt hätten, und daß ich fürchtete, der Reichskanzler würde nicht sehr erbaut sein. An Bismarck telegraphierte ich sehr gründlich meine Unterhaltungen mit Manteuffel, Pouyer und Rémusat.

Die französische Regierung brauchte vor der Kammer einen großen Erfolg; der sollte nun darin bestehen, daß sie sagen konnte, die Preußen, die bis zum 31. Januar ein Recht auf die Forts von Paris hätten, marschieren schon in einigen Tagen ab.

12. August.

Heute kam ein Telegramm von Bismarck: „Ich habe Ihre Telegramme erhalten; halten Sie sich von den Unterhandlungen bei Manteuffel wegen mangelnder Instruktion fern.“ Ich hoffe, es kommt bald Näheres.

13. August.

Heute früh kam ein langes Telegramm von Bismarck; er befiehlt noch einmal, mich nicht mit Manteuffel einzulassen; bezeichnet den Versuch von Pouyer in Compiègne als ein völkerrechtswidriges Attentat; ich solle das gelegentlich Thiers und Rémusat mitteilen. Manteuffel ist also hineingefallen, und ich habe mich korrekt benommen; das wird mir wohl keinen Schaden bei Bismarck tun.

18. August.

General v. Stosch war gestern bei mir und hat mich noch mündlich über mehreres aufgeklärt. Bismarck hat Manteuffel wissen lassen, daß er nicht Oberbefehlshaber bleiben könne, wenn er sich in Politik mische.[1]) Ich gebe ihm darin vollständig recht, und es ist mir eine Genugtuung, daß Manteuffel tüchtig angerannt ist. Der Riß zwischen beiden wird nun wohl unheilbar sein. Bismarck will natürlich — wie ich es auch Manteuffel erklärt hatte — noch Konzessionen von den Franzosen, namentlich wegen der Einfuhr aus dem Elsaß nach Frankreich; ich glaube, daß er sie erreicht.

Gabriac[2]) hat Bismarck in Berlin bei dessen Durchreise von Varzin nach Gastein seinen ersten Besuch gemacht und sich nach des Kanzlers

---

[1]) Zu der Affäre Manteuffel ist vom Standpunkte der altera pars zu vergleichen: der Brief Stoschs vom 20. August 1871 (in dessen „Denkwürdigkeiten“, S. 260 f.), Freytags Schreiben an Stosch vom 3. September (G. Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch, S. 81 und 302 f.) sowie die in Doves „Ausgewählten Schriftchen“, S. 237 ff. gedruckten Briefe Manteuffels an Leopold v. Ranke. Auch „Occupation et libération du territoire“ (vgl. oben S. 149, Note 3), Bd. I, häufig.

[2]) Marquis de Gabriac, französischer Geschäftsträger in Berlin.

Meinung taktlos benommen, indem er über den schlechten Fortgang der Unterhandlungen in Frankfurt klagte. Es soll nun Harry Arnim — zunächst en mission extraordinaire — hierher kommen. Mir scheint das sehr verständig, da er die Verhältnisse in Frankfurt genau kennt.

Pouyer möchte gern mit Bismarck direkt verhandeln und sich zu diesem Zweck nach Gastein begeben. Ich habe ihm eröffnen müssen, wenn er ohne Konzessionen käme, könne er sich die Reise sparen. Doch habe ich Bismarck telegraphiert, die Franzosen würden Konzessionen machen, die Gelegenheit dazu müßte ihnen aber bald gegeben werden. Sie brauchten so dringend die Evakuation der Forts, daß sie äußerstenfalls das Geld auch mit großen Opfern zusammenbringen würden, und dann müßten wir die Forts verlassen, ohne Konzessionen zu empfangen.

In der Nationalversammlung bereitet sich ein großer Kampf vor wegen der Verlängerung des „pouvoir" für Thiers auf drei Jahre und seiner Ernennung zum Präsidenten der Republik. Die Regierung unterstützt heimlich diesen von der Linken ausgehenden Antrag; es kann aber sein, daß sie Fiasko macht. Für wahrscheinlich halte ich jedoch einen Kompromiß.

19. August.

Das französische Publikum hatte sich noch immer mit der Hoffnung getragen, daß die Manteuffel-Pouyersche Konvention existiere. Jetzt wird den Leuten klar, wie sie sich getäuscht haben, und man ist wütend. Durch die fehlerhafte Behandlung der Frage ist gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man erreichen wollte, statt Beruhigung der Gemüter neue Aufregung.

Schon neulich hat sich Pouyer dahin geäußert, daß er über die Möglichkeit, Arnim hier zu sehen, nicht sehr erbaut sei. Heute hatte ich bei Rémusat den gleichen Eindruck. Er deutete es ziemlich unverblümt an und betonte nochmals, daß er sehr gern mit mir unterhandle.

22. August.

Die Aussicht auf Arnim freut die Franzosen nicht sehr; sie können ihn nicht leiden. Ich weiß nicht recht warum; ich glaube, er hat früher häufig Händel mit französischen Diplomaten gehabt. Rémusat war sehr erfreut, als ich ihm sagte, die kaiserliche Regierung sähe es gern, wenn die Gewalt von Thiers mehr befestigt würde; wir erblickten darin eine Garantie für ruhige Zustände und somit für Erfüllung der Friedensbedingungen.

Abends ging ich in den Salon von Thiers. Der Alte nahm mich sogleich zu sich auf ein Sofa und sprach wohl eine halbe Stunde mit mir.

Er versicherte mir mehrfach, alles Gerede von Revanche in den Zeitungen sei barer Unsinn. Er wolle Ruhe haben, um das Land zu reorganisieren.

24. August.

Harry Arnim kommt nun wirklich her; wahrscheinlich am 26. abends.

Gambetta fängt zu wühlen an, um eine Auflösung der Nationalversammlung zu erreichen, und findet allerorten, namentlich aber im Süden, viel Beifall. Die Bonapartisten schließen sich ihm an, weil auch sie aus einer Auflösung nur Vorteil ziehen können.

*

Hier fehlen mir ein paar Tage, die ich nun aus der Erinnerung nachtragen will.

Arnim, der, soweit ich mich erinnere, am 30. eintraf, wollte mich gern hier noch festhalten; er hatte die wunderlichsten Bedenken wegen angeblich seine Person bedrohender Gefahren. Infolge Ablehnung eines Duells stand er bei uns in dem Rufe, keinen Mut zu haben, und ich muß gestehen, daß die Pariser Begegnung denselben Eindruck in mir erweckte. Ich fuhr mit ihm nach Versailles und war auf seinen Wunsch bei seiner ersten Visite bei Thiers und Rémusat sowie noch bei einer späteren Unterhandlung zugegen. Er brachte durch bestimmte Forderungen von unserer Seite die Angelegenheit der zollfreien Einfuhr über die neue Grenze in Fluß, was den Franzosen sehr angenehm war. Ich war erstaunt, ihn Thiers gegenüber etwas verlegen zu finden, worauf ich bei seiner sonst berühmten Breitspurigkeit nicht gerechnet hatte. Er sagte mir u. a.: „Ich habe das Unglück, daß mich die Leute überall für unhöflich halten.“ Etwas schuld daran ist wohl seine große Kurzsichtigkeit.

Im Falle Thiers[1]) dauerte übrigens jene Unsicherheit nicht lange; nachdem Arnim gesehen hatte, daß mit dem Alten auszukommen sei, fand er schon beim dritten Besuch seine Dreistigkeit wieder. Er war ganz fraglos ein gescheiter Mann und guter Beobachter, aber seine Eitelkeit, aus der sich ja oft Überhebung entwickelt, spielte ihm böse Streiche, sie stachelte ihn zur Rivalität mit Bismarck, an der er dann so elend zugrunde gehen sollte.

Arnim hielt mir auch einen längeren Vortrag darüber, daß ich klug tun würde, vollständig Diplomat zu werden, und meinte, es bestände gerade jetzt viel Aussicht, daß ich Gesandter in Italien werden könne. Die beiden einzigen Konkurrenten seien Perponcher, den Bismarck nicht leiden könne, und Keudell, der von Bismarck nicht los käme.

---

[1]) Zusatz aus noch späterer Zeit.

Bei meiner Verabschiedung in Versailles war der alte Thiers sehr nett und liebenswürdig, wir schieden als gute Freunde.

*

Ich habe bisher nur Zeit gefunden, in meinem Tagebuche ab und zu kurze Notizen meist geschäftlichen Inhalts zu verzeichnen, und will nun einiges nachholen.

Paris bot, als ich ankam, noch einen höchst traurigen Anblick. Was war aus der schönen lebendigen Stadt geworden! Fuhrwerk, das sonst die Straßen so belebt macht, gab es noch sehr wenig. Es hielt z. B. selbst auf den Bahnhöfen schwer, einen Fiaker zu bekommen, man mußte zu jeder Fahrt erst einen förmlichen Vertrag mit dem Kutscher schließen. Die meisten Omnibuslinien waren noch nicht wieder eröffnet, die eleganten Läden zum größten Teil noch geschlossen und deshalb die Boulevards, die von ihnen den Hauptteil der Beleuchtung beziehen, auffallend dunkel. Elegante Equipagen und überhaupt elegante Welt gab es gar nicht. Überall stieß der Blick auf Soldaten, die in den großen Gärten, den Tuilerien, Luxembourg usw. noch in Massen lagerten. Die Polizei wurde überwiegend von ihnen gehandhabt. Die sonst so schöne ehemalige Avenue de l'Impératrice, jetzt Avenue Uhrich,[1]) war ein langes Artillerielager geworden.

Und nun die zum Teil noch rauchenden Trümmer! Die hauptsächlichsten Brände waren gerade in den schönsten Quartieren gewesen, ich hatte ihre Spur also täglich vor Augen. Von den Tuilerien war eigentlich nur der ganz neue Flügel an der Seine erhalten, alles andere eine ausgebrannte Ruine. Das Hôtel de Ville war total niedergebrannt, ebenso das Finanzministerium, dessen heruntergestürzte Trümmer noch jetzt die Passage in der Rue Rivoli sehr erschwerten. Die Teile der Vendômesäule hatte man bereits fortgeschafft, es stand nur der Stumpf. Die Vorderfront der Madeleine war mit Kugelanschlägen wie besät. Am tollsten sah es eigentlich dicht bei der Botschaft aus. Das Palais der „Légion d'honneur", des „Conseil d'État", die gegenüberliegende Mairie, ein Teil der Kaserne Bonaparte, die Eckhäuser der Rue du Bac und Rue de Lille und mehrere dicht dabei liegende Privathäuser waren Schutthaufen. Zum Glück für unsere Botschaft waren die beabsichtigten Brände des Kriegsministeriums, „Corps législatif" usw. noch unterdrückt worden, sonst wären wir der Katastrophe schwerlich entgangen. Der Kampfschauplatz der Kommune mit der belagernden Armee sah natürlich furchtbar aus, die Stadtteile längs der Enceinte vom Point-du-Jour bis ein Stück nördlich der Avenue de la grande armée waren fürchterlich zugerichtet, ganze Reihen von

[1]) Nach dem Verteidiger von Straßburg, General Uhrich, benannt.

Häusern total zerstört, das schöne Bois de Boulogne von der Enceinte bis zu den Seen vollständig niedergelegt und darüber hinaus vielfach noch sehr verwüstet. Dagegen blieben andere Quartiere gänzlich verschont, in der Avenue des Champs Elysées sowie in den meisten Nebenstraßen konnte man kaum etwas bemerken. Man hatte an einzelnen Orten aufzuräumen begonnen, gebaut wurde aber noch gar nicht. Die abgebrannten öffentlichen Gebäude waren alle mit einem Zaun umgeben, um Diebstähle in den Trümmern zu verhindern. Die Brücke von Sèvres hatte eine Notpassage erhalten; jenseits betrat ich bekanntes Terrain, ein Teil der massenhaften Ruinen war unser Werk, wie z. B. das mit Ausnahme weniger Häuser ganz zerstörte Städtchen St. Cloud. Versailles schien ein großes Heerlager. Zu unserer Zeit sah man nicht den vierten Teil der damals dort befindlichen Soldaten. Auf dem Plateau von Satory lag ein Armeekorps. Der von den hohen Mauern umfaßte Teil diente als Kommunistengefängnis. Ringsum standen in Abständen von 20 Fuß Schildwachen und waren mehrfach Scharten hereingebrochen, durch die Geschütze von außen her ihre Köpfe steckten. Ebenso war die Orangerie des Schlosses Kommunistengefängnis. Das Schloß beherbergte außer der im Theater tagenden Nationalversammlung die Ministerien, d. h. nur ihre notwendigsten Abteilungen, und auch diese natürlich eng zusammengedrängt. Die Diplomaten wohnten sämtlich wieder in Paris, hatten aber meist auch in Versailles kleine Quartiere. Von Paris geht jede halbe Stunde ein Eisenbahnzug nach Versailles, mein Wagen fuhr mich von der Botschaft in fünf Viertelstunden bis vor die Präfektur, so daß ich häufig drüben war.

Die Botschaft hatten die Kommunisten gar nicht betreten. Nachdem der Concierge als Deutscher ausgewiesen worden war, wurde sie von einer alten Frau gehütet, welche die amerikanische Gesandtschaft hingeschickt hatte.

Mein Personal war allmählich ziemlich zahlreich geworden. Als erster Sekretär fungierte Fürst Lynar, kein bedeutender Arbeiter; er hatte sich kürzlich verheiratet,[1]) und ich erlaubte ihm unter der Hand, meist abwesend zu sein. Der zweite Sekretär, Legationsrat Baron v. Holstein, war ein sehr unruhiger Geist, sehr eitel und wenig gründlich. Bei riesigem Eifer und dem Wunsche alles zu machen, schaffte er eigentlich nichts. Er sprach und schrieb aber ausgezeichnet Französisch, war mir deshalb von Nutzen und wurde vielfach zu Aufträgen außerhalb des Hauses verwandt. Der Attaché Leutnant Stumm[2]), angenehm und sehr fleißig, bekam eine Menge laufender Geschäfte, wie Reklamationen, Klagen, Korrespondenz

---

[1]) Fürst Alexander Lynar, vermählt seit dem 16. Mai 1871 mit Mary Parson-Ohio.

[2]) Der spätere Botschafter und Freiherr Ferdinand v. Stumm.

mit den Truppen usw., während sein Kollege Leutnant Graf v. Dönhoff, ein netter, bescheidener Mann, zunächst für jede schriftliche Arbeit noch wertlos war, weshalb ich ihn Zeitungen lesen, anstreichen und sich herumtreiben ließ. Legationsrat Graf v. Linden aus dem württembergischen Ministerium des Auswärtigen erwies sich als fleißiger, sehr geschulter Beamter mit offenem Kopf. Im Leben ein Windbeutel und Schuldenmacher, war er im Dienste von größtem Wert, um so mehr als er sehr gern unter mir arbeitete. Legationsrat Hellwig aus unserem auswärtigen Ministerium war grundzuverlässig und solide, fleißig und gründlich, hatte hauptsächlich die mit den Konsulargeschäften zusammenhängenden Arbeiten, außerdem die Angelegenheiten der ausgewiesenen Deutschen, die allmählich große Dimensionen annahmen, so daß ich ihm ein eigenes Bureau einrichten mußte. Der Militärattaché Hauptmann v. Bülow schließlich, schon vor dem Kriege mein Gehilfe und aufs neue von mir erbeten, galt als ein genauer Kenner der französischen Armee. Zu diesen sieben Herren trat als Kanzleichef der Geheime Hofrat Gasperini, ein ausgezeichneter Beamter, der sich mir mit größter Bereitwilligkeit und Bescheidenheit unterordnete und augenscheinlich gern unter mir arbeitete. Auch alles untere Personal hatte ich in der Botschaft einquartiert. Es erwies sich dies als unbedingt nötig, da man in der Stadt Insulten ausgesetzt war und solche durchaus vermieden werden mußten. Ebenso war es, wenigstens anfangs, nicht möglich, die Restaurants zu besuchen. Ich lud daher meine sieben Herren ein für allemal zu Dejeuner und Diner ein. Bis zum Dejeuner wurde mein Zimmer nicht leer.

Regelmäßig erschienen die beiden Agenten Wollheim da Fonseca und Beckmann. Ich hatte sie für Paßangelegenheiten und Spionage engagiert. Wollheim [1]), portugiesischen Ursprungs — er renommierte damit, sein Großvater habe auf Ceylon 10 000 Heiden hinrichten lassen —, war Kosmopolit vom reinsten Wasser. Politischer Agent bei verschiedenen Großmächten, Sprachgelehrter, Theaterdirektor, Literat und ich weiß nicht was noch alles, war er schließlich ohne Brot, als ich ihn in Berlin auffischte, wo er mir von Louis Schneider empfohlen wurde. Er sah aus wie ein alter Jude, sprach infolge eines Halsleidens wie ein heiserer Rabe und hatte wirklich das denkbar ungünstigste Exterieur, am bedenklichsten, wenn er in weißer Krawatte erschien und der portugiesische Christusorden seinen Hals zierte. Er war aber ein kluger Kopf, sogar witzig und geistreich, und vor allem sehr erfahren. In Paris hatte er gute Verbindungen im orleanistischen Lager und diente außer mir wahrscheinlich noch den Österreichern. Von anderem Schlage Beckmann. Hannoveraner von Geburt, war er einige Zeit welfischer Agent, sodann preußischer kontra welfische

[1]) W. spricht in seinen „Neuen Indiskretionen" (1884) ausführlich vom Verfasser.

Umtriebe, oder vielmehr, wie ich glaube, beides zugleich. Jedenfalls hat er, in Paris ganz zu Hause, Mitarbeiter am „Temps", Korrespondent der „Nationalzeitung", rastlos tätig und sehr gewandt, mit vortrefflichen Beziehungen in der ganzen Presse, gute Dienste geleistet. Daß er mich dabei auch betrog, ist wahrscheinlich. Arnim [1]) und dann Hohenlohe haben ihn übernommen, dieser behandelte ihn sogar als Gentleman und sah ihn nebst Familie bei sich. Als Münster kam, wandte sich das Blatt. Er hat Beckmann nicht angesehen, weil ihm dessen Verrätereien in Hietzing [2]) bekannt waren.

Meine beiden früheren militärischen Agenten v. Schluga und Rahn hatte ich wieder herangeholt. Sie mußten sich aber mit großer Vorsicht benehmen. Ich verschickte sie oft und ließ sie schließlich überwiegend mit Bülow verhandeln. Zu regelmäßigen Besuchern gehörten die Korrespondenten der „Kölnischen" und der „Kreuz-Zeitung". Von jener namentlich ein Herr Levysohn,[3]) der sehr gute Beziehungen hatte, von dieser ein alter Herr Scheler, der nicht viel wußte, aber in legitimistischen Kreisen verkehrte. Leute dieser Art wollten mich natürlich in erster Linie ausfragen, wußten doch aber oft selbst allerlei Neuigkeiten.

Dann hatte ich noch zwei Franzosen im Solde, ohne jedoch persönlich mit ihnen zu verkehren. Entweder schrieben sie oder kamen mit Holstein zusammen. Einer von ihnen war aus guter Familie und hatte in der Assemblée [4]) mehrere Verwandte. Er schrieb wiederholt ganz gute Berichte. Daß man Lumpenpack gebrauchen muß, ist eine schwache Seite diplomatischer Stellungen. Nach meiner festen Überzeugung kann man in Paris ohne solche Leute nicht auskommen, und wer auf sie verzichtet, nützt seiner Sache nicht so vollständig, wie er könnte.

Höchst wertvoll war für mich der Verkehr mit Mr. Oliphant, dem Korrespondenten der „Times", einem durchaus ehrenhaften und sehr tüchtigen, bei Freund und Feind beachteten Manne, den ich aus dem Kriege vom Hauptquartier des Großherzogs her sehr gut kannte.

Nach jedem Besuch in Versailles hatte ich sofort einen Bericht zu machen, mindestens zu telegraphieren. Die Berliner Telegramme kamen meist sehr spät abends oder in der Nacht, so daß der Dechiffreur keinen leichten Dienst hatte. Die Durchschnittsrechnung für Telegramme belief sich pro Monat auf 6000 Franken. Meine Erholungszeit war der Abend. Nach dem Diner ließ ich anspannen und fuhr allein oder mit Linden ins Bois de Boulogne; ins Theater bin ich nur drei- oder viermal gekommen.

---

[1]) Bis zum Ende des Absatzes Zufügung aus späterer Zeit.
[2]) Bei Wien; Aufenthalt Georgs V. nach seiner Entthronung.
[3]) Der spätere Chefredakteur des „Berliner Tageblatts".
[4]) Der französischen Nationalversammlung.

Nie im Leben war ich andauernd so fleißig wie hier in Paris, von den Vergnügungen, die sonst für einen Fremden mit einem Pariser Aufenthalt zusammenhängen, habe ich nichts genossen.

*

Das äußere Leben und Treiben der Stadt entwickelte sich von Tag zu Tag mehr und war schließlich zu meinem Erstaunen — wenn man von eleganter Welt, schönen Equipagen und ähnlichem absah — fast so wie vor dem Kriege. An die Ruinen gewöhnte sich das Auge allmählich, (soweit es sich um Privathäuser handelte, begannen auch schon die Wiederherstellungsarbeiten), die großen Gärten öffneten sich von neuem dem Publikum, und die Biwacks der Truppen hörten auf. Mein privater Verkehr in Paris war sehr unbedeutend. Alle Diplomaten lebten halb in Paris, halb in Versailles, Diners u. dgl. fanden nicht statt. Sehr höflich und freundlich benahm sich Lord Lyons. Ebenso stand ich mit allen Russen und auch mit Nigra sehr gut. Die Österreicher — mit Ausnahme des Militärattachés Kodolitsch[1]) — hielten sich sehr zurück. Metternich war nach meinem Gefühl unhöflich. Ich schrieb es nach Berlin und bemühte mich, ihn möglichst grob zu behandeln, was jedenfalls richtig war, denn mit einem Male wurde er anders und tat, als ob wir alte Freunde wären. Mit Kern, dem Schweizer Gesandten, der während des Krieges die Interessen der Süddeutschen vertreten hatte, führten mich geschäftliche Beziehungen zusammen, ich verkehrte aber auch sonst mit dem ehrenwerten Manne. Der regste Verkehr bestand mit den Amerikanern. Der meist abwesende Washburne wurde durch einen Oberst Hoffmann vertreten,[2]) bei dem ich auch mehrfach im Hause war.

Hinsichtlich der französischen, mir von früher bekannten Offiziere bestand ein unbefangener Umgang nur mit dem General Duplessis[3]) und Kapitän Jung. Im allgemeinen kann ich sagen, daß alle Franzosen, sobald sie wußten, wer ich war, mir aus dem Wege gingen. Ausgesucht höflich waren aber die offiziellen Persönlichkeiten, also der alte Thiers, Favre, nachher Rémusat und besonders Pouyer-Quertier, ein gewandter und leichtsinniger Passagier und ausgesprochener Monarchist. Der[4]) frische und liebenswürdige Mann war von Beruf Großindustrieller und Grundbesitzer. Er hatte seine Beziehungen, übrigens auch verwandtschaftlicher Natur, in der besten französischen Gesellschaft. Schon sein Vater hielt sich zu den Legitimisten. Der Sohn hatte den unschätzbaren Vorzug,

---

[1]) Major v. K.

[2]) Wickham Hoffmann; fungierte schon im Juli 1870 als ‚chargé d'affaires par intérim'.

[3]) Divisionsgeneral bei der „Armee von Versailles".

[4]) Die folgenden Bemerkungen über Pouyer-Quertier sind ein Zusatz aus späterer Zeit.

Frankreich und dessen Hilfsquellen genau zu kennen, und war von vornherein überzeugt, daß es die Milliarden ohne Schwierigkeiten aufbringen könne. Er war das völlige Gegenteil von Jules Favre und hat tatsächlich seinem Lande die größten Dienste geleistet. Der Marineminister Admiral Pothuau gefiel mir ganz besonders; etwas zugeknöpfter war der Kriegsminister General de Cissey. Mit anderen hatte ich nicht zu verkehren. Kam ich nach Versailles, so wurde ich sowohl bei Thiers als bei Favre sofort vorgelassen, während viele Diplomaten warten mußten. Bei seinen Soireen kam mir Thiers stets bis zur Treppe entgegen und brachte mich auch selbst wieder bis zur Tür. „Man muß jetzt ein Preuße sein, um höflich behandelt zu werden," stöhnten die anderen Diplomaten. Als [1]) sich die Szene bei dem großen Empfang nach der Revue in Longchamp, zu dem alle Generale in Uniform erschienen waren, wiederholte und der Huissier mit seiner gewaltigen Stimme rief: „Le chargé d'affaires d'Allemagne," wandten sich wie auf Kommando die Köpfe der Tür zu, in der ich mit Herrn Thiers erschien. Ich versuchte es, mich in die Gefühle der Generale hineinzudenken, sie taten mir doch leid, und ich nahm es ihnen nicht übel, daß sie Berührungen mit mir gern auswichen.

Herr Thiers [2]) war das Abbild des Franzosen älterer Schule; ein kleines, etwas zur Korpulenz neigendes Männchen mit einer Brille vor den großen Augen, sehr lebendig und eigentlich immer sprechend, aber so, daß man ihm gern zuhörte; er wechselte schnell mit den Themen, kam von Geschäften auf Militaria, Geschichte, Politik, dann wieder auf Geschäfte und so fort. Ein sehr gescheiter, kenntnisreicher und höflicher Mann, mit dem das Temperament oft durchging. Man mußte natürlich nicht alles, namentlich jedes freundliche Wort, für bare Münze nehmen, aber dazu kannte ich die Franzosen genug. Natürlich fehlte die Eitelkeit nicht und offenbarte sich mitunter recht komisch, so wenn Herr Thiers auf militärischem Gebiet sein Urteil haben wollte, wenn er, wie das späterhin geschehen ist, zu einem Schießversuch im Käppi erschien. Er lebte zusammen mit Frau und Schwägerin, ein paar unliebenswürdigen und mißvergnügten Vertreterinnen des schönen Geschlechts. Ich habe es mehrmals gesehen und sogar am lauten Schnarchen gehört, daß Madame Thiers in ihren Soireen einschlief. Anfangs wunderte ich mich, doch sagten mir Franzosen entschuldigend, das sei so die Regel. Der Alte steht früh 5 Uhr auf, ist im Gange bis 1/2 7 Uhr abends, legt sich dann eine Stunde zu Bett und diniert um 8 Uhr, worauf stets Empfang folgt, der bis gegen Mitternacht dauert. Die Damen behaupteten, da sie mit dem Alten aufstehen

---

[1]) Bis zum Ende des Absatzes spätere Hinzufügung.

[2]) Von hier bis zu S. 164 spätere Aufzeichnungen.

müßten, wären sie abends 11 Uhr sehr müde, wogegen sich nichts einwenden ließ.

Jules Favre war der richtige französische Advokat: weil er über alles reden konnte, glaubte er alles auch wirklich zu verstehen. So hatte er sich auch zugetraut, ein ausgezeichneter Minister des Auswärtigen zu sein, und verunglückte dabei völlig; ganz besonders, wenn er mit Bismarck zu verhandeln hatte. Ich bin geneigt, ihn im Grunde für einen ehrlichen Menschen zu halten, der sich von anständigen Gefühlen leiten läßt, aber höchst unpraktisch fürs gewöhnliche Leben ist und leicht in larmoyante Stimmung gerät. Er sah die Zukunft Frankreichs sehr schwarz, war u. a. auch überzeugt, daß das Land die Milliardenzahlung nicht leisten könne und von uns zu einem Verzweiflungskampf genötigt werden würde. Er hatte die Tränen dann sehr locker. Es ließ sich gut mit ihm unterhandeln, da er ein geschickter Geschäftsmann war. Sein Nachfolger Rémusat machte den Eindruck eines alten, verknöcherten Professors und war sicherlich ein schwacher Minister des Auswärtigen; er hatte aber mehr in der guten Gesellschaft gelebt als Jules Favre.

Zur Zeit, als ich nach Paris geschickt wurde, sah man bei uns den Zustand Frankreichs als einen sehr bedenklichen an, übrigens keineswegs bei uns allein, sondern auch im Auslande und in weiten Kreisen Frankreichs selbst. Nach den gewaltigen Umwälzungen und Erschütterungen durch den Krieg war dem Lande ein weiterer, schwerer Schlag durch den Kommuneaufstand zugefügt worden. Der Kredit Frankreichs hatte schwer gelitten. Viele Franzosen glaubten, das Land würde sich nie wieder erholen, es könne gar keine Rede davon sein, eine starke Armee zu halten, man müsse sich mit kleiner Armee, hauptsächlich für Gendarmeriezwecke, behelfen, das Land würde in einige Teile zerfallen, England sich die Normandie wieder nehmen, Belgien Gebiete an sich ziehen usw. Ebenso waren die Ansichten über die Staatsform sehr geteilt. Der Bonapartismus allerdings schien nach den Niederlagen für einige Zeit aussichtslos, wohl aber konnten die Orleanisten sich Hoffnungen machen und das legitime Königtum unbedingt, wenn die Fusion, an der emsig gearbeitet wurde, zustande kam. In der neu gewählten Kammer befanden sich sehr viele der Monarchie geneigte Elemente. Die Republik hatte nach ihren fraglosen Erfolgen unter Gambetta doch schließlich den Frieden schließen und die gewaltigen Zahlungen usw. bewilligen müssen, auch die Kommune entstehen lassen, so daß viele von ihr wieder ernüchtert waren. Welche Richtung das Land nun einschlagen würde, ließ sich nicht berechnen. Bismarck wünschte ein Königtum nicht; er meinte, dies machte Frankreich leichter bündnisfähig, eine Rückkehr Napoleons hätte er, wie früher erwähnt, wohl am liebsten gesehen.

Für uns war die wesentliche Frage, ob wir zu unserem Gelde kommen würden. Über die Termine der Zahlungen bestanden bei uns verschiedene Meinungen. Eine Richtung hielt es für zweckmäßig, langsam zahlen zu lassen, um möglichst lange, ähnlich wie nach 1815, französisches Gebiet besetzt zu halten; diese Richtung wurde von denen unterstützt, die behaupteten, 5 Milliarden könne man weder schnell zahlen noch sei es zweckmäßig, sie schnell zu empfangen.

*

Die Festsetzung der Höhe der Frankreich aufzuerlegenden Kontribution war keineswegs leicht. Bismarck stellte als Ziel auf, eine Summe zu normieren, die so hoch sei, daß sie Frankreich sehr wehe täte, aber nicht dem Lande unerschwinglich schiene und es vielleicht nötigte, zu einem Verzweiflungskampf zu schreiten. Als Ratgeber hatte Bismarck — außer Camphausen und Delbrück — den Bankier Bleichröder und als geschickten Finanzmann und Kenner Frankreichs den Grafen Guido Henckel, Präfekten in Metz, zugezogen. Die Ansichten sind nun sehr weit auseinander gegangen und mit Ausnahme des Grafen Henckel weit unter 5 Milliarden geblieben; unseren Finanzleuten, auch Bleichröder, fehlte Verständnis dafür, was eine Milliarde bedeutete, und was ein Land wie Frankreich leisten konnte. Graf Henckel befürwortete 7 Milliarden; die Entscheidung ist nach langen Unterhandlungen so getroffen worden, daß wir 7 Milliarden verlangten, aber mit der Absicht, bis auf 5 herunterzugehen. Paris mußte noch besonders 200 Millionen zahlen zur Entschädigung der bei Kriegsbeginn ausgetriebenen Deutschen.

Über die Verhandlungen Bismarcks mit den Franzosen wegen der Friedensbedingungen habe ich ihn öfter erzählen hören; als man zur Frage der Milliardenzahlung kam, hat er gesagt, die Summe wäre so hoch, daß er sie nicht laut aussprechen könnte, er hat sie auf ein Blatt Papier geschrieben und Thiers zugeschoben. Dieser ist, nachdem er einen Blick darauf geworfen, in die Höhe gesprungen, als ob ein toller Hund ihn gebissen, hat laut aufgeschrien und dann angefangen, in allen Tonarten Sturm zu laufen, vom Drohen mit Verzweiflungskampf bis zum Flehen und Appell an das edle Herz des Königs; er benahm sich so konfus und aufgeregt, daß Bismarck anfing, deutsch zu sprechen, und es lange dauerte, bis ruhiges Verhandeln möglich wurde. Bismarck meinte, der Alte hätte ihm wirklich leid getan. Pouyer-Quertier erzählte mir, es sei ihnen vom Kanzler furchtbar mit Kognak zugesetzt worden, von dem mehrere Flaschen auf dem Tische gestanden hätten; er war augenscheinlich imponiert von der Überlegenheit und Originalität des Kanzlers; es ging

durch seine Erzählungen das stille Anerkenntnis: Bismarck ist in der Tat ein Mordskerl.

*

Was die Frage der Landabtretungen anlangt, so hat Bismarck nicht so weit gehen wollen, als nachher geschehen ist. Da Moltke aber sehr entschieden auf Metz bestand und der Kaiser sich dieser Richtung anschloß, so hat er nachgegeben. Als während der Verhandlungen sich jemand bei ihm erkundigte, wie es mit Metz werden würde, hat er erwidert: „Ich fürchte, wir haben es schon auf dem Halse." Ich bin überzeugt, daß wir auch Belfort noch hätten bekommen können, Moltke hätte darauf energisch dringen sollen. Man muß aber billigerweise die ganze politische Lage in Betracht ziehen. Die Neutralen fingen an unbequem zu werden, und außerdem bestand in Frankreich eine von Gambetta und Chanzy geführte Richtung, die für Fortsetzung des Krieges war.

Bismarck glaubte klug zu handeln, wenn er so schnell wie irgend möglich einen Abschluß herbeiführte, und ich möchte der Ansicht zuneigen, und habe es auch damals schon und im Gegensatz zu den meisten Militärs getan, daß er richtig gehandelt hat. Ich behaupte sogar, daß der schnelle Friedensschluß eines der Meisterstücke seiner ganzen Laufbahn gewesen ist. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß es auf einzelne Tage ankommen konnte, und benutzte als richtiger Kenner der Franzosen und ihrer nationalen Eitelkeit die Besetzung von Paris dazu, den Abschluß schnell herbeizuführen. Er sicherte ihnen zu, daß wir, wenn dieser erfolgte, sofort die Stadt wieder räumen würden, und hatte sie so richtig taxiert, daß unsere Besetzung nur 24 Stunden zu dauern brauchte. Der Kaiser war mit den Bedingungen der Kapitulation von Paris keineswegs einverstanden, und in der Armee war man ausnahmelos wohl sehr unzufrieden und enttäuscht. Fast fünf Monate hatte die Einschließung, zum Teil unter erheblichen Beschwerden und doch auch recht ernsten Kämpfen, gedauert, jeder einzelne ersehnte den Augenblick der Übergabe und träumte von behaglichen und vergnügten Tagen in der weltberühmten Stadt, die man täglich vor Augen gehabt hatte; der Kaiser hatte wie im Jahre 1814 — er war ja damals dabeigewesen — einen feierlichen Einzug machen wollen mit einem Dankgottesdienst auf der Place de la Concorde. Er hatte sich aber, obwohl verbittert, gefügt und leider auch zugelassen, daß die Kapitulationsverhandlungen nicht von Moltke, sondern von Bismarck *ohne Gegenwart irgendeines Offiziers* geführt wurden. Es klingt unglaublich, ist aber Tatsache. Es war das die Rache, die Bismarck am Generalstabe, mit dem er seit Reims in Fehde gelebt hatte, nahm. Ich bin überzeugt, der Kaiser hat es Bismarck niemals vergessen; er hat es auch verschmäht, das Innere

von Paris aufzusuchen, und ist nur durch das Bois de Boulogne und außen längs eines Stückes der Enceinte gefahren.

Trotz alledem muß ich aber doch sagen, daß Bismarck klug gehandelt hat. Es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß man in Deutschland das Ende des Krieges sehr wünschte, und dies viel zum Ausdruck gebracht wurde; auch von hoher weiblicher Seite machten sich wieder Einflüsse auf Kaiser und Kronprinz geltend. Die Armee hätte sich bei Wiederaufnahme des Kriegs sicherlich mit derselben Aufopferung geschlagen wie bisher, im allgemeinen hatte aber auch sie genug, und wohl die meisten wünschten, wenn sie es auch nicht gern eingestanden, ein Ende. Unsere großen Verluste an Offizieren drückten auf die Frische der Stimmung. Wenn das bei mir nicht der Fall war, so lag darin kein besonderes Verdienst. Ich hatte den Krieg unter den denkbar günstigsten Umständen mitgemacht, jeden Tag satt zu essen bekommen, nicht einmal richtig biwackiert, war kerngesund geblieben, hatte inmitten der Ereignisse gestanden, viel Interessantes und Gewaltiges erlebt, einiges leisten können und dafür überreiche Anerkennung gefunden, hatte weder Frau noch Kind zu Hause: da wäre es eigentlich strafbar gewesen, als achtunddreißigjähriger Mann nicht frisch geblieben zu sein!

2. September.

Ich fuhr abends 8 Uhr mit dem Straßburger Zuge ab. Die französische Regierung hatte mir ein separates Coupé bereitstellen lassen. In der Botschaft sah mich alles ungern scheiden; wir hatten $2^1/_2$ Monate hindurch tüchtig gearbeitet, und jeder einzelne sagte mir, wie gern er mich noch länger als Vorgesetzten gesehen hätte.

4. September.

9 Uhr Abfahrt von Stuttgart über Salzburg nach Hallein. In Hallein fand ich Kurierpferde und traf in der Nacht um $12^1/_2$ in Gastein ein. Der Weg ist wunderschön, und der helle Mondschein erlaubte mir, die Landschaft zu genießen. Ich fand Quartier vorbereitet in demselben Hause, in dem der Kaiser wohnte.

5. September.

Um 9 Uhr empfing mich der Kaiser. Er war überaus gnädig und des Dankes voll. Er gab mir dreimal die Hand und ließ sich dann viel erzählen. Wegen meines Verhaltens gegenüber Manteuffel lobte er mich sehr. Sein Aussehen und seine Stimmung waren übrigens vortrefflich. Bei Bismarck saß ich sodann wohl eine Stunde, während welcher die französischen Zustände gründlich durchgesprochen wurden. Zum Schluß

sagte er mir: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir den Gefallen getan haben, nach Paris zu gehen, und daß Sie Ihre Stellung so gut und tapfer ausgefüllt haben. Ich hoffe, ich kann bei späteren Gelegenheiten wieder auf Sie rechnen. Gern hätte ich Sie noch länger dort gelassen, aber man wünschte Sie hier durchaus zurück, und dann ist es auch wohl besser, daß Sie mit Harry Arnim nichts zu tun haben." Der Kaiser ließ mir sagen, daß ich ihn nach Salzburg begleiten solle.

6. September.

Um 7 Uhr Ankunft in Salzburg. Kaiser Franz Joseph und sein jüngster Bruder,[1]) Beust,[2]) Andrássy,[3]) Hohenwart,[4]) der Prinz Hohenlohe[5]) standen mit der Ehrenwache vor dem Hotel „Erzherzog Karl".

8. September.

Früh 9 Uhr reiste der Kaiser über München nach Hohenschwangau ab. Ich fuhr mit Bismarck zur Stadt zurück und war dann mit ihm und unserem Gesandten Schweinitz wohl anderthalb Stunden zusammen, in denen eigentlich nur Politik gesprochen wurde. Alle Deutschen in Österreich, ausgenommen nur die Mehrzahl des hohen Adels und der Geistlichkeit, hoffen sehr, daß wir ihnen gegen die Hohenwartsche Politik[6]) helfen werden. Sie werden sich aber darin getäuscht sehen. Nach meiner Meinung ist dies auch nicht anders zu machen. Die österreichische Regierung fürchtet unsere Einmischung sehr. Bismarck hat aber zugesichert, daß wir uns um nichts kümmern werden, daß sie mit den Deutschen machen mögen, was sie wollen, daß sie uns dafür aber vollständig freie Hand gegenüber Frankreich lassen. Bismarck hält es doch für möglich, daß wir mit den Franzosen bald ernstlich verfahren müssen, und da ist es uns natürlich sehr erwünscht, den Rücken freizuhaben. Die Sachen liegen jedenfalls insofern günstig, als die Österreicher die Bittenden sind. Bismarck hat übrigens Hohenwart gesagt, er würde mit seinem Experiment wohl nicht zustande kommen. Mit Andrássy sind wir in jeder Beziehung einig. Er ist ein frischer und angenehmer Mann und hat unserem Kaiser

---

[1]) Erzherzog Ludwig Viktor.

[2]) Graf Friedrich v. Beust, damals österreichisch-ungarischer Minister des Äußeren.

[3]) Graf Julius Andrássy der Ältere, damals ungarischer Ministerpräsident.

[4]) Graf Siegmund Hohenwart, damals Vorsitzender des österreichischen Ministerrates und Minister des Innern.

[5]) Prinz Konstantin Hohenlohe, der Oberſthofmeister; jüngster Bruder des Fürsten Chlodwig.

[6]) Das im Februar berufene Ministerium Hohenwart-Schäffle sollte im Gegensatz zu dem Programm der deutschliberalen Zentralisten eine föderalistische Politik inaugurieren. (Vgl. Schüßler, Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich, S. 123 ff.)

sehr gut gefallen. Schweinitz scheint eine recht gute Stellung zu haben. Höchst interessant ist es, hier vor Augen zu sehen, was aus uns seit ein paar Jahren geworden ist, und wie Österreich zurückgesteckt hat. Das ganze Gefolge des Kaisers Franz Joseph, ganz besonders aber sein Bruder, wünscht uns zu allen Teufeln, man ist jedoch von ausgesuchter Höflichkeit und Aufmerksamkeit, während wir uns zurückhalten. Wir alle haben österreichische Orden bekommen, und zwar verhältnismäßig hohe, während die meisten Österreicher leer ausgehen. Der Kaiser wollte Hohenwart den Schwarzen Adlerorden nicht geben, und deshalb erhielt ihn Andrássy auch nicht. Beust bekommt ihn in acht Tagen, damit es nicht aussieht, als wäre er ihm hier verliehen. Gegen Mittag kam Beust in offener Postkalesche vorgefahren und holte den Kanzler ab, um nach Gmünd zur Fürstin Bismarck zu fahren. Wer hätte das noch vor einem Jahr für möglich gehalten?!

Abschnitt VII

Kommandeur des Ulanenregiments Nr. 13 und Chef des Generalstabes des X. Armeekorps

(1871—1881)

Während [1]) meines Aufenthalts als Generalstabsoffizier in Hannover hatte ich, wie erwähnt, Beziehungen zu dem Offizierkorps des Ulanenregiments 13 angeknüpft und war auch mit dessen Kommandeur, Oberst v. Schack, gut bekannt geworden. Im Jahre 1869 sagte dieser mir einmal: „Sie müssen mein Nachfolger werden." Ich konnte das nur für einen Scherz nehmen und habe erst nach seinem Tode erfahren, daß es ihm voller Ernst gewesen war. Er hatte seine Ansicht dem ihm befreundeten Albedyll mitgeteilt und dieser, der mich schon damals recht gut kannte, sie gut aufgenommen. Als nun Schack am 16. August 1870 vermißt, der etatsmäßige Stabsoffizier v. Buddenbrock schwer verwundet, und die Führung des Regiments von dem ältesten Rittmeister v. Rosenberg übernommen worden war, wurde von der Kommandierung eines Stabsoffiziers zur Vertretung Schacks abgesehen, so daß Rosenberg das Regiment bis zum Ende des Krieges behielt. Wie mir Albedyll später sagte, hat ihn dabei auch der Wunsch geleitet, mir das Regiment zu verschaffen. Daß so etwas im Werke war, teilte er mir Anfang Mai 1871 vertraulich mit, fügte aber hinzu, daß er noch nicht sicher sei, ob der König es genehmigen würde. Der alte Herr hatte den Nutzen solcher ungewöhnlichen Veränderung nicht einsehen können, wollte auch nicht glauben, daß sie meinen Wünschen entspräche. Als einen Monat später der Rückmarsch des Regiments nach Hannover beschlossen wurde, hielt Albedyll den richtigen Moment für gekommen, ihm einen Kommandeur zu geben, und nun stimmte der König beim Vortrage zu, daß ich es sein solle. Fast gleichzeitig damit hatte nun aber Bismarck den Gedanken, mich als Geschäftsträger nach Paris zu schicken. Meine Ernennung zum

[1]) Aufzeichnung aus späterer Zeit.

Regimentskommandeur erfolgte am 24. Juni, aber unter vorläufiger Belassung in meinem Pariser Kommando. Nach dessen Beendigung kam ich in den letzten Septembertagen nach Hannover und übernahm das Regiment.

Schon in der Zeit von seiner Formation bis zum Ausbruch des Krieges war es sowohl durch sein Offizierkorps wie durch Haltung und frischen Geist günstig hervorgetreten, eine Folge sowohl der glücklichen Zusammensetzung als der Einwirkung seines Kommandeurs, des klugen Obersten v. Schack. Aus dem Kriege kehrte das Regiment mit sehr gutem Rufe zurück; es hatte sich als besonders tüchtig und, was man nicht von allen Regimentern sagen konnte, bis zum Schluß frisch und unternehmungslustig erwiesen. Dem Major v. Rosenberg wurde es wohl nicht leicht, wieder in die bescheidene Stellung des etatsmäßigen Stabsoffiziers zurückzutreten, ich sah aber bald, daß dieser Moment eintreten mußte, so vortrefflich er das Regiment während des Krieges geführt hatte. Da das Offizierkorps mich gern kommen sah, hatte ich eine dankbare Aufgabe und glaube, daß sie mir ganz gut gelungen ist.

Ich habe keine ernsten Sorgen, wohl aber viel Freude mit dem Regiment gehabt und viel Anerkennung geerntet. Einige Male fand ich Gelegenheit, für Untergebene einzutreten und habe es in kräftiger und furchtloser Weise getan, was mir bald deren Vertrauen gewann. Durch meine Stellung als Flügeladjutant und auch — immer gestützt durch Albedylls große Freundlichkeit — wegen guter Beziehungen zum General v. Voigts-Rhetz und nach dessen Erkrankung zum General v. Tresckow — war ich wohl auch in besonders günstiger Lage. Mit dem Brigadekommandeur General v. Barby und dem Divisionskommandeur Prinzen Albrecht[1]) stand ich auf bestem Fuße.

Auf frischen Soldaten- und Reitergeist habe ich gehalten, aber der übermäßigen Anspannung des Pferdematerials vorgebeugt; es war dies dringend nötig, da das Regiment im Kriege viel Pferde verloren hatte, und in allen Schwadronen sich eine erhebliche Zahl von Augmentationspferden befand. Besonders habe ich die Felddienstausbildung gepflegt und die Genugtuung gehabt, daß im Manöver die höheren Stellen mit den Leistungen meiner Untergebenen zufrieden waren und mich in der Regel als Avantgardeführer wünschten. Oft habe ich es hören dürfen, wie mein Regiment lobend hervorgehoben wurde.

*

Hannover, 13. Mai 1873.

In der vergangenen Nacht bin ich wieder hier eingetroffen. Denke ich über die verlebten letzten vierzehn Tage nach, so muß ich zunächst

[1]) Der jüngere Prinz A., Neffe des Kaisers.

von Dank erfüllt sein gegen den Kaiser, daß er mich auf seine Reise[1]) mitgenommen hat.

Rußland bedeutet eine andere Welt; man kann sich z. B. in französischen Verhältnissen viel schneller orientieren und flinker einleben als dort. Der erste Eindruck muß für jeden großartig sein. Rußland hat 60 Millionen Einwohner, es hat manchen tüchtigen Regenten, Minister und General hervorgebracht und hohe Ziele verfolgt. Wenn da nicht schon mehr aus diesem Lande geworden ist, so müssen Bleigewichte anhängen, die die Bewegung hemmen. Jetzt vollzieht sich eine soziale Umwälzung. Ihre Leiter glauben damit auf der richtigen Bahn zu sein und sehen in dem Zarenreich den künftigen Beherrscher von Europa. Der Gedanke kann allerdings sehr verlocken. Was früher das Haupthindernis war — die räumliche Ausdehnung — wird allmählich beseitigt durch ein sehr durchdachtes Eisenbahnsystem, von dem noch kaum die Hälfte in Angriff genommen ist, das aber gewiß zur Ausführung kommt. Der Krimfeldzug hätte schon bei dem heute bestehenden russischen Eisenbahnnetz von den alliierten Armeen gar nicht unternommen werden können. Denn jenes erlaubt bereits jetzt, an unserer und der österreichischen Grenze, sowie am Schwarzen Meer große Armeen schnell zu versammeln. Ist das Eisenbahnnetz erst fertig, die allgemeine Dienstpflicht durchgeführt, die kürzere Dienstzeit einige Jahre in Kraft, so muß sich die Überlegenheit der Zahl geltend machen. Es fragt sich nur, ob Rußland unmittelbar nach der Leibeigenenbefreiung eine Reihe anderer liberaler Einrichtungen verträgt, ob das Volk dazu nicht noch viel zu roh ist, ob der Wille des Kaisers dann noch so unumschränkt durchgeführt werden kann, ob die sehr verschiedenartigen Elemente, die bisher durch einen festen Willen geleitet wurden, nicht auseinandertreiben werden. Die Gegner der neuen Richtung, die natürlich zahlreich sind, sehen sehr schwarz und fürchten das soziale Gespenst viel mehr als wir, die wir es doch schon leibhaftig vor uns sehen. Ich bin der Ansicht, daß Rußland, wenn es auf dem jetzigen Wege schnell fortschreitet, seinem Verfall bald entgegengeht. Der wichtigste Faktor des Zusammenhalts ist die griechische Kirche; wer birgt aber dafür, daß die Massen, wenn sie unabhängiger werden, nicht auch ungläubiger werden, daß das Sektenwesen nicht größere Dimensionen annimmt und schließlich zu Spaltungen führt. Kein Volk ist in zehn oder zwanzig Jahren umzubilden, insbesondere aber nicht das russische, das an blinden Glauben, an uubedingten Gehorsam gewöhnt und in der Zivilisation noch weit zurück ist.

*

---

[1]) Nach Petersburg.

Gegen Ende des Jahres 1873 hatte der Kommandierende General des X. Armeekorps, General der Infanterie v. Voigts-Rhetz, wegen Krankheit seinen Abschied genommen, der bisherige Kommandeur der 20. Division, Prinz Albrecht, wurde sein Nachfolger. Der Prinz mußte einen geeigneten Generalstabschef erhalten, und ich wurde anstelle des Obersten v. Grolman dazu ausersehen. Es wurde mir natürlich schwer, mich von meinem schönen Regimente zu trennen, da ich indes zum Brigadekommandeur ziemlich nahe aufgerückt war, mit dem Regiment, wie erwähnt, keinerlei Sorgen gehabt, aber viel Anerkennung gefunden hatte, so war es vielleicht gerade der richtige Zeitpunkt, es abzugeben, und vielleicht hatte es die Vorsehung auch diesmal mit mir besonders gut gemeint.

*

Lautenbach, 17. Dezember 1873.

Am 15. Dezember verlobte ich mich in Lautenbach,[1]) am folgenden Tage erhielt ich meine Ernennung zum Chef des Generalstabes des X. Armeekorps. Ich hatte somit zwei Ereignisse, die ich dem Kaiser melden mußte, fuhr am 19. abends in Lautenbach ab, traf am 20. früh in Hannover ein, übernahm meine Geschäfte und reiste am Nachmittag nach Berlin.

Der Kaiser war schon seit Wochen leidend und empfing nur wenige Menschen, ich ging indes am 21. frühzeitig in das Palais und wurde auch sogleich vorgelassen. Ich hatte den Kaiser zuletzt im September bei der großen Parade in Hannover gesehen, er war damals so frisch und rüstig gewesen wie nur jemals zuvor. Jetzt bemerkte ich leider eine große Veränderung. Er empfing mich sitzend — was er sonst niemals tat — war in Zivil gekleidet und hatte eine kleine schwarze Mütze auf. In Zivilkleidung haben ihn, außer wenn er auf Reisen war, nur wenige überhaupt gesehen, es war ein Zeichen besonders freundlichen, ich möchte sagen, väterlichen Verhältnisses, wenn er sich so sehen ließ. Im Gesicht sah er eigentlich gut aus, aber seine Stimme war matt, und er machte überhaupt den Eindruck großer Entkräftung. Ich meldete zuerst meine Ernennung; er gab mir die Hand und sagte ungefähr folgendes: „Ich habe mich sehr gefreut, Ihnen diese neue Stellung geben zu können,

---

[1]) Mit der Amerikanerin Marie Esther Lee, der verwitweten Gemahlin des Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, späteren Fürsten von Noer, eines Großoheims der verstorbenen deutschen Kaiserin. (Vgl. u. S. 200.)

mit der Sie eine große Verantwortlichkeit übernehmen. Ich habe Sie schon soviel gebraucht, und Sie haben jedesmal sich meine vollste Zufriedenheit erworben, so daß ich mit großem Vertrauen Sie in diesen neuen Wirkungskreis berufe. Sie haben während des Krieges schon einmal einem Fürsten glücklich souffliert und sollen nun meinem Neffen als Souffleur dienen. Er hat vortreffliche Eigenschaften, doch fehlt ihm als Soldat noch sehr viel. Als Regimentskommandeur war er noch sehr jung, doch nahm er sich der Sache mit Eifer an; als Brigadekommandeur hat er zum wenigsten befriedigt; nun habe ich zu meiner Freude gehört und auch gesehen, daß er bei der Division größeres Interesse entwickelt hat. Ich habe sehr ernst mit ihm gesprochen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt, wo er niemand mehr über sich hat, seine Stellung eine viel verantwortlichere und also viel schwerere geworden ist. Ich habe ihm ferner gesagt, daß er sich auf Sie ganz verlassen kann und daß er nichts ohne Ihren Rat tun soll. Machen Sie ihm die Arbeit nicht zu leicht. Ich bin, als ich Kommandierender General wurde, meinem damaligen Chef des Generalstabes sehr dankbar gewesen, daß er mich gründlich in alles eingeweiht hat." Er gab mir dann noch einmal die Hand und sagte: „Sie werden Ihre Sache schon gut machen."

Dann kam die Rede auf mein Regiment. Der Kaiser sagte, es würde mir gewiß schwer werden, es aufzugeben; mein Nachfolger, Herzog Elimar von Oldenburg, sei ein sehr junger Mann, er würde sich hoffentlich oft bei mir Rat holen. Dann sprach der Kaiser noch über die Prinzeß Albrecht, über den General Voigts-Rhetz und mancherlei hannoversche Verhältnisse. Als er schloß, teilte ich ihm mit, daß ich mich verlobt habe. Er war außerordentlich herzlich, ließ sich viel von meiner Braut, unserer Bekanntschaft usw. erzählen und sagte auch u. a.: „Also nach Württemberg gehen Ihre Jagdreisen!" Er trug mir viele Glückwünsche und Empfehlungen für Marie auf und entließ mich dann mit nochmaligem Händedruck.

Ich verließ das Palais mit wehmütigen Gefühlen. Der gute alte Herr machte auf mich einen gar zu traurigen Eindruck. Wer weiß, ob ich ihn noch einmal wiedersehe! Dieses eingehende Interesse für seine Pflichten und diese herzliche Teilnahme für meine privaten Angelegenheiten, trotz seines leidenden Zustandes, sind gewiß ein schönes Zeichen für seinen vortrefflichen Charakter. Gott schenke ihm noch lange Jahre. Einen besseren und gütigeren Herrn werde ich nie wieder haben, was muß ich ihm alles danken!

*

1878

Hannover, 1. Januar.

Das schlechte Wetter beim Beginn des Jahres[1]) könnte wohl auf die Weltlage Bezug haben. Auch da ist das Bild trübe und die Zukunft in Dunkel gehüllt. Bei uns scheint sich eben eine sehr eingreifende Veränderung zu vollziehen. Bismarck konferiert mit Bennigsen[2]) und dieser mit den Häuptern der nationalliberalen Partei; es heißt, ein neues Ministerium sei fertig, und in den hohen Reichsbehörden würden Wechsel vorgenommen. An den Kaiser scheint man aber erst jetzt herantreten zu wollen. Die katholische Frage beherrscht leider alle anderen, und mir scheint, als ob der Kampf scharf fortgeführt werden soll. Ein Grund zu schwerer Sorge liegt in dem hohen Alter des Kaisers und in den politischen Ideen seines Sohnes. Ich fürchte, es wird da viel Unglück angerichtet werden! In der Armee sieht es auch nicht so aus wie es sollte. Die Armee selbst ist gut, so vortrefflich ausgebildet wie nur je und jederzeit schlagfähig. Wir haben aber gar zu alte kommandierende Generale und anscheinend keinen guten Nachwuchs. Ein baldiges und gründliches Aufräumen ist notwendig. Feldmarschall Moltke altert sichtlich und ist seiner Stellung kaum noch gewachsen; ein Nachfolger, wenigstens einer, den die Stimme der Armee bezeichnet, fehlt. Der Kriegsminister[3]) ist ein willenloser Mann. General Albedyll tut als Chef des Militärkabinetts sein möglichstes, er hat aber große Schwierigkeiten; leider gibt es in der Armee hochgestellte Offiziere, die seinen Sturz wünschen, was nach meinem Gefühl ein Unglück wäre.

Die orientalische Frage ist eben an einem wichtigen Punkt angelangt. England scheint Lust zu haben, sich einzumischen und hat deshalb wohl das Parlament früher einberufen. Sollte es wirklich zu einer Einmischung kommen, so werden daraus weitere Verwicklungen entstehen, deren Ende nicht abzusehen ist. Gebe Gott, daß das Vaterland aus allem siegreich und stark hervorgeht.

8. Februar.

Der Papst ist gestern gestorben. Es ist das ein Ereignis von unberechenbarer Tragweite. Sollte ein vernünftiger Mann gewählt werden, worauf allerdings wenig Aussicht besteht, so muß bei geschickter Behandlung der Kulturkampf aufhören, und dann erleben wir bei uns eine große Wandlung der Parteiverhältnisse.

---

[1]) Hier beginnt das seitdem fortlaufend geführte Tagebuch des Verfassers.

[2]) B. war am 27. Dezember in Varzin eingetroffen.

[3]) General v. Kameke.

10. Februar.

Die Russen stehen nun unmittelbar vor Konstantinopel, nachdem die Türken freiwillig alle davor liegenden Positionen geräumt haben. Der Waffenstillstand ist mit einer Frist von drei Tagen kündbar oder mit anderen Worten: Konstantinopel kann von den Russen besetzt werden, wenn sie Lust haben. Die Russen haben doch die klugen Engländer gründlich überlistet; daß sie dabei sehr unehrlich zu Werke gegangen sind, ist gewiß richtig; daß es aber so weit kommen konnte, allein die Folge der Unentschlossenheit und Halbheit Englands. Viele sehen die Situation für sehr ernst an und prophezeien einen europäischen Krieg; ich glaube nicht daran.

11. Februar.

Ich soll bei den bevorstehenden Vermählungsfeierlichkeiten[1]) den Ehrendienst beim Herzog von Anhalt übernehmen. Der Genuß ist wohl nicht groß, doch gehe ich gern wieder einmal nach Berlin.

16. Februar.

Um 9 Uhr Empfang auf dem Anhalter Bahnhof. Außer meinem Herzogspaar kamen alle Meininger, Prinz Heinrich der Niederlande und Erbprinz von Hohenzollern an. Zugegen Kaiser, Kronprinz und Kronprinzeß, die Prinzen Friedrich Karl, Karl, Friedrich Wilhelm,[2]) Heinrich, Prinzeß Charlotte. Um 11 ging ich zur Fürstin Bismarck; es waren nur noch zwei Personen da. Um 12 erschien der Fürst, der eben einen zweistündigen Besuch vom Prinzen von Wales auszuhalten gehabt hatte. Er war sehr freundlich und lud mich ein, sobald ich Zeit hätte, bei ihm zu essen.

20. Februar.

Ich habe nun bald genug gesehen — Fürsten, Fürstinnen, Schleppen und Diamanten.

21. Februar.

Es war Familiendiner, so daß ich mich freimachen und Bismarcks Einladung annehmen konnte. Ich fand außer einigen Verwandten nur noch Lehndorff da. Der Fürst war sehr gesprächig und liebenswürdig. Nach Tisch wurde geraucht, und ich saß bis beinahe 9 Uhr mit der Zigarre neben ihm. Sehr interessant sprach er über sein Verhältnis zu den Reichslanden, das er wegen zu vieler Arbeit lösen wolle; er habe da namentlich durch den Großherzog von Baden und naturgemäß also auch durch die Kaiserin sehr viel unnütze Sorgen. Der Großherzog möchte gar zu gern

[1]) Der Prinzessin Charlotte von Preußen mit dem Erbprinzen Bernhard von Meiningen.

[2]) Der spätere Kaiser Wilhelm II.

die Reichslande zu Baden geschlagen haben oder wenigstens doch das Gouvernement in die Hand bekommen, Bismarck hat aber nicht die geringste Neigung dem zuzustimmen. Nach seiner Ansicht wäre die beste Lösung, wenn der jedesmalige Kronprinz des Deutschen Reiches Statthalter der Reichslande sei. Gegenüber dem Papst, sagte er, würden wir gar kein Entgegenkommen zeigen. Wenn der Papst unsere Gesetze anerkennt, bestünden Verhandlungsmöglichkeiten — sonst nicht. Die orientalische Frage wurde kaum berührt. Ich weiß aber soviel davon, daß man bei uns über die Entwicklung sehr besorgt ist. Rußland wird in beunruhigender Weise übermütig, und für Österreich wird es immer schwerer, nicht ernsthaft Front dagegen zu machen.

23. Februar.

Abmeldung beim Kaiser. Der Herzog von Anhalt hat mir einen Orden angehängt — ich fürchte, ich bekomme noch mehrere solche Dinger in diesem Jahre. Er entließ mich schon um 11 Uhr, so daß ich nicht zur Eisenbahn zu gehen brauche, und war überhaupt sehr liebenswürdig, lud mich auch ein, ihn in Dessau zu besuchen. Ich gehe gern nach Hannover in meine behagliche Häuslichkeit und in meinen Dienst zurück, kann aber nicht leugnen, daß mich die Tage hier in Berlin in hohem Grade interessiert haben. Nicht die Festlichkeiten, sondern das großartige Getriebe der jetzt gerade in wichtigen Krisen stehenden äußeren und inneren Politik, dazu die Angelegenheiten der Armee, speziell des Generalstabes und des Militärkabinetts — Dinge, über die ich viel gesprochen und viel gehört habe, wobei es mir große Freude machte, zu sehen, daß eingeweihte Leute sich gern mit mir unterhielten. All das hat mich sehr beschäftigt, ich kann sagen, auch aufgeregt, und es ist mir leid, davon wieder ablassen zu müssen. In summa aber bleibt das stille Hannover doch besser, denn in Berlin könnte ich leicht in den Strudel gerissen werden, während ich es für klug halte, vorläufig herauszubleiben. Männer wie Manteuffel, Albedyll, Wilmowski — auch der Kriegsminister, was mir allerdings den geringsten Eindruck macht — sagen mir: „Halten Sie sich gesund, Ihre Zeit kommt." Wir werden ja sehen!

Ich diniere bei meiner alten Freundin, der Gräfin Schwanenfeld, Oberhofmeisterin der seligen Prinzeß Karl, fahre dann noch auf einen Moment zum Prinzen Albrecht und sodann abends nach Braunschweig.

24. Februar.

Um 10½ Uhr ging ich nach dem Schloß und wurde sogleich vom Herzog[1]) empfangen. Er war besonders liebenswürdig, ließ sich viel von den Festlichkeiten in Berlin erzählen, sprach über Politik, namentlich

[1]) Herzog Wilhelm, vgl. o. S. 133.

innere, und entwickelte dabei sehr klare und vernünftige Ideen. Er lud mich zum Diner ein, wobei ich neben ihm saß und mich wiederum angeregt unterhielt. Als die Rede auf sein Kontingent kam, zeigte er keinerlei Bitterkeit.[1])

4. März.

Der Friede zwischen der Türkei und Rußland[2]) ist gestern unterzeichnet. Was England und Österreich sagen, ist noch nicht klar, ebenso sind die Details der Bedingungen noch unbekannt.

14. März.

In der orientalischen Frage herrscht noch große Unsicherheit. England rüstet eifrig und scheint mit Österreich auf sehr gutem Fuße. Dieses wird wohl fest bleiben, solange Andrássy am Ruder ist; wird er gestürzt, so kommt die Partei, die für Annexion von Bosnien usw. ist, und das bedeutet zunächst den Frieden.[3]) Der Kongreß soll in Berlin stattfinden.

19. März.

In Berlin bereiten sich wichtige Dinge vor. Graf Otto Stolberg[4]) ist von Wien nach Berlin berufen und wird wohl Stellvertreter von Bismarck werden; damit scheint dieser sich von den Nationalliberalen mehr zurückzuziehen. Die Möglichkeit eines Ausgleichs mit dem Papst wirkt dabei gewiß mit. Unser Oberpräsident Graf Botho Eulenburg scheint Aussicht zu haben, Minister des Innern zu werden.

21. März.

Prinz und Prinzeß Albrecht reisen nach Berlin zum Geburtstag des Kaisers.

23. März.

Ich mache[5]) früh einige Besuche, u. a. einen sehr langen beim General Albedyll. Unsere innere Krisis beginnt sich in mir sympathischer Weise zu klären. Bismarck hat entschieden mit den Nationalliberalen gebrochen, diese scheinen sich wirklich recht einfältig betragen zu haben. Camphausen hat seinen Abschied. Otto Stolberg wird Vizekanzler, unser Oberpräsident Eulenburg Minister des Innern, Hobrecht Finanzminister. Achenbach[6]) soll noch zum Abgehen genötigt werden. Stolberg, Eulenburg und Friedenthal[7]) sollen dem Ministerium wohl die Farbe verleihen. Daß

---

[1]) Vgl. aber S. 207 ff.
[2]) Zu San Stefano.
[3]) Vgl. u. S. 324 unter dem 4. Mai 1887.
[4]) Botschafter in Wien.
[5]) In Berlin.
[6]) Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten.
[7]) Minister für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten.

Bismarck, der sehr frisch und kampfesmutig sein soll, den Moment für gekommen hält, diese große Rechtsschwenkung vorzunehmen, hat mich etwas überrascht. Er muß mit Rom schon weiter sein, als man denkt.

Die Frage der Statthalterschaft für Elsaß-Lothringen wird jetzt auch ernst behandelt. Bismarck will den Kronprinzen hin haben, doch ist der Kaiser merkwürdigerweise noch dagegen. Albedyll hofft aber sehr, daß er nachgeben wird.

Als Nachfolger von Stolberg auf dem Wiener Botschafterposten nennt der Klatsch u. a. auch mich. Ich weiß aber sehr gut, daß keine Rede davon ist. Stolberg protegiert Lehndorff, und dieser hat sicherlich gute Aussichten. Es ist nur verdächtig, daß Bismarck ihm noch keine Andeutung gemacht hat. Er braucht Lehndorff übrigens hier in Berlin auch notwendig, denn dieser vermittelt sehr viel und übt so eine stille, aber sehr wertvolle Tätigkeit. Albedyll sagte mir im Gespräch: „Sie haben an Bismarck einen guten Freund, er sprach sich unlängst über Sie sehr günstig aus." — Nach seiner Meinung würde mich der Kanzler gewiß einmal verwenden.

25. März.

Früh war ich bei meinem alten Freunde, dem Geheimen Hofrat Schneider, Vorleser und Bibliothekar des Kaisers, und hatte eine interessante Unterhaltung, namentlich über russische Verhältnisse, in denen er sehr orientiert ist.

29. März.

Um 5 Uhr bin ich zum Diner beim Grafen Eulenburg, der täglich seine Ernennung zum Minister erwartet. Lord Derby hat seine Demission gegeben;[1]) das bedeutet wohl sicher den Krieg. England ruft die Reserven ein. Die russischen Papiere sind mit einem Ruck 8 Prozent gefallen!

1. April.

Früh 5¼ Uhr marschiert das 3. Garderegiment vom Waterloo-Platz ab, um nach Berlin in Garnison zu kommen. Es hat seit dem Herbst 1866 hier [2]) gestanden und war überall sehr gern gesehen. Zahlreiche Menschen anwesend, aber auffälligerweise die Stadt nicht vertreten.

8. April.

Mein Geburtstag! Gott sei Dank beginne ich das neue Jahr in guter Gesundheit. Welch ein Unterschied zum gleichen Tage im Jahre 1877!

---

[1]) Am 27. März; er wurde im englischen Außenministerium durch Lord Salisbury ersetzt.

[2]) In Hannover.

Gebe Gott, daß es so bleibt. Ich bin frischen Mutes und unternehmungslustig und meine, allen Dingen gewachsen zu sein, die von mir verlangt werden können.

14. April.

Palmsonntag und unser Hochzeitstag! Vier Jahre vollsten Glückes liegen hinter mir. Wir sind vereint im Danke gegen Gott für all das, was er uns gewährt hat.

24. April.

Am 19. waren einige Charaktererhöhungen, bei welchen mein Bruder Fritz Oberst wurde. Für mich ist dies Avancement insofern bemerkenswert, als ich bei dieser Gelegenheit „in der Tour" Oberstleutnant geworden wäre. Der Unterschied ist doch ganz gewaltig!

18. Mai.

Besichtigung des hiesigen, über 1000 Mann starken Landwehrbataillons. Es ging nach meiner Ansicht schlecht, indes übte der Prinz ziemlich milde Kritik. Ich wünschte, er hätte die faule Gesellschaft fest angefaßt.

In Berlin sieht es ernst aus. Bismarck wünscht entschieden Maßregeln gegen die Sozialdemokraten,[1]) findet aber bei den liberalen Theoretikern wenig Beifall. Diese Leute sind von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit; nach meinem Gefühl ist das Übel schon viel weiter fortgeschritten, als man denkt.

2. Juni.

Gegen Abend erhalte ich die Nachricht von dem schrecklichen Attentat auf den Kaiser.[2]) Was sind doch in heutiger Zeit für unglaubliche Dinge möglich! Gebe Gott, daß die Wunden des guten alten Herrn nur leicht sind. Wer vermag aber bei einem Einundachtzigjährigen zu sagen, was der Körper noch aushalten kann.

3. Juni.

Schon gestern abend eingezogene Nachrichten lauteten etwas günstiger. Man kann hoffen, der Kaiser kommt durch. Soviel ist mir klar: auf diese Weise kann es nicht weiter gehen! Der Verbrecher gibt selbst an, Sozialdemokrat zu sein, also ist es die heilige Pflicht aller Männer, die Einfluß haben, dahin zu wirken, daß endlich gegen diese verderblichen Elemente eingeschritten wird. Ich hoffe, wir machen jetzt eine energische Wendung zum Besseren. Wie tief verachte ich die nationalliberale Kammermajorität, die über theoretischen Wortkram nicht hinauskommt und Land und Volk von Jahr zu Jahr mehr zurückbringt!

[1]) Infolge des Hödelschen Attentats.
[2]) Durch Nobiling.

4. Juni.

Albedyll schreibt mir Genaueres über den Zustand des Kaisers. Leider lautet es nicht sehr günstig; wenn auch Hoffnung auf Wiederherstellung bleibt, so ist doch nicht zu verkennen, daß man noch für längere Zeit auch auf einen ungünstigen Verlauf gefaßt sein muß. Die ganze königliche Familie hat sich sogleich nach Berlin begeben, trotz meist weiter Entfernungen; es fehlt allein der Prinz Albrecht!

6. Juni.

Um 3 Uhr 30 fuhr ich mit Prinz Albrecht nach Berlin, um selbst zu sehen, wie es da stand. Ich ging gleich zu Albedyll, der mir alles erzählte, was passiert ist und was beabsichtigt wird. Der Kaiser war während der ganzen Zeit ein Vorbild in Energie, Ruhe und vornehmer Haltung! Kein Wort der Klage weder über körperliche Schmerzen noch über die Tat ist von seinen Lippen gekommen. Der Kronprinz soll sehr energisch gesinnt sein und den besten Willen haben. Möchte er gut beraten werden! Er hat gestern die Stellvertretung übernommen; die Minister sind unter Bismarcks Vorsitz zusammengetreten. Der Reichstag soll aufgelöst werden, der neue scharfe Gesetze vorgelegt bekommen. In Berlin verlangt man allgemein eine zahlreichere und bessere Polizei; es ist nicht unmöglich, daß ein General Polizeipräsident wird; kommt dieser Entschluß zustande, so soll ich den Posten erhalten!

Von Albedyll ging ich zu Bismarck, wo auch sein Stellvertreter Stolberg anwesend war. Hier hatte ich keinen sehr günstigen Eindruck. Bismarck schien mir nicht völlig klar über das, was zu tun sei, namentlich in bezug auf Berlin, und Stolberg, mit dem ich nachher noch lange in der Wilhelmstraße spazieren ging, zeigte wenig Entschlossenheit.

13. Juni.

König Georg ist gestern in Paris gestorben! Die Tragweite des Ereignisses ist kaum schon zu übersehen, doch wird es, selbst wenn der Sohn in die Fußstapfen des Vaters treten sollte, für viele Leute ein Abschnitt sein, die den Wunsch haben, sich uns zu nähern und auf diesen Moment warteten. Ich schrieb gleich an Albedyll wegen der eventuellen Beisetzung in Hannover; es muß da alles beizeiten überlegt werden.

16. Juni.

Ich mußte nach Hannover,[1]) um in der Beisetzungsfrage Anordnungen zu treffen; die meisten Leute, die in der Sache zu tun hatten, sind ratlos,

---

[1]) Vf. war auf einem Ritte von Hannover abwesend.

aber zufrieden, daß ich gekommen war. Der Kronprinz hat befohlen, daß wir, nachdem er die Beisetzung in Herrenhausen erlaubt hat, alle Rücksichten nehmen, eventuell durch Spalier hilfreiche Hand leisten. Von den Welfen weiß aber noch keiner, was geschehen wird. Minister v. Malortie[1]) gab mir zu, daß sie, d. h. die Welfen oder der hannoversche Hof, gar nicht imstande seien, das Leichenbegängnis ordentlich in Szene zu setzen, weil seitens der Extremen großartige Demonstrationen beabsichtigt seien; ohne unsere Hilfe sei es unmöglich, aber diese Hilfe anzunehmen fast noch unmöglicher.

19. Juni.

Bei der Rückkehr[2]) fand ich ein Telegramm mit der Mitteilung vor, daß die Beisetzung in Herrenhausen aufgegeben sei und in Windsor stattfinden werde.

*

Ich bin am 22. abends in Paris angekommen, wo Marie mich erwartete.[3]) Zweck der Reise war, die Ausstellung zu sehen. Interessiert hat mich zum Schluß das sogenannte Nationalfest, welches in Zeitungen völlig falsch geschildert ist. Paris starrte von dreifarbigen Fahnen, wie wohl noch nie. Kein ernster Mensch wird daraus einen Schluß auf den Grad oder Wert der republikanischen Gefühle der Pariser ziehen; das Ganze reduziert sich sehr, wenn man die Erfahrung macht, daß die Fahnen einfach befohlen waren, und außerdem ein starker moralischer Druck ausgeübt wurde. Wer sich ausschloß vom Flaggen oder Illuminieren, mußte gefaßt sein, daß der Pöbel ihm die Fenster einwarf. Die auffallendste Erscheinung war die musterhafte Ordnung. Ohne daß die Polizei sich sehr bemerkbar machte, ging — wenigstens wo ich hingekommen bin — alles ruhig von statten. Kein reges Gedränge, kein Pfeifen oder sonstige Ungezogenheiten. Das können wir in Berlin nicht!

Ich habe in Paris einige alte Bekannte aufgesucht und mich auch etwas nach den Zuständen erkundigt. Alle, denen ich ein Urteil zutraue, bestätigten mir, daß der Revanchekrieg unbedingt zu erwarten sei und wahrscheinlich sehr bald nach 1880, also in etwa zwei Jahren. Die Armee scheint mir trotz zahlreichen entgegenstehenden Ansichten besser geworden. Ein hartes Stück Arbeit wird es daher geben, doch denke ich, wir werden es schon machen.

---

[1]) Zuletzt Minister des kgl. hannoverschen Hauses.
[2]) Von einem mehrtägigen Ritt im Harz.
[3]) Gräfin W. war vorausgefahren.

Hannover, 26. Juli.

Die Angelegenheit des Sohnes des Königs Georg, die die Gemüter hier seit dem Tode des Vaters sehr beschäftigte und die sehr verschieden beurteilt wurde, ist nun dadurch geklärt worden, daß der Prinz Ernst August an den König von Preußen (nicht an den Deutschen Kaiser) schrieb, er habe den Titel Herzog von Cumberland und von Braunschweig angenommen, da Verhältnisse, die er nicht anerkenne, ihn verhinderten, die Titel seines Vaters zu führen; er gäbe keines seiner Rechte auf. Bisher hatte die Königin Viktoria für ihn in Berlin gewirkt; es hieß, sie hätte ihm zugeredet, auf Hannover zu verzichten und nur die Erbfolge in Braunschweig und die sechzehn Millionen anzunehmen; das muß nun nicht ganz korrekt gewesen sein, oder er müßte in letzter Zeit seine Meinung geändert haben, was wohl möglich ist. Ein schwacher Mann ist er jedenfalls, der Beeinflussungen intriganter Leute unterliegt.

29. Juli.

Der Kronprinz[1]) macht allgemein einen vortrefflichen Eindruck und hat durch die letzten Ereignisse und den Ernst seiner Tätigkeit unendlich gewonnen. Zu mir war er sehr freundlich. Vom Kaiser, der heute nach Teplitz abgereist ist, erzählte er sehr viel. Es geht wirklich ganz gut, nur der rechte Arm ist noch fast gar nicht zu gebrauchen. Er ist aber entschlossen, wenn er von seinen Reisen nach Teplitz und Gastein zurückkommt, die Geschäfte wieder zu übernehmen. Die Lebenskraft in dem alten Herrn ist wunderbar. Gott gebe, es geht so gut weiter. Über den Herzog von Cumberland sprach der Kronprinz sehr ernst und bestätigte die einfältigen Briefe mit den Protesten. Die Königin Viktoria scheint verletzt zu sein. Wir antworten nicht.

30. Juli.

Heute ist Reichstagswahl. Zum ersten Male, seit bei uns gewählt wird, ist eine gewisse Erregung — übrigens nicht äußerlich — zu spüren. Hier wurde eine konservative Partei gegründet, die den Amtshauptmann v. Brünneck aufstellt. Man weiß, daß die Partei es nur auf eine geringe Zahl von Stimmen bringen wird, etwa 600—800, will aber zeigen, daß eine solche Partei vorhanden ist. Ich finde die Idee nicht sehr glücklich; wir müssen hier doch gegen die jetzt gerade sehr erregten Welfen zusammenhalten. Es scheint niemand zweifelhaft, daß der welfische Kandidat gewählt wird.

[1]) Er war wegen einer Ausstellung nach Hannover gekommen.

16. August.

Heute früh ist Hödel in Berlin hingerichtet worden! Ich freue mich sehr, daß der Kronprinz diesen Entschluß gefaßt hat; es war dringend nötig geworden, der Canaille Ernst zu zeigen.

19. Oktober.

Heute ist endlich der Reichstag mit dem Sozialistengesetz fertig geworden. Die Regierungsvorlage ist dank der Mattherzigkeit der Nationalliberalen nur mit vielen Verstümmelungen angenommen worden. Recht traurig ist es, solchen Verhandlungen zusehen zu müssen; es wird in lächerlicher Weise geschwatzt, jeder will seinen eigenen Standpunkt klarlegen, von großzügiger Auffassung ist keine Rede. Das Zentrum benimmt sich grenzenlos perfide; ich hoffe, es wird den Herren noch einmal eingetränkt. Die volle Gefahr der sozialistischen Bewegung ist auch den Nationalliberalen nicht recht klar; je mehr Ruhe durch das neue Gesetz geschaffen wird, desto schneller werden sie jene Gefahr vergessen. Und wer denkt jetzt noch — was eigentlich die Hauptsache ist — an den Kampf gegen die zunehmende Irreligiosität und die Verwilderung der Massen, an die Herstellung von Vertrauen im Innern, wodurch Belebung aller Geschäfte, Arbeit und Verdienst entsteht? Wir werden wohl noch traurige Dinge erleben. Möchte es wenigstens gelingen, die Armee intakt zu halten.

Der Krieg mit Bosnien ist mit einem Male beendet, Österreich zieht Truppen zurück. Da spricht wohl die Jahreszeit mit, auch mag man kein Geld mehr haben, und infolge der Haltung der Ungarn keine Aussicht bestehen, solches bewilligt zu bekommen. Gestern kam die überraschende Kunde, daß unser alter Feind Beust[1]) von London nach Paris versetzt ist. Das sieht ganz so aus wie eine große Rücksichtslosigkeit Österreichs gegen uns, worauf man gerade jetzt nicht gefaßt war.

In der Türkei wird es wieder lebendig, und die Bulgaren sind in vollstem Aufstand. England und Österreich scheinen sehr erbittert auf Rußland und möchten gern Frankreich zu sich heranziehen. Für uns ist es jedenfalls sehr unangenehm, daß der berühmte Berliner Kongreß nicht nachhaltigere Wirkungen gehabt hat. Wenn nicht Rußland bald in vernünftigere Bahnen einlenkt, oder wenn nicht alle Mächte übereinkommen, die Türken wirklich aus Europa fortzujagen, so weiß ich nicht, wie die Sache friedlich abgehen soll.

---

[1]) Der frühere österreichisch-ungarische Minister des Äußern, s. o. S. 165.

4. Dezember.

Prinz und Prinzeß Albrecht reisen nach Berlin zum Empfang des Kaisers. Wunderbarerweise hatte der Prinz nicht hingehen wollen, während ich es ihm vorher gesagt hatte, daß er gar nicht anders könnte. Er hat gar zu wenig [...], dazu kommt hier leider nach meiner Überzeugung noch der Umstand, daß er fühlt, wie unangenehm dem Kronprinzen die Rückkehr des Kaisers ist, und wie besondere Feiern bei diesem Anlasse ihn verletzen.

5. Dezember.

Der Kaiser ist heute bei gutem Wetter und unter großer Begeisterung der Bevölkerung in Berlin eingezogen und hat die Regierung wieder übernommen. Ich wünschte, er wäre noch zehn Jahre jünger, um der leider nicht geringen Zahl derer, die ihn verleugnet und sich der aufgehenden Sonne zugewandt haben, zu zeigen, daß er noch der alte ist. Ach, wie schlecht sind die Menschen!

6. Dezember.

Übermorgen ist in Petersburg das Georgsfest. Der Kaiser hat den Wunsch gehabt, einen Prinzen hinzuschicken, und Prinz Karl bestimmt, der mich mitnehmen wollte. Sehr wider Erwarten ist aber vom Kaiser Alexander keine Einladung gekommen. Das ist kein gutes Zeichen.

14. Dezember.

Dem Kaiser geht es in der Tat außerordentlich gut. Er hätte wahrscheinlich die Geschäfte schon viel früher übernehmen können, aber die nächste Umgebung und seine Verwandten — die Kaiserin eingeschlossen — hatten nicht geglaubt, daß es möglich sei, und viele meinten, es sei überhaupt nie mehr möglich. Sie haben den alten Herrn falsch eingeschätzt. Mit dem Kronprinzen hat es wohl mancherlei Reibungen gegeben, meist nur wegen ganz unbedeutender Dinge. Das Verhältnis ist nun einmal kein herzliches und dagegen kaum etwas zu tun. Alle, die mit dem Kronprinzen zu arbeiten gehabt haben, sind aber des Lobes voll, es ist demnach zu hoffen, daß wir bei dereinstigem definitivem Wechsel wieder einen guten Kaiser bekommen. In der Göhrde[1]) gefiel mir sein Aussehen nicht; er erschien traurig und abgespannt, klagt auch etwas über seine Gesundheit. Zu mir war er sehr gnädig und herzlich.

---

[1]) Wald bei Lüneburg an der Elbe, wo Jagden stattfanden.

1879

1. Januar.

Im Innern unseres Vaterlandes sieht es leider noch immer nicht schön aus. Die einzige kräftige Maßregel ist das Sozialistengesetz gewesen. Seine Wirkung ist außerordentlich, hoffentlich läßt man sie von Dauer sein, dann kann Segen daraus erwachsen. Im übrigen gehen der alte Hader und das jämmerliche Schwatzen der Herren Volksvertreter ihren gewohnten Gang. Mit dem Papst wird wohl unterhandelt, ein Erfolg ist aber noch nicht zu merken. Neues Leben kommt wahrscheinlich in die innere Politik durch die eben bekannt gewordenen Bismarckschen Steuerreformprojekte.

24. Januar.

Heute vor 20 Jahren starb meine gute Mutter! Oft habe ich daran gedacht, welche Freude es für sie gewesen wäre, all das Glück, was ich in meiner Laufbahn und nachher im Ehestande gehabt habe, mit zu durchleben.

31. Januar.

Mac Mahon ist zurückgetreten und Grévy Präsident der französischen Republik geworden. Ich glaube, Frankreich begibt sich auf eine abschüssige Bahn.

5. Februar.

In Frankreich ist bisher alles glatt gegangen. Dufaure ist zurückgetreten und Waddington Ministerpräsident. Gambetta wurde Kammerpräsident. Die Welt ist heute früh überrascht durch Bekanntwerden einer Konvention mit Österreich, wonach dies den Artikel V des Prager Friedens annulliert.[1])

31. März.

Aus Rußland kommen recht schlechte Nachrichten. Die Organisation der Nihilisten hat anscheinend riesige Dimensionen angenommen. Daß es so weit kommen konnte, ist ein Beweis dafür, wie faul es im Lande aussehen muß. Eine Revolution scheint sich vorzubereiten. Bedenkt man, daß Frankreich bereits Republik ist, und der Radikalismus im Begriff, die Oberhand zu gewinnen, so würde eine siegreiche Revolution in Rußland für uns eine große Gefahr sein.

---

[1]) Nach welchem Preußen die Herzogtümer Schleswig und Holstein besitzen sollte nur „mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen". (Vgl. Aage Friis, Histor. Zeitschr., Bd. 125, S. 45—62.)

26. April.

Prinz Albrecht reist über Berlin nach Camenz. Er will in Berlin den Reichskanzler aufsuchen (worum ich ihn dringend gebeten habe), um ihn auf die bedenklichen Verhältnisse in der Provinz Hannover aufmerksam zu machen. Ich bin gespannt, ob es ihm gelingt, dem Fürsten den Kern der Sache zu verdeutlichen.

28. April.

Prinz Albrecht schreibt mir aus Berlin, daß er den Fürsten Bismarck gesprochen hat und von der Unterhaltung sehr befriedigt ist. Der Fürst hat ihn dringend gebeten, dem Kaiser einen Bericht zu machen, und der Prinz ersucht mich,[1]) diesen zu entwerfen.

*

Berlin, den 26. April 1879.

Lieber Graf!

Beim Einsteigen heut in Hannover frugen Sie, ob mein Adjutant Ihnen mitteilen dürfe, ob ich Gelegenheit gefunden, den Fürsten Bismarck zu sehen. Soeben kehre ich von diesem zurück und teile Ihnen dieses selbst mit, weil ich daran die Mitteilung knüpfe, daß er meinte, nicht seinerseits die Schritte anbahnen zu können, die ich mir wünschte; dagegen sichtlich erfreut war, als ich aussprach, dann einen Bericht an Seine Majestät machen zu wollen, ja sogar sagte, dafür würde er mir sehr dankbar sein. Er entwickelte hierbei sehr weitgehende Ansichten über die Befugnisse des kommandierenden Generals, der für die Sicherheit der Provinz verantwortlich sei — die mich, ich muß es gestehen, von ihm überraschten. — Doch um mich kurz zu fassen, so ist wahrscheinlich die neue Stellenbesetzung der Richter schon vollzogen. Dies wäre sehr beklagenswert! Indessen auf meinen Bericht wird dies von keinem direkten Einfluß sein. Es sind aus den mancherlei Erfahrungen, namentlich in letzter Zeit, so viel Punkte zum Anhalt gegeben, um Seiner Majestät ein Bild vom Stand der Dinge in Hannover zu geben, daß es nur notwendig sein wird, diese zusammenzustellen und aus den Fakta Rückschlüsse auf die Regeln zu machen, die gelten — Regeln, die lauter nicht preußische Ideen bestätigen. Ich denke mir, daß ich Seiner Majestät schreibe, ich glaubte über folgende Punkte alleruntertänigst berichten zu sollen, deren Änderung wünschenswert, und dann die Fälle von Rasch,[2]) Brühl[3]) [...] die Haltung der Reserveoffiziere und Landwehroffiziere durchgehen, die

---

[1]) Durch den im Anschluß hieran mitgeteilten Brief vom 26. April.
[2]) Der Stadtdirektor von Hannover, vgl. u. S. 191 und 192.
[3]) Gemeint ist der Bürgervorsteher in Hannover Brüel, vgl. u. S. 192.

Entfremdung der heranwachsenden Generation von der preußischen Fahne konstatieren.[1]) Aus dem allen den Schluß ziehen, daß das preußische Wesen sich mehr geduldet als anerkannt fühle, daß daher ein sicheres Auftreten der Zivilbehörden, eine Besetzung der Richterstellen mit Nichthannoveranern etc. wohl wünschenswert sei. So denke ich mir den Bericht. Fürst Bismarck sprach mit solcher Anerkennung von Ihnen, daß ich es Ihnen überlasse, wenn Sie mir eine andere Form vorschlagen wollen, und Ihnen auch überlasse, nach der mir gewordenen Ermutigung, einen Bericht an Seine Majestät zu erstatten, denselben nach Ihrem Ermessen zu gestalten. — Fürst Bismarck wußte nicht bestimmt, ob Seine Majestät bereits die Besetzung der Richterstellen genehmigt und befohlen hätte. Es ist danach aber wohl anzunehmen, daß mein Bericht darauf keinen Einfluß mehr üben kann. Somit eilt die Sache wohl nicht. Indessen ist es immer gut, nicht lange mit Verfassung desselben zu warten. — Interessant war es mir zu vernehmen, daß der Fürst mit keinem der Minister zufrieden ist. Er fühlt sich aber nicht mehr in der alten Kraft, diesen Kollegen fortwährend nachzuhelfen. — Der Fürst war resigniert. — Der bloße Gedanke einer Initiative erfreute ihn sichtlich. Er verspricht sich einen momentanen, keinen dauernden Erfolg davon im günstigsten Falle. Wenn auch nur ersteres erreichbar ist, so ist es doch etwas, und ich denke, Ihnen, lieber Graf, wird dies gelingen. Unterdessen ist es schon 1/21 Uhr am 27. früh geworden und ich schließe als

Ihr kommandierender General

Albrecht, Prinz von Preußen.

3. Mai.

Der Bericht an den Kaiser[2]) hat schließlich viel Mühe gemacht, weil größte Vorsicht geboten war, um Unrichtigkeiten zu vermeiden.

Berlin, den 28. Mai 1879.

Verehrter Herr Graf!

Seine Majestät hat mir den Bericht Seiner Königlichen Hoheit vom 10. d. M. zum Vortrag zugestellt und infolge des letzteren eine Order

[1]) So!

[2]) Ein Konzept dieses Berichts war im Nachlasse nicht aufzufinden. In der Zweigstelle Hannover des Reichsarchivs ließ sich die Frage, ob das Konzept bei den dort beruhenden Akten des X. A.-K. liegt, vor Beendigung des Drucks abschließend noch nicht beantworten. Auch die Nachforschungen, wo die Reinschrift geblieben ist, waren ohne Erfolg. Im folgenden wurde ein Schreiben Bismarcks, das auf jenen Bericht Bezug nimmt, eingeschoben.

an Seine Königliche Hoheit gerichtet, deren kurze amtliche Fassung ich mir erlaube mit einer Erläuterung zu begleiten.

Es wäre dem Kaiser sehr erwünscht, von so zuverlässiger und urteilsfähiger Seite eine vertrauliche Äußerung darüber zu haben, durch welche Maßregeln den geschilderten und auch nach meinen sonstigen Wahrnehmungen vorhandenen Übelständen vielleicht entgegengetreten werden könnte, und welche Versäumnisse in der Vergangenheit in dieser Beziehung etwa zu beklagen sind. In dieser Richtung wünscht Seine Majestät eine Vervollständigung des Berichts, insoweit dem Generalkommando darüber Material und Beobachtungen zur Verfügung sind. Seine Königliche Hoheit kann der diskretesten Behandlung einer solchen Vervollständigung versichert sein, nachdem Seine Majestät den Bericht vom 10. d. M. in keine Art von amtlichen Geschäftsgang gegeben, sondern nur mir persönlich unter eigenhändigem Verschluß zum Vortrag zugestellt hat. Es handelt sich auch nicht darum, Material zu Rekriminationen gegen etwaige Unterlassungen der Vergangenheit zu gewinnen, sondern nur die Bildung des Urteils darüber zu fördern, was etwa geschehen kann, um zu bessern und abzuhelfen.

Die betreffende Order, welcher ich diese Erklärung hinzufüge, hat Seine Majestät bei meinem heutigen Vortrage zurückbehalten, um sie Selbst an Seine Königliche Hoheit abzusenden, und mich dabei gleichzeitig ermächtigt, diese vertraulichen Äußerungen über den Zweck derselben an Sie zu richten.

In [1]) freundschaftlicher Ergebenheit

der Ihrige

v. Bismarck.

*

20. Mai.

In Berlin sieht es ganz eigentümlich aus. Die Bismarckischen Zoll- und Steuerprojekte gehen gut vorwärts, und die von den Liberalen lange befürchtete Koalition der Konservativen und Katholiken hat sich wirklich gebildet; ob auf die Dauer, ist noch nicht zu ersehen, indes wird man, da Bismarck die Sache betreibt, schon Gefallen daran finden. Es kann nun den liberalen Herren nach ihrem zwölfjährigen Regiment mal wieder das Leben etwas sauer gemacht werden. Sehr auffallend ist es, daß der Präsident des Reichstages Forckenbeck sein Amt niederlegt, nachdem er zuvor auf einem Diner des Städtetages eine völlig revolutionäre Brand-

[1]) Von hier an eigenhändig.

rede gegen die Zollfragen gehalten hat. Das läßt auf harten Kampf schließen.

29. Mai.

Mein Wunsch, ein paar Tage in Ruhe in meiner Häuslichkeit zu sein, ist nicht in Erfüllung gegangen. Der Prinz Albrecht bittet mich, nach Berlin zu kommen, um in Sachen seines Berichtes über die hiesigen Zustände mit ihm zu sprechen. Der Kaiser wünscht nämlich noch weitere Angaben und Vorschläge. Ein sehr schmeichelhaftes Schreiben des Reichskanzlers an mich [1]) erläutert die Wünsche des Kaisers.

9. Juni.

Ich erhalte den Befehl, beim Prinzen Arnulf von Bayern Dienst zu tun, reise mit dem 2-Uhr-Zug nach Berlin und habe bei der Ankunft eine lange Unterredung mit Albedyll.

10. Juni.

Im Palais sah ich den Kaiser und bekam auch einen Händedruck von ihm. Der arme Herr ist durch seinen Fall im Gehen noch sehr behindert und muß furchtbare Schmerzen haben. Sonst ist er aber wohl.

Abends bei Bismarck, wo u. a. auch Manteuffel und der Botschafter Hohenlohe [2]) anwesend waren. Nach Aufbruch der meisten sprach Bismarck mit mir noch über hannoversche Zustände; er fragte, ob noch ein Bericht des Prinzen käme, was ich ihm bestätigen konnte; ich habe ihn gerade fertig.[3])

Hannover, 8. Juni 79.[4])

Eine der wesentlichsten Ursachen, daß in der Bevölkerung der Provinz Hannover das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Preußen nicht Wurzeln gefaßt und ein Gefühl der Anhänglichkeit sich nicht entwickelt hat, sehe ich darin, daß von den einschlägigen Behörden nicht in konsequenter Weise und seitens der einzelnen Ressorts nicht nach einem gemeinsamen Plane verfahren worden ist. Ferner ist das Wohlwollen, mit welchem die Herzen gewonnen werden sollten, und das Nichtberichten von Ausschreitungen und feindseligen Agitationen schließlich zu weit getrieben worden.

Es sind dadurch unsere Gegner allmählich dreister geworden, und haben unsere Freunde ihre Prätensionen auf besondere Berücksichtigung be-

---

[1]) Vgl. oben.

[2]) Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, 1874—85 Botschafter in Paris.

[3]) Siehe das Folgende.

[4]) Der Bericht nach einem im Nachlaß befindlichen Konzept des Verfassers, in welchem Prinz Albrecht nur kleinere Änderungen gewünscht hatte.

harrlich gesteigert und sich auch in der Tat fortdauernd großer Rücksichtnahme zu erfreuen gehabt; es hat sie dies in eine Art von übermütiger Stimmung gebracht, sie glauben — und die einflußreiche Stellung, welche einzelne ihrer Führer im Land- und Reichstag einnehmen, und Beziehungen, die diese in Ministerien unterhalten, und nicht selten in persönlichem Interesse ihrer Freunde ausbeuten, bestärkt sie hierin — mehr verlangen zu können, ohne aber zu Gegenleistungen geneigt zu sein.

Der Beweis von ganz besonderer Allerhöchster Gnade und besonderen Vertrauens, der durch Bildung des Provinzialfonds gegeben wurde, und von dem — wenn Dank überhaupt als wahrscheinliche Folge für Wohltaten in Rechnung gestellt werden kann — zu erwarten war, daß er viel Herzen gewinnen und widerstrebende Elemente aussöhnen würde, hat diese Wirkungen leider nicht gehabt.

Der Boden der provinziellen Selbständigkeit ist nicht der, auf welchem preußische Gefühle erzogen werden; ich glaube im Gegenteil, daß sich hier Elemente, die sonst auf sehr abweichende Bahnen angewiesen waren, mehr annähern und in einer Art von Hannoveranerkultus einen Mittelpunkt finden. Die Ansicht, daß der Hannoveraner ein ganz besonders tüchtiger Menschenschlag und genau genommen im Königreich Hannover doch alles besser gewesen sei wie andernorts, ist eine ganz auffallend fest eingewurzelte; auch kluge Männer, die sich mehr in der Welt umgesehen haben, unterliegen ihr, wie z. B. der Landesdirektor v. Bennigsen — und er ist eine Persönlichkeit, die hier sehr ins Gewicht fällt — der keineswegs davon auszunehmen ist. Wenn nun alle Parteien in Hannover, mit alleiniger Ausnahme der Bevölkerung von Ostfriesland, sich in dem Gefühl die Hand reichen, daß es in Hannover besser gewesen sei als jetzt in Preußen, wenn die königlichen Behörden dem mehr passiv gegenüberstehen, und die überwältigend große Masse aller Beamten aus Hannoveranern besteht, die im Herzen nichts weniger als preußisch fühlen, geschweige denn im preußischen Interesse wirken — wie soll da bald an Entwicklung preußischer Sympathien gedacht werden!

Im Jahr 1868 wurde ein Anfang gemacht, hannoversche Beamte nach Altpreußen zu versetzen und altpreußische Beamte dafür hierher zu bringen. Leider ist diese sehr heilsame Maßregel aber nur in bescheidenem Maße angewandt und schon mit dem Jahre 1870 fast ganz wieder aufgegeben worden; wahrscheinlich weil die Wirkungen des Krieges gegen Frankreich auf Verschmelzung der Provinz Hannover mit Preußen überschätzt wurden.

Verschweigen möchte ich endlich nicht — es ist dies vielleicht nicht die Schuld der einzelnen Personen —, daß das Auftreten der Behörden im großen und ganzen nicht den so durchaus notwendigen Eindruck der Sicher-

heit und Festigkeit macht, die gerade bei dem Charakter der hiesigen Bevölkerung von Effekt sind. Altpreußische Beamte, die mit dem besten Willen und von frischem Geiste beseelt herkamen, machen bald die Erfahrung, daß ein energisches Auftreten höheren Orts nicht gewünscht wird.

In der Art der Behandlung mancher personeller und sachlicher Fragen, in der außerordentlich weit getriebenen Rücksichtnahme auf angeblich edle Gefühle, klingt leicht das Zugeständnis durch, als wenn wir hier eigentlich doch nicht auf berechtigtem Boden ständen, und das Bedürfnis fühlten, uns für unser Hiersein zu entschuldigen; gerade hierdurch ist der guten Sache viel Nachteil zugefügt worden.

Wenn ich es wagen darf, meine Ansicht über das auszusprechen, was etwa geschehen könnte, um hier zu bessern und abzuhelfen, so kann ich sie in folgendem zusammenfassen.

1. Anweisung aller königlichen Behörden zu festem und konsequentem Auftreten unter besonderer Betonung, daß wir uns hier in Preußen befinden und in Berücksichtigung, daß gerade bei der Eigenart der hiesigen Bevölkerung ein kräftiges Regiment viel mehr Eindruck macht als ein weitgetriebenes Wohlwollen, welches vielmehr als Schwäche ausgelegt wird.

2. Gründliche Säuberung des Beamtenstandes in allen Ressorts und auch in den dem Reiche unterstellten.

Es wird stets von heilsamem Einfluß sein, wenn Beamte, die sich nicht scheuen, antipreußische Gesinnung zur Schau zu tragen, und solche, die nicht den Eindruck der Zuverlässigkeit machen, beseitigt werden; doch genügt dies nicht; es kommt hauptsächlich darauf an, systematisch da altpreußische Beamte hinzubringen, wo einflußreichen feindseligen Elementen entgegengetreten werden muß. Für ratsam würde ich es auch halten, allen Kollegien prinzipiell eine altpreußische Majorität zu geben.

Sodann dürfte von den Beamten kategorisch zu fordern sein, sich hannoverschen Velleitäten zu entschlagen und offen in preußischem Interesse zu wirken und sich offen als preußische Beamte zu bekennen und dies auch vor dem Publikum, also besonders in ihren sozialen Beziehungen zum Ausdruck zu bringen; gerade weil dies vielen schwer werden wird, wird es um so wirkungsvoller sein.

Es ist in der Wahl der Oberpräsidenten bisher ja zweifellos mit größter Sorgfalt und Glück verfahren worden; ich möchte aber nicht unerwähnt lassen, daß auch für niedriger stehende Beamte und namentlich diejenigen, die mit der Bevölkerung in direktem Verkehr stehen, eine sorgsame Auswahl sehr erwünscht ist, und daß vornehme und taktvolle Persönlichkeiten hier solchen vorzuziehen sind, deren Hauptwert in bureaukratischer Routine liegt.

3. Säuberung des Richterstandes von feindseligen Elementen. Die bisherigen Versetzungen nach anderen preußischen Provinzen haben niemals diejenigen Personen betroffen, die eine Maßregelung verdient hatten.

Bei der Schwierigkeit, nach Besetzung der Stellen infolge der neuen Gerichtsorganisation, Versetzungen eintreten zu lassen, wird das Hauptaugenmerk auf den Nachwuchs, der vielfach feindselige Elemente enthält, zu richten sein.

Wo noch Versetzungen eintreten können, kommt es weniger auf die Zahl als darauf an, daß die rechten Personen betroffen werden.

4. Einwirkung auf die lutherische Geistlichkeit, ihr Amt dazu zu gebrauchen zu versöhnen und nicht dazu, die Versöhnung zu verhindern und Unfrieden zu säen. Ganz augenscheinlich ist die lutherische Geistlichkeit trotz nachsichtigster Behandlung, trotz der Zusicherung, daß ihrem lutherischen Bekenntnisse kein Zwang angetan werden sollte, das tätigste und einflußreichste antipreußische Element geblieben; es ist dies um so beklagenswerter als sie anerkannt viele tüchtige Männer enthält, die bei gutem Willen viel Nutzen schaffen könnten.

Die radikalste Maßregel würde hier die Aufhebung des Landeskonsistoriums und eine anderweite Organisation der kirchlichen Behörden sein. Sie würde aber, weil sie eine extreme ist, die vielfach sehr fanatischen Geistlichen voraussichtlich zu noch energischerem Widerstande aufreizen, auf eine baldige Versöhnung also nicht hinwirken. Da das Landeskonsistorium aber von der Geistlichkeit als das festeste Bollwerk der lutherischen Landeskirche betrachtet wird, so ließe nach meinem Dafürhalten sich durch die Perspektive auf eine mögliche Auflösung und durch das Versprechen auf Belassung desselben bei loyalem Benehmen der Geistlichkeit ein heilsamer Druck ausüben.

Die altpreußischen Grundsätzen widersprechende Unterstellung der Volksschulen unter die Konsistorien verstärkt naturgemäß den Einfluß der Geistlichkeit; auch hier ließe sich wohl eine in Aussicht zu stellende Loslösung und Unterstellung unter die Landdrosteien vorteilhaft verwerten.

Als nächstes Ziel und für unter allen Umständen anzustreben halte ich die allerdings nicht leichte Beseitigung des Präsidenten des Landeskonsistoriums Minister a. D. Lichtenberg und Ersetzung durch eine zuverlässige Persönlichkeit.

5. Festigkeit im Auftreten dem Adel gegenüber, wo sich eine Gelegenheit dazu bietet. Es ist hier zu berücksichtigen, daß viele Mitglieder des Adels durch fanatische Führer terrorisiert werden und ganz gern unter dem Vorgeben, einem Zwange zu folgen, sich ihnen entziehen. So hat z. B. die Erschwerung des Eintritts junger Leute in sächsischen

Militärdienst einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Maßregeln, um direkt auf den unabhängigen Adel einzuwirken, vermag ich nicht anzugeben.

6. Einwirkung auf die nationalliberale Partei zur Förderung preußischen Geistes in der Bevölkerung. Hier wird alles von dem guten Willen oder der Einwirkung auf die persönlichen Interessen einzelner Führer, von denen die hervorragendsten der Landesdirektor v. Bennigsen und der Oberbürgermeister Miquel sind, abhängen.

7. Schärferes Auftreten der königlichen Behörden gegen die städtischen Behörden der Residenzstadt Hannover. Obwohl sie ein extrem welfisch gesinntes Bürgervorsteherkollegium hat, dem der Stadtdirektor Rasch, der uns gegenüber die Rolle des loyalen Preußen und Biedermannes vortrefflich zu spielen weiß, gern folgt, und trotzdem sie stets in Opposition und Konflikt mit fast allen königlichen Behörden ist, mit denen sie Beziehungen zu unterhalten hat, trotzdem sie Beweise von Loyalität noch nie gegeben hat, genießt sie kommunale Bevorzugungen vor allen anderen preußischen Städten, die ihr sogar noch in ganz neuester Zeit zuteil geworden sind. Wäre der Stadtdirektor ein erklärter Welfe, so würde der Stadt zweifellos oftmals ernster gegenübergetreten worden sein, was zur Kräftigung des preußisch gesinnten Teils der Einwohnerschaft beigetragen haben würde. So wie es jetzt ist, deckt der höchst zweifelhaft gesinnte Stadtdirektor durch seine angeblich treuen Gesinnungen die ganz offen schlecht gesinnte Stadt.

Albrecht, Prinz von Preußen.

*

3. Juli.

Ich machte einen Bericht an Bismarck über skandalöse Auftritte, die mit einer hier beabsichtigten Adresse zur goldenen Hochzeit [1]) zusammenhängen.[2])

Hannover, 4. 7. 79.

An des Reichskanzlers Fürsten Bismarck

Durchlaucht.

Euer Durchlaucht kann ich nicht unterlassen, anknüpfend an die von S. K. Hoheit dem Prinzen Albrecht Seiner Majestät dem Kaiser und Könige erstatteten Bericht vom 7.[3]) 5. und 8. 6. und bezugnehmend auf die

---

[1]) Des Kaiserpaares.

[2]) Siehe das Folgende.

[3]) Wohl ohne Zweifel identisch mit dem o. S. 185 erwähnten Bericht vom 10. desselben Monats.

gnädige Zuschrift vom 28. Mai c. von Vorgängen in hiesiger Stadt gehorsamst Kenntnis zu geben, die mir in hohem Grade der Beachtung wert scheinen und die in allen Bevölkerungsklassen hier das größte Aufsehen gemacht haben.

Der Sachverhalt ist kurz zusammengedrängt folgender: Etwa am 22. Mai c. teilte der Stadtdirektor Rasch am Schluß einer Sitzung der städtischen Kollegien dem Bürgerworthalter Behre mündlich mit, „der Magistrat habe beschlossen, eine Adresse zur goldenen Hochzeit des Kaiserpaares abzusenden; wenn das Bürgervorsteherkollegium sich daran beteiligen wolle, so sei das seine Sache". Am 31. Mai erhielt der p. Behre ein Schreiben des Magistrats, in dem die von demselben beschlossene Adresse mitgeteilt wurde mit dem Ersuchen, bis zum 5. Juni Nachricht zu geben, falls das Bürgervorsteherkollegium sich daran beteiligen wolle. Der 5. Juni verstrich nun sowohl wie der 11. Juni,[1]) ohne daß der Bürgerworthalter dem Bürgervorsteherkollegium Kenntnis von dem Schreiben des Magistrats gab, so daß in der Tat eine Adresse des Kollegiums weder zustande kam, noch einmal beraten werden konnte. Der gutgesinnte Teil des Kollegiums trat nun aber auf, um Aufklärung über das Benehmen des p. Behre zu verlangen, der das Schreiben des Magistrats einfach unterschlagen zu haben schien. Nach mehrfachen Auseinandersetzungen kam es zu einer öffentlichen Sitzung des Bürgervorsteherkollegiums am 25. Juni, in welchem der Bürgerworthalter scharf angegriffen wurde und unterstützt durch die ihm zur Seite stehende Majorität sich zu rechtfertigen suchte. Das Ergebnis war, daß Herrn Behre mit 13 gegen 7 Stimmen der wärmste Dank und wärmste Anerkennung für sein Verhalten und volles Vertrauen zu seiner Geschäftsführung ausgesprochen wurde! Das zahlreich anwesende Publikum brüllte lauten Beifall.

Die von Mitgliedern der Majorität gehaltenen Reden waren derart feindselig gegen Preußen, daß eine Zeitung u. a. sagt: „Die Ausdrücke, welche Brüel[2]) außerdem noch in bezug auf die Adresse gebraucht, können wir hier aus Furcht, mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt zu kommen, nicht wiedergeben; aus demselben Grunde müssen wir weiterhin in der Rede des Herrn Fischer II[3]) einige Stellen unterdrücken."

Nach privaten mir zugegangenen, höchst zuverlässigen Nachrichten würden diese Äußerungen als hochverräterisch zu qualifizieren sein. Die Rolle, welche in der ganzen Angelegenheit der Magistrat gespielt hat,

---

[1]) Der Hochzeitstag des kaiserlichen Paares.

[2]) Bürgervorsteher, Geh. Regierungsrat a. D.

[3]) Obergerichtsanwalt.

erscheint mir mindestens zweideutig, was auch völlig seiner sonstigen Haltung entsprechen würde. Es scheint nicht, als ob seitens des Magistrats weder gleich nach dem 5. Juni, noch gleich nach der skandalösen Sitzung am 25. Juni irgend etwas geschehen wäre, was bei ehrlichen Leuten wohl hätte geschehen müssen.

Ich halte den ganzen Vorgang nur für eine Folge des seither befolgten Systems, den Magistrat und die Stadt Hannover mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln und durch Rücksichtnahme zu gewinnen, obwohl noch niemals auch eine Spur von Anerkennung oder Dank als Gegenleistung zu erkennen gewesen ist. Im Gegenteil ist die Stadt, jemehr durch die Oberpräsidenten und die Minister des Innern in den so zahlreichen Konflikten mit königlichen Behörden letztere zugunsten derselben desavouiert worden sind, und jemehr Rechte der Stadt im Vergleich zu altpreußischen Städten eingeräumt worden sind, desto verwegener geworden. Im Grunde kann man es ihr nicht verdenken, weil sie sich sehr gut dabei gestanden hat.

Noch im Jahre 1867 war die Majorität des Bürgervorsteherkollegiums eine gutgesinnte, und hat sich das Verhältnis stetig verschlechtert. Während gleich nach der Annexion die Stadt dem Landesherrn gegenüber ihre Pflichten als königliche Residenz, wie sie z. B. bei Empfängen Seiner Majestät an sie herantreten, noch nachkam, ist nun seit langer Zeit schon kein Gedanke mehr davon, und dies entschiedener und mit größerer Verwegenheit öffentlich zu erkennen zu geben als bei Gelegenheit der oben geschilderten Vorgänge, ist wohl nicht möglich.

Ich würde Eure Durchlaucht nicht mit der Angelegenheit belästigen, wenn ich nicht nach meinen Erfahrungen fürchten müßte, daß sie amtlich gar nicht Eurer Durchlaucht würde unterbreitet werden.

Der Oberpräsident[1]) hatte bis zum 29. Juni in der ganzen Angelegenheit noch nichts getan, u. a. mit den Landdrosten, den nächsten Vorgesetzten der Stadt, noch nicht einmal ein Wort darüber gewechselt. Es wurde mir versichert, daß die gesetzlichen Bestimmungen keinen Anhalt zum Einschreiten böten; meine Frage, ob eine Auflösung des Bürgervorsteherkollegiums nicht möglich sei, wurde verneint; meine Ansicht, daß der Kronanwalt Grund finden würde, wegen der geführten hochverräterischen Reden einzuschreiten, angezweifelt.

Gestern habe ich nun erfahren, daß der Oberpräsident an den Minister des Innern allerdings berichtet hat, und daß auch der Kronanwalt sich bereit erklärt hat, die Sache in Angriff zu nehmen, wenn ihm das Material dazu geliefert würde; letzteres wird, nachdem neun Tage vergangen sind, und stenographische Berichte nicht vorliegen, nicht leicht sein.

[1]) v. Leipziger.

Ich fürchte, es wird zu einer energischen Handlung überhaupt nicht kommen; der Moment ist ein so günstiger, wie er kaum wieder kommt, denn die Entrüstung in der Stadt über das Bürgervorsteherkollegium ist eine sehr große, und gibt es doch hier auch viel anständige, sonst welfisch gesinnte Leute, die dessen Vorgehen scharf tadeln.

In der Anlage füge ich einige Zeitungsausschnitte gehorsamst bei, die genauere Daten geben.

Waldersee.

Seiner Hochgeboren
Herrn General Grafen Waldersee
Hannover.

Vertraulich. Kissingen, 9. August 1879.

Euerer Hochgeboren

beehre ich mich im Auftrage des Reichskanzlers die Anlage mit der Bitte um Rücksendung[1]) ganz gehorsamst zu überreichen: dieselbe ist ihm vom Justizministerium mit dem Bemerken zugegangen, daß nach den darin enthaltenen Ausführungen der Kronanwaltschaft zu Celle ein weiteres strafrechtliches Einschreiten wegen der bekannten Vorgänge im Bürgervorsteherkollegium zu Hannover keine Aussicht auf Erfolg darbieten würde.

Da die Sache auf Eurer Hochgeboren Anregung aufgenommen war, wollte der Reichskanzler nicht unterlassen, Ihnen von ihrem Verlaufe Mitteilung zu machen und die ergebenste Bitte auszusprechen, den Celler Bericht zur Kenntnis Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht zu bringen.

Bei Rücksendung der Anlage möchte ich ganz gehorsamst bitten, an das Auswärtige Amt nach Berlin zu adressieren, da die Postverbindung nach Gastein, wohin sich Fürst Bismarck Ende nächster Woche begibt, zu unsicher ist.

Graf Bismarck, Legationssekretär.[2])

*

28. August.

Die Zeitungen sind gefüllt mit Hetzartikeln der russischen Presse gegen die Deutschen und Erwiderungen darauf, bzw. Betrachtungen darüber. Es ist sicherlich so viel wahr, daß eine große Mißstimmung vorwiegend persönlicher Art zwischen Gortschakow und Bismarck besteht, es ist aber in Rußland von der panslawistischen Richtung schon vor Beginn des türkischen Krieges gegen uns gehetzt worden, und selbst die offizielle Welt hat sich der Illusion hingegeben, wir würden uns ohne Vorbehalt der

[1]) Die Anlage wurde vom Vf. am 19. zurückgesandt.
[2]) Graf Herbert B.

russischen Politik anschließen. Das Unvernünftige dieser Idee scheint nur wenigen Russen klar gewesen zu sein. Nun sollen die Resultate des Krieges nur infolge unserer Schlechtigkeit und Undankbarkeit nicht den berechtigten Erwartungen entsprochen haben. Kaiser Alexander ist schon seit langem unser einziger sicherer Freund, und es scheint fast, als ob man auch ihn jetzt wankend machte, denn das Auftreten der Presse ist nur unter Mithilfe der Regierung möglich. Feldmarschall Manteuffel geht nun nach Warschau, wo der Zar erwartet wird, augenscheinlich in der Absicht, die Sache ins Geleis zu bringen. Ich zweifle nicht am Gelingen, denn die ganze Geschichte ist wirklich hirnlos. Etwas komplizierter sieht sie allerdings infolge des Rücktritts Andrássys [1]) aus, unseres zuverlässigsten Freundes in Österreich, doch ist seit der Besetzung von Bosnien [2]) nach meinem Gefühl Österreich uns überhaupt viel sicherer, weil dadurch eine chronische Differenz zwischen ihm und Rußland geschaffen wurde. Bismarck hat soeben in Gastein einen Besuch von Andrássy erhalten.

3. September.

Die Welt wurde heute durch die Nachricht überrascht, daß der Kaiser, der erst morgen nach Preußen zum Manöver abreisen sollte, in Alexandrowo eine Zusammenkunft mit dem Zaren hat. Demnach ist dieser unsinnige Skandal wieder einmal aus der Welt geschafft.

15. September

Ich habe den ganzen Tag tüchtig zu tun gehabt, um alles für meine Abreise nach Frankreich [3]) vorzubereiten.

Die Zeitungen polemisieren noch immer über unsere Stellung zu Rußland und über die Geschichte der Kaiserzusammenkunft in Alexandrowo. Nach allem, was ich höre, sieht es allerdings nicht gut aus. Der Kaiser Alexander ist ein abgelebter, schwacher Mann; schroff antideutsche Elemente gewinnen Einfluß, der deutsche Adel vermeidet es mehr und mehr, in Dienst zu gehen. Wenn die russische Presse nicht mit fester Hand angehalten wird, die Hetzereien zu lassen, so ist die Zusammenkunft in Alexandrowo verfehlt und wird dadurch, daß unser Kaiser auf russisches Gebiet gekommen ist, in gewisser Weise eine Blamage für uns. Wie Bismarck in der Sache steht, ist nicht klar; es scheint fast, als ob die Zusammenkunft nicht sein, sondern allein Manteuffels Werk sei. [4]) Wie dem auch sei, wir

[1]) Am 14. August hatte Kaiser Franz Joseph die von Andrássy nachgesuchte Entlassung prinzipiell genehmigt. Der tatsächliche Rücktritt des Ministers erfolgte erst am 8. Oktober, einen Tag nach dem formellen Abschlusse des Bündnisses mit Deutschland.

[2]) Vgl. S. 175 unter dem 14. März.

[3]) Verfasser sollte den dortigen Manövern beiwohnen.

[4]) In der Tat. Vgl. Gedanken und Erinnerungen II, S. 220.

müssen uns vor den Russen nicht fürchten. Sie leisten doch recht wenig, das hat der letzte Krieg klar gezeigt, und es würde vielleicht nicht schaden, ihnen einmal gründlich die Wahrheit zu sagen.

18. September.

Ankunft in Paris 9 Uhr 45 früh. Fürst Hohenlohe ist in Gastein, ihn vertritt Graf Wesdehlen, mit dem ich eine lange Konversation hatte. Es besteht der Verdacht, daß Rußland angefangen hat, sich Frankreich zu nähern, und bestimmte Schritte in dieser Richtung schon geschehen sind. Minister Waddington[1]) hat jedenfalls den besten Willen, mit uns auf gutem Fuß zu bleiben. Dem russischen General Obrutschew muß sehr aufgepaßt werden; es kann wohl sein, daß er hergeschickt ist, um Fühlung zu nehmen. Er gilt in Rußland für einen klugen Mann.

20. September.

Wir machen die offiziellen Besuche, treffen aber niemanden, da alles noch verreist ist. Das „Journal des débats", das zum Minister des Auswärtigen in Beziehungen steht, bringt einen Artikel, der sehr bemerkenswert scheint. Er spricht sich entschieden gegen eine russische Allianz aus und ist jedenfalls darauf berechnet, die Russen stark abzukühlen.

23. September.

Abends 7½ Uhr Diner, zu dem der russische Generaladjutant Obrutschew eintrifft. Seine Physiognomie ist unangenehm, und er benimmt sich sogar gegen die Franzosen ziemlich ungeschliffen.

26. September.

Ich sehe mit großer Befriedigung auf die zurückliegenden Tage. Wir sind hier vom General Schmitz[2]) an bis hinunter zum jüngsten Leutnant mit großer Freundlichkeit und Herzlichkeit und vollster Unbefangenheit aufgenommen, speziell ich bin mit größter Aufmerksamkeit behandelt worden. Ich habe viel scharmante Leute kennen gelernt, so daß es fast leid tut, mit ihnen doch bald einmal tüchtig fechten zu müssen. Es kann dieser Augenblick nahe sein, doch glaube ich jetzt nicht daran. Ich höre von unterrichteten Leuten, daß, solange Grévy Präsident ist, an einen Krieg kaum zu denken sein wird; unser sicherster Freund ist der

[1]) Minister des Auswärtigen.
[2]) General en chef des XII. Korps.

Minister Waddington, doch glaubt man, daß er den November nicht überleben wird. Nach Grévy kommt wahrscheinlich Gambetta, wenn die Sache nicht gleich schneller geht und Herr Clémenceau, der ein sehr gefährlicher Mann zu sein scheint, das Heft in die Hand bekommt.

Es ist jetzt konstatiert, daß die Russen in letzter Zeit wirklich böse Absichten gegen uns gehabt haben.[1]) Man hat anscheinend dem matt gewordenen Kaiser Alexander den Kopf verdreht. Die Entrevue in Alexandrowo hat wahrscheinlich keinen Erfolg gehabt und ist auch gegen Bismarcks Rat vor sich gegangen. Jetzt ist Bismarck in Wien, und wir scheinen allerdings mit Österreich fest zusammenzuhalten, aber wer weiß, wie lange so etwas dauert.

11. Oktober.

Früh 10 Uhr Ankunft in Baden-Baden. Lehndorff holt mich sogleich zum Frühstück nach der Villa Mesmer, in welcher die Majestäten wohnen. Ich mußte wohl eine halbe Stunde mit dem Kaiser promenieren und von meinen Erlebnissen erzählen. Der alte Herr ist ganz merkwürdig frisch und sieht vortrefflich aus. Nach dem Diner sagte er mir: „Ich habe Sie ausgequetscht wie eine Zitrone, aber doch erst halb; morgen müssen Sie mir noch mehr erzählen."

12. Oktober.

Feldmarschall Moltke ist angekommen. Er hatte eine lange Audienz beim Kaiser; nach ihm wurde ich gerufen; der Kaiser ließ mich Platz nehmen — es war das erste Mal in meinem Leben, daß dies geschah — und sprach viel über Frankreich und Kriegsaussichten.

Ich diniere beim Geheimen Kabinettsrat Wilmowski, der mir immer ein sehr liebenswürdiger und zuverlässiger Freund ist.

16. Oktober.

Ich will noch kurz einige Eindrücke aus Frankreich wiedergeben. Der alle Gemüter beherrschende Gedanke ist, daß endlich die Revanche genommen werden muß; über den Zeitpunkt sind die Ansichten geteilt. Daß Frankreich in diesem Augenblick noch nicht so weit sei, ist allerdings auch die Ansicht der Armee, wie denn die höheren Führer wohl überhaupt keine Lust zum Kriege haben. Die Armee arbeitet fleißig, und es ist unbedingt Gewaltiges geschaffen worden, wenn man sich erinnert, daß es nach dem Kriege eine Armee eigentlich nicht mehr gab. Der alte Übermut ist großer Bescheidenheit gewichen; sie haben sich sämtlich überführt, daß

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen II, S. 219; dazu: Europäischer Geschichtskalender, herausgegeben von Schultheß 1879, S. 228. 492 ff.

wir erheblich mehr konnten als sie und nicht allein durch die Überzahl gesiegt hatten. Trotz aller Fortschritte in der Organisation halte ich die Truppen selbst für keineswegs besser als die früheren. Auffallend ist der gänzliche Mangel an Frische. Es geht alles sehr ordentlich, aber erstaunlich langsam; von dem alten „Elan“ keine Spur. Es fehlt alles Selbstgefühl, also Sicherheit. Die Artillerie ist zahlreicher und besser bewaffnet als früher, doch steht die Anwendung dieser Waffe im Manöver auf einer tiefen Stufe, man zeigt sich sehr langsam. Die Kavallerie ist schlecht. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in der Armee die Politik bald eine große Rolle spielen wird, denn man muß jetzt, um Karriere zu machen, republikanisch gesinnt sein oder es zu sein vorgeben. Die allgemeine Wehrpflicht muß sich hier in ihrer Schattenseite schließlich fühlbar machen, und nachdem jetzt durch die Begnadigung der Kommunisten ein großer Schritt nach links getan ist, wird es auf der schiefen Ebene bald schneller gehen, und die Armee kaum davon unberührt bleiben.

Während meines Aufenthaltes in Frankreich hat sich für uns ein sehr wichtiges Ereignis vollzogen. Bismarck ist in Wien gewesen und hat eine Allianz zwischen uns und Österreich zustandegebracht.[1]) Es handelt sich dabei wohl nicht nur um Verabredungen, wie sie dem sogenannten Dreikaiserbündnis[2]) zugrunde lagen, sondern um einen schriftlichen Vertrag. England ist sehr damit einverstanden. Ganz augenscheinlich ist es eine notwendige Maßregel gegen die sich vorbereitende Allianz von Rußland und Frankreich, deren neulicher Versuch allein gegen uns gerichtet sein sollte. Rußland wird jetzt merken, wie es sich blamiert hat, und vielleicht versuchen einzulenken. Ich hoffe, wir verhalten uns möglichst kühl. Dem Kaiser ist die Trennung von Rußland sehr unsympathisch, sie soll ihm sehr schwer werden; ich denke, er wird sich aber in das Unvermeidliche finden.

23. Oktober.

Heute besuchte ich den Botschafter Grafen Münster,[3]) der zum Provinziallandtage hier ist. Er erzählte mir sehr interessant von der letzten Krisis. Es ist ganz klar, daß Rußland die Franzosen zu einer Allianz aufgefordert hat. Das Kabinett Waddington hat allerdings durchaus keine Lust mitzugehen, ob aber ein anderes ebenso denken wird, wer weiß das? Wie immer ist meine Ansicht, daß wir bei einer Allianz mit Österreich einen festen Rückhalt an England haben. Da Frankreich nicht wagen

[1]) Am 7. Oktober.

[2]) Gemeint sind die im Wortlaut noch unbekannten Abmachungen vom Frühjahr 1873 zwischen Petersburg und Berlin, sowie Petersburg und Wien.

[3]) Georg, Graf zu Münster-Ledenburg, Botschafter in London.

wird, einen Krieg anzufangen, bei dem es England zum Feinde bekommen könnte, so glaube ich, daß unsere Allianz mit Österreich den Frieden sichert.

1. November.

Gestern nachmittag ist plötzlich der General Podbielski gestorben. Es ist dies ein großer Verlust für die Armee, namentlich für die Artillerie. Er war noch völlig rüstig und hätte noch viel leisten können. Gerade für ernste Zeiten war er ein ausgezeichnetes Element, weil er immer den Kopf oben behielt und sich niemals ängstlich zeigte. Auch für mich persönlich ist es ein großer Verlust; er war mir immer ein besonderer Gönner; wollte mich auch gern wieder in die Artillerie haben.

3. Dezember.

Auf den Kaiser Alexander ist in Moskau ein furchtbares Attentat geplant gewesen, sein Eisenbahnzug hat in die Luft gesprengt werden sollen. Wie mag das in Rußland noch enden? Ich glaube, es steuert auf eine Revolution zu.

30. Dezember.

Das neue Ministerium in Paris ist nun fertig. Freycinet ist Präsident und Minister des Auswärtigen. Unser Freund Waddington sowie der verständige Say[1]) sind ausgeschieden und durch weit mehr links stehende Persönlichkeiten ersetzt. Es ist ein völlig gambettistisches Ministerium geworden. Ich halte die Lage danach für sehr ernst. Solange Grévy Präsident bleibt, wird nichts Extremes unternommen werden; man wird es aber vorbereiten, und sein Rücktritt ist dann der Moment, wo wir aufpassen müssen. Wahrscheinlich wird Saint-Vallier in Berlin seine Demission einreichen, dies ist an sich schon ein ernstes Zeichen, denn er hat sich in Übereinstimmung mit Waddington und Grévy stets für den Frieden eingesetzt.

1880

1. Januar.

In der Welt mag es nicht erfreulich aussehen, in meiner Häuslichkeit genieße ich das größte Glück und völlige Zufriedenheit. Ich gehe mit gutem Vertrauen in das neue Jahr hinein; mag kommen was will, ich sehe ihm mit Zuversicht entgegen und denke meine Pflicht voll zu tun.

[1]) Senator L. Say, Minister der Finanzen.

15. Januar.

Der Herzog Friedrich von Augustenburg ist plötzlich in Wiesbaden gestorben. Er war der Neffe des Fürsten von Noer.[1]) Marie hat von ihm viel Höflichkeiten empfangen und bedauert den Tod sehr.

1. Februar.

Die merkwürdigsten Kriegsgerüchte durchschwirren die Luft, werden aber oft entschieden dementiert. Für den Moment ist wohl nichts zu erwarten, doch wird die französisch-russische Allianz fortdauernd angestrebt und kann auch wohl heimlich schon vollzogen sein.

Berlin, 5. Februar.

Ich hatte eine lange Unterredung mit Radowitz[2]), der mich auffordert, zu Bismarck zu gehen.

6. Februar.

Ich ging um 2 Uhr zum Kanzler und wurde sogleich vorgelassen; ich saß beinahe eine Stunde ihm gegenüber.

Das Gespräch[3]) begann, indem Bismarck sich über Miljutin[4]) und Obrutschew beklagte; es seien falsche und böswillige Leute, die ihren Kaiser durchaus zu einem Bündnis mit Frankreich treiben wollten. Namentlich Obrutschew, der eine Französin zur Frau habe, sei gefährlich und bedürfe der Überwachung. Sodann klagte er über unseren Botschafter in Petersburg,[5]) durch den nicht viel zu erfahren sei; er, Bismarck, sei darauf angewiesen, alle möglichen Quellen zu erschließen und habe die Intrigen der Russen nicht allein in Paris, sondern auch in Rom konstatiert; merkwürdigerweise seien ihm aber die ersten Andeutungen, daß Rußland Frankreich zu einem Bündnis verleiten wollte, von Franzosen zugegangen. Die Russen leugneten alles ab, seien aber in kaum glaublicher Weise verlogen. Bei ihnen bestehe die Hauptschwierigkeit darin, die Motive zu erkennen, da fast immer rein persönliche Interessen mitwirkten; von wirklichem Patriotismus zeige sich keine Spur; Rußland könne zugrunde gehen, wenn nur die betreffenden Sonderinteressen dabei ihre Rechnung fänden.

[1]) Des Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der nach Verzichtleistung auf seinen bisherigen Namen und Stand vom Kaiser von Österreich am 28. September 1864 den im Text genannten Titel erhielt. Vermählt in zweiter Ehe mit der späteren Gräfin Waldersee (vgl. o. S. 170).

[2]) v. R. war damals eigentlich Gesandter in Athen, hat diesen Posten aber nie angetreten, sondern wirkte im Auswärtigen Amt, u. a. auch als Vertreter des verstorbenen Staatssekretärs v. Bülow.

[3]) Nachtrag.

[4]) Kriegsminister, vgl. Gedanken und Erinnerungen II, S. 239.

[5]) Generalleutnant und Generaladjutant v. Schweinitz.

Er habe sich von der Notwendigkeit überzeugt, mit Österreich Fühlung zu nehmen, den Kaiser aber nur mit großer Mühe soweit gebracht. In Wien sei alles wider Erwarten schnell und gut gegangen. Mit Andrássy sei er bald zu einer Einigung gekommen, dieser habe erklärt, sein Kaiser sei bereit, auf Unterhandlungen einzugehen. Auf die Frage Bismarcks, ob Franz Joseph ihn empfangen würde, habe Andrássy erwidert: „Er wünscht nichts dringender." Bismarck: „Und Erzherzog Albrecht?" Andrássy: „Er hat seit Jahresfrist sich in seinen Ansichten völlig geändert und ist im höchsten Maße gegen die Russen aufgebracht, die nach seiner Äußerung Österreich in der letzten Zeit zu arg belogen und betrogen haben." Die Schwierigkeiten hätten also allein bei unserem Kaiser gelegen, der sich die Russen als unsere Feinde gar nicht denken konnte.

Augenblicklich seien übrigens die Russen sehr höflich und täten so, als ob sie unsere Freundschaft suchen. „Ich bin aber fest entschlossen," sagte Bismarck, „niemals wieder mit Rußland zu zweien zusammenzugehen, zu dreien ließe es sich überlegen. Lieber wäre es mir auch in diesem Falle, mit Österreich und England zusammenzugehen. England ist jetzt für uns sehr günstig gestimmt und würde bereit sein, Italien anzugreifen, falls sich dies gegen Österreich wenden sollte."

Dann erging sich der Fürst in Klagen über den Tod des Staatssekretärs Bülow,[1]) der ihm ein so angenehmer Untergebener und Gehilfe gewesen sei; seine Arbeitslast sei durch diesen Todesfall sehr vermehrt, da er bisher keinen Nachfolger gefunden habe. Seine vier Abteilungsdirigenten[2]) seien nicht möglich; Philippsborn überhaupt nicht, Radowitz,[3]) der wohl die Fähigkeiten habe, dem Kaiser zu jung und zu heftig; gegen Bucher und Bülow[4]) lägen mehrere Bedenken vor; letzterer sei als Vorgesetzter zu scharf, und keiner von beiden wolle sich dem anderen unterordnen.[5])

Der Fürst sprach dann auch noch sehr anerkennend von meinem Bericht über die französischen Manöver, in dessen politischem Anhang ich auch über Obrutschew gesprochen hatte; er sagte mir, es sei unglaublich, aber doch wahr, daß ihm dieser Bericht, der viel Wertvolles für ihn enthalte, erst vor wenigen Wochen zugegangen sei.

8. März.

Ich reise nach Berlin, um mich über eine Festungsübung, die ich im Herbst in Königsberg leiten soll, zu orientieren. Ich ging früh ins Palais

---

[1]) Bernhard Ernst v. Bülow, Staatssekretär des Auswärtigen Amts und preußischer Staatsminister; Vater des Reichskanzlers Fürsten B.

[2]) Offiziell gab es damals nur drei „Abteilungen" im Auswärtigen Amt.

[3]) Vgl. S. 200 Note [2]).

[4]) Otto v. Bülow, Geh. Legationsrat.

[5]) Vgl. Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten II, S. 287.

und wurde vom Kaiser empfangen, noch ehe die anderen Empfänge begannen. Er war sehr frisch und freundlich und sprach auch höchst anerkennend von meinem Bericht über die französische Armee. Daß sich die Zeiten geändert hatten, erkannte ich recht daran, wie der Kaiser mit größter Ruhe von einem Kriege mit Rußland sprach; vor einem Jahre wäre dies noch nicht möglich gewesen!

Nachher ging ich zum Kriegsminister, sprach im Ministerium viele Leute und besuchte den Vizekanzler Grafen Stolberg, bei dem ich auch dinierte. Er erzählte mir — wovon ich schon längere Zeit vertraulich Kenntnis hatte —, daß ich für die Stellung des Staatssekretärs des Auswärtigen in Vorschlag gebracht sei, aber auch, daß vorläufig die Wahl des Reichskanzlers auf den Botschafter in Konstantinopel, Grafen Hatzfeldt, gefallen sei. Er fügte hinzu, Fürst Hohenlohe werde auf sechs Monate zur Vertretung von Paris herkommen, die dauernde Übernahme habe er aber abgelehnt; nach Ablauf der Zeit sollten Hatzfeldts Schulden soweit reguliert sein, daß er möglich wäre. Man hätte Bismarck gewarnt, Hatzfeldt zu nehmen, er ließe sich aber augenblicklich nicht davon abbringen. Stolberg betonte aber, daß in fünf bis sechs Monaten die Sache auch wieder anders liegen könne. Auf meine Frage, was Bismarck betreffs meiner Person gesagt habe, erfuhr ich, daß er sich höchst günstig ausgesprochen und den Vorschlag sehr gut aufgenommen habe.

Albedyll, den ich nachher lange Zeit sprach, ist der Ansicht, daß ich die Stellung bekommen würde, da der Kaiser Hatzfeldt nicht akzeptieren und auch der Kronprinz sehr dagegen sein würde.

9. März.

Ich machte verschiedene Besuche und meldete mich auch beim Feldmarschall Moltke, mit dem ich eine lange Unterhaltung hatte, die meist den Krieg mit Rußland berührte. Ich freute mich sehr, daß meine Ideen mit den seinigen übereinstimmten.

21. März.

Sehr viel besprochen wird die Verlobung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzeß von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Wie anzunehmen war, sind die Prinzen sowie die Mehrheit der zum Hofe gehörenden Persönlichkeiten entrüstet über die schlechte Partie und die Verwandtschaft und meinen, auch der Kaiser sei sehr unzufrieden. Das ist teils albern, teils falsch. Man weiß nicht, daß das Verlobungsprojekt schon ein Jahr alt ist und entstand, als Prinz Waldemar starb[1]) und Prinz

[1]) Jüngster Sohn des Kronprinzenpaares, starb am 27. März 1879.

Heinrich auf dem Stillen Ozean war.[1]) Ungünstig erscheint die Jugend des Prinzen, zumal er ein noch jüngeres Wesen hat als seine Altersgenossen zu haben pflegen, sodann, daß die Braut älter ist als er. Im übrigen finde ich nichts einzuwenden und halte es für sehr gut, daß etwas anderes Blut in das Haus kommt.

13. April.

Die politische Welt ist völlig beherrscht durch den allen unerwarteten Ausfall der englischen Wahlen. Eine kompakte konservative Majorität ist zu einer schwachen Minorität verändert! Das Kabinett Beaconsfield muß zurücktreten. Es werden bei uns Besorgnisse laut, daß das neue Kabinett russenfreundlich sein könne. Alle unsere Feinde triumphieren. Ich meine, es wird so arg noch nicht werden, auch ein liberales Kabinett in England kann die vielen Gegensätze zu Rußland nicht völlig ausgleichen.

14. April.

Mein Hochzeitstag! Daß wir ihn noch immer in ungetrübtem Glücke und hier in unserer angenehmen Häuslichkeit begehen können, ist eine große Gnade.

16. April.

Für die Hannoveraner gibt die Verlobung der Prinzeß Friederike[2]) viel Anlaß zu Unfrieden. Im ersten Augenblick war allgemeine Entrüstung. Allmählich finden sich aber doch Anhänger, und die Folge ist ein Riß unter den Welfen. Sie soll übrigens mit dem Rittmeister Freiherrn v. Pawel schon lange ein Verhältnis gehabt haben, und Gerüchte von einer beabsichtigten Heirat gingen schon vor Jahren um.

6. Mai.

Ich erhalte die Nachricht, daß der Graf Münster[3]) gestern gestorben ist; mit ihm scheidet wieder ein alter Freund aus der Welt. Er war ein durch und durch vornehmer Mann und einstmals ausgezeichneter Offizier.

8. Mai.

Früh 6 Uhr in Berlin. Ich hatte im Generalstabsgebäude einige Besprechungen und meldete mich auch beim Feldmarschall. Er war sehr ein-

[1]) Vgl. dazu die Worte Kaiser Wilhelms an das Reichstagspräsidium bei Lucius, a. a. O., S. 155.

[2]) Schwester des Herzogs Ernst August von Cumberland; mit Alfons Freiherrn v. Pawel-Rammingen.

[3]) Hugo, Graf zu Münster-Meinhövel, Generalmajor.

gehend in bezug auf Königsberg[1]) und kam schließlich mit der Frage heraus, ob ich geneigt sein würde, im Herbst die Übungsreise des Großen Generalstabes für ihn zu leiten. Ich war schon durch seinen Adjutanten seit einiger Zeit auf diese Frage vorbereitet und nahm den Auftrag natürlich sehr gern an. Er kann für meine Zukunft von Bedeutung sein, denn der Feldmarschall beginnt sehr müde zu werden und das Bedürfnis, ihm einen Gehilfen zu geben, tritt jetzt deutlich hervor. Bisher hatte er es nicht zulassen wollen, tut nun aber den ersten Schritt. Ob ich für den Posten in Betracht komme, ist eine andere Frage, kann auch wohl abhängen von dem Eindruck, den die Leitung der Übungsreise hinterläßt. Jedenfalls wird mir von vielen Seiten Konkurrenz gemacht werden. Im Generalstabe habe ich eine nicht unbedeutende Zahl Anhänger, hauptsächlich solche, die hier unter mir gearbeitet haben, wie Holleben, Bartenwerffer, Willisen, Zingler.

18. August.

Jetzt muß ich gehörig an die Vorbereitung meiner Generalstabsreise gehen. Mein Kommando macht natürlich einiges Aufsehen; ich erfahre aber von vielen Seiten, daß man in der Armee erfreut ist; Neider sind natürlich auch vorhanden.

6. September.

Ich erhalte den Befehl, sogleich nach Berlin zu kommen, um den Ehrendienst beim Herzog von Connaught[2]) während der großen Herbstübungen des Garde- und III. Armee-Korps zu übernehmen.

8. September.

Ich hole meine Instruktionen im Hofmarschallamt. Der Herzog wohnt im Neuen Palais beim Kronprinzen und wird auch dort bleiben. Meldung beim Kaiser, der sehr wohl aussah.

9. September.

Nach Potsdam und mit dem Hofmarschall Grafen Eulenburg nach dem Neuen Palais. Der Herzog empfing mich außerordentlich freundlich und rief auch gleich die Herzogin,[3]) die sehr gut Konversation machte; sie hat sich in jeder Hinsicht zu ihrem Vorteil entwickelt, was mir von vielen Seiten bestätigt wird. Alle Welt zu mir sehr freundlich, namentlich auch die Kronprinzeß, die mir Grüße für Marie auftrug.

---

[1]) Vgl. o. unter dem 8. März.

[2]) Arthur, Herzog von C., ein Bruder der Kronprinzessin.

[3]) Luise Margarete, Prinzessin von Preußen, Tochter des Prinzen Friedrich Karl.

18. September.

Feldmanöver des III. und des Garde-Korps. Ich erhielt eine Kabinettsorder, in der mich der Kaiser in einer höchst schmeichelhaften Weise zum General à la suite ernennt. Es kam mir völlig überraschend und war wohl die größte Freude, die mir widerfahren konnte! Alle Welt gratulierte mir sehr herzlich. Beim Beginn des Manövers ritt ich zum Kaiser heran, um mich zu melden und zu bedanken. Er gab mir zweimal die Hand und war überaus gnädig und herzlich! Wie werde ich in meiner militärischen Laufbahn bevorzugt! Gebe Gott, daß ich dem guten alten Herrn all die Güte noch einmal danken kann. Die Truppenübungen haben mich außerordentlich interessiert und mir sehr gefallen. Die Fechtweise entsprach manchmal nicht der Wirklichkeit, indes lag wohl viel an dem ganz ebenen und offenen Terrain. Über die Führung ließe sich wohl einiges sagen. Daß aber keine Armee der Welt nur annähernd in der Verfassung ist wie die unserige, ist meine feste und sehr angenehme Überzeugung.

8. Oktober.

Von der Generalstabsreise habe ich den Eindruck, als ob sie mir ganz gut gelungen ist, bin aber nicht sicher, ob alle Teilnehmer sehr befriedigt sind. Einige der Herren arbeiteten nicht besonders, andere waren sehr eingenommen von eigenen Fähigkeiten und liebten es nicht kritisiert zu werden; die Mehrzahl hatte allerdings sehr guten Willen, und ich glaube auch, daß sie gegen Ende der Reise sich mit meiner Art zu instruieren ausgesöhnt hatten.

11. Oktober.

Baden. Englischer Hof. Der Kaiser empfing mich überaus gnädig und sagte u. a. hinsichtlich meiner Tätigkeit in diesem Jahre: „Sie sind ja Mädchen für alles."

15. Oktober.

Um 9 1/2 Uhr Fahrt nach Köln, Gottesdienst in der evangelischen Kirche, sodann im Dome und hierauf feierliche Fertigstellung des Domes. Als der Schlußstein eingesetzt wurde und die Kaiserstandarten auf den Türmen emporstiegen, die Kanonen donnerten und viele tausend Menschen entblößten Hauptes den Choral „Nun danket alle Gott" anstimmten, war der Eindruck gewiß allgemein, einen großen, geschichtlichen Akt mit erlebt zu haben. Daß die Ultramontanen ferngeblieben sind, ist kläglich und fällt auf sie zurück.

22. Oktober.

In Rußland bereiten sich anscheinend Veränderungen vor durch die Heirat des Kaisers mit der Dolgoruki;[1]) man glaubt an Abdikation.

13. November.

General Goeben ist nach kurzer Krankheit gestorben; ein schwerer Verlust für die Armee; er war einer unserer besten Führer, vielleicht der beste!

1881

6. Januar.

Albedyll konnte mir über meine Zukunft nicht viel sagen; der Versuch, dem Feldmarschall Moltke einen Gehilfen zu geben, scheint wieder gescheitert; sollte es zu einem Kriege kommen, so soll ich Generalquartiermeister werden. Wenn ich sonach noch eine Zeit lang ruhig hierbleiben kann, so ist mir das ganz recht; bis zu einer Division kann es noch eine Weile dauern, das Jahr 1881 mindestens.

9. Januar.

In Berlin habe ich von zuverlässigen Seiten ernsthafte Bedenken über den Kronprinzen aussprechen hören; er wird augenscheinlich immer ungeduldiger über das lange Warten und scheint sich mit recht bedenklichen Räten zu umgeben. Durchaus liberale Leute schütteln den Kopf und äußern Besorgnis. Es wird sehr viel, vielleicht alles davon abhängen, ob der Kaiser, was dem alten Herrn jeder wünschen muß, der es ehrlich meint, ein schnelles Ende findet oder nicht; ist ersteres der Fall, Bismarck noch am Ruder, und sind die beiden jetzigen Kabinettschefs noch in Funktion, so wird die Sache wohl nicht gleich in ein falsches Geleise geraten; tritt aber eine längere Krankheit und ein allmähliches Hinsiechen ein, so daß alles in Ruhe vorbereitet werden kann, so können wir uns auf wunderbare Sprünge gefaßt machen. Bei dem ganzen Charakter des Kronprinzen wird diese Richtung nicht lange dauern, doch kann auch in kurzer Zeit schon viel Unglück angerichtet werden. Zu den Leuten, vor denen man Angst haben kann, gehört der Admiral v. Stosch, weil er wahrscheinlich in der Armee viel Schaden anrichten wird.

*

[1]) Prinzessin Katharine Dolgoruki, die langjährige Geliebte Alexanders II., vgl. Corti, Alexander v. Battenberg, S. 96 ff. Sie starb 1922 in Paris.

Mission an den Herzog von Braunschweig.[1])

Am 21. Januar abends, erhielt ich folgende Order:

Ich beauftrage Sie hierdurch mit der Ausführung der aus der anliegenden Instruktion sich ergebenden Mission an Seine Hoheit den Herzog von Braunschweig. Über das Ergebnis haben Sie mir persönlich Meldung zu erstatten. Berlin, den 20. Januar 1881.

Wilhelm.

Die Instruktion lautete:

Der Generalmajor Graf v. Waldersee begibt sich nach Braunschweig und sucht dort eine Audienz bei Seiner Hoheit dem Herzoge von Braunschweig nach, indem er gleichzeitig hiermit die Mitteilung verbindet, daß er mit einem Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs an Seine Hoheit den Herzog betraut sei. Sollten Seine Hoheit es ablehnen, den General zu empfangen, so hat letzterer sofort sich behufs Meldung nach Berlin zu begeben. Findet der Empfang statt, so ist Seiner Hoheit dem Herzoge folgende Mitteilung zu machen: Wie Seiner Hoheit aus den dieserhalb geführten Verhandlungen bekannt, sei der seit Jahren bestehende Mangel an Offizieren bei dem herzoglichen Infanterieregiment Nr. 92 von den nachteiligsten Folgen und beeinträchtige die Ausbildung sowie die Kriegstüchtigkeit des Regiments. Die Zahl der Leutnants habe in neuester Zeit nicht allein nicht zugenommen, sondern sei, zumal nach dem Übertritt dreier Premierleutnants in Königlich sächsische Dienste, im Gegenteil so zurückgegangen, daß daraus ein Notstand resultiere, der sofortige Abhilfe erfordere. Diese zu leisten sei, wie seit einer Reihe von Jahren konstatiert worden, Seine Hoheit nicht in der Lage. Eine solche sei daher vorläufig durch die Kommandierung preußischer Offiziere auf Grund einer Kaiserlichen Verordnung in Aussicht genommen. Seine Majestät der Kaiser und König hätten nicht unterlassen wollen, Seiner Hoheit hiervon vor der Ausführung, welche jetzt eintreten werde, Mitteilung zu machen, und müßten Allerhöchstdieselben sich vorbehalten, Beschluß zu fassen, ob noch weitere Maßnahmen folgen müßten. Falls Seine Hoheit der Herzog nicht weiter auf die Sache selbst eingeht, würde hiermit der Allerhöchste Auftrag erledigt sein, und der Generalmajor Graf v. Waldersee sich zu verabschieden haben. Sollte indes, wie fast anzunehmen ist, Seine Hoheit der Herzog sich dahin äußern, daß der Grund für den Mangel an Offizieren bei seinem Infanterieregiment in der Dislokation nach Elsaß-Lothringen zu suchen sei, so würde dem entgegen-

[1]) Vgl. o. S. 175.

zuhalten sein, daß es verfassungsmäßig Sache jedes einzelnen Kontingents und nicht des Reichs sei, für die Komplettierung an Offizieren zu sorgen. Auch wäre ein gleicher Mangel an Offizieren bei den in Elsaß-Lothringen stehenden Truppen anderer Bundeskontingente nicht vorhanden. Es müsse daher der Grund für die bei dem herzoglichen Infanterieregiment obwaltenden, ausnahmsweisen Verhältnisse wohl in anderweiten Umständen gesucht werden. Ein Kontingent von 3000 Mann, in dem die Aussicht auf Beförderung fehle, hätte keine Anziehungskraft für Offiziersaspiranten, es sei denn vielleicht, daß die Offiziere durch entsprechend hohe Gehälter für das schlechte Avancement entschädigt würden. Der Reichsmilitäretat könne indes hierzu ebensowenig herangezogen werden, wie bei der Pensionierung aus Reichsmitteln ein Zuschuß gewährt werden, könne. Sollten Seine Hoheit demnächst darauf kommen, zu erörtern, was denn braunschweigischerseits geschehen solle, so würde der Generalmajor Graf v. Waldersee zu sagen haben, daß er hierüber nicht instruiert sei, indes hätten die anderen Bundesstaaten ähnliche Übelstände leicht durch Abschluß einer Konvention beseitigt. Auf weitere Fragen Seiner Hoheit in dieser Angelegenheit würde nicht einzugehen und insbesondere auf die etwaige Bemerkung, was dann etwa weiter in Aussicht stände, nicht zu antworten sein.

Über das Ergebnis meiner Mission sandte ich am 23. folgenden Bericht an Seine Majestät:

Ich suchte am 22. d. M. bei Seiner Hoheit Audienz nach und wurde sogleich empfangen. Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte, erwiderte mir Seine Hoheit ziemlich wörtlich: „Ich kann den Mangel an Offizieren bei dem Infanterieregimnet in diesem Umfange nicht anerkennen. Nach den Berichten der vorgesetzten Instanzen ist das Regiment stets gut ausgebildet und in kriegstüchtiger Verfassung gewesen. Die Ausbildung ist in der Zeit der Rekruten wohl erschwert, aber hauptsächlich durch ungünstige lokale Verhältnisse, in den anderen Perioden kann ich Schwierigkeiten nicht anerkennen, da jede Kompagnie einen Leutnant hat. Die Verhältnisse werden sich aber in kurzer Zeit wesentlich günstiger gestalten, da das Regiment drei Portepeefähnrichs und sechs Offiziersaspiranten hat. Will Seine Majestät der Kaiser eine Anzahl Offiziere zum Regiment kommandieren, so werde ich sehr dankbar sein. Ich vermute, daß ich wieder einmal zum Abschluß einer Konvention gedrängt werden soll, doch werde ich niemals darauf eingehen. Ich stehe auf dem Boden der Verfassung; wird diese geändert, so werde ich mich fügen müssen, freiwillig aber niemals." Sodann sprach der Herzog sich erstaunt darüber aus, daß gerade jetzt ein Druck auf ihn ausgeübt werden soll, und brachte diesen auch momentan in Zusammenhang mit der Angelegenheit

des Telegramms an die „treuen Hannoveraner",[1]) schien diesen Gedanken aber wieder aufzugeben, indem er meinte, daß diese Angelegenheit doch wohl erledigt sei. Er fügte hierbei noch hinzu, daß der Herzog von Cumberland für ihn nichts anderes sei als englischer Prinz; diese Auffassung würde auch von Ihrer Majestät der Königin Viktoria geteilt und in nächster Zeit durch ein Schreiben Ihrer Majestät an Seine Majestät den Kaiser und König zum Ausdruck kommen. Als Seine Hoheit nun von dem eigentlichen Thema sich weiter entfernte, und ich den Eindruck gewann, als hielte er mit der Kommandierung der Offiziere die ganze Angelegenheit für abgetan, kam ich auf den zweiten Teil meines Auftrages zurück und wiederholte, meinen Worten Nachdruck gebend, daß Seine Majestät der Kaiser und König sich vorbehalten hätten, Beschluß zu fassen, ob noch weitere Maßregeln folgen müßten. Seine Hoheit schien dies allerdings etwas zu beunruhigen, und fragte er in einiger Erregung, was für Maßnahmen dies wohl sein könnten. Ich erwiderte meinen Instruktionen gemäß, daß ich darüber Auskunft zu erteilen nicht in der Lage sei. Als der Herzog dann noch einmal auf die Konvention überging, äußerte ich, daß andere Bundesstaaten durch den Abschluß einer solchen schwierigen Verhältnissen ausgewichen wären, worauf Seine Hoheit wiederum mit Entschiedenheit aussprach, niemals zu einer solchen Maßregel schreiten zu wollen.[2]) Ehe ich mich verabschiedete, berührte ich noch einmal die weiteren, vielleicht noch folgenden Maßnahmen, und antwortete Seine Hoheit, daß er abwarten müsse, was noch folgen könnte. Im übrigen war das Auftreten Seiner Hoheit mir gegenüber durchaus höflich und freundlich.

Nach einer Besprechung mit dem General v. Bronikowsky[3]) reiste ich nach Berlin ab, wo ich abends eintraf. Am 23. früh begab ich mich zum Kaiser, der sehr gründlich über die ganze Angelegenheit sprach, dann zum Ordensfest, wo ich Albedyll fand, nachher zum Kronprinzen, hiernach zum Kriegsminister und zum Schluß zum Reichskanzler.

Die Angelegenheit liegt nicht ganz einfach. Bald nachdem das Telegramm des Herzogs von Braunschweig an die „treuen Hannoveraner"

---

[1]) Von hannoverschen Welfen war an den Herzog Wilhelm von Braunschweig anläßlich der Geburt seines Neffen, des Prinzen Georg Wilhelm, ältesten Sohnes des Herzogs Ernst August von Cumberland (am 28. Oktober), ein Glückwunschtelegramm gerichtet worden, worauf folgende Antwort einging: Braunschweig, den 3. Dezember 1880. Staatsdepesche. „Den stammverwandten treuen Hannoveranern, welche bei der Feier zu Ehren des neugeborenen königlichen Prinzen versammelt sind, sage Ich meinen herzlichsten Dank für die Mitteilung. Gez. Wilhelm Herzog von Braunschweig. I. A. A. Freiherr v. Girsewald, Premierleutnant und Flügeladjutant."

[2]) In der Tat ist eine Konvention erst zwei Jahre nach dem Tode des Herzogs abgeschlossen worden (1886).

[3]) Generalmajor und Brigadekommandeur in Braunschweig.

abgegangen war, hatte der Reichskanzler den Gesandten Prinz zu Isenburg nach Braunschweig geschickt, um Erklärungen zu fordern. Der Herzog hatte seinen Adjutanten Girsewald, von dem das unüberlegte Telegramm herrührte,[1]) gedeckt, indem er sagte, er sei selbst der Verfasser, woraufhin ihm von Berlin eröffnet wurde, daß dergleichen doch eigentlich nicht statthaft sei. Der Kaiser hielt damit die Sache für abgemacht, Bismarck aber wohl noch nicht; er hat durchaus gewollt, daß gegen Girsewald vorgegangen werden sollte, bis ihm nachgewiesen wurde, dies sei nicht möglich. Der Herzog müßte einwilligen, wäre dann Gerichtsherr und Zeuge zugleich. Während die übrigen mit meiner Sendung zufrieden waren, sagte mir Bismarck, ich hätte mit Bundesexekution drohen müssen; als ich ihm erwiderte, das habe in meiner Instruktion mit keinem Worte gestanden, meinte er, dann sei die Instruktion falsch geschrieben, und er völlig mißverstanden. Sodann sagte er, sobald er meinen Bericht erhalte, müsse er mit dem Kaiser wieder über die Sache sprechen, und der Gesandte Prinz zu Isenburg würde wohl wieder nach Braunschweig zu gehen haben. Hieran knüpfte sich noch eine längere Unterhaltung über hannoversche Zustände, dann entließ er mich.

Am 24. mußte ich abermals zum Kaiser kommen, um zu sagen, was der Reichskanzler gemeint hätte, und wurde auch noch einmal vom Kronprinzen empfangen. Der Kaiser ist der Ansicht, daß Bismarck sich geärgert habe, die Angelegenheit Girsewald nicht verfolgen zu können, und nun seinem Ärger Luft machen wolle.

Ich glaube, es steckt doch noch mehr dahinter, und Bismarck hat weitergehende Pläne gegen die Welfen überhaupt. Verkehrt scheint mir aber die ganze Anlage. Man droht dem Herzog mit der Sendung von Offizieren, wodurch man ihm aber gerade einen Gefallen tut; durch Kommandierung der Offiziere ist den Übelständen, über die man sich beklagt, abgeholfen, was sollen da noch Drohungen? Und was ist schließlich Bundesexekution? Der Herzog wird zum Fenster hinaussehen und sich amüsieren! Will man ihn nur ärgern — wozu ich aber keinen Grund sehe —, so muß man sein Husarenregiment verlegen; alles, was mit der Infanterie geschieht, ist ihm völlig gleichgültig. Ich habe mich gehütet, Bismarck diesen Rat zu geben, denn er ist imstande, ihn auszuführen.

Die beiden Unterhaltungen mit dem Kronprinzen waren für mich von besonderem Interesse, weil ich zum ersten Male mit dem Herrn über ernste

[1]) In einem Briefe des oben erwähnten Generalmajors v. Bronikowsky an den Grafen Waldersee vom 28. Dezember 1880 wird mitgeteilt, daß der Oberstallmeister Freiherr v. Girsewald, der Vater des Flügeladjutanten, ohne Vorbehalt den Herzog als Verfasser der Depesche bezeichnete, mit der sein Sohn in dem Sinne, wie darüber gesprochen werde, nichts zu tun habe.

Dinge gründlich sprechen konnte. Er sagte mir u. a.: „Ich weiß, daß die Welfen wieder sehr groß sind und daß sie namentlich auf mich rechnen und denken, ich werde Hannover wiederherstellen. Sie werden sich aber sehr irren! Ich habe dies auch einzelnen unlängst gesagt. Meine Hoffnung ist, daß die entthronte Königsfamilie dereinst im Lande leben kann wie z. B. der Herzog von Nassau; die Annektion ist aber ein Faktum, das unabänderlich feststeht. Überhaupt werden die kleinen deutschen Fürsten sich wundern. Mit Sachsen sind wir leider sehr falsch verfahren.“ Nun erzählte er mir, wie nach seiner Meinung die sächsischen Truppen hätten preußisch werden müssen, und wie allein der König Johann durch seine Reise nach Berlin und den Appell an die Gutmütigkeit des Königs Wilhelm die günstigen Bedingungen erhalten hätte. In bezug auf die hannoverschen Angelegenheiten sprach ich dreist meine Ansicht aus, daß vor allem Konsequenz und eine feste Hand bei uns fehlten.

10. Februar.

Schon mehrfach habe ich den Eindruck erhalten, daß einige Teilnehmer an der Übungsreise des Großen Generalstabes sich verletzt fühlen und nun ihrem Unmut Luft machen, indem sie sagen, ich hätte den Eindruck hinterlassen, als ob ich den verlodderten Generalstab aufschwärzen wollte, sei ihnen gegenüber gar zu dienstlich gewesen und dergleichen mehr. Sie zeigen damit, daß sie eigentlich doch recht schlechte Soldaten sind. Da der Feldmarschall mir für die umsichtige und geschickte Leitung gedankt und gesagt hat, daß die Reise allen Beteiligten wesentlichen Nutzen gewährt habe, so könnte mir eigentlich das dumme und kleinliche Geschwätz gleichgültig sein, aber meine Freunde im Generalstabe beunruhigt es, weil von einzelnen Intriganten doch damit gegen mich operiert wird. Ich sehe der Zukunft sehr ruhig entgegen und wünsche von ganzem Herzen, daß aus der Armee der Tüchtigste herausgefunden wird, um dereinst den Feldmarschall zu ersetzen, wobei ich überzeugt bin, daß es bei weitem bessere geben wird als mich. Die Sache ist wahrhaftig zu ernst, um bei der Wahl irgendeine Rücksicht zu nehmen.

19. Februar.

Für die Dauer der bevorstehenden Vermählungsfeierlichkeiten soll ich beim Kaiser Dienst tun; das ist für mich natürlich eine große Freude.

22. Februar.

Ministerkrisis in Berlin. Bismarck scheint sich Eulenburgs entledigen zu wollen.

24. Februar.

Früh 2½ Uhr Abreise nach Berlin. Meldung beim Kaiser, der sehr munter und stark beschäftigt ist. Ich habe nichts zu tun, als mich bei den Festen seinem Gefolge anzuschließen. Ich meldete mich beim Feldmarschall Moltke und sprach mit ihm offen über die Generalstabsreise und die Bemühungen einzelner, mich bei ihm zu verklatschen. Er war sehr freundlich und sagte schließlich: „Wenn ich zufrieden gewesen bin, können Sie die anderen wohl reden lassen." Sodann sagte er mir, er sei entschlossen, den Kaiser um den Abschied zu bitten, denn er werde zu alt; jedenfalls werde er nie eine Generalstabsreise mehr machen, das sei für ihn zu angreifend. Nachher sprach er noch sehr interessant vom Kriege mit Frankreich.

2. März.

Die hinter mir liegenden Tage sind eine sehr schöne Erinnerung. Alle Welt ist sehr zufrieden. Die Prinzeß Wilhelm macht einen sehr guten Eindruck. Gott gebe, daß es dauernd so sein möge.

14. März.

Kaiser Alexander ist ermordet! Gestern mittag ist die gräßliche Tat durch Sprengbomben in der Straße vollführt. Ein Ereignis von ganz unberechenbarer Tragweite. Unsere Feinde werden jetzt die Köpfe heben, vor allem die Franzosen.

22. März.

Der Kaiser ist doch durch das Attentat ganz außerordentlich ergriffen gewesen, so daß sein Zustand Bedenken erregte; jetzt hat er sich aber augenscheinlich sehr erholt. Glücklicherweise läßt politisch sich alles wider Erwarten gut an. Der Kronprinz reist heute nachmittag nach Petersburg ab.

5. April.

Mein Gesundheitszustand macht mir ernste Sorge; meiner lieben Marie mag ich es nicht so sagen. Seit einigen Tagen denke ich öfter an den Tod und suche mich darauf vorzubereiten! Zuerst wollte mir der Gedanke schwer werden, von hier zu scheiden. Jetzt fange ich an mich hineinzudenken. Gott schütze meine liebe, teure, fromme Frau, die sich so liebevoll auch um mein geistiges Wohl bemüht hat. Gern hätte ich auch

meinen Neffen Georg und Franz noch zur Seite gestanden, da sie meiner wohl noch bedürfen. Aber sie werden mit Gottes Hilfe ihren Weg schon gehen.

6. April.

Manchmal will es mir noch nicht zur Überzeugung werden, daß es wirklich zu Ende gehen soll; es liegt dies gewiß daran, daß ich zu sehr an der Welt gehangen habe und mich mit zu vielen weitergehenden Plänen beschäftigte. Ich war daran gewöhnt, daß mir alles gelang, daß ich, wie man es im Leben nennt, Glück hatte. Ich kann aber mit gutem Gewissen sagen: übermütig bin ich nicht geworden; meiner vielen Schwächen und Unvollkommenheiten war ich mir stets bewußt. Wenn ich denke, wie oft mir von verständigen und urteilsfähigen Leuten gesagt worden ist, ich würde eine ausgezeichnete Karriere machen, und zu was für Posten ich von ihnen als Kandidat bezeichnet worden bin, so hätte das wohl Veranlassung geben können, den eigenen Wert zu überschätzen. Oft dachte ich: Wie kommt es nur, daß man für diesen Posten wiederum dich bezeichnet? und kam in der Regel zu der Überzeugung, daß es einen bedenklichen Mangel an tüchtigen Kräften bedeute, und daß meine Fähigkeiten von meinen Freunden doch wohl überschätzt werden müßten. Seit längerer Zeit übrigens denke ich über meine weitere Laufbahn völlig ruhig und hatte mir vorgenommen, mich durch kein Gerücht stören zu lassen; ich finde so völlige Befriedigung in dem Leben mit meiner lieben Frau, daß der Ehrgeiz doch angefangen hat schwächer zu werden, ich fühle es recht deutlich, daß ich im engsten Anschluß an Marie nur gewinnen und Fortschritte in der Vorbereitung auf das Jenseits machen kann. Wenn ich bedenke, welche ausgezeichnete Frau ich habe, und welche vortrefflichen Eltern ich gehabt habe, so muß ich schon hierin eine seltene Gnade sehen und eingestehen, daß ich viel, viel besser hätte werden und sein müssen als ich es bin!

8. April.

Mein Geburtstag, mit dem ich in das fünfzigste Lebensjahr trete! Ich beginne ihn im Gefühle der Genesung mit dankerfülltem Herzen gegen den Allmächtigen und den Heiland, der sich meiner erbarmt zu haben scheint. Möge der Tag einen wichtigen Abschnitt in meinem inneren Leben bedeuten!

14. April.

Mit meiner Gesundheit scheint es in der Tat sich zum Besseren zu wenden, so daß ich ab und zu schon wieder zu hoffen anfange. Die Gedanken

schweifen allerdings dann auch bald wieder auf das weltliche Gebiet hinüber. Daß ich aber mit den dienstlichen und sonstigen Pflichten es sehr gut vereinen kann, mich mit meinem geistigen Wohle ernsthaft zu beschäftigen, davon bin ich jetzt überzeugt.

Bad Kreuth, 16. Juni.

Ich habe lange auf einer einsamen Bank hoch über dem See gesessen und bin mit meinen Gedanken meist entfernt von all den weltlichen Interessen gewesen. Ich habe früher zu wenig in mein Inneres gesehen und bin dankbar, daß ich hier die Gelegenheit und die rechte Stimmung dazu finde. Wie wird es Marie freuen zu erfahren, was in den letzten Wochen für eine Wandlung mit mir vor sich gegangen ist.

Hannover, 8. September.

Gestern nachmittag ist der Kaiser wieder abgereist.[1]) Er war mit dem Armeekorps ganz besonders zufrieden, ebenso auch mit dem Empfang in der Stadt und auf dem Lande. Auch der Kronprinz, Moltke, der Kriegsminister und eigentlich alle, die hierhergekommen waren, sprachen ihre Befriedigung aus. Den größten Wert muß ich darauf legen, daß Moltke die Anlage und Leitung der Übungen als mustergültig bezeichnet hat. Mein Schicksal scheint an einem Wendepunkt angelangt zu sein. Während Albedyll am 5. mir sagte, daß ich vor Ende des Winters wohl noch kein Division erhalten würde, teilte er mir tags darauf mit, daß Moltke ihm erklärt habe, er brauche nunmehr einen Gehilfen und wünsche mich als solchen. Er soll sogar soweit gegangen sein, mich als seinen Nachfolger zu bezeichnen! Welche Form die Sache bekommt, ist bisher noch ganz ungewiß, es wird vielleicht das Zweckmäßigste sein, ich mache darüber später Vorschläge. Wahrscheinlich wird man mich zur Verfügung des Feldmarschalls stellen, so daß ich aus den bisherigen Etats des Generalstabes ausscheide, und eine neue Stelle kreiert werden muß. Es wird nicht an Leuten fehlen, die die Wahl des Feldmarschalls scharf tadeln, indes habe ich, wie es mir von verschiedenen Seiten oft mitgeteilt worden ist, doch auch in der Armee einen großen Anhang. Unumwunden für mich haben sich u. a. ausgesprochen General Blumenthal und der Kriegsminister; Albedyll ist bedingungslos einverstanden; meine Anhänger in Generalstabskreisen habe ich schon früher erwähnt.[2]) Der Kaiser hat schon im vorigen Jahre seine Zustimmung erklärt, falls Moltke mich haben wolle, sprach sich nur besorgt wegen meiner zu großen Jugend aus!

---

[1]) Nach dem Korpsmanöver.

[2]) Vgl. o. unter dem 8. Mai 1880.

9. September.

Das Ereignis des Tages ist die Zusammenkunft des Kaisers in Danzig mit dem Zaren. Die Tragweite [1]) kann eine außerordentliche sein, hoffentlich wird Frankreich nun völlig isoliert werden.

17. September.

Mein Schicksal ist nunmehr so gut wie entschieden. Ich werde wahrscheinlich schon in fünf bis sechs Wochen Generalquartiermeister! Moltke hat nochmals definitiv erklärt, mich als Gehilfen und zwar bald haben zu wollen.

11. Oktober.

Der Minister Freiherr v. Haymerle [2]) ist plötzlich gestorben; die Folgen lassen sich noch nicht absehen. Jedenfalls ist es nicht leicht, unter den österreichischen Staatsmännern wiederum einen zu finden, der ehrlich mit uns zusammenhalten will.

12. Oktober.

In meinen Gedanken bin ich natürlich sehr viel bei meiner bevorstehenden neuen Tätigkeit. Das sich mir eröffnende Feld ist sehr weit, es wird also darauf ankommen, die Arbeit gut zu organisieren, damit ich mir nicht zu viel auflade.

13. November.

Ich hatte eine Besprechung mit Albedyll über meine zukünftige Stellung, dann mit dem Obersten [. . .] und [. . .] noch einmal mit Albedyll. Dieser zeigte mir auch den Brief des Feldmarschalls, in dem er um einen Generalquartiermeister bittet mit der Bemerkung, der Kaiser möchte ihm den geben, der einstmals sein Nachfolger werden könnte! Daß ich nun dazu bestimmt sein soll, macht mich fast erröten. Ich will den Allmächtigen bitten, daß er mir hilft, meine Stellung zum Segen der Armee und des Vaterlandes auszufüllen. — Leider muß ich noch einmal nach Berlin kommen, da der Entwurf [. . .] über meine künftige Tätigkeit [. . .] für mich völlig unannehmbar ist. Albedyll sieht das vollkommen ein und wird jetzt in der Sache unterhandeln.

---

[1]) Die Erneuerung des Dreikaiserverhältnisses von 1873 (vgl. S. 198) war schon durch den Vertrag vom 18. Juni erfolgt, dessen Wortlaut in der Sprache des Originals zum ersten Male durch Pribram (Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns 1874 bis 1914, Bd. I, S. 9 f.) bekannt geworden ist.

[2]) Nachfolger Andrássys.

18. November.

Gestern ist in Berlin der neue Reichstag eröffnet; die Situation ist durch den Ausfall der Wahlen, die die regierungsfeindlichen Parteien gestärkt haben, sehr eigentümlich, zunächst aber — auch durch Neuwahlen — gar nicht zu ändern. Unsere ganzen Parteiverhältnisse sind ungesund und bedürfen einer Umgestaltung.

In Frankreich besteht nun seit einigen Tagen das Ministerium Gambetta. Ich hoffe, daß es bei seiner entschieden antikirchlichen Richtung uns mittelbar dem Papste gegenüber etwas helfen wird.

25. November.

Ich bin in der Nacht nach Berlin gefahren, da der Feldmarschall mich über meine zukünftige Stellung sprechen wollte. Er war sehr freundlich; einige Minuten reichten aus, uns über die Art der Stellung zu verständigen, bei der die Praxis bald das meiste tun wird. Wie es scheint, wird er sich allmählich von den Geschäften zurückziehen und mir dieselben mehr und mehr überlassen. Mit Albedyll hatte ich dann noch weitere Besprechungen.

4. Dezember.

Sonntag. Ich gehe mit Marie in die Schloßkirche zum Abendmahl. Es war mir dies vor dem Scheiden von hier und dem Antritt einer neuen wichtigen Tätigkeit ein großes Bedürfnis.

17. Dezember.

Albedyll schreibt mir, meine Ernennung noch so lange zurückhalten zu wollen, daß ich Weihnachten ruhig hier verleben kann. Das freut mich sehr.

31. Dezember.

Der Kaiser hat mich in einer überaus gnädigen Order zum Generalquartiermeister ernannt. Ein schöner Schluß für das alte Jahr! Möge der liebe Gott mir Kraft und Einsicht geben, meine neue Stellung zum Nutzen der Armee und des Vaterlandes auszufüllen.

*

1. Januar 1882.

Ich ging zum Prinzen Albrecht zur Meldung; er war überaus herzlich und dankte mir in wärmster und, wie ich meine, aufrichtiger Weise für alles, was ich für ihn und das Armeekorps getan habe. Es ist nicht mög-

lich, anerkennender zu sein als er es war. Sodann ging ich zur Prinzeß, sie war wirklich herzlich und gerührt und brach schließlich in Tränen aus, gab mir mehrmals die Hand und sagte, als der Prinz hinzukam, unter Schluchzen: „Wir verlieren unseren besten Freund."

3. Januar.

Abends 6 Uhr verließ ich Hannover, wo ich seit dem August 1866 — mit der Unterbrechung 1870/71 — gelebt, viel gelernt und viel gearbeitet habe. Mein Wirkungskreis ging über die Grenzen der Dienststellung hinaus, und ich kann dreist sagen, daß ich mir dort die allgemeine Achtung erwarb. Auch Marie ist in seltener Weise geliebt und verehrt worden.

Abschnitt VIII

Generalquartiermeister

(1882—1888)

1882

Berlin, 6. Januar.

Ich habe mein neues Amt angetreten. Der Feldmarschall stellte mir die Abteilungschefs vor und eröffnete ihnen, daß ich ihr Vorgesetzter sei. Sodann ging ich durch das ganze, große Haus und ließ mir in den Abteilungen die einzelnen Offiziere vorstellen. Zum Diner beim Reichskanzler, der außerordentlich freundlich und herzlich war.

9. Januar.

Der Chef der Landesaufnahme Generalleutnant v. Morozowicz ist heute früh gestorben; da er ein älterer General als ich war, hatte man mir die Landesaufnahme noch nicht unterstellt.

14. Januar.

Es wurde mir in Hannover ein Abschiedsdiner gegeben. Das Fest, vom Prinzen Albrecht präsidiert, gestaltete sich zu einer Ovation für mich. Der Prinz brachte mein Wohl in sehr warmen Worten aus, war sogar bewegt und sagte zu meinem Lobe viel mehr, als mir erwünscht war. Jedenfalls ist noch kein Offizier oder Beamter unter so günstigen Umständen aus Hannover geschieden.

4. Februar.

Abends zum Tee beim Prinzen Friedrich Karl, der infolge seines Müßigganges und ungesunden Lebens augenscheinlich in einer schlechten Stimmung ist und alles angreift.

21. Februar.

Die Welt ist in einiger Aufregung durch die Skobelewschen Reden; sie beweisen die für uns recht bedenkliche Schwäche des Zaren.

24. Februar.

Es scheint wirklich, als ob wir durch den Sturz Gambettas einer großen Gefahr entgangen seien; er hat sicher in Rußland mit unseren Feinden Fühlung gehabt.

1. März.

Ich habe dem Feldmarschall sehr gründliche Änderungen in unserer Mobilmachung vorgeschlagen, die ich für dringend nötig halte.[1]) Ich werde bei einigen Stellen, namentlich im Kriegsministerium, auf Widerstand stoßen, bin aber zu sehr von der Richtigkeit meiner Ansichten überzeugt, um nicht zu glauben, daß ich Erfolg haben werde. Die Zustände in Rußland, der augenscheinlich schwache und furchtsame Kaiser Alexander und dazu der Aufstand in der Herzegowina sind recht bedenkliche Umstände, die mich jetzt nötigen, unserem Aufmarsch an der Ostgrenze besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

11. März.

Ich dinierte bei Bismarck ganz en famille. Ich hatte nach Tisch eine beinahe anderthalbstündige Unterhaltung mit ihm, in der sehr viel von Rußland und einem möglichen Kriege die Rede war. Er sieht die Zustände dort für sehr bedenklich an, obwohl er an einen nahen Krieg nicht zu glauben scheint. Ich konnte mehrere Fragen anregen, auf die er bereitwillig einging, während andererseits für mich die Unterhaltung von größtem Interesse und Wert war. Er lud mich sehr freundlich ein, öfter wieder zu kommen, auch ohne Einladung.

15. März.

Eine wahre Freude ist es zu sehen, mit welcher Frische der Feldmarschall Moltke arbeitet. Die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland beschäftigt ihn sehr, und ich habe täglich Besprechungen mit ihm über dieses Thema.

25. März.

Bismarck ist nach Friedrichsruh gefahren. Österreich hat jetzt den Wunsch ausgesprochen, mit uns in militärische Verabredungen einzutreten, und wir werden darauf eingehen. Vielleicht fahre ich zu diesem Zweck nach Wien, da man, um Aufsehen zu vermeiden, Moltke nicht gut schicken kann.

---

[1]) Vgl. den in der „Deutschen Revue" (Juni-Heft 1921) veröffentlichten Rückblick des Verfassers auf seine Generalstabstätigkeit (S. 214 ff.).

27. März.

Der Feldmarschall hat beim Kaiser einen zweieinhalbstündigen Vortrag gehabt, zunächst wegen eines etwaigen Krieges nach beiden Seiten, dann aber auch wegen der zu sehr übereilten Mobilmachung und des frühzeitigen Beförderns großer Truppenmassen an die Grenze. In beiden Fragen hatte ich dem Feldmarschall schriftlich meine Bedenken geäußert, die er nach einigem Überlegen voll anerkannt hat.

30. März.

Der Moltkesche Vortrag mit seinen nächsten Folgen hat im Kriegsministerium große Aufregung verursacht. Dort ist nachgerade eine starke Überhebung großgezogen worden. Mittelbar trägt auch Moltke daran die Schuld, weil er in seiner Bescheidenheit sich hat zu sehr zurückdrängen lassen, im übrigen haben die meisten Kommandierenden Generale sich einfach vor dem Kriegsministerium gebeugt. Wenn das so weiter ginge, kämen wir zweifellos zu französischen Zuständen, wo der Minister die Armee kommandiert. Ich denke, es soll nun wieder allmählich anders werden. Daß dies beabsichtigt sein könnte, ahnt man, und deswegen die Erregung im Ministerium, die sich wohl hauptsächlich gegen mich richten wird.

17. April.

Da der Feldmarschall einen längeren Urlaub angetreten hat, bin ich jetzt Herr im Hause.

20. April.

In Rußland sieht man allmählich doch ein, daß es nicht praktisch ist, mit uns anzubinden, und der Zar hat dies durch Ernennung von Giers zum wirklichen Minister auch deutlich ausgesprochen; daß dadurch die allgemeinen traurigen Zustände dort besser geworden wären, ist nicht anzunehmen; natürlich ist die Welt schnell bei der Hand, nun wieder rosenfarben zu sehen. Für mich liegen die Dinge unverändert, wir haben vielleicht eine etwas längere Zeit zur Vorbereitung.

3. Mai.

Der Kampf mit dem Kriegsministerium nimmt immer größere Dimensionen an; ich denke aber, daß wir ihn siegreich führen werden.

6. Mai.

Ich war beim Kaiser zum Vortrag; das erstemal in meinem Leben.

30. Juni.

Wahrscheinlich werde ich in Österreich dem dortigen Chef des Generalstabes, Feldmarschalleutnant Freiherrn v. Beck, begegnen und mich dann mit ihm über einen Krieg gegen Rußland unterhalten. Eine solche Besprechung wurde schon im Winter gewünscht, dann wieder hinausgeschoben. Jetzt ist der Reichskanzler einverstanden, ebenso der Kaiser. Aus Ems habe ich mehrfach Nachrichten von Albedyll. Der Krieg gegen das Kriegsministerium ist in vollster Blüte, wir stehen anscheinend vor einer Entscheidungsschlacht. Es sieht so aus, als ob der Minister dabei zu Fall kommen wird. Die Armee verliert nichts daran. Ganz merkwürdig ist es, daß es Mühe macht, einen Nachfolger zu finden. Wäre einer da, von dem man ohne weiteres sagen könnte, er sei der rechte Mann, so wäre Kameke leicht zu beseitigen; jetzt will er, wie es scheint, sich selbst den Hals brechen.

1. Juli bis 10. August.

Nach Aufenthalt in Kreisau beim Feldmarschall, in Camenz beim Prinzen Albrecht und in Gastein, wo ich häufiger Gast an der kaiserlichen Tafel war, ging ich mit Marie nach Ischl. Unweit in Strobl wohnte der Feldmarschalleutnant v. Beck. Ich machte ihm einen Besuch, und wir konnten uns über die Lage aussprechen. Bismarck wollte der Begegnung unter keinen Umständen einen offiziellen Charakter geben, weshalb wir über diese Form einig geworden waren. Beck scheint ein sehr verständiger, ruhiger Mann, und ich glaube, daß die Zusammenkunft von großem Nutzen sein wird.

September.

Die neuntägige Anwesenheit des Kaisers in Schlesien war eine ununterbrochene patriotische Ovation der Provinz. Nie hatte ich bisher bei ähnlichen Gelegenheiten eine so allgemeine und anhaltende Begeisterung gesehen, noch mehr erstaunte ich nachher in Sachsen, die gleichen Eindrücke, ja vielleicht noch stärkere, zu empfangen. Wo hat ein Monarch sich so allgemeiner, von Herzen kommender Liebe zu erfreuen gehabt! Für Deutschland hat der Besuch des Kaisers in Dresden unbedingt eine große Bedeutung, denn in Sachsen lebt, begünstigt durch die Tüchtigkeit des Königs, noch ein starker Partikularismus. Wir sehen hier aber den Reichsgedanken so deutlich in der Bevölkerung sich Bahn brechen, daß man ruhig in die Zukunft sehen kann, wenn der spätere Kaiser keine großen Fehler machen sollte.

3. November.

In Frankreich habe ich, soweit die kurze Zeit es erlaubte,[1] Menschen gesehen und den Eindruck gewonnen, daß das Land vor einer Katastrophe steht. Alle Welt fühlt, daß es so nicht weiter geht. Es herrscht eine unglaubliche Zerfahrenheit, und fehlt nur ein energischer Mann. Mag er Monarchist sein oder Radikaler, es folgt ihm alles, sobald er Kraft zeigt. Die Roten sollen gut organisiert sein, augenblicklich üben sie namentlich im südlichen Frankreich starken Terror. Die große Frage ist, was die Armee tun wird. Ich glaube, daß sie sich spalten kann, und dann Bürgerkrieg die Folge ist.

6. November.

Ich habe die Botschafter Hohenlohe und Münster gesprochen, mich auch lange im Auswärtigen Amt aufgehalten.

13. bis 19. November.

Unser Verhältnis zu Rußland ist äußerlich leidlich, eigentlich aber doch sehr unbehaglich. Sie rüsten fortwährend, bereiten den Krieg vor, und wir verhalten uns demgegenüber höchst schüchtern.

26. November bis 2. Dezember.

Giers ist in Varzin gewesen und hat sehr beruhigende Erklärungen abgegeben. Rußland wäre friedensbedürftig, um seine Finanzen zu heben. Wahrscheinlich hat man eine Anleihe vor; wir dürfen aber deswegen nicht vertrauensselig werden. Der Eindruck besteht, als ob sie uns in Konstantinopel aus dem Sattel heben und von dort aus eine Allianz mit Frankreich und England betreiben wollen. Ich würde es sehr beklagen, wenn wir uns den Vorteil, in der Türkei einen Alliierten zu haben, entgehen ließen. Auffallenderweise bleibt das Verhältnis Frankreichs zu England leidlich gut. Gladstone haßt uns, namentlich Bismarck, sehr, und ihm ist das radikale Regiment in Frankreich angenehm.

6. Dezember.

Bismarck ist seit vier Tagen wieder in Berlin; er hatte mich sofort sprechen wollen, doch ist er leider bald nach der Ankunft von Nervenschmerzen wieder sehr geplagt worden und recht elend. Prinz Wilhelm[2])

---

[1]) Der Generalquartiermeister war zur Beerdigung seiner Schwägerin nach Bordeaux gefahren.

[2]) Der spätere Kaiser.

kam heute zu mir, um sich über die französischen Sperrforts zu orientieren, woran sich dann eine lange Unterhaltung militärischen und politischen Inhalts knüpfte. Ich habe den Prinzen nun öfter gesehen und angefangen, mir ein Urteil zu bilden. Er hat ungewöhnlich viel Frische und betreibt alles, was er erfaßt, mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Er scheint viel vom Großpapa an sich zu haben. Wenn seine Eltern sich das Ziel gesetzt hatten, einen konstitutionellen König zu erziehen, der sich gehorsam vor der Souveränität der Kammermajorität beugt, so haben sie Unglück gehabt. Es kommt anscheinend das gerade Gegenteil heraus.

11. Dezember.

Bismarck ließ mich durch seinen Sohn bitten, ihn zu besuchen. Ich fand ihn recht elend und mutlos infolge der Schmerzen. Er sprach — zuerst sehr leise, nachher aber in alter Art — meist von unserem Verhältnis zu Rußland und eröffnete mir so weitgehende Perspektiven, daß ich sie nicht niederzuschreiben wage. In bezug auf die polnische Frage war er völlig der Ansicht, die ich ihm vor einigen Monaten entwickelt hatte, worüber ich sehr froh bin. Zum Schluß wurde eine Preßkampagne verabredet, die in erster Linie auf den Reichstag, aber auch auf Rußland berechnet ist.

15. Dezember.

Mit dem Auswärtigen Amt habe ich jetzt einen sehr regen Verkehr, meist durch Hatzfeld und Holstein. Der erste, auf den Reichstag berechnete Artikel — er betrifft russische Eisenbahnbauten und sonstige Rüstungen — ist gestern abend in der „Kölnischen Zeitung“ erschienen und hat ungeheures Aufsehen gemacht; an der Börse soll heute beinahe Panik gewesen sein.

20. Dezember.

Unsere Zeitungskampagne ist von ungeheurem Effekt gewesen. An den Börsen der Welt große Aufregung und starkes Sinken aller russischer Werte. Der Kaiser hat sehr ungern herangewollt, aber schließlich unter der Bedingung nachgegeben, daß die offiziösen Zeitungen herausbleiben. Unsern Zweck: den Russen zu zeigen, daß wir finanziell ihnen doch große Schwierigkeiten bereiten können, und den Reichstag zum Geben geneigter zu machen, werden wir wohl erreichen.

21. Dezember.

Wir beginnen jetzt die Gemüter wieder etwas zu beruhigen. Die russische Presse ist so zahm wie noch nie und macht uns womöglich Liebes-

erklärungen. Ich war mit Marie in der Kirche der Brüdergemeinde, wo wir eine vortreffliche Predigt hörten. Nachher Gratulation im Palais, wobei der Kaiser sich wunderbar frisch und kräftig zeigte. Das große Ereignis des Tages ist der gestern abend erfolgte Tod Gambettas; zunächst weiß man noch nicht recht, was man daraus machen soll. Ich denke, daß es zunächst sehr friedlich in der Welt aussehen wird, und daß die Russen die Hauptleidtragenden sind.

1883

1. Februar.

In den letzten Tagen bin ich sehr beschäftigt gewesen durch die Reichstagsdebatten über das Militärbudget. Die Linke macht die abgeschmacktesten, und sehr leicht abzuweisende Angriffe auf die Armee; deren Vertreter, der Kriegsminister, spielt dabei aber samt seinen Kommissaren eine klägliche Rolle. Es ist schmachvoll, daß unsere, in der ganzen Welt als Muster geltende Armee von Maulhelden ohne Verteidigung so angegriffen werden kann. Wir befinden uns nach meiner Überzeugung in einer Krisis, das Staatsschiff ist leider momentan in schwacher Hand. Der Reichskanzler recht krank, sein wesentlichster Vertreter dem Reichstag gegenüber, Staatssekretär v. Boetticher, unwohl, der Kriegsminister kümmerlich, bei alledem der Kaiser noch immer recht angegriffen. [. . .].

2. Februar.

Albedyll war heute lange bei mir, und wir haben uns gegenseitig das Herz ausgeschüttet. Er ist ganz meiner Ansicht, daß die Armee erwartet, einen kräftigeren und würdigeren Vertreter zu erhalten, und glaubt an einen baldigen Wechsel. Er hat gestern Bismarck gesehen, der mich als Kriegsminister haben will. Albedyll hat ihm erwidert, daß es mir nicht zuzumuten sei, jetzt diesen Posten anzunehmen, und hofft auch, es dem Kanzler ausgeredet zu haben. Albedyll wünscht den General Bronsart I[1]; ich halte dessen Bruder[2], meinen Nachfolger in Hannover, für besser. Eine erhebliche Schwierigkeit liegt in dem Umstand, daß Albedyll älter sein würde als der Minister, also die persönliche Abteilung[3] vom Ministerium losgelöst werden müßte. Im Ministerium herrscht eine gedrückte Stimmung; sie fühlen sich arg geschlagen, was diesen hochfahrenden Leuten

---

[1]) Paul Bronsart v. Schellendorff.
[2]) Walter Bronsart v. Schellendorff.
[3]) Das Militärkabinett.

aber recht gesund ist. Besondere Wut hat man dort, wo immer noch innerer Zank ist, auf Verdy, der wohl [. . .] und Zukunftspolitik treiben mag.

30. März.

Es liegt eine recht schwere Zeit hinter mir! Statt der baldigen Genesung[1]) entgegen zu gehen, bekam ich etwa am 8. Februar einen heftigen Rückfall, mußte mich zu Bett legen und bis Mitte März still liegen bleiben. Ich habe meine Dienstgeschäfte fortgeführt. Mit Ausnahme einiger Tage, an denen ich sehr angegriffen war, boten sie mir eine sehr angenehme Zerstreuung. Recht schwer wurde es mir, in der Zeit der Ministerkrisen nicht aktiv eingreifen zu können. Ich war jederzeit genau über den Stand der Dinge orientiert. Die endgültige, glückliche Lösung und die Verabschiedung sowohl von Kameke als Stosch, ist allein das Verdienst von Albedyll, der die schwierige Angelegenheit mit Zustimmung, aber doch sehr vorsichtiger Zurückhaltung des Kanzlers, sehr gewandt geführt und sich dadurch ein großes Verdienst um Armee und Vaterland erworben hat.

Der neue Kriegsminister[2]) kam sogleich zu mir. Wir waren schnell einig und haben uns die Hand darauf gegeben, nur das Wohl der Armee im Auge zu haben, treu zusammen zu gehen und nie eine Wolke zwischen uns aufkommen zu lassen. Mit Albedyll hat er sein Verhältnis ebenso schnell geregelt, sie werden gewiß gut zusammen arbeiten. Wir wollen nun hoffen, daß der Reichstag sich vernünftig benimmt. Ich glaube es; die Mehrzahl ist gegen einen großen Konflikt.

An Besuch hat es mir in der Krankheit nicht gefehlt. U. a. kamen zu mir der Kronprinz, Prinz Wilhelm oft, Prinz Albrecht, der Großherzog von Baden, Herzog von Connaught, Erbgroßherzog von Oldenburg. Vom Reichskanzler als Leidensgefährten erhielt ich einen sehr freundlichen Brief.[3])

Berlin, 24. 2. 83.

Lieber Graf!

Ich höre soeben, daß Ihr krankes Bein vom Arzte gewickelt wird. Erlauben Sie einem alten Praktikus in Venenkrankheiten, Ihnen große Vorsicht in der Wickelung zu empfehlen. Solange ich gelegen habe, habe ich von derselben leicht Nachteile empfunden. Zweckmäßig hat sie sich mir nur gezeigt, wenn ich erst wieder gehen konnte. Unter allen Umständen halte ich es für schädlich, bis über das Knie hinaus nach oben zu wickeln und rate auch, sich vor zu festem Verbande zu hüten. Meines Wissens

[1]) Von einer Venenentzündung.
[2]) Paul Bronsart (I.) v. Schellendorff.
[3]) Siehe das folgende, eigenhändige Schreiben.

hat auch Ihr Herr Bruder mit den Wickelungen schlechte Erfahrungen gemacht. Ich habe herzliche und fundierte Teilnahme mit Ihnen und hoffe, daß Sie bald von der Plage befreit sein mögen. Das Hochliegen des kranken Beines resp. beider hat mir immer sehr wohl getan.

Ihr
v. Bismarck.

7. April.

Gestern war ich bei Albedyll, um eine Menge Geschäfte zu erledigen. Er ist beunruhigt durch die unglaublichen Auffassungen des Kronprinzen über unsere innere Lage. Zunächst wirkt noch die Entlassung von Stosch, die Kronprinz und Kronprinzessin sehr übel genommen haben. Gebe Gott, daß der Kaiser uns noch einige Jahre erhalten bleibt! Mit dem neuen Kriegsminister läßt sich alles sehr gut an. Er hat sich vorgestern im Reichstage als einen schlagfertigen und guten Redner gezeigt, und die Armee wird nun wieder einen Vertreter ihrer Interessen haben. Kameke selbst hat gesagt: „Ich bin gefallen durch das Triumvirat Bismarck, Albedyll, Waldersee". Daß ich seinen Sturz seit Jahresfrist für nötig gehalten habe, kann ich nicht leugnen.

11. April.

In der Welt macht das Bündnis zwischen Deutschland, Österreich und Italien[1]) großes Aufsehen. Die Franzosen sind natürlich wütend.

12. April.

Ich hielt eine einstündige Kritik vor großem Auditorium, zu dem auch Prinz Wilhelm gehörte. Es ist dies die erste dienstliche Anstrengung, die ich mir wieder zumute.

22. April.

Obwohl es in der Welt recht friedlich aussieht, beschäftigt mich doch Rußland jetzt sehr; es rüstet ganz konsequent, wenn auch nicht gerade so, daß an einen nahen Krieg zu glauben ist. Der Kanzler erlaubt nunmehr, daß ich etwas gründlicher Nachforschungen anstelle.

11. und 12. September.

Im Auswärtigen Amt war ich längere Zeit und orientierte mich in der Politik. Dem Kanzler scheint es Gott sei Dank in Gastein besser zu gehen.

---

[1]) Der Dreibund wurde schon vor seinem formellen Abschluß (20. Mai) als vollendete Tatsache angesehen.

30. September.

Die Politik hat mich in dieser Zeit ziemlich viel beschäftigt. Nach meiner festen Überzeugung bereiten die Russen den Krieg vor; ich habe es schon vor einem Jahre gemeldet; jetzt bin ich in meiner Ansicht noch mehr bestärkt. Der Kaiser beginnt auch unruhig zu werden. Zar Alexander ist nicht Herr im Hause, darin liegt die Hauptgefahr; er wird von den Hetzern ganz allmählich weitergetrieben. Ich habe von Homburg aus dem Reichskanzler über eine Unterhaltung mit Dolgoruki[1]) geschrieben.[2])

Homburg, 24. 9. 1883.

Fürst Dolgoruki fragte mich heute, ob ich von der taktlosen Rede des Generals Dragomirow bei den Manövern in Frankreich gehört hätte. Auf meine Erwiderung, daß der Sachverhalt durch die Zeitungen wohl entstellt sein möchte, antwortete der Fürst, er sei überzeugt, daß die Rede ganz so gehalten sei, denn Dragomirow gehöre zu der leider großen Zahl höherer Offiziere, die gegen Deutschland hetzen, demokratische Neigungen haben, und denen der Sinn für Disziplin abhanden gekommen sei.

Das Gespräch, welches D. augenscheinlich absichtlich herbeiführte, kam weiter auf das seit einigen Jahren zwischen Rußland und Deutschland bestehende Mißtrauen. Ich bat den Fürsten Dolgoruki, mir zu sagen, wodurch wir zu einem solchen Veranlassung gegeben, denn die geringen Verschiebungen von Truppen an die Ostgrenze seien doch nur als schwache Gegenmaßregeln auf ihre ansehnlichen Truppenanhäufungen anzusehen, kein verständiger Mensch könne glauben, daß wir Neigung hätten, mit Rußland Krieg zu führen; es könne bei uns auch niemand Interesse an solchem Kriege haben, und selbst die heißblütigsten Militärs hätten auch nicht die geringste Lust dazu, ebensowenig wie wir uns jemals dazu bewegen lassen würden, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Er gab mir zu, daß ich recht habe und sagte, er beklage es auf das tiefste, daß man in Rußland anderer Ansicht sei, trotzdem nichts gegen uns anzuführen sei als der Ausbau von Königsberg, Thorn und Posen und die im Verhältnis zur russischen sehr starke Kavallerie sowie das Eisenbahnnetz, das eine schnelle Versammlung von Truppen an der Grenze erleichtere.

Ich widerlegte ihm diese ganz nichtigen Gründe, indem ich überzeugt war, daß er sie selbst nicht als vernünftige ansah, und entwickelte ihm die russischerseits ergriffenen Maßregeln, die notwendigerweise uns argwöhnisch machen müßten. Ich nannte die Anhäufung von Kavalleriemassen längs unserer Grenze, die volle Bespannung der Geschütze und

[1]) Oberst Fürst D., russischer Militärbevollmächtigter in Berlin.

[2]) Siehe das Folgende.

einiger Munitionswagen der zugehörigen reitenden Batterien, den höheren Friedensetat aller in Polen stehenden Truppen, den auffallend hohen Etat der ebendaselbst stehenden Reserve-Kaderbataillone, endlich in neuester Zeit das Vorschieben der 41. Division vom Kaukasus nach Minsk und der 16. von Minsk nach Bialystock, und die starke Vermehrung der Kavallerie durch Erhöhung des Etats der Regimenter von vier auf sechs Eskadrons, welche beide Maßregeln mir sehr bedeutungsvoll schienen. Sodann kam ich auf den Bau der Eisenbahnen und das Legen zweiter Geleise auf den bestehenden Bahnen, ohne daß ein kommerzielles Bedürfnis vorhanden sei, und deren Zweck allein die schnellere Konzentration großer Truppenmassen an unserer und der österreichischen Grenze sein könne. Ferner sprach ich von den umfangreichen Festungsbauten in Polen und Litauen, bei denen ebenso wie bei den Eisenbahnen die ungewöhnliche Hast in der Herstellung höchst auffallend sei, und berührte endlich die Heimlichkeit, mit der alle militärischen Maßregeln betrieben würden.

Fürst D. gab zu, daß ich in den meisten Punkten recht habe, betreffs der Reserve-Kaderbataillone sowie über die Eisenbahnbauten gab er vor, nicht orientiert zu sein, betreffs der Festungsbauten sagte er, daß von der Hast, die ich erwähnt, nach seiner Meinung keine Rede sei, sondern daß man jetzt daran ginge, ein altes Projekt zu realisieren, für welches Geld flüssig geworden. Augenscheinlich wußte er hier nicht Bescheid.

Ich sagte sodann, daß nach mehrfachen, mir in jüngster Zeit zugegangenen Nachrichten noch eine Infanteriedivision, und zwar die 21., aus dem fernsten Osten nach unserer Grenze unterwegs sei und in deren unmittelbarster Nähe untergebracht werden solle; und fügte hinzu, daß dies eine Maßregel sein würde, die wir nach meinem Dafürhalten nicht ruhig mitansehen könnten.

D. erwiderte, daß er nichts von dem Verschieben der 21. Division wisse, und fragte, ob unsere Verschiebungen von Truppen an die Ostgrenze wohl so, wie sie im „Militär-Wochenblatt" bekanntgemacht worden, als abgeschlossen anzusehen seien, falls russischerseits nichts Provozierendes mehr geschehe, also zunächst die Verschiebung der 21. Division nicht stattfinde. Ich sagte, ich glaube, daß wir dann auch nichts weiter tun würden, bemerkte indes, daß die Bekanntmachung im „Militär-Wochenblatt" nicht vollständig sei, und daß die Dislokation von noch etwas Kavallerie bereits angeordnet sei.

Sodann äußerte D. große Besorgnis, daß unsererseits eine diplomatische Aktion eintreten könne, da eine solche den uns feindlichen und leider in einflußreichen Stellungen befindlichen Personen sehr gelegen sein würde, um zu weiteren Rüstungen drängen zu können, wodurch die Gefahr der Situation gesteigert werden müsse, und sagte, er würde gern sogleich

nach Petersburg reisen, und durch direkten Vortrag beim Kaiser Alexander die Gefahr abzuwenden versuchen.

Ob D. hierbei vielleicht von der Neigung, eine Rolle zu spielen, geleitet ist, vermag ich nicht zu durchschauen; da ich aber den Eindruck gewonnen hatte, daß er wirklich für die Erhaltung des Friedens interessiert ist, und er mit großer Offenheit sprach, so sagte ich ihm schließlich, es schiene mir wesentlich darauf anzukommen, daß Kaiser Alexander seinem Wunsch, den Frieden zu erhalten, nicht bloß in Worten Ausdruck gebe, sondern durch energisches Auftreten Rußland zeige, daß er der Herr sei, und sich der Elemente entledigte, die ihn gegen seinen Willen zum Kriege drängten. Ich sagte auch, nachdem er mir wiederholt versichert, daß unsere Unterhaltung als eine ganz vertrauliche zweier guter Bekannten anzusehen sei, daß man bei uns den Eindruck gewinnen müsse, es bestände in Rußland eine Nebenregierung, die mit Konsequenz den Krieg vorbereite und der die friedlichen Versicherungen des Kaisers sehr bequem und der Herr v. Giers ein schätzenswertes Aushängeschild sei, das im gegebenen Moment leicht beseitigt werden könne, wie man ja überhaupt auf die äußersten Gewaltmaßregeln gefaßt sein müsse.

D. versuchte nicht, mich zu widerlegen, sondern sagte, leider schiene ich recht zu haben, er hoffe indes, daß der Kaiser Alexander, wenn man ihm Zeit lasse, doch schließlich Ordnung im Innern schaffen und die durch Miljutin in der Armee kultivierte demokratische Richtung beseitigen würde. Meiner Auffassung, daß der General Obrutschew die Seele der antideutschen Hetzereien und das treibende Element in den Kriegsvorbereitungen sei, stimmte er ebenfalls zu.

Der Gesamteindruck, den ich aus der Unterhaltung gewann, war, daß Fürst Dolgoruki sehr besorgt ist, daß wir dem Kriege entgegentreiben.

8. Oktober.

Die Ernennung des Königs von Spanien zum Chef des Ulanenregiments Nr. 15, die Bismarck auf eine spätere Zeit vertagt wissen wollte, weil sie dem König in Paris Ungelegenheiten bereiten konnte, hat sich durch die gänzliche Kopflosigkeit der Franzosen und die Erbärmlichkeit der Zustände in Frankreich zu einem politischen Coup von Bedeutung entwickelt. Der junge König, der schon keine Sympathie für die Franzosen hatte, ist nun völlig auf unserer Seite; die Spanier sind in ihrem Stolze empfindlich verletzt. Ich denke, Bismarck wird die Sache gehörig ausbeuten. Der Kriegsminister Thibaudin ist zurückgetreten; er war ein gefährlicher Mann für uns, nicht weil er vielleicht zum Kriege trieb, sondern weil er sehr tätig war. Er ist der vierzehnte Kriegsminister seit dem Kaiserreich!

14. Oktober.

Die russischen Rüstungen werden immer klarer; wenn wir sie ruhig mitansehen, so gehen uns die Vorteile, die wir bisher hatten, verloren.

23. Oktober.

Die Frage der Ersetzung des Generals Werder[1]) in Petersburg will nicht recht in Gang kommen, der Kaiser neigt jetzt mehr dazu, ihn überhaupt dort zu belassen. Angeblich wohlmeinende Russen und Russinnen in Baden haben dafür warm plädiert. Über die Verstärkung der russischen Truppen in Polen kann ich noch immer nicht ganz klar werden, doch scheint es jetzt, als ob das 15. Armeekorps nicht kommen wird. — Es sind Nachrichten da, daß Dänemark sich verpflichtet haben soll, im Falle eines Krieges unbedingt mit Rußland zu gehen. Dann wird wohl mein alter Plan, im Falle eines solchen Krieges sofort die Hand auf Dänemark zu legen, zur Ausführung gebracht werden müssen. Ganz in der Stille ist eine Reise des Kronprinzen nach Spanien für das nächste Frühjahr beschlossen worden. Das wird seinerzeit viel Aufsehen machen.

27. Oktober.

Bismarck läßt mir durch Busch für meine Nachrichten aus Rußland danken und sagt zum Schluß, eine Wiederherstellung Polens sei allerdings ein zweischneidiges Schwert, indes würde sie ein geringeres Übel sein als eine russische Invasion. Ich wußte schon, daß er sich mit dem Gedanken der Wiederherstellung Polens beschäftigt, und sehe diese auch seit Jahresfrist kommen.

30. Oktober.

Ich hatte heute Vortrag beim Kaiser in Gegenwart von Albedyll und war wohl eine Stunde da. Man sprach über Krieg sowohl mit Frankreich als mit Rußland; der alte Herr war recht frisch und nichts weniger als ängstlich.

Die Reise des Kronprinzen nach Spanien kommt schon Mitte November zustande; die Kronprinzeß wollte mitreisen, scheint es nun aber aufgegeben zu haben.

Ich war lange im Auswärtigen Amt. Die Berichte aus Frankreich sprechen jetzt stets von der sich steigernden Revanchestimmung gegen uns und davon, daß im dortigen diplomatischen Korps an einen baldigen Krieg geglaubt wird. Der Rückgang der Finanzen und des Handels wird dabei ausgebeutet.

---

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen II, 211 ff.

2. November.

Ich hatte heute lange Besprechungen mit Albedyll, dann mit dem Kriegs- und dem Marineminister. Beide sind vortreffliche Menschen, die in jeder Hinsicht günstig gegen die Vorgänger abstechen. Es wird erst jetzt vielen klar, daß Kamekes längeres Bleiben keinen Nutzen gebracht hätte. Bronsart findet ein reiches Feld der Tätigkeit und hat viele gute Ideen, denen ich fast ausnahmslos zustimme. Caprivi ist ungleich tüchtiger und gründlicher als Stosch, dem ich indes manches Verdienst, namentlich als Organisator, nicht absprechen will. Das Marineoffizierkorps hat schon jetzt das Gefühl, einen guten Tausch gemacht zu haben. Im Auswärtigen Amt konnte ich mich auch ferner orientieren. Bismarck hält augenscheinlich einen Krieg mit Rußland für nicht nahe bevorstehend.

3. November.

Wir ritten bei günstigem Wetter eine schöne Jagd, bei der der Keiler durch den Schlachtensee schwamm. Das Ganze bot ein recht anderes Bild wie sonst. Von der alten Generation des königlichen Hauses ist nun der Kaiser der einzige Lebende, und er darf Jagd nicht mehr reiten. Die nächste Generation fand sich gar nicht vertreten, Prinz Friedrich Karl war eine halbe Meile vom Grunewald in seinem Jagdhaus Dreilinden und schlief. Das Feld beherrschte also die junge Generation, speziell als Vornehmster Prinz Wilhelm, der jetzige Vertreter der Parforcejagden, außer ihm Prinz Friedrich Leopold und dann ein Schwarm kleiner und junger Prinzlichkeiten. Es fehlt auch sonst an älteren Leuten, so daß ich der älteste General war; eine neue Zeit ist im Anzuge!

7. November.

Die Reise des Kronprinzen nach Spanien wird nun bekannt und scheint in Frankreich großes Aufsehen zu machen. Der Kanzler wünscht dies augenscheinlich.

15. November.

Herr v. Giers ist nach Deutschland gekommen, angeblich um eine im Sterben liegende Tochter noch einmal zu sehen. Dieser Grund wurde aber schon vor Monaten geltend gemacht. Vermutlich will er durch friedliche Versicherungen den Kurs des Rubels heben. Noch immer ist es Rußland nicht gelungen, eine Anleihe zustande zu bringen. Wenn es bei den trostlosen Finanzverhältnissen noch immer weiter rüstet, so liegt darin ein sehr deutliches Zeichen, daß man dort einen Krieg für nahe hält. In

Serbien ist eine Insurrektion ausgebrochen und jedenfalls durch Rußland angefacht, dem es sehr unbequem ist, daß sich der König[1]) an Österreich anlehnt.

18. November.

Vorgestern hatte ich eine lange Unterredung mit Herrn Wettendorf, dem Unterstaatssekretär im türkischen Finanzministerium. Er hat in der Tat schon einige Ordnung in die Finanzen gebracht und ist der Ansicht, daß sie bald völlig geregelt und günstig sein könnten, wenn in den hohen Stellungen ehrliche Leute wären. Jetzt kommt es sehr darauf an, sich von dem bekannten Juden Hirsch loszumachen, der von allen Halsabschneidern der schlimmste ist und leider durch Österreich protegiert wurde. Die Türkei hat noch nicht den Mut, mit ihm zu brechen. Ich habe im Auswärtigen Amt schon seit längerer Zeit dafür zu wirken gesucht, für die Türkei etwas zu tun; sie könnte, wenn die Armee reorganisiert wäre, ein wertvoller Bundesgenosse werden. Der Kanzler, der ja überhaupt außerordentlich behutsam zu Werke geht und durchaus bestrebt ist, weder Rußland noch Frankreich Grund zu Argwohn zu geben, wünscht auch hier große Vorsicht.

19. November.

Prinz Friedrich Karl benimmt sich schon seit Jahren höchst eigentümlich, so daß eigentlich niemand gern mit ihm zu tun hat. Er ist oft sehr wenig rücksichtsvoll gegen den Kaiser gewesen, worauf der gute alte Herr nur mit Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit geantwortet hat. Jetzt scheint aber eine Krisis eingetreten zu sein. Der Prinz hat dem Kaiser einen höchst törichten und respektlosen Brief geschrieben, und man hofft, daß darauf nun endlich mit Strenge geantwortet werden wird.

20. November.

Der Kaiser hat dem Prinzen eine Order zukommen lassen, die ich heute zu lesen bekam, so scharf, wie ich noch kaum eine gesehen habe. Der Kaiser verbietet ihm den Aufenthalt sowohl an seinem wie an den prinzlichen Höfen. Wie ich den Prinzen kenne, wird er zu Kreuze kriechen.

Diner beim Kaiser, bei welchem der russische Kriegsminister Wannowski, der von Wiesbaden nach Rußland zurückreist, und der spanische General, der einen Brief seines Königs in Angelegenheit der kronprinzlichen Reise brachte, geladen waren. Ich hatte mit Wannowski ein langes Gespräch; er gab, wie ja alle offiziellen Russen, die friedlichsten Versicherungen und leugnete alle weiteren Truppenverschiebungen.

---

[1]) Milan.

21. November.

Die Russen sind augenscheinlich bemüht, ihre Friedensliebe möglichst glaubwürdig zu machen, schon um die Kurse etwas in die Höhe zu bringen. Ich bin auch überzeugt, daß sie die beabsichtigten Dislokationen aufgegeben haben, weil sie merkten, daß sowohl Österreich als wir uns nichts mehr bieten lassen wollten.

25. November.

Der Kaiser hat gut geschlafen und scheint das Unwohlsein überwunden zu haben. Gott möge ihn uns noch recht lange erhalten! Es ist ein sehr banges Gefühl, das die meisten Gutgesinnten beschleicht, wenn sie denken, der Kronprinz sollte bald Kaiser werden. Er ist ein sehr schwacher Mann, ohne feste Ansichten und höchst unklar in seinen Zielen; leider ist er in extrem liberalen Ideen befangen und will nicht einsehen, daß in heutiger Zeit ein Souverän mit solchen Grundsätzen sich schnell sein eigenes Grab gräbt. Und was für Umsturz zöge ein solcher Fall nach sich. Völlig anders ist sein Sohn, der Prinz Wilhelm. Er ist schon jetzt ein Charakter und bildet sich bestimmte Ansichten. So weich, wie der Vater ist, so unbeugsam wird der Sohn sein. Leider ist das Verhältnis zwischen beiden nichts weniger als gut. Es wäre besser, sie lebten nicht so nahe beieinander.

12. Dezember.

Daß der Kronprinz von Spanien aus noch nach Rom geht und dann auch den Papst besuchen soll, beschäftigt jetzt sehr die Gemüter, man hört die entgegengesetzten Ansichten. Er soll den König Humbert besuchen, dann aber auch den Papst, was unvermeidlich ist, da wir mit dem Heiligen Vater im Frieden leben und einen Gesandten bei ihm haben. Aufträge für den Papst erhält der Kronprinz aber nicht; im Gegenteil, er soll sogar alle Politik vermeiden. Wir wollen den Papst merken lassen, daß wir gar keine Eile haben. Der Hofmarschall des Kronprinzen, Herr v. Normann, scheint sich bei den Unterhandlungen über den Besuch in Rom unberufen und höchst taktlos in die Politik gemischt zu haben; das kann leicht Konsequenzen ergeben.

1884

9. Januar.

Es stellt sich immer mehr heraus, welchen nachteiligen Einfluß Herr v. Normann auf den Kronprinzen ausübt. Er und sein Anhang arbeiten

mit aller Kraft daran, Albedylls Stellung zum Kronprinzen zu untergraben. Der Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, v. Liebenau, scheint sich dieser Richtung anzuschließen.

12. Januar.

Graf Herbert Bismarck besuchte mich; er geht als Botschaftssekretär nach Petersburg. Jedenfalls will der Kanzler dem Botschafter, mit dem er schon längere Zeit nicht zufrieden ist, einen Wink geben, seinen Abschied zu nehmen. Bismarck ist der Ansicht, daß jener imstande gewesen wäre, den Russen das Mißtrauen gegen uns zu nehmen oder es gar nicht aufkommen zu lassen; auch wünscht er mit Rußland ein dauernd gutes Verhältnis herzustellen. Das ganze Kunststück besteht darin — wenigstens nach meinem Dafürhalten —, daß wir eine Teilung der europäischen Türkei zwischen Rußland und Österreich ermöglichen, also eine Linie finden, bei der die Interessen beider gewahrt bleiben oder sich doch nicht zu empfindlich berühren. Hat Rußland Konstantinopel, so gehen alle seine Interessen dorthin, und wir werden sie als unbequeme Nachbarn los, Österreich ist dann auf lange Jahre beschäftigt und bekommt noch mehr Mittelmeerinteressen. Dann würden wir Frankreich uns allein gegenüber haben, und ein Krieg wäre nicht zu befürchten. Bei Österreich liegt die Hauptschwierigkeit in der Neigung der Ungarn für die Türken.

31. Januar.

Prinz Wilhelm hatte vor einiger Zeit bei seinem Regiment einen Vortrag über römische Fechtweise gehalten und mußte nun dem Kaiser davon erzählen; er hatte eine Menge Pläne mitgebracht und sprach sehr klar und hübsch, dabei bescheiden. Es war eine Freude, den jungen Herrn zu sehen. Was er erfaßt, das treibt er mit Eifer und Gründlichkeit.

9. Februar.

Wir kommen mit Rußland, wie es scheint, in der Tat auf einen besseren Fuß, Herbert Bismarck ist erfolgreich tätig. Man geht so weit, uns wieder einen Teil Polens anzubieten; wir haben aber gedankt, was ich auch für richtig halte. Entweder muß Rußland soviel abtreten, daß ein selbständiges Polen möglich wird, oder sie mögen alles behalten.

12. Februar.

Wahrscheinlich werden wir bald den russischen Botschafter Saburow[1]) los, er soll Orlow zum Nachfolger erhalten. Das wäre eine weitere

[1]) Über diesen vgl. die neuen Mitteilungen R. Festers in den „Grenzboten" 1921, Heft 16 und 17/18.

Aussicht auf friedliche Zeiten. Ich habe den Wunsch ausgesprochen, daß auch der zweite Militärattaché Oberst v. Dahler fortkommen möge; er verbirgt hinter einem sehr unschuldigen Gesicht einen schlechten Charakter und ist ein ganz besonderer Deutschenhasser.

15. Februar.

Seit einiger Zeit scheinen der Kronprinz und namentlich die Kronprinzeß mit dem General Mischke[1]) nicht völlig zufrieden zu sein, beide haben den Wunsch, daß er anderweitig placiert werde. Der Prinz wohl weniger lebhaft als die Prinzeß. Die Frage hat eine nicht unbedeutende Tragweite dadurch, daß Mischke intimer Freund von Normann ist und zu der liberalen Clique gehört, die den Kronprinzen so sehr beherrscht. Kommt Mischke fort, so ist Normann wesentlich isolierter. Der Kronprinz hat Mischke seine Absicht angekündigt, dieser hat ihm eine höchst [. . .] Szene gemacht und ihn dadurch wieder schwankend gemacht; auch Minister Friedberg[2]) ist hineingezogen, und es soll mich nicht wundern, wenn nächstens Stosch angereist kommt. Die Kronprinzeß hält aber fest und wird ihren Willen auch durchsetzen.

18. Februar.

Die Kronprinzeß kam mit Prinzeß Christian von Schleswig-Holstein,[3]) um Marie zu besuchen; eigentlich war wohl nur die zweite die wahre Besucherin, während die Kronprinzeß hier unbeobachtet Albedyll sprechen wollte, was uns gelungen ist.

28. Februar.

Unsere Freundschaft mit Rußland kommt nun auch vor der Welt zum Ausdruck. Großfürst Michael ist mit Gefolge, darunter Gurko und Schuwalow, zur Feier des 70jährigen Georgen-Orden-Jubiläums des Kaisers angekommen. Der Kaiser ist über den Besuch und die Wendung in unserem Verhältnis zu Rußland sehr glücklich. Zweifellos ist Dolgoruki ein großes Verdienst daran zuzuerkennen.

11. März.

Nun endlich ist die Affäre Mischke erledigt. Der Kronprinz hat ihn ziehen lassen; Oberst v. Winterfeld ist an seine Stelle gekommen, was entschieden eine günstige Veränderung bedeutet. Nun heißt es, den Hof-

---

[1]) Stabschef des Kronprinzen in dessen Eigenschaft als Generalinspekteur der vierten Armeeinspektion.

[2]) Der Justizminister.

[3]) Prinzessin Helene, Schwester der deutschen Kronprinzessin, Gemahlin des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, eines Oheims der letzten deutschen Kaiserin.

marschall Normann beseitigen. Wenn dies gelingt, so kann man hoffen, daß der Kronprinz sowohl mit dem Kaiser als mit dem Prinzen Wilhelm auf einen besseren Fuß kommt, was von großer Bedeutung sein könnte.

14. April.

Gladstones Politik bringt England immer mehr in der Achtung zurück. Bismarcks Ansicht ist die, daß die Verhältnisse in England schnell auf eine Republik zu treiben.

Bei uns im Innern hat der Reichskanzler augenscheinlich mit den Nationalliberalen mehr Fühlung genommen, was zur Sprengung der starken, neuen liberalen Partei[1]) sehr nötig scheint. Er ist ausgezeichnet frisch und arbeitsfähig.

6. Mai.

Großen Skandal macht die Verheiratung des Großherzogs von Hessen mit einer Russin schlechtesten Rufes.[2])

10. Mai.

Ich erhielt die Nachricht, daß ich am 15. den Prinzen Wilhelm nach Petersburg zur Großjährigkeitserklärung des Thronfolgers begleiten soll.

15. Mai.

Heute abend um 11 Uhr soll die Abreise nach Petersburg erfolgen. Der Prinz Wilhelm hat seinen Hofmarschall v. Liebenau und seine beiden Adjutanten Major v. Krosigk und Hauptmann v. Bülow bei sich, sodaß wir in Summa fünf Personen sind.

Petersburg, den 17. Mai.

Um 8 Uhr abends Ankunft in Petersburg. Auf dem Bahnhof Ehrenwache vom Regiment Semenow, dessen Mannschaften alle gleiche Nasen haben, und sämtliche Großfürsten in preußischer Uniform. Dann nach dem Winterpalais, wo der Kaiser, auch in preußischer Uniform, den Prinzen Wilhelm empfing. Der Prinz stellte mich dem Kaiser vor, der recht freundlich war und in seinem Äußern sich entschieden zum Vorteil verändert hat.

Petersburg, den 18. Mai.

Um 9 Uhr fuhren wir nach der auf dem anderen Ufer der Newa gelegenen Festung und besichtigten die Festungskirche, in der die Gräber

---

[1]) Gemeint ist die aus der Fusionierung von Fortschritt und „Sezessionisten" im März entstandene Partei der „Deutsch-Freisinnigen".

[2]) Frau v. Kolemine.

der kaiserlichen Familie seit Peter dem Großen sich befinden. Prinz Wilhelm legte einen Kranz auf das Grab des Kaisers Alexander II. Über den Gräbern stehen Sarkophage von weißem Marmor, alle in gleicher Größe. Es ist gewiß ein schöner Gebrauch, daß die Familienmitglieder beieinander ruhen. Der Gouverneur der Festung, General Ganetzki, der Osman Pascha gefangen genommen hat,[1]) führte uns herum. In den Gefängnissen sollen viele politische Verbrecher sitzen. Die Zahl der Großfürsten ist sehr groß; wenn sie alle wieder heiraten und Kinder bekommen, so muß es zu einer Kalamität für das Land werden.

Prinz Wilhelm übergab in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie dem Thronfolger den Schwarzen Adlerorden und mußte dann flink wieder in seine Wohnung hinunter, um sich russische Uniform anzuziehen. Dann begann die Mündigkeitserklärung. Alles, was von hohen Würdenträgern und von einigermaßen hohem Rang vorhanden war, hatte man eingeladen. In den kolossalen Sälen standen zahlreiche Deputationen aller hier garnisonierenden Truppen, zusammen gewiß 2000 Mann, die wiederholt die Honneurs machten. Scharen von Generalen, hohen Offizieren, Hofbeamten, Senatoren, Geistlichen, natürlich das ganze diplomatische Korps und eine große Zahl von Damen in russischer Tracht füllten die gewaltigen Räume völlig. Der Zug, Kaiser und Kaiserin vorauf, dann Prinz Wilhelm mit der Königin von Griechenland usw. ging durch alle Räume bis zur Kirche; hier war die erste Feier, von der ich aber wenig sehen konnte; am Schluß sprach der Thronfolger mit lauter Stimme den Eid. Von da aus wiederum durch viele Säle vor den Thron, wo alle Fahnen versammelt waren und der Soldateneid geleistet wurde, dann wiederum durch präsentierende Truppen in die Gemächer des Kaisers, wo die Familie und die Diplomaten gratulierten. Nachher kam der Thronfolger heraus, ging durch die übrige Gesellschaft und nahm Glückwünsche entgegen; ich stand zwischen den Generaladjutanten und bekam einen Händedruck. Der Thronfolger ist ganz auffallend klein und zart, so daß man ihn für elf bis zwölf Jahre alt halten könnte; er hat aber ein angenehmes Gesicht und soll geistig gut veranlagt und normal entwickelt sein.

Petersburg, den 19. Mai.

Früh Besichtigung aller Rekruten der Garde durch den Kaiser auf dem Platze vor meinen Fenstern. Nachher fuhr Prinz Wilhelm zum Kaiser, um sich in der inzwischen fertig gewordenen Uniform seines neuen Regimentes zu melden; er blieb lange Zeit dort und hatte eine Konversation

[1]) Im Jahre 1877 beim Falle von Plewna. Vgl. (Mite Kremnitz), Aus dem Leben König Karls von Rumänien, III, 373.

auch über Politik (von der ich hier lieber nichts aufschreibe),[1]) die den Kaiser in hohem Grade befriedigt haben muß. Man merkt dies, und daß im allgemeinen Prinz Wilhelm gut gefällt, an mancherlei Anzeichen. Es ist wirklich herzerhebend zu sehen, wieviel Gutes im Prinzen steckt, wie er bei großer Harmlosigkeit und Munterkeit doch seinen Jahren voraus ist und wie ernst er seine Stellung auffaßt. Er fühlt, daß er nicht zu seinem Vergnügen, sondern für das Wohl des Vaterlandes hierher geschickt wurde. Er ist voller Verständnis für große Fragen, faßt schnell auf und hat auch großes Geschick, seine Gedanken zu verbergen. Er ließ mich gleich nach der Unterredung mit dem Kaiser rufen und erzählte alle Einzelheiten; wir kamen überein, daß er sogleich an den Kaiser und auch an den Kanzler berichten soll. Nachmittags hatte Giers bei ihm Audienz, in der mit derselben Offenheit gesprochen worden ist.

22. Mai.

Um 6 Uhr Diner beim Kaiser, was überall großes Aufsehen erregte. Man hatte mit Sicherheit angenommen, der Kaiser würde schon gestern dem Prinzen Wilhelm in Gatschina [2]) Lebewohl sagen und war im höchsten Maße erstaunt, als er den Befehl gab, in Petersburg ein Diner vorzubereiten. Um das Erstaunen der Russen zu vollenden, begleitete er später in preußischer Uniform den Prinzen in offenem Wagen nach dem Bahnhof, wo sämtliche Großfürsten versammelt waren. Auf den Straßen stand ungewöhnlich viel Publikum. Der Abschied war der allerherzlichste.

23. Mai.

Ankunft in Moskau 10 Uhr früh. Wir fuhren direkt noch dem Kreml, und wurden dort empfangen vom Generalleutnant Grafen Orlow, der in den Schlössern für den Kaiser die Honneurs macht. Besichtigung des Kremls mit seinen Schätzen, Kirchen, Sälen usw. Es ist kein Schloß, sondern ein Stadtteil, von hohen Mauern umfaßt, mit weitverzweigtem, kolossalem Schloß, neun Kirchen, Kasernen, Arsenalen, zwei Klöstern usw., in schöner Lage über der großen Stadt, die mit ihren zahllosen, bunten und goldenen Türmen einen ganz eigenen und jedenfalls orientalischen Eindruck macht.

Berlin, 28. Mai.

Es war für mich von hohem Interesse, den Prinzen Wilhelm zu begleiten. Ich bin manche Stunde mit ihm allein gewesen, er hat über

---

[1]) Vgl. jedoch unten S. 240 f.
[2]) Südöstlich von Petersburg.

viele Verhältnisse, auch solche in seiner Familie mit großer Offenheit gesprochen, auch jederzeit mich in Kenntnis gesetzt von dem, was er mit Kaiser Alexander und Giers erörtert hatte, und beraten, was wohl noch zu tun sei. Ich habe ihn in den hinter mir liegenden zwölf Tagen auf Schritt und Tritt beobachten können, so daß ich mein bisheriges Urteil über ihn wesentlich habe vervollständigen können. Ich kann es dahin zusammenfassen, daß er zu den allerbesten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Es wird der rechte Mann werden, Deutschlands Machtstellung aufrechtzuerhalten, vielleicht zu erweitern! Gott gebe, daß er gesund bleibt und nicht gar zu viel verfahren vorfindet. Die russische Reise des Prinzen ist zu einem politischen Ereignis von großer Tragweite geworden. Bezeichnend ist die letzte Äußerung von Giers zu einem Diplomaten: „Je ne sais pas qui a inventé le voyage du prince Guillaume, mais c'était un coup de maître." Wir stehen nun mit Rußland entschieden auf einem weit festeren Boden; wenn nicht unser Bündnis mit Österreich wäre, so würden wir sogar die besten Freunde werden; es kann sein, daß sich ein festes Zusammengehen der drei Kaisermächte entwickelt, dazu muß aber noch mancherlei unterhandelt werden, und wir werden auf Österreich wohl ernsthaft drücken müssen.

10. Juni.

Diner im Neuen Palais mit Marie. Die Stimmung dort ist gedrückt, was selbst Marie auffiel, die von den internen Kämpfen nur sehr wenig weiß. Der Kronprinz ist naturgemäß enttäuscht, daß er so lange auf den Thron warten muß. Schon vor zehn, sogar fünfzehn Jahren fand er es unbillig von der Vorsehung, daß sein Vater so alt wurde. Unter dem Einfluß seiner ehrgeizigen Frau beschäftigte er sich viel mit Zukunftsplänen, wobei ihm liberale Ideale vorschwebten; nun sind wir allmählich ohne sein Zutun so liberal geworden, daß für ihn kaum etwas zu tun bleibt, sogar ihm selbst vielleicht manchmal Angst wird, es könne die Aufgabe an ihn herantreten, die Maschine wieder rückwärts arbeiten lassen zu müssen. Der Kanzler, den die Kronprinzeß nicht leiden kann und den daher der Kronprinz auch nicht leiden darf, steigt in den Augen der Welt immer höher, die einmütig zugibt, daß die Machtstellung Deutschlands so sei, wie sie seit dem ersten Napoleon nie eine Großmacht besessen habe. Da ist es für den Kronprinzen schwer, Stellung zu nehmen. Die geistige Überlegenheit seiner Gemahlin ist zu einem großen Unglück geworden. Aus einem einfachen, braven und ehrlichen Prinzen gut preußischer Gesinnung hat sie einen schwachen Mann gemacht, der sich selbst nichts zutraut, der nicht mehr offen und ehrlich ist, der nicht mehr preußisch denkt. Sogar seinen festen Glauben hat sie ihm genommen. Der Prinz hat faktisch keine eigene

Meinung mehr; er hört auf jeden und gibt immer dem letzten recht. Wenn er heute eine Ansicht bestimmt ausspricht, so kann er morgen mit derselben Bestimmtheit das Gegenteil behaupten. Seine erwachsenen Kinder täuschen sich über die Sachlage nicht, sie können ja auch täglich von neuem ihre Beobachtungen machen.

Für den Prinzen Wilhelm entwickeln sich daraus schon jetzt recht schwierige Verhältnisse. Zu seinem Schmerz ist es ihm nachgerade klar, daß die Mutter nicht preußische Prinzeß geworden, sondern Engländerin geblieben ist; nicht allein in bezug auf die Lebensweise, sondern innerlich, namentlich politisch. Er weiß es, daß sie bewußt für englische Interessen gegen preußische und deutsche arbeitet! Bei seinem durchaus preußischen Gefühl kränkt ihn das tief und es wird ihm oft schwer, seinem feurigen Temperament Zügel anzulegen.

Wie an jedem Hof mit schwacher Spitze Intrigen aufkommen, so auch hier. Schon seit geraumer Zeit arbeitet man daran, dem Kronprinzen eine andere Umgebung zu schaffen, nun endlich ist es gelungen, den letzten und schlimmsten der schlechten Ratgeber, Herrn v. Normann, zu beseitigen. Die Kronprinzessin selbst hat die Sache zum Schluß betrieben. Der Nachfolger ist der bisherige Gesandte in Weimar, Graf Radolinski; ich halte die Wahl für eine recht gute.

Kurz vor der Abreise des Prinzen Wilhelm nach Petersburg war der Fürst von Bulgarien in Berlin und soll sich mit der Prinzessin Viktoria verlobt haben, jedenfalls ist die Sache bis zum Austausch von Ringen gediehen. Die Kronprinzessin hat die Sache natürlich protegiert, und zwar auf Antrieb ihrer Mutter, die sie unlängst in Darmstadt sah. Der Kronprinz hat natürlich nichts eingewendet, sondern die Sache sogar begünstigt, ist nun aber beim Kaiser und Kanzler auf Widerstand gestoßen und auch in der eigenen Familie, indem Prinz Wilhelm mit Prinz Heinrich und der Erbprinzessin von Meiningen sich scharf aufgelehnt haben. Der Bulgare ist dann nach einem Gespräch mit Bismarck, der ihm gründlich die Wahrheit gesagt hat,[1]) sehr bedrückt abgereist.

Prinz Wilhelm war nun angewiesen, dem Kaiser Alexander zu sagen, daß wir uns keineswegs für das Verbleiben des Fürsten auf dem bulgarischen Thron interessierten und noch weniger irgend etwas tun würden, ihn dort zu halten. Hiermit führte sich Prinz Wilhelm beim Zaren ein und erreichte schon so einen großen Erfolg. Der Zar war glücklich und schüttete, ebenso wie später Giers, über den Bulgaren sein Herz aus. Sie halten ihn für einen undankbaren Intriganten, der ihnen viele Millionen gekostet hat und den sie nur belassen haben aus Rücksicht auf uns. Sodann

---

[1]) Vgl. Corti, Alexander v. Battenberg, S. 165 ff.

hat Prinz Wilhelm dem Kaiser plausibel machen sollen, daß es doch wohl vorteilhaft sei, wenn die drei Kaiserreiche zusammenhielten und die Anarchisten bekämpften, statt sich gegenseitig die Hälse abzuschneiden. Auch hier hatte er Glück. Der Zar ist ganz darauf eingegangen, und Giers hat bald gesagt, es sei das erste Mal gewesen, daß sein Kaiser von der Möglichkeit einer Allianz unter Einbeziehung Österreichs gesprochen habe. Der Minister ist sehr froh und hofft, es könne sich nun ein besserer Zustand entwickeln und das Mißtrauen zwischen uns aufhören. Ganz klar ist, daß die Österreicher uns zu größtem Danke verpflichtet sind, denn ohne die Allianz mit uns würden die Russen sofort über sie herfallen; dazu ist die größte Neigung vorhanden vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten und in allen Volksschichten. Wenn der Zar jetzt andere Gedanken bekommt, so ist das allein unser Verdienst, indes müssen wir Österreich ermahnen, auf seiner Hut zu sein. Es wird sowohl in Bosnien als in Wolhynien vom römischen Klerus stark auf die Orthodoxen einzuwirken versucht, namentlich Erzherzog Albrecht soll dabei sehr treiben. Das nehmen die Russen sehr übel, und es berührt ein Gebiet, wo auch der Kaiser Alexander vorsichtig sein muß. Der römische Klerus ist dem griechischen unbedingt überlegen, so daß die Russen eine wirkliche Gefahr sehen. Sie werden viel weniger die slawische Zusammengehörigkeit betonen als die kirchliche, also lieber zugeben, daß römische Slawen mißhandelt werden als orthodoxe, namentlich wenn man sie von ihrem Glauben abspenstig machen will.

Während unserer Anwesenheit[1]) kamen aus Berlin noch weitere Nachrichten über die Angelegenheit des Fürsten von Bulgarien. Der Kanzler hält die Heirat für eine englisch-polnische Intrige, um uns mit Rußland zu entzweien. Königin Viktoria und der Prinz von Wales[2]) sind tätige Agenten, und die Prinzeß von Hessen, die eben geheiratet hat,[3]) soll die Haupttriebfeder im polnischen Interesse sein. Zar Alexander ist von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt und meint, daß sein Schwager, der Prinz von Wales, ein gründlicher Intrigant sei, mit dem er grundsätzlich nie mehr über Politik spreche. Vom Kronprinzen hörte ich die Äußerung: „Es ist doch unsere Pflicht, die Interessen deutscher Fürsten zu vertreten, also den Fürsten von Bulgarien zu unterstützen!" Wie die Verlobungsangelegenheit verlaufen wird, ist noch nicht recht zu übersehen. Auf der einen Seite der Kaiser, der nie zugestimmt hat, der Kanzler, der eine Kabinettsfrage daraus machen, und Prinz Wilhelm, der mit den Eltern völlig brechen würde; auf der anderen die Kronprinzessin, die nie

[1]) In Rußland.
[2]) Der spätere König Eduard VII.
[3]) Prinzessin Viktoria, die älteste Schwester des letzten Großherzogs von Hessen; heiratete am 30. April 1884 Ludwig, Prinzen von Battenberg, älteren Bruder des Fürsten von Bulgarien.

nachgeben will, und die Braut, die natürlich verliebt ist. Dazwischen der arme Kronprinz. In der bulgarischen Thronfrage wünscht Bismarck, daß Rußland den Fürsten mit Geld abfindet. Wahrscheinlich wird alsdann Bulgarien mit Ostrumelien vereinigt, was unsere Interessen nicht berührt, und was sich auch wohl Österreich gefallen lassen kann.

Da in Petersburg alles so gut und glatt ging, so habe ich gegen niemand auch nur andeutungsweise unsere Klagen über die russischen Truppenansammlungen an unserer Grenze usw. berührt; es hätte nichts helfen, wahrscheinlich aber die sich anbahnende gute Stimmung wieder stören können. Ich glaube, wir werden gut tun, Österreich klarzumachen, wieviel es uns verdankt; wir können jetzt mancherlei von ihm verlangen.

Prinz Wilhelm wurde bei seiner Rückkehr hierher von allen Seiten auf das herzlichste empfangen außer von seinen Eltern. Sie hatten zuviel Gutes über ihn hören müssen, über ihn, den sie für einen völlig ungeratenen, undankbaren Sohn halten. Sie sind eifersüchtig auf ihn. Wer sich bei ihnen insinuieren will, muß vom Sohne schlecht sprechen und womöglich den Schwiegersohn loben. Schon viele haben es da arg versehen.

16. Juni.

Ich bin Mitglied des Staatsrats geworden, weiß aber noch nicht genau, was es zu bedeuten hat.

21. bis 30. Juni.

Ich habe nicht Zeit finden können zum Schreiben. Am 28. wurde der Reichstag geschlossen, nachdem noch sehr heftige Debatten über Dampfersubventionen und Kolonialpolitik stattgefunden hatten; wenn diese auch zu keinem Resultat führten, so haben sie doch wohl der Regierung für die Folge sehr genützt. Gestern dinierte ich beim Reichskanzler, der ungewöhnlich munter ist. Er sagte mir, daß er den Frieden mit Rußland auf Jahre hinaus für gesichert halte.

7. Oktober.

Ich habe durch das Manöver viel Freude gehabt. Die Anlage war mein Werk, der Feldmarschall sprach mir nicht im geringsten hinein, ich hatte also die völlige Verantwortlichkeit, und alles gelang recht gut, so daß ich viel Anerkennung erntete. Für die drei Feldmanövertage fehlte der Kaiser, der in Skierniewice [1]) war, und der Kronprinz hatte die Leitung. Infolgedessen hatte ich mit ihm einen regen dienstlichen Verkehr und war während der Zeit ausnahmslos an seiner Seite. Der Oberst

[1]) Hier fand vom 15.—17. September die bekannte Begegnung der drei Kaiser statt.

Winterfeld, sein neuer Chef des Stabes, unterstützte mich wesentlich, und ich glaube, daß die Einwirkung im ganzen eine gute war. Während des Manövers besprach ich alles, was mir auffiel, mit dem Kronprinzen, und er benutzte es nachher in der Kritik. Ich machte die Wahrnehmung, daß der Kronprinz wenig Vertrauen zu seinen militärischen Kenntnissen hat und augenscheinlich etwas befangen war. Seine erste Kritik erzeugte den allerbesten Eindruck, und ich hörte von vielen Seiten, daß man ihn noch niemals bei solchen Gelegenheiten so eingehend und sachgemäß habe sprechen hören. Ich sagte ihm daher beim Beginn des zweiten Tages, daß seine Kritik von großem Nutzen gewesen und von den beiden Kommandierenden Generalen mit großem Dank angenommen worden sei — sie hatten es mir versichert —, bemühte mich auch wiederholt sein Selbstvertrauen zu heben. Nicht angenehm ist die Vorliebe des Kronprinzen, im Gelände von einem Punkt zum anderen zu jagen, weil dabei die Übersicht verloren geht, indes entsprang das meist dem Wunsche, möglichst alle Truppen zu sehen und auch sich ihnen zu zeigen, was ja sehr richtig ist. Leider besteht starke Neigung, vom Publikum Notiz zu nehmen und sich bewundern zu lassen. Öfter macht sich große Heftigkeit geltend, in der Regel über unbedeutende, meist die eigene Person berührende Dinge; bedauerlicherweise glaubt der Kronprinz, man erweise ihm absichtlich nicht die nötigen Ehren, ein Gefühl, das natürlich grundfalsch ist. Traurig stimmte es, das schlechte Verhältnis zum Prinzen Wilhelm zu beobachten. Daß dieser zur Leitung kommandiert war, also eigentlich zum Vater, wurde völlig ignoriert. Ich hatte den Prinzen Wilhelm schon vor Beginn des ersten Manövers entsandt und ließ mir durch ihn von einem Teil des Terrains, den ich selbst nicht betrat, fortlaufend Meldung erstatten. Der Kronprinz vermied es, mich auch nur einmal zu fragen: Wo ist oder was tut mein Sohn? Als dieser im Laufe der Manöver mehrfach zu mir zurückkam, tat der Vater so, als wenn er ihn kaum bemerkte, beschäftigte sich aber gern mit dem Prinzen Heinrich, der zu seinem Stabe gehörte. Hierbei muß ich mich sehr anerkennend über den Prinzen Wilhelm aussprechen, der es niemand merken ließ, wie er die Unfreundlichkeit des Vaters empfand, sich aller Aufträge in bester Weise entledigte und offenen Kopf, viel Verständnis und Passion zeigte.

Am 18. nachmittags kam der Kaiser wohlbehalten von Skierniewice in Benrath an und mußte schon einige Stunden später nach Düsseldorf zum Ständefest. Während der Korpsmanöver war ich stets neben dem kaiserlichen Wagen; der Monarch sprach allein mit mir über den Gang des Manövers und folgte allen meinen Vorschlägen; ich bin sehr froh, daß ich diesen einzig richtigen Modus erreicht habe. Früher war er von allen General- und Flügeladjutanten umgeben, von denen viele

mitsprechen wollten und ihn nur verwirrten. Schon vor zwei Jahren hatte ich das zu ändern begonnen und nunmehr die Genugtuung, daß alle vernünftigen Leute mir beistimmten.

Ganz wunderbar hat sich die Kaiserin erholt. Nachdem sie länger als ein Jahr hindurch nicht mehr hatte gehen können, erschien sie hier wieder und ertrug die größten Anstrengungen. Sie gibt ein höchst achtungswertes Beispiel von Pflichttreue und seltener Energie. Ihr ist es auch wohl zu danken, daß alles ohne ernste Unannehmlichkeiten mit den Ultramontanen und namentlich dem rheinisch-westfälischen Adel abging. Was die Truppen anlangt, so habe ich den Eindruck gewonnen, daß beide Korps recht gut waren, und man sich wirklich freuen kann, wie rastlos in der Armee gearbeitet wird.

10. Oktober.

In der äußeren Politik haben sich im Sommer eigentümliche Wandlungen vollzogen. Wir sind mit England immer mehr auseinander, dagegen Frankreich näher gekommen. Während Bismarcks Bestreben lange Zeit hindurch war, Frankreich zu isolieren, wünscht er das gleiche jetzt hinsichtlich Englands. Zunächst haben wir uns mit Rußland gut gestellt, das Verhältnis, welches zur Zeit der Reise des Prinzen Wilhelm angebahnt wurde, weiter ausgebaut und nun Rußland mit Österreich auf einen besseren Fuß gebracht. Da Rußland gegen England schon längere Zeit sehr mißtrauisch ist, da Frankreich Ägyptens wegen gegen England gereizt sein und in seiner Kolonialpolitik mit ihm auch weiter in Differenzen geraten muß, so ist es uns nicht schwer geworden, den Riß zu vergrößern. Unsere neue Kolonialpolitik hat nach meiner Überzeugung hauptsächlich den Zweck, England fühlen zu lassen, daß wir ihm Schwierigkeiten bereiten können. Nebenbei hat der Kanzler wohl gesehen, daß das Kolonialproblem sich auch im Lande für die Wahlen gut verwerten läßt. Von uns und Frankreich ist jetzt eine Konferenz über die westafrikanische Kolonialfrage vorgeschlagen; sie soll in Berlin zusammentreten. England macht die größten Anstrengungen, sie zu hintertreiben.

In der Königlichen Familie besteht leider ein dunkler Punkt fort; es ist die Verlobung des Fürsten von Bulgarien mit der Prinzeß Viktoria. Ich hatte gehofft, die Sache wäre aufgegeben, sie ist es leider keineswegs und droht zu sehr ernsten Verwicklungen zu führen. Kronprinz und Kronprinzeß haben wohl hauptsächlich wegen dieser Angelegenheit den Wunsch, den ältesten Sohn aus ihrer Nähe zu entfernen, was für ein besseres Einvernehmen allerdings erwünscht wäre.

Die Verwaltung des Hofmarschalls Normann bekam noch üble Nachklänge in Gestalt eines Defizits, welches der Nachfolger aufgedeckt hat.

19. Oktober.

Gestern kam die Nachricht vom Tode des Herzogs von Braunschweig. Der Herzog von Cumberland wird jedenfalls versuchen, das Herzogtum für sich oder wenigstens seinen Sohn zu retten, ich bin aber im Zweifel, ob es möglich sein wird, selbst wenn er in aller Form auf Hannover verzichten sollte. Nach den letzten Bestimmungen des Herzogs ist zunächst ein Regentschaftsrat vorgesehen, der nach Jahresfrist, wenn Cumberland nicht regierungsfähig ist, einen neuen Herzog aus den souveränen deutschen Häusern wählt. Ich glaube, daß der Kronprinz das Herzogtum gern dem Prinzen Heinrich zuwenden möchte, ebenso aber auch, daß Prinz Albrecht nicht ungern Herzog werden würde.

23. Oktober.

Heute früh kam der Kaiser in Begleitung des Kronprinzen von Sigmaringen sehr wohl hier an und unterhielt sich auf dem Bahnhofe freundlich mit allen Anwesenden. Prinz Wilhelm zeigte mir im Wartezimmer einen Brief des Kaisers Franz Joseph, der sehr herzlich geschrieben hatte und voller Vertrauen in die Zukunft sieht.

24. Oktober.

Der Herzog von Cumberland hat einen Gesandten hergeschickt, um seine Thronbesteigung in Braunschweig anzuzeigen. Der gute Mann macht sich lächerlich.

25. Oktober.

Eröffnung des Staatsrats. Die Mitglieder versammelten sich im Elisabethsaal des Schlosses, dann erschien der Kronprinz nebst den Prinzen Wilhelm, Heinrich und Friedrich Karl, trat vor einen großen Stuhl, der einem Thron ähnlich sah, und verlas eine Ansprache über das Wiederinslebentreten des alten, früher so bewährten Staatsrates, machte bekannt, daß sieben Kommissionen gebildet seien, und die nächsten Vorlagen das Unfallversicherungsgesetz, die Dampfersubventionen und Postsparkassen beträfen. Nachher unterhielt er sich mit jedem einzelnen Mitglied. Die Eröffnung machte mir keinen angenehmen Eindruck. Der Kronprinz hatte den Gedanken des Staatsrats unter seinem Vorsitz mit Leidenschaft erfaßt, indes, wie es seine Art ist, nachher eine andere Auffassung bekommen. Hier zeigte er so wenig Takt und Haltung, seine Unlust ziemlich deutlich zu markieren. Er sprach mit matter Stimme, holte öfter tief Atem wie jemand, dem es recht sauer wird. Es ist wirklich traurig!

Um 5 Uhr war Diner im Palais. Der Kaiser trat in den Saal, sprach in augenscheinlicher Frische einige Begrüßungsworte mit Bezug auf den Staatsrat und machte nach dem Essen mit jedem Mitgliede in freundlichster Weise Konversation. Der Feldmarschall war von Kreisau hergekommen und reist morgen wieder zurück. Der Kanzler beteiligte sich an der Eröffnung und dem Diner und war sehr munter. Er sprach mich an und sagte mir, es sei ihm angenehm gewesen, daß ich über die Anwerbung preußischer Offiziere durch China Mitteilung gemacht hätte; er habe sogleich dem französischen Geschäftsträger Kenntnis davon gegeben, weil sonst leicht Argwohn gegen uns entstehen könne.

19. Oktober.

Heute empfing ich einen langen Besuch vom General Leszczynski, der im Sommer in Rußland den Manövern beigewohnt hatte. Er berichtet wenig günstig über die Armee. Namentlich ist ihm die große Schwäche der Friedenskaders der Infanterie aufgefallen. Ich glaube, daß er recht hat, auch darin, daß unsere beiden dortigen Militärs, Werder[1]) und Lignitz,[2]) sehr wenig orientiert sind.

2. November.

Nachmittags waren wir zur Einweihung der in Gesundbrunnen[3]) von Marie gebauten Immanuel-Kapelle. Es war eine sehr schöne Feier. Gebe Gott, daß von der Kapelle viel Segen ausgehen möge.

25. November.

In die braunschweigische Thronfrage kommt jetzt insofern einige Klarheit, als die „Norddeutsche Zeitung" offen ausspricht, der Herzog von Cumberland könne niemals den Thron besteigen. Der Artikel ist doppelt bedeutungsvoll, weil er dem Zentrum, besonders Herrn Windthorst, und den Welfen energisch den Krieg erklärt.

27. November.

Der Reichskanzler hat den Parteien im Reichstage gründlich die Wahrheit gesagt; er ist mit besonderer Schärfe auf das Zentrum und die Fortschrittspartei losgegangen. Was er vorhat, weiß ich nicht, es wird eigentlich von niemand verstanden. Ich habe aber die Zuversicht, nament-

---

[1]) Generalleutnant und Generaladjutant v. Werder, Militärbevollmächtigter.
[2]) Oberstleutnant v. Lignitz, Militärattaché.
[3]) Berliner Stadtteil.

lich da er seine Rede nicht im Zorn hielt, daß er einen wohlüberlegten Plan hat.

6. Dezember.

Abends Tee bei den Majestäten im kleinsten Kreise. Der Kaiserin geht es entschieden besser als im vorigen Jahre; der Kaiser war sehr munter. Das Gespräch kam auch auf den Reichstag, und der Kaiser sagte: „Ich sehe sehr ernsten Verwicklungen entgegen." Es ist ganz klar, daß der Reichstag nur in der Verteilung der Stimmenzahl ein wenig besser, in der Stimmung womöglich noch schlechter als der vorige ist. Schon nach so wenigen Sitzungen sind die Debatten in höchstem Maße erregt und verlaufen in unwürdigster Weise.

21. Dezember.

Zum Tee bei den Majestäten; anwesend der Erbgroßherzog von Baden nebst Bruder, Minister Lucius[1]) und Flügeladjutant Prinz Reuß. Sehr alteriert hat den Kaiser der Prozeß gegen die Anarchisten, die bei der Enthüllung des Niederwalddenkmales ein so gräßliches Attentat planten; er hat die Verhandlungen selbst gelesen. Sodann wurde lebhaft besprochen, wie der Reichstag durch Ablehnung der dritten Direktorstelle im Auswärtigen Amt sich selbst den größten Schaden zugefügt habe. Zentrum, Fortschritt und Zubehör waren so kleinlich gewesen, die 20 000 Mark zu verweigern, um die Bismarck gebeten hatte, für die er in wärmster Weise eingetreten war, und über deren Notwendigkeit ein Zweifel gar nicht bestehen konnte. Das Motiv war also allein das Bestreben, den Kanzler persönlich zu kränken. Nun kommt aber nicht nur aus dem Inlande, sondern auch von außen die schärfste Kritik über diese Jämmerlichkeit; entschieden liberale Blätter sprechen unverhohlen ihren Tadel aus, einzelne Personen, Gesellschaften usw. bieten das Geld an — kurz, die Sache hat sich umgedreht und ist zu einem großen Triumph für den Kanzler geworden.

Viel Freude machte es mir zu sehen, wie nett und herzlich Kaiser und Kaiserin zu den beiden Enkeln waren, die sich gleichzeitig verabschiedeten, um zum Fest nach Haus zu gehen.

26. Dezember.

Gestern war Prinz Wilhelm lange Zeit bei mir, gab mir auch eine ganze Anzahl Notizen über die englische Expedition gegen Chartum. Der Prinz ist stark gegen England eingenommen, zum großen Teil eine ganz natürliche Reaktion gegen das Bestreben der Mutter, aus den Kindern Anglomanen zu machen.

---

[1]) Vgl. dessen Bismarck-Erinnerungen, S. 307.

1885

1. Januar.

Ich war in der Brüdergemeinde, wo Erxleben eine ausgezeichnete Predigt hielt, dann zur Gratulation bei den Majestäten. Der Kaiser war recht frisch und munter; die Kaiserin empfing auf dem Rollstuhl sitzend. Sie reichte mir die Hand und sagte u. a.: „Grüßen Sie recht Ihre Frau; ich habe sie sehr lieb, es ist eine ausgezeichnete Frau, zu der ich das vollste Vertrauen habe. Bestellen Sie ihr das wieder." Es war das für mich eine große Freude, Marie so anerkannt zu sehen.

Prinz Wilhelm machte mir abermals einen langen Besuch.

5. Januar.

In der kronprinzlichen Familie ist wieder heftiger Unfrieden, und zwar infolge der Verlobung der Prinzessin Beatrice von England mit einem Battenberg.[1]) Der Kronprinz war, als er es erfuhr, ganz außer sich, aber schon nach drei Tagen umgestimmt. Die Prinzen Wilhelm und Heinrich finden die Verlobung skandalös, jener hat mit der Mutter eine heftige Szene gehabt, ebenso auch die Prinzessin Wilhelm. Das Verhältnis der Söhne, namentlich des Prinzen Wilhelm, zur Mutter wird immer schlechter, ich fürchte, daß die Lebhaftigkeit des Prinzen zu schlimmen Szenen führt.

9. Januar.

Ich fange jetzt an, auf die Katholiken aufmerksam zu werden. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß eine sehr verwegene Agitation im Gange ist. U. a. versucht man sich bei jungen Leuten aus vornehmen Familien, um sie zum Übertritt zu bewegen. Das Endziel der durch die Jesuiten beherrschten Kirche ist natürlich, zunächst Deutschland und dann Preußen zu zertrümmern. Wir haben Feinde überall, und die Kirche versucht, sie gegen uns zu vereinigen.

13. Januar.

Gestern abend ist Prinz August von Württemberg[2]) gestorben. Es ist ein Verlust für den Kaiser, zu dessen ältesten Bekannten er gehörte. Er war ein sehr braver Herr und guter Preuße, der allgemeine Achtung genoß.

---

[1]) Jüngste Tochter der Königin Viktoria; heiratete am 23. Juli den Prinzen Heinrich von Battenberg, jüngeren Bruder des Fürsten von Bulgarien.

[2]) Preußischer Generaloberst; Vetter des damals regierenden Königs von Württemberg, Karls I.

16. Januar.

Um 3 Uhr kam Prinz Wilhelm zu mir und blieb 1½ Stunden. Ich glaube in der Tat, daß er einiges Vertrauen zu mir gewinnt; er bespricht viel delikate Familienverhältnisse, und ich fürchte fast, er ist anderen Personen gegenüber nicht vorsichtig genug. In einer Angelegenheit, die ihn jetzt sehr beschäftigt, versichert er mir, daß ich sein einziger Vertrauter sei. Ich habe ihm mehrere Male den Rat gegeben, sich niemand völlig anzuvertrauen, um seine Selbständigkeit nicht zu verlieren. Er ist ein ganz eigenartiger junger Herr, der aber schon jetzt einen festen Charakter zeigt, und das ist doch die Hauptsache. Er hat einen offenen Kopf, frischen Sinn, große Arbeitslust und -kraft und ein stark entwickeltes preußisches Gefühl. Vielleicht hat er nicht übertrieben viel Herz, ich meine aber, daß dies gerade für ihn und für seine Zukunft ausgezeichnet ist. In seinem äußeren Auftreten ist er liebenswürdig und sympathisch.

17. Januar.

General Loë[1]) ist seit einiger Zeit hier; er verkehrt viel im kronprinzlichen Palais, wo er überhaupt stets gern gesehen war. Ich habe den Eindruck, daß sowohl der Kronprinz als die Kronprinzessin mit ihm über die Zukunft reden und für diese Zeit rechnen. Es wäre das sehr erfreulich, denn sie werden meist guten Rat bekommen. Loë ist vernünftiger Katholik, durchaus zuverlässiger Mann und dem Königshause treu ergeben. Sein Einfluß kann von allergrößtem Werte werden. Zu den Persönlichkeiten, die in Zukunft Sorgen erwecken können, gehört neuerdings auch der General Burg, jetzt Gouverneur von Straßburg. Er betrachtet sich als kommenden Kriegsminister. Ich bin mit Loë einig, daß dies *ganz unmöglich* sein muß. Loë ermahnt mich, mit Kronprinz und Kronprinzeß ein gutes Verhältnis zu gewinnen und dabei von der Voraussetzung auszugehen, daß sie mich sehr schätzen.[2]) [...]

19. Januar.

Gestern beim Ordensfest kam die Kronprinzeß auf mich zu und machte eine sehr lange Konversation, in der sie mir u. a. sagte, sie würde gern in manchen Dingen meine Ansichten hören. Sollten sich darin schon Loësche Einwirkungen offenbaren?

---

[1]) Damals Kommandierender General des VIII. Armeekorps, dem Verfasser näher befreundet, wie aus einem regen Briefwechsel hervorgeht. Vgl. übrigens L. v. Schlözer, Generalfeldmarschall Frhr. v. Loë (1914), S. 190.

[2]) Vgl. aber Hohenlohe, Denkwürdigkeiten, II, S. 440.

21. Januar.

Prinz Wilhelm erschien und blieb wohl eine Stunde bei mir. Er erzählte mir viel Interessantes, wovon ich heute noch nichts niederschreiben möchte, und sagte schließlich, er hielte mich für einen sehr guten Freund und rechnete für später auf mich.

26. Januar.

Mit Marie zum Diner beim Kronprinzen; wir waren ganz in der Familie, außer Kronprinz und Kronprinzessin nur die drei jüngsten Töchter zugegen. Das Paar war außerordentlich liebenswürdig. Die Kronprinzessin verlangte von mir Auskunft über eine Menge von Fragen wegen der Krankenpflege im Kriege und teilte mir Gedanken über dieses Thema mit, das sie augenscheinlich viel beschäftigt hatte. Sie gab mir schließlich einen Fragebogen, der jedenfalls weitere Unterhaltungen zur Folge haben muß. Ob sie andere Absichten hat, vermag ich noch nicht zu durchschauen. Über die Expedition nach Chartum ist auch sie besorgt.

27. Januar.

Geburtstag des Prinzen Wilhelm. Möge der liebe Gott ihn beschützen und einen recht tüchtigen Menschen aus ihm machen; das Zeug dazu hat er.

2. Februar.

Das Verhältnis zwischen Prinz Wilhelm und seinen Eltern spitzt sich immer mehr zu. Am Sonnabend nahm der Kronprinz gelegentlich eines Abschiedsdiners beim 1. Garderegiment Veranlassung (besser gesagt, er brach sie vom Zaun), den Sohn vor allen Offizieren und Gästen als einen unreifen, urteilslosen Menschen hinzustellen. Der Prinz bewahrte seine Haltung, war aber außer sich. Es besteht nur eine Meinung, daß Prinz Wilhelm sich sehr verständig, der Kronprinz aber unglaublich fehlerhaft benommen hat. Ich habe Prinz Wilhelm nach Kräften zugeredet, in allen solchen Lagen ruhig zu bleiben, doch zweifle ich sehr an einem Erfolge, um so mehr als ich überzeugt bin, die Eltern suchen jetzt den Skandal und wollen es zu einem Bruch treiben. In die Battenberger Angelegenheit kommt jetzt hoffentlich eine Entscheidung, vielleicht wird nämlich der Kronprinz von Portugal als Bräutigam auftreten. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich in dem von Portugal verlangten Religionswechsel.

5. Februar.

Heute war die Eröffnung eines Basars für die Stadtmission, dem die Prinzeß Wilhelm vorsteht, und bei dem Marie sehr hilft.

8. Februar.

Ich habe sehr interessante Tage hinter mir. Prinz Wilhelm hatte vom Kaiser den Auftrag erhalten, die Taufe einer Korvette in Kiel zu vollziehen. Wir trafen am 6. früh dort ein und wurden vom Prinzen Heinrich empfangen. Eine Freude war es zu sehen, wie die beiden Brüder sich lieben und aneinander hängen. Man sah ihnen beiden die herzliche Freude an, zusammensein zu können, ein besseres Verhältnis zwischen Geschwistern kann es gar nicht geben. Es bleibt rätselhaft, warum die Eltern, die stolz auf diese Söhne sein müßten, sich so schlecht zu ihnen stellen. Prinz Heinrich sagte mir in einer Unterhaltung über den Prinzen mit förmlichem Enthusiasmus: „Ich weiß ganz genau, was ich an meinem Bruder habe, und hoffe, daß ich ihm auch meine Anhänglichkeit noch werde beweisen können, und daß er mich viel gebrauchen wird. Wir stehen beide auf festem religiösen Grunde, wie sich das für Hohenzollern gehört."

11. Februar.

Die Ermattungsanfälle unseres Kaisers wiederholen sich jetzt so oft, daß es in der Tat scheint, als sei der Zustand des lieben Herrn ein besorgniserregender. Man muß darauf gefaßt sein, daß es einmal schnell zu Ende geht. Im kronprinzlichen Palais ist man auch augenscheinlich sehr erregt und faßt die zukünftigen Verhältnisse mehr ins Auge. Es sieht beinahe so aus, als ob das Gefühl zum Durchbruch kommt, mit einem völlig liberalen Regiment nicht debütieren zu können, und man nach Leuten mittlerer Schattierung sucht. Die Armee möchte man sich erhalten, sowohl als geschlossene Macht wie als notwendige Stütze. Die große Klippe liegt beim Kanzler. Kronprinz und Kronprinzeß sehen ein, daß sie ihn nicht entbehren können, im Herzen möchten sie ihn aber los sein. Ich halte Kanzler und Kronprinzessin zusammen einfach für eine Unmöglichkeit, solange wir mit England nicht völlig alliiert sind. Wie soll der Kanzler auswärtige Politik treiben, wenn die künftige Kaiserin, durch die Schwäche des Gemahls Mitwisserin der Politik, im Herzen englisch gesinnt ist? Wen soll andererseits der Kronprinz als Kanzler nehmen? Er hat keinen brauchbaren!

13. Februar.

Prinzessin Wilhelm ließ mich zu sich kommen, ich habe lange allein mit ihr gesprochen und sie dadurch näher kennen gelernt. Sie wird sich dereinst gewiß sehr viel Liebe erwerben.

17. Februar.

Ball im Schloß. Die Kronprinzessin ließ mich rufen und hatte eine lange Unterhaltung mit mir, u. a. auch über den Sudan.[1] Ich sagte, daß nach meiner Meinung vor dem Herbst nichts mehr zu machen sei; sehr betrübt bestätigte sie es mir.

20. Februar.

Ich fuhr heute früh mit Prinz Wilhelm nach Potsdam, wir probierten die von Erzherzog Karl Salvator erfundenen Repetiergewehre.

Der Minister Graf Schleinitz ist gestorben und Graf Otto Stolberg vorläufig mit der Führung der Geschäfte des Hausministers beauftragt. Es soll zunächst ein Jahr so bleiben, was ganz gut ist, denn schon seit Wochen gab es ein Rennen nach dem fetten Posten.

In unserer inneren Politik hat sich insofern eine Besserung vollzogen, als im Reichstag für die Kornzölle eine ansehnliche Mehrheit vorhanden ist. Das Zentrum ist in diesem Falle zum Teil mit der Regierung gegangen. Gelingt es weiter, für wirtschaftliche Fragen das Interesse rege zu halten, so könnte das doch auf diese Partei zersetzend einwirken.

26. Februar.

Es gibt Anzeichen, daß in Rußland sich eine mächtige Partei regt, die zu ernsten Maßregeln in Zentralasien drängt. Giers wünscht keine Verwicklungen, muß aber vielleicht, um sich zu halten — was natürlich unser Interesse ist — nachgeben. Er fürchtet, daß das Kabinett Gladstone fällt,[2] und ein konservatives energischer sein wird; ich weiß aber nicht, wie ein englisches Kabinett überhaupt, gleichviel welcher Färbung, den Russen jetzt nennenswert schaden könnte.

28. Februar.

Mein im ersten Jahre sehr gutes Einvernehmen mit dem Kriegsminister Bronsart fängt an sich zu trüben; es zeigt sich auch hier wieder die Erfahrung, daß nicht viele Leute vertragen, hoch zu steigen. Augenblicklich besteht eine Krisis infolge eines scharfen vom Feldmarschall unterzeich-

---

[1] Kurz vorher war die Kunde vom Tode Gordons eingetroffen.

[2] Wegen der Ereignisse im Sudan.

neten Schreibens. Da Bronsart nicht einzulenken scheint, so ist der Bruch da. Ich habe das in sehr nachsichtiger Weise zu vermeiden gesucht und mehr zur Versöhnung getan, als ich bei einem anderen Kriegsminister getan haben würde. Albedyll, der mir völlig recht gibt, aber einen Konflikt gern vermieden sehen möchte, will noch vermitteln. Ich hoffe, er hat damit Glück.

3. März.

Der Kanzler hat im Reichstag eine Rede gegen die Politik des Ministeriums Gladstone gehalten, die ungeheures Aufsehen machen wird. Sein Sohn Herbert soll in besonderer Mission nach England gehen.

7. März.

Der mit dem Kriegsminister drohende Konflikt ist zu meiner großen Freude beseitigt. Bronsart war heute lange bei mir, wir sprachen uns gründlich aus und schieden als gute Freunde.

In England ist man jetzt etwas ruhiger uns gegenüber und scheint sich doch klar zu werden, daß unsere Freundschaft von großem Wert sein kann.

9. März.

Der Feldmarschall ist heute mit langem Urlaub nach Italien gereist. Beim Abschied war er etwas weich und sagte mir: „Ich übergebe Ihnen alles, alles; machen Sie es ganz, wie Sie es für gut halten. Ich wünschte, ich könnte die Geschäfte Ihnen für immer übergeben.“ Er kam dann auf seinen Tod, von dem er überhaupt jetzt öfter spricht, und sagte, ich täte wohl besser, seine Wohnung gar nicht zu nehmen, da die meinige viel wohnlicher sei. Gott gebe, der vortreffliche Mann lebt noch recht lange, mir kann nichts Besseres geschehen, als unter ihm weiter zu arbeiten.

12. März.

Das englische Kabinett hat sich in den Augen der Welt stark blamiert, indem es, anfänglich so hochfahrend, nunmehr zu uns sehr höflich geworden ist, eigentlich Abbitte geleistet hat. Herbert Bismarck hat einen entschiedenen Erfolg erzielt.

14. März.

Prinz Wilhelm war lange bei mir; er reist nach Primkenau zur Vermählung seiner Schwägerin[1]) und wollte mir Lebewohl sagen. Ich habe

[1]) Der Prinzessin Caroline Mathilde von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, die sich am 19. März mit dem Prinzen Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg vermählte.

seine Besuche nicht mehr notiert, weil sie sehr oft, eine Zeitlang täglich, stattfanden; er ist mir viel näher gekommen, und ich glaube auch in sein Inneres gesehen zu haben. Er hat durchaus das Zeug dazu, dereinst Bedeutendes zu leisten, ist klug, arbeitsam, lebendig und zäh im Verfolgen eines Gedankens. Er hat einen harten Kopf, schon jetzt entschieden konservative Neigungen und ein ausgeprägtes Bewußtsein der später an ihn herantretenden Pflichten. Augenscheinlich hat er mich gern und schenkt mir Vertrauen. Mehrere Male hörte ich aus seinem Munde, daß er mich für einen guten Freund hielte und daß er mir ein treuer Freund sei. Ich hoffe, ich kann ihm einstmals gute Dienste leisten; am Willen soll es nicht fehlen.

21. März.

Es kommen viele Fürstlichkeiten zum Geburtstage des Kaisers; sehr bemerkenswert ist dabei der Besuch des Prinzen von Wales nebst Sohn und des Herzogs von Edinburg.[1]) Man fühlt in England augenscheinlich das Bedürfnis, sich gut mit uns zu stellen.

22. März.

Kaisers Geburtstag! Ich wurde früh durch die Kabinettsorder überrascht, in der ich zum Generaladjutanten ernannt war. Für mich eine ganz besondere Freude und ein neuer Beweis des gnädigen Wohlwollens des Kaisers.

26. März.

Nach den Äußerungen des Prinzen von Wales ist anzunehmen, daß man bald den Sudan und Ägypten räumen will, um alle Truppen nach Indien zu werfen.

30. März.

Leider ist Fürst Orlow, der russische Botschafter bei uns, nach langem Leiden gestorben. Die russischen Generale Richter — der Generaladjutant und Vertraute des Kaisers — und Fürst Mirsky sind hier auf der Durchreise nach Amsterdam. Eine eigentliche Mission haben sie wohl nicht gehabt, sind aber vom Kaiser empfangen worden, wobei sehr offen gesprochen wurde. Es stellte sich heraus, daß die ruhigen und wohlgesinnten Leute in Rußland einen Krieg mit England vermeiden wollen; sie halten ihn sogar für ein großes Unglück.

---

[1]) Alfred, Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha und Herzog von Edinburg, Bruder des Prinzen von Wales.

Gestern war Graf Seckendorff[1]) lange bei mir; auch er fängt an, die Zustände an seinem Hofe mit ernsten Augen zu betrachten.

1. April.

Der Tag gehörte, wie eigentlich auch schon der gestrige, ausschließlich dem Reichskanzler. Noch nie haben wir Ähnliches an Ovationen erlebt für jemand, der nicht Souverän ist. Das Fest war eine entschieden deutsche und konservative Demonstration, an deren Spitze der Kaiser selbst stand. Wie klein erscheinen die Widersacher, zu denen natürlich alles, was Fortschritt und ultramontan heißt, gehört. Der Kronprinz findet alles schlecht und bedenklich.

6. April.

Ich hatte heute eine zweistündige Konferenz mit Albedyll; die Verhältnisse spitzen sich immer mehr zu durch die immer leidenschaftlichere Art, wie die Kronprinzessin handelt. Über die Geburtstagsfeier des Kanzlers hat es wiederum heftige Szenen gegeben; der Kronprinz wird immer schwächer und urteilsunfähiger. Er darf in der Tat keine andere Ansicht mehr haben als seine Frau, und diese ist in allerschlechtester Weise beraten; sie ahnt wohl nicht, welchen Gefahren sie entgegengeht. Ich habe trotz alledem festes Vertrauen in die Zukunft. Daß der liebe Gott uns den Kaiser bisher erhalten hat, ist allein schon ein Zeichen, wie gut er es mit uns meint. Lebt der Kaiser noch einige Jahre — und dies ist sehr wohl möglich —, so ist der Kronprinz völlig aufgerieben und verbraucht. Schon jetzt hat er Anfälle von Schwermut und kein Vertrauen in die Zukunft. Es ist gut, daß vernünftige Leute alle Konsequenzen durchdenken; dazu haben wir heute einen bedeutsamen Schritt vorwärts gemacht.

19. April.

Die Situation in Zentralasien ist nach Ansicht der Kundigen die, daß England soweit nachgeben wird, um Rußland den Friedensschluß zu ermöglichen, allerdings gehen die Rüstungen auf beiden Seiten noch fort, und können leicht Zwischenfälle eintreten. Die englische Politik ist in kläglichen Händen, eine Blamage folgt der anderen. Man hat versucht, die Türken zum Mitgehen zu verleiten, und dazu kolossale Summen geboten, hat sich aber einen Korb geholt. Das neue Ministerium in Frankreich ließ bereits Andeutungen machen, daß es sich nun wieder mehr um Ägypten kümmern wolle, kurz, England steht isoliert da, hat vielleicht

[1]) Kammerherr der Kronprinzessin.

nur einen traurigen Bundesgenossen an Italien. Ich glaube, daß man in England ganz fest darauf gerechnet hat, der Kaiser würde bald sterben, daß man noch jetzt darauf rechnet und dann auf einen Umschlag in unserer Politik hofft. Die Kronprinzessin ist verrannt genug, sich mit einem derartigen Plane zu tragen. Wohl möglich daher, daß England — das zu Rüstungen noch viel Zeit braucht — die schwebende Frage nicht ganz zur Ruhe kommen läßt. Ich denke, bei uns werden sich im entscheidenden Moment noch Leute finden, die nicht zugeben, daß wir uns für England in einen Krieg stürzen!

21. April.

Um 2 Uhr kam Prinz Wilhelm zu mir mit der Nachricht, daß die Kriegserklärung[1]) nahe bevor zu stehen schiene.

23. April.

Alle Welt will jetzt von mir wissen, wie der Krieg verlaufen wird; es ist das recht schmeichelhaft, aber wirklich schwer zu beantworten. Ehe ich nicht weiß, was Afghanistan für eine Rolle spielen wird — und dies kann noch niemand übersehen —, kann ich nicht viel sagen.

Soiree bei den Majestäten. Ich saß am Tisch der Kronprinzessin und sprach viel mit ihr. Sie ist, wie ich dies auch neulich schon beim Diner bemerkte, sehr besorgt, klagt über die Untreue der Russen und behauptet, Gladstone sei der harmloseste Mensch von der Welt. Sehr betrübt ist sie, daß die Herzogin von Edinburg[2]) offen ihre russischen Sympathien zur Schau trägt.

26. April.

Ganz fraglos hat man in England das Gefühl, in einer sehr ernsten Situation zu sein, und möchte gern heraus. Man ist so harmlos von uns zu verlangen, daß wir den Russen zum Nachgeben zureden. Ich glaube, wir täten richtiger das Gegenteil. Wenn der Krieg ausbricht, so ist das für die Besitzer russischer Papiere sehr unbequem, für den Staat aber nur von Vorteil. Der Krieg wird ein langdauernder, in dem sich beide Teile schwächen, und den Franzosen so die Lust benommen, gegen uns zu Felde zu ziehen. Wenn man nach einem Beispiel ungeschickter Politik suchen wollte, fände man vielleicht kein besseres als die des Herrn Gladstone. Jetzt ist es nun auch soweit, daß Frankreich mit England Ägyptens wegen

---

[1]) Zwischen England und Rußland.

[2]) Maria, Großfürstin von Rußland, die Gemahlin des oben S. 254 erwähnten Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha und von Edinburg.

in Konflikt gerät. Recht günstige Chancen, eine Pression auf Rußland auszuüben, hätte England gehabt durch Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses mit der Türkei; statt dessen behandelt man den Sultan in der brutalsten Weise. In der Kolonialpolitik konnte England ohne Mühe uns durch Gefälligkeiten verpflichten; man tut aber gerade das Gegenteil, sogar noch in allerneuester Zeit. Bei dem Kriege spielt England ein sehr hohes Spiel; es wird wahrscheinlich Ostindien verlieren und dann allmählich aufhören, eine große Kolonialmacht zu sein; ein innerer Zusammenbruch kann wohl folgen, denn die Zustände sind dort — auch ganz abgesehen von Irland — bedenklichster Art.

1. Mai.

In der vorigen Woche habe ich in der „Affäre Carolath" viel zu tun gehabt und, wie ich glaube, nützlich darin gewirkt.

Schon im vorigen Jahr stimmte der Reichstagsabgeordnete und Landrat Prinz Schönaich-Carolath, Rittmeister à la suite der Armee, beim Reliktengesetz mit der Fortschrittspartei, obwohl ihm bekannt war, welchen Wert der Kaiser auf die Durchbringung dieses für die Armee und das Offizierkorps so wichtigen Gesetzes legte; er erhielt dafür durch Albedyll eine scharfe Zurechtweisung des Kaisers. Nun stimmte er im März — allerdings im Verein mit dem Fürsten Hatzfeldt-Trachenberg — in einer an sich wohl diskutierbaren Frage, bei welcher es sich um die Prärogative des Königs von Preußen handelte, obwohl ihm auch diesmal bekannt war, daß der Kaiser den größten Wert auf die Festhaltung seines Standpunktes legte, wiederum mit Fortschritt und Sozialdemokraten. Albedyll und der Kriegsminister ersuchten den Kaiser, ein Exempel zu statuieren. Der Chef des Militärkabinetts war mit mir der Ansicht, es müsse dem Prinzen die Offiziersuniform — die er auf Grund eines Gnadenaktes des Kaisers trägt — genommen werden. Ich riet auf jeden Fall, den Kanzler zu befragen; es geschah, und Bismarck sagte Albedyll, er sei völlig einverstanden, je strenger der Kaiser auftreten wolle, desto mehr würde er sich freuen. Auf Grund dieses Ausspruches hielt Albedyll Vortrag, und der Kaiser bestimmte, der Kabinettschef habe Carolath davon in Kenntnis zu setzen, daß er aus der Liste der aktiven Offiziere gestrichen sei. Dies geschah am 22. April und verursachte sogleich große Aufregung, die bei der Soiree am folgenden Tag im Palais zum Ausdruck kam. Alle kleinen Prinzen, die die aktive Uniform haben, sind höchst aufgebracht und versuchen für Carolath zu intervenieren. Ihnen gesellt sich Herbert Bismarck oder vielmehr: er tritt als ihr Führer auf. Nach meiner Ansicht spielt er keine glückliche Rolle; zunächst kompromittierte er seinen Vater, indem er behauptete, diesem wäre von so strengen

Maßregeln nichts bekannt gewesen; er habe geglaubt, es handle sich nur um Einladungen bei Hofe. Ich denke mir, Herbert B. ist losgegangen, ohne den Vater gründlich zu fragen, und dieser fand sich nun in der unbequemen Lage, den Sohn fallen zu lassen oder Albedyll gegenüber eine bedenkliche Rolle zu spielen. Herbert Bismarck behauptet, die Sache würde im Reichstag unbequemen Skandal geben, alle feindseligen Elemente würden bei Wahlen Kapital aus ihr schlagen und ähnliches. Nach zwei Tagen mischte sich auch Minister Puttkamer ein, behauptete, da Carolath Landrat sei, so habe er gefragt werden müssen, und redete im übrigen ähnlich wie Herbert Bismarck. Die Gemüter begannen sich zu erhitzen, und da von der zivilen Seite verlangt wurde, die Maßregel solle annulliert werden, es auch schien, als ob der Kanzler diese Auffassung protegierte, sah es am 27. sehr ernst aus. Albedyll wollte den Abschied nehmen, Bronsart hätte dann mit ihm gehen müssen; andererseits erklärte auch Puttkamer, nicht Minister bleiben zu können. Ich habe nach Kräften zum Guten zugeredet und auch wohl die Gemüter etwas beruhigt. Schließlich hat sich der Kanzler vernünftiger gezeigt, als eine Zeit lang anzunehmen war, und der Kaiser die Angelegenheit fest in der Hand behalten. Da Carolath schriftlich um Verzeihung bat und Besserung gelobte, hat der Kaiser Begnadigung versprochen; erst soll aber eine geraume Zeit vergehen. Die einzige Konzession, die Bismarck erreicht hat, ist die, daß die kaiserliche Order nicht publiziert worden ist. Minister Puttkamer hat in der Sache wenig Überlegung und keinen klaren Blick gezeigt. Das Interessanteste war für mich die Erkenntnis, daß Herbert Bismarck anfängt, eine Rolle zu spielen, namentlich einen gewissen Einfluß auf den Vater zu gewinnen. Er spielt ein gefährliches Spiel und hat sich in dieser Angelegenheit nicht mit Ruhm bedeckt.

2. Mai.

Ich habe lange mit Swaine[1]) und namentlich mit Dolgoruki gesprochen. Bei jenem hatte ich entschieden den Eindruck, daß England gern noch einlenken möchte. Dieser ist mit mir der Ansicht, daß es zum Kriege kommt, und warnt vor der Schlechtigkeit der englischen Politik, die zu allen Mitteln, auch den verwerflichsten, greife.

5. Mai.

Ich war im Auswärtigen Amt; auch dort glaubt man jetzt an Frieden, ich kann da noch nicht mitmachen. Beide Botschafter haben heute gemeldet, daß eingelenkt wird, womit die sonstigen Nachrichten übereinstimmen. Giers hat sich leider durch Nachgeben seine Stellung etwas

---

[1]) Der englische Militärbevollmächtigte, Oberst Swaine.

verdorben, und es ist nicht unmöglich, daß er fällt. Ich habe den Eindruck, daß der Kanzler mit dem Botschafter Schweinitz keineswegs zufrieden ist; wahrscheinlich hat dieser Rußland mehr vom Kriege zurückgehalten als in unserem Interesse liegt; bringt so etwas doch die antideutsche Partei wieder mehr gegen uns auf, ohne uns Englands Freundschaft zu sichern. Der erste Sekretär v. Bülow[1]) ist gestern abend nach Petersburg zurückgereist; seine Instruktionen werden, denke ich, Schweinitz das Nötige sagen.

6. Mai.

Trauung des Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg mit der verwitweten Prinzessin Heinrich der Niederlande im Palais des Prinzen Friedrich Karl.[2]) Die Partie hat in der königlichen Familie nicht viel Beifall, was nach meinem Gefühl auch in den ganzen Arrangements zum Ausdruck kam. Die Prinzessin hat sich in Holland viel Liebe erworben, und ich gönne ihr eine glückliche Ehe sehr.

7. Mai.

Ich hatte mit Herbert Bismarck eine lange Konversation; unter anderem erfuhr ich, daß nun auch Rußland anfängt abzurüsten; demnach behalten wir, wenn nicht ganz unerwartete Dinge eintreten, Frieden. Es scheint, als ob Rußland doch recht wenig Lust zum Kriegführen hat, wenigstens was den Zaren betrifft. Der Kanzler hat sich, gewiß sehr geschickt, so zu verhalten gewußt, daß ihm niemand Kriegshetzerei vorwerfen kann; ob man es uns danken wird, ist eine andere Frage. Ich hätte es gern gesehen, wenn England noch mehr gedemütigt und auch materiell geschädigt worden wäre.

10. Mai.

Die friedlichen Eindrücke verstärken sich. Dolgoruki war lange bei mir, er ist der Meinung, daß Rußland einen großen Fehler gemacht hat, sich zu, wenn auch kleinen, Konzessionen herbeizulassen. Er sagte, Rußland würde keineswegs völlig abrüsten und vor allem mit großer Kraft an der Eisenbahn über Askabad nach Merw bauen. Nach seiner Ansicht kann England die Blamage auf die Dauer nicht ertragen. Er mag recht haben, indes überwiegt doch in England der kaufmännische Kalkul, und man sagt sich dort, daß eine Blamage leichter zu ertragen ist als ein langer Krieg, auf den man nicht vorbereitet ist.

23. Mai.

Sehr interessante Berichte erhalte ich vom Oberstleutnant v. d. Goltz aus Konstantinopel und von dem seit kurzer Zeit in Paris befindlichen

[1]) Legationsrat v. B., der spätere Reichskanzler.

[2]) Es handelt sich um die Prinzessin Marie von Preußen, eine Tochter des Prinzen Friedrich Karl.

Hauptmann v. Huene. Unsere Botschafter in Petersburg und London erweisen sich als wenig informiert.

14. Juni.

Das Kabinett Gladstone ist gefallen; was in England werden wird, ist noch gar nicht zu übersehen.

Seit geraumer Zeit sind wir mit kolonialen Erwerbungen in Ostafrika beschäftigt und wie es scheint im Begriff, uns eine recht unbequeme Angelegenheit auf den Hals zu laden. Wir haben Differenzen mit dem Sultan von Sansibar und ziehen ein ansehnliches Geschwader zusammen, um Gewalt anzuwenden. England tritt sehr entschieden zugunsten des Sultans auf, wie es scheint auch Frankreich. Man behauptet, wir seien in die Sache durch Übereilung Herbert Bismarcks hineingeraten. Ganz abgesehen von Konflikten mit England oder Frankreich, hoffe ich sehr, daß wir uns kein Tongking verschaffen wollen.[1])

15. Juni.

Prinz Friedrich Karl ist heute früh gestorben, nachdem er gestern früh einen Schlaganfall gehabt hatte. Ich habe persönlich niemals Grund gehabt, mich über ihn zu beschweren, sondern nur Veranlassung, dankbar zu sein für große Freundlichkeit, Güte und Anerkennung. Sein Sohn ist leider ein noch ganz unreifer Mensch mit [. . .] Charakteranlagen.

16. Juni.

Sollte in England ein Ministerium Salisbury zustande kommen, so will es den Krieg mit Rußland vermeiden, namentlich in der Erkenntnis, daß England den Russen nicht viel tun kann; hingegen soll starke Neigung bestehen, sich an Frankreich zu reiben, wozu in Ägypten genug Gelegenheit ist. Es scheint, als ob England beim Friedensschluß zwischen Frankreich und China die Hand im Spiel gehabt hat, wahrscheinlich, um die Chinesen gegen die Russen hetzen zu können, was diese immer sehr befürchtet haben.

17. Juni.

Feldmarschall Manteuffel ist in Karlsbad plötzlich gestorben; er war allerdings schon lange recht reduziert, aber geistig noch frisch und sehr regsam. Die Armee verdankt ihm viel; er war nicht in allen Dingen mein Mann, aber doch eine hervorragende Persönlichkeit von großem Verdienste auf verschiedenen Gebieten.

20. Juni.

In den letzten zwei Tagen ist schon viel über die Nachfolge des Statthalters von Elsaß-Lothringen verhandelt worden. Zahlreiche Kandidaten

[1]) Um diese Zeit hatte China zugunsten Frankreichs auf die Oberhoheit über Tonkin verzichtet. (Vgl. u. 16. Juni).

treten auf oder werden aufgestellt. Der Fall ist nicht vorgesehen gewesen und nun, da der Feldmarschall ganz überraschend starb, kein Kandidat vorhanden. Der Kanzler hatte im ersten Augenblick an den Prinzen Albrecht gedacht, dies aber vernünftigerweise bald wieder aufgegeben; Prinz Wilhelm hätte einiges für sich, doch aber mehr gegen sich, kann auch hier nicht fort.

Die braunschweigische Thronfolge wird im Bundesrate bald ihre Erledigung finden und zwar durch Annahme der preußischen Anträge. Zum Herbst ist dann in Braunschweig die Herzogswahl; ich glaube sicher, daß der Prinz Heinrich unser Kandidat ist.

2. September.

Ganz plötzlich stehen wir vor einer ernsten Verwicklung mit Spanien wegen der erbärmlichen Karolineninseln, die wir als herrenlos annektieren wollen, während Spanien behauptet, sie wären von alters her spanische Kolonie.

5. September.

Die Spanier gebärden sich wie toll. Wir beobachten größte Ruhe und wünschen eine Prüfung der Frage, während Spanien alles zurückweist. Ich bin überzeugt, daß die unangenehme Angelegenheit von uns leichtsinnig angegriffen worden ist wie seinerzeit auch Sansibar, und fürchte, daß, wenn auch sonst nichts dabei herauskommt, doch der König Alfonso fortgejagt werden wird; da wir uns bemüht haben ihn zu halten, ist dies doch auch für uns eigentlich eine Blamage.

8. September.

Im Sommer hat sich die Kronprinzessin dem Kanzler genähert; wie lange dies dauern wird, ist wohl unberechenbar, die Tatsache ist aber jedenfalls erfreulich. Das Kabinett Salisbury wird darauf Einfluß geübt haben.

10. Oktober.

Die letzte Zeit ist durch den coup d'état des Fürsten von Bulgarien, der zur Überraschung aller Großmächte Ostrumelien mit seinem Lande vereinigt hat, politisch sehr belebt worden. Noch heute liegen die Verhältnisse völlig unklar. Bismarck will unter allen Umständen den europäischen Frieden erhalten, und ich glaube deshalb, daß er auch nicht ernstlich gestört werden wird. Das Hauptkunststück ist dabei, daß Rußland und Österreich sich nicht entzweien, und die größte Schwierigkeit liegt im Verhältnis Österreichs zu Serbien. Wir sind noch auf einige Jahre mit Österreich so verbündet, daß wir ihm gegen Rußland beistehen müssen.[1]) Die Situation ist also ernst.

[1]) Das Bündnis von 1879 war auf fünf Jahre mit der Möglichkeit einer Verlängerung auf weitere drei Jahre abgeschlossen.

11. Oktober.

Gegen die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien werden die Großmächte nichts Ernsthaftes einwenden — ich weiß, daß schon vor Jahr und Tag die Möglichkeit besprochen wurde —, auch der Sultan wird sich darein finden. Nun will aber Rußland statt des Battenbergers dort einen sicheren Mann haben, von anderen wird das allerdings nicht so lebhaft gewünscht; wir würden in die Absetzung willigen. Und ferner, das ist die Hauptsache, die Serben und Griechen verlangen Gebietszuwachs. Beide rüsten, Serbien mit vollster Kraft. Wird dieser Staat durch Drohungen der Großmächte zurückgehalten, so fällt König Milan und mit ihm schwindet Österreichs Einfluß und das Resultat seiner jahrelangen Arbeit. Der Sultan hätte durch etwas Energie ohne große Mühe den Aufstand in Ostrumelien niederwerfen können, hat aber grade sein Ministerium, das zu ernsthaften Maßregeln riet, fortgejagt. Jetzt allerdings sind ansehnliche Rüstungen im Gange. Die ganze Welt sieht wieder auf Deutschland und hat auch wohl das Vertrauen, daß hier das Richtige geschehen wird.

Inzwischen hat sich, und zwar in der ersten Hälfte des September, die braunschweigische Thronfolge geklärt. Der Regentschaftsrat hat den Kaiser um den Prinzen Heinrich gebeten oder, wenn dieser nicht erwünscht, den Prinzen Albrecht. Nach einigem Überlegen hat der Kaiser den Prinzen Albrecht bezeichnet. Es wird nun einige Schwierigkeiten machen, für diesen die richtige Form zu finden. Herzog kann er noch nicht werden und zum einfachen Regenten, also jemandem, der für Cumberland oder dessen Sohn die Geschäfte führt, wird er sich nicht hergeben wollen. Indes, man wird diese rein formale Frage schon lösen, denn unzweifelhaft soll ein Definitivum für den Prinzen und seine Deszendenz geschaffen werden. Prinz Albrecht ist der beste Landesherr, den Braunschweig bekommen konnte, und man wird allgemein sehr glücklich sein.

Die Karolinenfrage ist nach ganz tollen Sprüngen der Spanier in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen. Ich finde, unsere spanische Freundschaft ist etwas unüberlegt kultiviert worden; jetzt müssen wir uns bemühen, den König Alfons zu halten und dafür Opfer bringen, ohne jemals Nutzen von ihm haben zu können. Daß wir den Papst als Vermittler angerufen haben, wird in der ganzen Welt für einen Geniestreich angesehen, man muß aber doch erst das Ende abwarten. Ob wir die Karolinen bekommen oder nicht, kann uns gleichgültig sein; die Hauptsache ist, die Angelegenheit anständig zu Ende zu führen.

Der Aufenthalt des Kaisers in Stuttgart vom 18. bis 23. September ist von erheblicher Bedeutung gewesen. Die Begeisterung für Kaiser und

Reich war in Württemberg ganz außerordentlich und hat weithin Eindruck gemacht. Auch mit König und Königin ist alles sehr gut verlaufen. Das Armeekorps hat sich als gut ausgebildet gezeigt. Recht bedenklich werden allmählich die württembergischen Hofverhältnisse. Der König gibt sich immer ganz in die Hände von irgend jemandem; solange dies General Spitzemberg[1]) war, gingen die Sachen ganz leidlich, jetzt ist es nun innerhalb von vier Jahren bereits der zweite Amerikaner völlig dunkler Herkunft. Prinz Wilhelm[2]) soll sich gut entwickelt haben und dem Kaiser sehr ergeben sein, er muß sich aber möglichst bald wieder verheiraten, da er aus erster Ehe[3]) nur eine Tochter hat. Nach ihm würde die katholische Linie kommen, deren ältester Vertreter eine Tochter des Erzherzogs Albrecht zur Frau hat.[4])

15. Oktober.

Ich kehre immer wieder zu der Überzeugung zurück, daß Europa sich in keinem normalen Zustande befindet, und daß vor allem *unsere* Position sehr gefährdet ist. Bisher gelang es der Geschicklichkeit Bismarcks, immer rechtzeitig die richtigen Allianzen für uns zu schließen, aber doch mit vieler Mühe. Sollte dies dauernd möglich sein? Ich sehe ein Herauskommen für uns nur in einem großen Kriege, in welchem wir einen Gegner, Frankreich oder Rußland, wirklich dauernd lahmlegen — aber wie soll man von einem 88jährigen Kaiser und 70jährigen Kanzler so etwas verlangen; es muß sich doch auch ein passender Moment bieten. 1873 oder 1874 war für die Abrechnung mit Frankreich der richtige Augenblick, da wir sahen, daß das Land sich erholte und mit Revanchegedanken trug, und ebenso im Falle Rußland gegen Ende des russisch-türkischen Krieges, wo wir England zunächst auf Rußland loslassen konnten. Wenn nicht durch einen großen Krieg, so kommen wir aus dem Dilemma nur bei *inneren* Wirren, womöglich Umwälzungen in Frankreich oder Rußland. Einen Anstoß zu großen Veränderungen kann auch der Zusammenbruch Österreichs, dem es unbedingt entgegengeht, bewirken. Wir haben gar zu viele Feinde: Franzosen, Slawen, vor *allem Katholiken*,[5]) und dann all das kleine [. . .] von Depossedierten mit Anhang.

---

[1]) Der Generaladjutant und Oberstkammerherr Frhr. Wilhelm v. Spitzemberg.

[2]) Der letzte König, Wilhelm II.

[3]) Mit Marie, Prinzessin von Waldeck und Pyrmont († 1882).

[4]) Philipp, Herzog von Württemberg, vermählt mit der Erzherzogin Maria Theresia; die Thronfolge der katholischen Linie wurde dann doch unter der Regierung Wilhelms II. festgelegt, da auch dessen zweite Ehe ohne Söhne blieb.

[5]) Gegenüber diesem Urteil und ähnlichen wird man das nahe Verhältnis des Verfassers zu Loë und anderen hervorragenden Katholiken betonen müssen.

17. Oktober.

Die bulgarische Angelegenheit ist heute der friedlichen Lösung anscheinend nahe gerückt. Die Großmächte haben dem Fürsten Alexander eröffnet, daß sie sein Verhalten mißbilligen und ihn ersuchen, den status quo herzustellen; die Wirkung ist auch bereits zu merken, indem bulgarische Truppen Ostrumelien wieder verlassen. Sollte Bulgarien Umstände machen, so wird den Türken erlaubt einzurücken. Diese haben recht ansehnlich gerüstet und darin mehr Lebensfähigkeit gezeigt, als man ihnen zutraute. Was nun kommen wird, ist unberechenbar, solange man nicht weiß, was Serbien und Griechenland tun werden. Vereinigen sich alle drei, so können sie den Türken das Leben schon sauer machen, und ist einmal ein Krieg entbrannt, so ist es auch mit der Einigkeit der Mächte aus. Ob nun Fürst Alexander freiwillig abgeht oder wartet, bis die Russen ihm doch noch ein Bein stellen, ob König Milan zu halten ist, wenn er wieder abrüsten muß, wer kann das voraussehen? Jedenfalls wird der letztere bitter über österreichische Falschheit klagen; er ist ja aber nicht der erste, der das könnte.

1. November.

Nach dem Gottesdienst fuhr ich mit Marie zum Prinz Albrechtschen Palais, wo Prinz und Prinzeß heute bleiben, um sich morgen nach Braunschweig zum feierlichen Einzug zu begeben. Wir wurden angenommen und blieben wohl eine halbe Stunde. Beide waren außerordentlich herzlich und freundlich.

Prinz Albrecht geht mit Gottvertrauen an seine neue Aufgabe heran; er hat sich um die Stelle nicht beworben und nimmt sie an, weil der Kaiser es wünscht. Der Prinzeß [1]) werden natürlich von ihrer Verwandtschaft nach Möglichkeit Unannehmlichkeiten bereitet.

*

Berlin, 25. 10. 1885.

An General v. Albedyll.[2])

Eurer Exzellenz beehre ich mich in Nachstehendem meine Ansichten über die zukünftige Stellung des Prinzen Albrecht zu unterbreiten:

Die Bevölkerung von Braunschweig hat ein festgewurzeltes Mißtrauen gegen die hannoverschen Welfen, und haben alle angesehenen Leute im Lande durch die Wahl des Regenten und auch durch ihr Verhalten bis

[1]) Marie von Sachsen-Altenburg.

[2]) Schreiben des Verfassers an den Chef des Militärkabinetts; Konzept.

dahin sich für eine etwaige welfische Restauration unmöglich gemacht. Man kann den Wunsch, daß aus der Regentschaft ein Definitivum werden möchte, als einen einmütigen ansehen, und wird man dem Regenten gegenüber bei allen denkbaren Gelegenheiten zum Ausdruck bringen, daß man ihn als Herzog und als Begründer einer neuen Dynastie ansieht. Die Hoffnung ist daher natürlich, und treten auch materielle Interessen dafür in Konkurrenz, den Prinzen Albrecht mit seiner Familie in Braunschweig zu sehen und einen wirklichen Hof zu haben, den man seit dem Jahr 1806 nicht mehr gekannt hat.

Mit Übernahme der Regentschaft treten ernste Pflichten an den Prinzen heran, er muß sich eingehend über die Verhältnisse informieren und muß Land und Leute kennen lernen, und wird auch laufend mit Regierungsangelegenheiten beschäftigt sein. Dies führt ihn aber zweifellos dazu — wenn Seine Majestät nicht anders befiehlt —, seinen Wohnsitz in Braunschweig zu haben und allmählich das Interesse für das Armeekorps zu verlieren und das Generalkommando als Nebenamt zu betrachten.

Vom rein militärischen Standpunkt — von personellen, zur Zeit bestehenden Verhältnissen abstrahiert — würde ich es für zweckmäßig ansehen, den Prinzen vom Kommando zu entbinden.

Nun verdienen aber die Verhältnisse der Provinz Hannover besondere Aufmerksamkeit. Der Prinz hat sich dort eine sehr geachtete Stellung gemacht, viel Geld ausgegeben und eine großartige Wohltätigkeit entwickelt. Sein Fortgang wird von zahlreichen Bewohnern der Stadt Hannover sehr empfindlich bemerkt werden. Im Lande, welches der Prinz bei seinen Besichtigungen und bei den Manövern jährlich mehrmals durchstreifte, machte seine Anwesenheit immer einen günstigen Eindruck, und hat er zweifellos dazu beigetragen, die Erinnerungen an die alte Königsfamilie schwinden zu machen und der Bevölkerung Interesse für die neue einzuflößen. Ein Bild des Prinzen Albrecht ist in Hannover ein gangbarerer Handelsartikel als ein solches des Herzogs von Cumberland.

Ich bezeichne es hiernach als politisch sehr erwünscht, dem Prinzen das Generalkommando zu belassen. Ich denke mir die Ausführung so, daß Hannover Sitz des Generalkommandos bleibt, und der Prinz seine Wohnung im Schloß behält. Für das Winterhalbjahr müßte der Prinz einen Tag in der Woche für die Geschäfte des Generalkommandos sich reservieren und sich dazu nach Hannover begeben und dort auch Diners geben. Für die Besichtigungszeiten im Frühjahr und Herbst findet sich von selbst ein etwas längerer Aufenthalt. In diesem Winter wäre ein großes Ballfest vor der definitiven Übersiedlung nach Braunschweig wohl erwünscht. Geht der Prinz hierauf ein, und wird ihm der Anfang leicht gemacht durch

Arbeitserleichterung (Verzicht auf Einreichung der Qualifikationsberichte, soweit nicht einzelne wichtige Fragen vorliegen), so kann nach meiner Ansicht und in Anbetracht der Persönlichkeit seines Generalstabschefs [1]) und der beiden Divisionskommandeure [2]) das Armeekorps sehr wohl den Aufenthalt seines Kommandierenden Generals in Braunschweig einige Zeit hindurch ertragen. Von einem Adlatus wie von der Ernennung des Prinzen zum Armeeinspekteur verspreche ich mir keine wesentliche Hilfe. Im ersteren Falle würde der Prinz nichts mehr tun, im zweiten mit dem Armeekorps doch nur sehr lose Beziehungen haben und nicht genötigt sein, regelmäßig oder öfter nach Hannover zu kommen.

W.

4. November.

Jetzt ist mit vieler Mühe in Konstantinopel eine Konferenz zusammengebracht worden. Die Zustände sind höchst verworren. Im Frieden von San Stefano verlangte Rußland ein Großbulgarien, das England energisch bekämpfte; jetzt will England ein Großbulgarien, während Rußland den Staat lassen will, wie es ihn damals nicht haben wollte! Ich war lange im Auswärtigen Amt und habe zu verstehen gegeben, daß mir die Verschleppung der Sache nicht gefiele, und ich größere Verwicklungen für kaum vermeidlich hielte. Man wollte mir indes nicht recht geben. Ich sagte auch, es wäre an der Zeit, die große orientalische Frage nunmehr zur Entscheidung zu bringen, stieß aber auf allgemeines Entsetzen. Ich weiß sehr gut, daß Ungarn eine Teilung der Türkei nicht wünscht und daß es augenblicklich in Österreich sehr mächtig ist, meine aber, daß man sich daran nicht kehren müsse. Da Frankreich sich im Marasmus befindet, ist der Augenblick ganz günstig, gegen die vereinigten drei Kaisermächte kann das andere Europa nicht viel ausrichten.

6. November.

Kaiser Alexander hat den Fürsten von Bulgarien aus den Listen der Armee gestrichen. Ich halte diese Maßregel im Augenblick für unangebracht. Die Königin Viktoria wird sehr ergrimmt sein und wahrscheinlich einen Gegencoup machen. — Das gute Verhältnis, welches sich im Sommer zwischen dem Kronprinzenpaar und dem Reichskanzler angebahnt hatte, hat schon wieder einen Stoß erlitten, und zwar durch die Erledigung der braunschweigischen Frage. Der Kronprinz wollte die Regentschaft verlängert haben, was gesetzlich gar nicht zulässig ist. — Immer mehr steigt Loë

---

[1]) Oberstleutnant v. Bomsdorff.

[2]) Die Generalleutnants v. Rauch und v. Olszewski.

in der Gunst und im Ansehen beim Kronprinzen, namentlich, weil die Kronprinzeß ihn protegiert. Ich bin überzeugt, Loë ist Reichskanzlerkandidat. Sollte er in der Tat dies Ziel erreichen, so hält er kein halbes Jahr aus.

15. November.

Nun hat der König von Serbien wirklich den Krieg an Bulgarien erklärt. In der Sache spielen sehr gewandte Leute mit, von denen man aber, bei uns wenigstens, nichts weiß. Bismarck soll sehr erregt sein, was ich mir wohl denken kann, denn sein letztes Werk, der Drei-Kaiser-Bund, kann leicht zerfallen. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn der Riß kommt, nur müssen wir unsere Vorkehrungen treffen.

17. November.

Siegt König Milan, so wird er ein gefeierter Held, mit weit über die Grenzen seines Landes fühlbarem Einfluß; er wird freiwillig nicht aus Bulgarien zurückgehen, ohne Gebietszuwachs erhalten zu haben, und wer soll ihn gewaltsam herausbringen? Von Österreich kann man es wirklich nicht gut verlangen, die Türken tun es sehr ungern; kommt es dabei, wie unvermeidlich, zu Kämpfen, so regt sich in Rußland die öffentliche Meinung zugunsten der Christen, und dagegen kann Kaiser Alexander dauernd sich nicht stemmen. Jetzt wünscht er unter keinen Umständen Krieg, er will nur den Fürsten von Bulgarien fortgejagt haben. Der Botschafter Schuwalow hat vorgeschlagen, zwei Divisionen nach Bulgarien zu schicken, ist aber scharf abgefertigt worden.

Das Verhältnis zwischen dem Prinzen Wilhelm und seinen Eltern, namentlich seiner Mutter, droht einen bedenklichen Charakter anzunehmen. Leider sehe ich den fortwährend zu Jagden abwesenden Prinzen sehr selten, so daß ich von seiner Seite über die Differenzen nichts gehört habe und auch nicht versuchen konnte, auf ihn beruhigend einzuwirken. Ohne Zweifel tragen die Eltern die Hauptschuld, andererseits ist der Prinz aber sehr rücksichtslos, und namentlich unvorsichtig in Äußerungen über seine Mutter. Mein Rat, ihn weiter fortzuschicken, ist nicht befolgt worden; sollte jetzt der Kronprinz plötzlich Kaiser werden, so bleibt nichts übrig, als die Versetzung des Prinzen in eine entfernte Garnison sofort in Szene zu setzen. Nicht angenehm fällt es auf, daß dieser, obwohl nun Regimentskommandeur, fortwährend von Potsdam abwesend ist. Schon daß er nach seiner in Karlsruhe erfolgten Ernennung nicht nach Potsdam, sondern nach Österreich zur Jagd reiste, war dem Kaiser unangenehm, und er hat dies auch zum Ausdruck gebracht. Ich bin mir noch nicht klar über den Zusammenhang, aber den Eindruck, daß die Entwicklung des Prinzen

zum Guten im letzten halben Jahre keine Fortschritte gemacht hat, habe ich zu meinem Bedauern unbedingt.

22. November.

Gestern besuchte mich Prinz Wilhelm. Er war sehr verständig und wollte sich Rat holen auf einem Gebiet, wo ich ihm gern helfe. Er hat nämlich die lobenswerte Absicht, gegen das Hasardspiel, welches gerade augenblicklich sehr im Gange ist und zahlreiche Opfer kostet, vorzugehen. Damit im Zusammenhange stehen Maßregeln gegen den Unionsklub, diese Brutstätte des Spiels. Besonders hierbei handelt es sich um einen heiklen Punkt, an dem sich schon mancher ohne Glück versucht hat; Prinz Wilhelm ist aber ganz der Mann dazu und auch in der geeigneten Stellung, um die Sache gut zu führen. Die Gründer des Klubs, u. a. der Herzog von Ratibor,[1]) waren so vorsichtig, den Kaiser zur Übernahme des Protektorats zu vermögen, und erschweren damit die Angriffe sehr. Ich habe dem Prinzen dringend geraten, mit Klugheit vorzugehen, im übrigen aber zugeredet. Er hat kaum eine ähnliche Gelegenheit, sich in weitesten Kreisen populär zu machen, wie wenn er gegen das Hasardspiel, den genannten Klub und eine gewisse Clique vorgeht, die leider vor der Welt die Berliner vornehme Gesellschaft repräsentiert.

6. Dezember.

Am kronprinzlichen Hofe fängt wieder einmal Unfriede und Intrige an. Dem Obersten Sommerfeld[2]) ist seine Stellung zu Kopfe gestiegen; er hat sich mit Seckendorff alliiert und beide sind unglaublich dreist gegen den Kronprinzen wie gegen die Prinzeß. Nun scheint ihnen der Hofmarschall Radolinski,[3]) ein grundverständiger, ruhiger, aller Intrige abgeneigter Mann, unbequem zu werden, weil ihm der Kronprinz und wohl auch die Prinzeß Vertrauen zu schenken beginnen. Radolinski hat mir sein Herz ausgeschüttet und will den Abschied nehmen, wovon ich ihm dringend abgeraten habe.

11. Dezember.

Das Treiben der Panslawisten vom Schlage Ignatiews wird immer verwegener.

12. Dezember.

Es besteht Aussicht auf eine Personalunion zwischen Bulgarien und Rumelien. Dazu muß Kaiser Alexander dem Fürsten von Bulgarien

[1]) Viktor, Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, ein Bruder des Reichskanzlers Fürsten Chlodwig.

[2]) Persönlicher Adjutant des Kronprinzen.

[3]) Hugo Graf Leszczyc v. Radolin-Radolinski.

gegenüber andere Saiten aufziehen. Die Lösung ist an sich ganz vernünftig und ja auch von Rußland früher angestrebt worden. England hat alsdann einen politischen Erfolg zu verzeichnen, und die Türkei ist hineingefallen, desgleichen und vor allem Serbien, das um viele Millionen und um sein Renommee kommt.

Dem Kanzler geht es nicht besonders gut, und die Fürstin ist leider recht elend.

27. Dezember.

Die Unionsklubangelegenheit kommt nunmehr in Fluß. Der Herzog von Ratibor als Präsident hat den Prinzen Wilhelm schriftlich gebeten, sein Verbot für die Offiziere des Garde-Husarenregiments zurückzunehmen, und behauptet, junge Offiziere spielten dort nie. Der Prinz hat seine Behauptung mit gutem Grunde aufrechterhalten und auf die recht verschiedenartige Gesellschaft hingewiesen, die im Klub verkehrt. Da nun der Kaiser dem Generalkommando des Gardekorps gründliche Erhebungen wegen des überhandnehmenden Hasardspiels aufgegeben hat, und diese den Schaden verdeutlichen werden, so hoffe ich, der Monarch wird das Protektorat des Klubs niederlegen.

28. Dezember.

Heute ist Herr Grévy zum Präsidenten der Republik wiedergewählt worden. Was ich bei den Wahlen voraussah, ist eingetreten; die Rechte im Verein mit den Radikalen ist imstande, jedes Ministerium der Gegenparteien zu verhindern; eine feste Majorität ist nur möglich, wenn sich alle Parteien gegen die Rechte vereinigen, dann aber haben die Radikalen die Führung, und geht das Land noch weiter nach links. Die Konservativen rechnen wohl hierauf und hoffen, daß die Republik schließlich allen Kredit verliert. Der ganze Unsinn des parlamentarischen Wesens zeigt sich nun auch noch in dem Musterlande England, wo nach den Wahlen die Entscheidung — wie in Frankreich bei den Radikalen — bei den Irländern liegt. Die einzige Art, hier herauszukommen, wäre die, daß von den Wighs eine größere Anzahl nach rechts geht, was immerhin möglich ist.

31. Dezember.

Mit dankerfülltem Herzen kann ich auf das vergangene Jahr zurückblicken; ich habe viel Segen erfahren und nichts Schweres zu erdulden gehabt. Ich habe keinen anderen Wunsch, als daß ich das nächste Jahr glücklich mit meiner lieben Marie in treuer Gemeinschaft verleben darf. Von der Welt verlange ich in der Tat nicht viel. Glückt es mir, meine Schuldigkeit zu tun, so bin ich in dieser Beziehung zufrieden.

1886

4. Januar.

In der äußeren Politik besteht noch immer eine gewisse Unsicherheit durch die Balkanangelegenheiten. Je mehr ich darüber nachdenken kann und Gelegenheit habe, mich in den Verhältnissen zu informieren, desto bestimmter wird mein Urteil, daß wir jetzt danach streben müßten, die orientalische Frage zur Lösung, also die Türken nach Asien zu bringen, und zwar unter friedlicher Einigung Rußlands und Österreichs; eine solche ist jetzt noch möglich. Rußland im Besitz Konstantinopels und der Dardanellen tritt in beharrlichen Gegensatz zu England und auch zu Frankreich und bleibt in fortdauernder Feindschaft zu den Türken, da es doch in Kleinasien soweit Fuß fassen muß, um die Meerengen uneingeschränkt zu beherrschen.

General Loë war am Schluß des Jahres in Berlin, und ich habe viel mit ihm gesprochen. Er hat ganz zweifellos eine sehr feste Stellung beim kronprinzlichen Paare und scheint glücklicherweise nun doch auch davon durchdrungen, daß der Kanzler den künftigen Kaiser nicht verlassen darf; er trägt sich mit Ideen zwecks Beendigung des Kulturkampfes, die ich für etwas kindlich halte. Die Hauptsache bleibt, daß er ein grundverständiger Mann ist, der unbedingt dahin wirken wird, schlechte Elemente vom Kronprinzen fernzuhalten.

6. Januar.

Der Papst hat dem Kanzler seinen höchsten Orden verliehen; danach gewinnt der Kulturkampf einen etwas humoristischen Anstrich.

Heute gab die maison militaire dem Fürsten Dolgoruki ein Abschiedsdiner. Ich sehe ihn sehr ungern scheiden, da ich genau weiß, daß wir ihm für unsere Beziehungen zu Rußland sehr viel zu danken haben.

16. Januar.

Beim Ministerwechsel in Frankreich trat General Campenon zurück und wurde durch General Boulanger ersetzt; er ist der 17. Kriegsminister der Republik und gilt für maßlos ehrgeizig, so daß man wohl irgend etwas Besonderes erwarten kann. Augenblicklich ist er der Mann der Radikalen, man traut ihm aber auch zu, daß er nach Bedarf Monarchist sein könnte.

17. Januar.

Die Unionsklubangelegenheit geht nicht so glatt weiter, wie ich vor einigen Tagen annahm. Zum ersten Male bin ich in einer wichtigen Sache

mit Albedyll verschiedener Ansicht. Er will nicht recht heran, dem Kaiser vorzuschlagen, das Protektorat niederzulegen, und ist der Meinung, daß Prinz Wilhelm einen großen Fehler gemacht habe, die Sache allein in die Hand zu nehmen. Der Herzog von Ratibor ist vor einigen Tagen beim Kaiser gewesen und hat natürlich den Prinzen in sehr ungünstigem Licht erscheinen lassen. General v. Pape [1]) hingegen hat bisher noch keine Audienz erhalten können. Immerhin soll das Spiel vom Klub verboten werden. Es ist das schon ein großer Erfolg, der allein dem Prinzen Wilhelm zu danken ist. In der kaiserlichen Familie besteht bis heute, wie ich glaube, eine seltene Übereinstimmung zugunsten des Prinzen, namentlich auch der Kronprinz schließt sich davon nicht aus. Die Großherzogin von Baden ließ Prinz Wilhelm durch ihren zweiten Sohn [2]) vertraulich sagen, daß Ratibor beim Kaiser gewesen sei und gehetzt habe.

18. Januar.

Es scheint jetzt eine Verbindung mit der Kurie in Aussicht zu stehen. Ich bin besorgt, daß wir doch zuviel nachgeben; das Geschrei, daß wir nach Canossa gegangen sind, wird nicht ausbleiben und nicht mit Unrecht erhoben werden. Ich kenne ja nicht die Details. Ich weiß nur soviel, daß wir in der Hauptfrage, der Erziehung der jungen Geistlichkeit, nachgeben. Als Gegengabe erhalten wir das Branntweinmonopol, von dem man hofft, daß es 300 Millionen einbringen wird. Ein sehr würdiger Handel scheint es mir nicht. Sollte der Kulturkampf damit in der Tat beendet sein, so wäre das ein sehr großer Vorteil, ich kann aber daran nicht recht glauben, weil seine Leiter zu große Fanatiker sind.

In bezug auf unsere polnischen Provinzen hat man entschiedene Maßregeln der Germanisierung vor; sie kommen sehr spät; vor fünfzig Jahren war viel und auch selbst vor zwanzig Jahren noch manches zu erreichen, was jetzt weit mehr Mühe macht.

24. Januar.

Die Tees bei den Majestäten sind infolge des sehr kleinen Kreises der hinzugezogenen Personen wenig bekannt und werden daher völlig falsch beurteilt. Der Reiz dieser Veranstaltungen liegt darin, daß man Kaiser und Kaiserin in ganz zwangloser Weise sieht. Man versammelt sich in dem kleinen einfenstrigen Zimmer im Parterregeschoß westlich der Rampe; die Kaiserin wird im Rollstuhl hereingefahren und an einem kleinen, runden Tisch etabliert, worauf sie die Gesellschaft Platz nehmen läßt; zu ihrer Linken bleibt ein Stuhl für den Kaiser frei. Nach einiger Zeit

---

[1]) Der Kommandierende General des Gardekorps.
[2]) Den frühverstorbenen Prinzen Ludwig Wilhelm.

erscheint, meist aus dem Theater kommend, der Kaiser im offenen Überrock, begrüßt jeden einzelnen sehr freundlich und nimmt Platz. Es wird Tee serviert, nachher Mandarinen und ein Glas Wein, schließlich Eis. Die Konversation ist in der Regel allgemein und wird von der Kaiserin sehr gewandt geführt; manchmal lassen sich auch Kaiser oder Kaiserin mit den Nächstsitzenden in eine besondere Unterhaltung ein.

Die Gesellschaft besteht in der Regel aus Herren; von Damen habe ich dort die Prinzeß Fritz Hohenzollern und die Prinzeß Wilhelm gesehen; nur wenn die Großherzogin von Baden anwesend ist, waren ab und zu die Herzogin von Sagan,[1] die Erbprinzeß von Fürstenberg[2]) u. a. geladen. Die Herren, denen ich dort am meisten begegne, sind General Graf Goltz,[3]) die Minister Lucius, Boetticher, Bronsart, der Graf Wilhelm Perponcher[4]), General v. Strubberg, Professor Curtius,[5]) Professor Hofmann[6]), Geheimrat Werder,[7]) Flügeladjutant Prinz Reuß; sodann, allerdings jetzt längere Zeit nicht mehr, General v. Beyer und Staatssekretär v. Thile; manchmal der Herzog v. Ratibor, Graf Otto Stolberg, Fürst Hohenlohe-Langenburg.[8]) Gefolge ist niemals zugegen. Man ist um 8½ geladen und bleibt bis höchstens 10 Uhr. Die Kaiserin zeigt sich dort, was bei großen Gelegenheiten schwer zu beurteilen ist, als kluge, verständige Frau. Ihre Energie tritt recht zutage, wenn man ihren leidenden Zustand in der Nähe sieht: schwache Stimme, zitternde Hände, so daß sie nur mit großer Schwierigkeit den Tee trinkt, überhaupt solche Gebrechlichkeit, daß man nicht versteht, wie sie noch in der Welt erscheinen kann. Da der Kaiser etwas schwerhörig wird, ist die Verständigung mit seiner Gemahlin oft recht umständlich. Der alte Herr ist immer derselbe: liebenswürdig, heiter, an allen Konversationen teilnehmend und von einer reizenden Zwanglosigkeit.

28. Januar.

Das Kabinett Salisbury hat gestern eine empfindliche Niederlage erlitten und wird wohl zurücktreten müssen. Kommt ein Kabinett Gladstone, so erhält die orientalische Frage sogleich ein anderes Gesicht, und ich glaube nicht, daß dann Griechenland sich zum Abrüsten verstehen wird.

---

[1]) Pauline de Castellane, verw. Gräfin Hatzfeldt, Gemahlin des Herzogs Ludwig v. Talleyrand und Sagan.

[2]) Dorothee Luise Valençay v. Talleyrand-Périgord, Gemahlin des Erbprinzen Karl Egon; Tochter der vorigen.

[3]) Der Generaladjutant.

[4]) Damals Oberschloßhauptmann, ein Bruder des Oberhofmarschalls.

[5]) Der Archäologe Ernst Curtius.

[6]) Der Chemiker A. W. (v.) Hofmann.

[7]) Der durch seine ästhetischen Vorlesungen bekannte Dichter und Philosoph Karl Werder.

[8]) Fürst Hermann, der spätere Statthalter von Elsaß-Lothringen.

31. Januar.

Weder Österreich noch Rußland scheint Lust zu haben, die Orientfrage bald zum Austrag zu bringen; bei den Russen ist das Gefühl vorhanden, daß wir sie dort künstlich engagieren wollen, und sie haben von ihrem Standpunkt aus auch wohl nicht ganz unrecht, etwas mißtrauisch zu sein; ich hatte allerdings geglaubt, die Begierde, Konstantinopel zu besitzen, würde andere Rücksichten überwiegen.

Im Reichstag und namentlich im Landtag ist es in diesen Tagen scharf hergegangen. Die Frage der Polenausweisung war die wesentlichste Ursache. Meine auf gründlicher Prüfung beruhende Ansicht ist die, daß Ausweisungen in größerer Zahl dringend notwendig waren, daß aber im einzelnen Fall unglaubliche Härten verübt sind, daß man auch nicht annähernd sich die Zahl der Auszuweisenden klar gemacht und die Wirkung auf die an sich schon sehr antideutsche Gesinnung in Rußland übersehen hat. Mit eine Ursache der Fehler ist die Art Bismarcks, keinen Widerspruch zu dulden; man hat nicht gewagt, ihm zu sagen, die Angelegenheit dürfe so nicht weitergeführt werden. Es beweist dies übrigens auch, wie er die Menschen zu charakterlosen Figuren macht, was recht zu bedauern ist. Jetzt will man endlich die so vielfach falsch behandelte Polenfrage energisch anfassen. Sollte es uns gelingen, eine längere Reihe von Jahren konsequent zu verfahren, so werden wir mit Sicherheit Fortschritte machen.

4. Februar.

Die Einigkeit zwischen dem Prinzen Wilhelm und seinen Eltern in puncto Unionklub war von keiner langen Dauer, ich habe den Eindruck, daß sowohl der Kronprinz als seine Gemahlin sich sehr darüber freuen, daß der Prinz Wilhelm hier mit dem Kaiser nicht harmoniert. Die ganze Angelegenheit hat große Unruhe in unsere obersten Schichten gebracht. Bei dieser Gelegenheit kommen die dort herrschenden, ungesunden Zustände deutlich zum Ausdruck, und es ist sehr lehrreich, dabei als Zuschauer zu fungieren. Man sieht da in ein Getriebe von Neid, Haß und Gemeinheit hinein, das entsetzlich ist. Nicht drei Leute findet man, die zusammenhalten und mit Überzeugung einen Weg gehen.

5. Februar.

Zu meinem Bedauern nehme ich wahr, daß in gewissen Kreisen stark gegen den Prinzen Wilhelm intrigiert wird; man bemüht sich älteren Klatsch aufzuwärmen und neuen zu erfinden. Hauptsächlich dreht es sich darum, ihm eheliche Untreue vorzuwerfen. Ich denke, das elende Pack wird es noch einmal sehr bereuen. Ich habe den Prinzen durch einen nun

zweijährigen regen Verkehr gründlich kennen gelernt und verbürge mich für ihn unbedingt; er lebt in sehr glücklicher Ehe, und es ist eine wahre Freude, sein Familienleben zu beobachten. Es fühlen sich — und das ist bezeichnend — gerade die jetzt sehr betroffen, die den guten Ruf der Berliner Gesellschaft zugrunde gerichtet haben.

11. Februar.

Prinz Wilhelm war lange bei mir; es ist recht schade, daß er sich gar zu leicht aufhetzen läßt, ich habe oft rechte Mühe, ihn zu einer ruhigen Beurteilung der Personen zu bringen. Jetzt ist er gegen Albedyll aufgebracht und behauptet, daß dieser ihn beim Vater verklatsche; er kann niemand haben, der es besser mit ihm meint als gerade Albedyll.

12. Februar.

Prinz Wilhelm ist zur Radziwillschen Bärenjagd gereist. Dem Kaiser sind die vielen Jagdreisen des Prinzen nicht angenehm, er findet, es wäre besser, er kümmerte sich mehr um sein Regiment.

14. Februar.

In der Gesellschaft ist nun allmählich bekannt geworden, daß der Prinz Wilhelm das Prillwitzsche Haus seinen Offizieren verboten hat; es ist — ich vermute von Böswilligen — behauptet worden, er habe auch das Perponchersche Haus mit einbegriffen, was nicht wahr ist. Der Befehl wird wahrscheinlich einen Skandal erster Klasse geben, aber es ist nicht zu verkennen, daß auch in dieser Frage der Prinz viele auf seiner Seite hat. Der in Berlin so schlecht gewordene Ton in der Gesellschaft, das mit Recht zurückgegangene Renommee derselben wird zum nicht geringen Teil auf die Salons und das Beispiel der „drei Schwestern"[1]) zurückgeführt, und man wünscht aufrichtig Abhilfe; dazu kommt, daß der Hofmarschall Perponcher durch eingebildetes Wesen und dadurch, daß er die Hofeinladungen wie seine eigenen ansieht, sich viele Feinde gemacht hat. Seine Demütigung würde viele Leute, sogar bis in den Kreis des engeren Hofes hinein, freuen.

15. Februar.

Es ist nun Wirklichkeit, was mir schon vor einigen Wochen bekannt wurde, wir lenken im Kulturkampf ein. Dem Herrenhause ging eine Gesetzesvorlage zu, in der wir uns zu erheblichen Konzessionen verstehen. Den Erfolg vermag wohl noch niemand zu übersehen; gebe Gott, er sei ein

[1]) Die beim Kaiser sehr beliebten und von ihm ausgezeichneten Gräfinnen Fritz Perponcher und Dankelmann, sowie Frau v. Prillwitz, drei geborene Gräfinnen Moltke. (Vgl. Comte P. Vasili, La société de Berlin (1884), S. 180 ff.)

guter, denn bei den vielen äußeren und inneren Feinden wird der Zusammenschluß aller erhaltenden Elemente nötig. Das soziale Gespenst fängt an bedrohlich zu werden.

16. Februar.

Am kronprinzlichen Hofe ist der Skandal jetzt in der Krisis. Bismarck scheint entschlossen, den Oberst v. Sommerfeld zu beseitigen. Ich meine, daß wieder einmal Herbert Bismarck unbedachtsam vorgegangen ist. Er hat sich überhaupt angewöhnt, über den Vater zu verfügen; er sagt, mein Vater ist der Ansicht usw., ohne daß dieser noch irgend etwas von der Sache weiß; nachher läßt der Vater den Sohn natürlich nicht gern im Stich. Im vorigen Jahre in der Affaire Carolath war dies sehr deutlich zu sehen. Augenblicklich hält es die Kronprinzessin für vorteilhaft, sich mit dem Kanzler gut zu stellen; sie ist daher zu Radolinski und in letzter Zeit ganz besonders zu Herbert sehr freundlich. In der jetzt schwebenden Konfliktssache halte ich Radolinski mehr für den von Bismarck geschobenen als den selbst angreifenden Teil; er ist viel zu ruhig, um eine Sache so scharf zu nehmen.

21. Februar.

Es liegt so, wie ich gedacht, der Kanzler ist weit weniger heftig, als der Herr Sohn glauben zu machen sucht; er dachte von Radolinski nicht sehr hoch, möchte ihn aber jetzt in seiner Stellung halten; wenn dies nicht anders geht, dadurch, daß Sommerfeld weichen muß.

25. Februar.

Ich erhielt einen sehr aufgeregten Brief vom Prinzen Wilhelm. Er hat als Kommandeur des Garde-Husarenregiments an den Kaiser ein Gesuch gerichtet, das abgelehnt wurde, und glaubt darin Albedylls Einfluß zu erkennen. Ich antwortete sogleich — in der Besorgnis, der Prinz könne noch mit anderen sprechen und sich vielleicht noch mehr erregen — daß über eine Allerhöchste Order nicht diskutiert werden dürfe, am allerwenigsten durch ihn, und daß es da keinen Albedyll oder sonst einen dritten geben könne; ich bat ihn, keine Miene zu verziehen. Der Sicherheit wegen ging ich noch zu ihm; er war sehr verständig und hatte voll eingesehen, daß er zu lebhaft gewesen sei.

1. März.

Es ist gelungen, den Zwist am kronprinzlichen Hofe in etwas ruhigere Bahn zu leiten, so daß nicht gerade in den nächsten Tagen der Krach kommt. Keine gute Rolle dabei spielt Herbert Bismarck. Er hat sich angewöhnt, so aufzutreten, als ob er sein Vater wäre, und ist rücksichtslos

und ungeschliffen; leider fehlt ihm doch der Verstand des Vaters und auch das feine Taktgefühl. Der Kanzler kann bezaubernd liebenswürdig sein und einen Charme in der Unterhaltung entwickeln, dem noch niemand widerstanden hat; er weiß sich auch sehr geschickt in Verhältnisse und Personen zu finden und ist grob nur, wo er es eben sein kann. Bei seinen gewaltigen Verdiensten und seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit läßt man sich sehr viel von ihm gefallen, aber niemandem fällt es ein, dem Sohne eine ähnliche Stellung einzuräumen, und viele, die jetzt sehr höflich und rücksichtsvoll mit ihm umgehen, tun es allein aus Rücksicht auf den Vater oder Furcht vor diesem. Daß der Sohn dies nicht fühlt, ist kein Zeichen großer Klugheit. Würde er in seiner jetzigen Stellung taktvoll auftreten und seinen Einfluß benutzen, um zu beruhigen statt zu hetzen, wie er es tut, so hätte er eine große Zukunft vor sich; bei seinem jetzigen Verfahren muß er sie sich total verscherzen.

3. März.

Daß jetzt Radolinski sein Abschiedsgesuch zurückgezogen hat und vor der Hand nicht erneuern will, ist in der Hauptsache die Folge davon, daß Sommerfeld mit Duell gedroht hat! Für einige Zeit ist nun wohl Ruhe.

6. März.

Der Kaiser ist etwas erkältet und dabei wie in der Regel gleich ziemlich matt, Bismarck entschieden unwohl und der Feldmarschall ebenfalls in schlechter Verfassung. Das ist Grund genug zum Nachdenken; wir stehen augenscheinlich vor sehr ernsten Zeiten und tief einschneidenden Veränderungen. Schon seit Jahren sieht die Welt auf uns mit Neid und voll böser Absichten. Die gewaltige Gestalt des Kaisers, geachtet wie vor ihm noch kaum ein Souverän, die überlegene Staatskunst und Energie Bismarcks, die alle anerkennen, vor der sich alles, wenn auch mit Widerstreben, beugt und der Feldherrnruhm Moltkes — sie erhalten den Frieden der Welt. Denkt man sich die drei Persönlichkeiten fort — und man muß sich da hineindenken — so wäre es strafbar leugnen zu wollen, daß wir dann vor großen Krisen stehen, und zwar sowohl nach außen wie nach innen. Der Kronprinz ist leider den Aufgaben, die er übernimmt, auch nicht annähernd gewachsen. Sollte er Bismarck noch mit übernehmen, so wird das nur auf kurze Zeit sein. Mögen die Menschen sagen, was sie wollen, ich bleibe dabei, Bismarck und die Kronprinzessin können nicht ein Vierteljahr zusammengehen. Wahrscheinlich kommt die Krisis dann von außen schneller als im Innern. In Frankreich scheinen durch die verzweifelte innere Lage die Revanchemänner an Boden zu gewinnen; man

sagt sich, daß ein Krieg nichts verschlechtern, vielleicht aber die Lage verbessern kann. Dies schon öfter gebrauchte Rezept hat sich stets als falsch erwiesen, ist aber immer wieder versucht worden. Der russisch-türkische Krieg ist ja auch dieser Idee entsprungen. Mag auch der Zar den Wunsch haben, keinen Krieg zu führen, so ist man doch in Rußland voller Argwohn gegen uns; das hat sich in der letzten Zeit recht deutlich gezeigt. Sind wir dem östlichen Nachbarn in der orientalischen Frage irgendwie, und sei es in den kleinsten Dingen, entgegen, so wird über unseren bösen Willen geklagt; gehen wir auf seine Wünsche ein, so sagt man: Vorsicht, Deutschland will uns verlocken, weiter zu gehen, damit wir im Orient uns engagieren. Da ist es in der Tat unmöglich zu befriedigen und der Beweis des bösen Willens geliefert. Daß die Kriegsvorbereitungen, namentlich der militärische Ausbau des Eisenbahnsystems, seit Jahren ungeschwächt weitergehen, ist auch charakteristisch. Da man es unmöglich allen recht machen kann, so haben wir in der orientalischen Frage auch Österreichs Wünsche nicht ganz erfüllen können, es sogar nicht unbedeutend abgekühlt. Als die letzte Krisis auf der Balkanhalbinsel begann, war es von vornherein meine Ansicht, wir müßten sie benutzen, die orientalische Frage in Fluß zu bringen, weil wir dann uns vor einem französisch-russischen Bündnis schützen könnten. Jetzt ist diese Chance wohl vorübergegangen.

In der Affaire Radolinski-Sommerfeld hat sich Albedyll wieder einmal als geschickter Unterhändler gezeigt, ihm allein ist es zu danken, daß eine Waffenruhe eingetreten ist; allerdings hat er sich damit wohl den Zorn Herbert Bismarcks zugezogen, den ich für einen rachsüchtigen Feind halte.

10. März.

Die Kronprinzessin hält am Fürsten von Bulgarien fester denn je. Diesen Winter hindurch habe ich mich übrigens ihrer Gnade nicht zu erfreuen, noch nicht ein einziges Mal hat sie mich angesprochen. Im vorigen Jahre beabsichtigte sie augenscheinlich, mich zu irgend etwas zu benutzen, und war von rührender Zärtlichkeit.

Am 10. März [1]) sagte Bismarck dem Kriegsminister, er habe den Eindruck, daß die Franzosen dem Kriege schnell entgegentrieben, es könne vielleicht zu inneren Unruhen kommen, dann aber würden die Orleans möglich, und sei ein Krieg sicher. Bismarck kam hier auf das Alter unserer Generale und fragte, ob dieser Punkt nicht Bedenken errege, namentlich bei den Divisionskommandeuren. Die Konversation schien mir etwas gesucht und machte mich argwöhnisch. Am folgenden Tage ließ sich Bismarck beim Kronprinzen melden und führte ungefähr dieselbe

[1]) Die beiden folgenden Absätze sind später hinzugefügt.

Konversation. Später dinierte Albedyll im engsten Kreise beim Kronprinzen, dessen Gemahlin von bezaubernder Liebenswürdigkeit war; nach dem Diner nahm der Kronprinz Albedyll beiseite und teilte ihm die Bismarckischen Äußerungen mit. Am 12. war ich bei Albedyll, der mir von obigem erzählte. Er war sehr aufgeregt und eben im Begriff, dem Kanzler zu schreiben, um ihm klar zu machen, daß er falsch berichtet sei, wenn er glaube, unsere Generale seien jetzt älter als 1866 oder 1870. Ich sagte ihm, daß mich angesichts des in der letzten Zeit — besonders in der Affäre Radolinski-Sommerfeld Erlebten — das Verfahren des Kanzlers besorgt mache, ich müßte es als den ersten offiziellen Schritt im Kriege Herbert Bismarcks gegen ihn, den Kabinettschef, ansehen. Mein erster Eindruck ist zur Gewißheit geworden, nachdem ich im Laufe des Tages noch Bronsart, Lehndorff und Holstein gesprochen hatte. Herbert Bismarck ist wütend, daß Albedyll ihm neulich die Wahrheit gesagt und Sommerfeld nicht aufgegeben hat, hetzt bei seinem Vater, der leider dem Sohn gegenüber schwach ist, und verleumdet, kurz, schreckt vor keinem Mittel zurück. Man hat das Ziel, Albedyll zu Fall zu bringen, namentlich, wenn der Kronprinz bald zur Regierung kommen sollte. Es handelt sich um die spätere Herrschaft: Herbert bildet sich ein, diese dereinst in der Hand zu haben, und weiß, daß Albedyll bei Kronprinz und Kronprinzessin sehr fest sitzt; er will ihn also beseitigen. Wenn jetzt als Mittel zum Zweck das schlechte Avancement der Armee gewählt wurde, ist das lächerlich. Niemand wäre es lieber, das Avancement zu beschleunigen als Albedyll, er bemüht sich redlich darum, hat es aber beim Kaiser unendlich schwer und findet bei der großen Mehrzahl der Kommandierenden Generale gar keine Unterstützung. Ganz deutlich erkennbar ist wieder, daß der Kanzler viel ruhiger denkt als der Sohn; dieser kommt mit jüngeren Offizieren zusammen, findet da natürlich einzelne, die gern in das planlose Geschimpfe auf Albedyll mit einstimmen, und hetzt dann den Vater auf. Ein Herr des Auswärtigen Amtes verstieg sich sogar soweit, mir vorreden zu wollen, die Franzosen würden gern zum Kriege schreiten, weil ganz genau die Schwäche bekannt sei, die in unseren überalterten Generalen läge! Das war mir allerdings zu toll. Ich sah hier klar die Tendenz: „Kampf gegen Albedyll“. Leider ist der Kernpunkt in dieser Sache, wie in der Affäre Radolinski-Sommerfeld der, daß der Kronprinz ein schwacher Mann und nicht Herr in seinem Hause ist, daß die Kronprinzessin den Gemahl völlig beherrscht. In großer Täuschung über sich selbst befindet sich Herbert Bismarck; er glaubt bei der Kronprinzeß sehr fest zu sitzen, während sie augenblicklich nur mit ihm spielt, um ihn zu gebrauchen. Sie erträgt ihn, aber mit höchstem Widerwillen; es gibt wenige Menschen, die ihr und dem Kronprinzen so unsympathisch sind wie

gerade Herbert. Höchst beachtenswert ist es, daß der Kanzler in solcher Weise anfängt, sich um die Armee zu kümmern; es ist das ein wohlüberlegter Versuch, dort auch mitreden zu dürfen, was für die Folge sehr bedenklich sein würde. Gott sei Dank kommandiert uns noch der Kaiser, und wollen wir auch von keinem anderen kommandiert sein. Der Minister Kameke ist darüber zu Fall gekommen, daß er ähnliche Neigungen empfand, ich halte auch den Kanzler nicht für stark genug, einen Kampf in dieser Richtung zu führen.

Heiratsprojekte haben in der Welt schon viel Unglück angerichtet; bei uns scheinen sie auch von übelstem Einfluß. Der Wunsch der Kronprinprinzessin, die Prinzeß Viktoria mit dem Fürsten von Bulgarien zu vermählen, hat schon viel Unruhe gestiftet und wird es noch ferner tun, angefangen von Familienzwistigkeiten bis zu großen politischen Verwicklungen. Jetzt besteht der Wunsch, den Prinzen Heinrich mit einer Tochter des Großherzogs von Hessen zu verheiraten; an sich wäre ja nichts dagegen zu sagen, wenn nicht die hessischen Prinzessinnen [1]) durch die battenbergsche Verwandtschaft [2]) unbequem, durch die englischen Neigungen [3]) und durch Hang zur Intrige [4]) gefährlich wären. Daß Prinz Heinrich übrigens schon Lust zum Heiraten haben sollte, glaube ich noch gar nicht. Recht bedenklich ist die Abneigung der Kronprinzeß, ihre Tochter Sophie mit dem Großfürsten-Thronfolger von Rußland zu verheiraten.[5]) Politisch könnte diese Heirat für uns von der allergrößten Tragweite sein. Ob der Zar so großen Wert auf diese Partie legt, ist mir fraglich; wir haben das größere Interesse.

13. März.

Das ganze Kriegsgeschrei und das direkte Hineinziehen des Kronprinzen in eine Affäre mit Umgehung des Kaisers ist nichts als eine großartige Intrige und ein Angriffsversuch gegen Albedyll. Wunderbar bleibt es mir, daß der Kanzler schon so weit unter dem Einfluß des Sohnes steht. Heute glaube ich, daß die Angriffe auch gegen den Kriegsminister gerichtet werden sollen, wovon dieser noch keine Ahnung hat. Der Kanzler sagt jetzt öfters, daß Caprivi ein besonders tüchtiger Mann

---

[1]) Die Töchter des Großherzogs Ludwigs IV., Viktoria, Elisabeth, Irene und Alix.

[2]) Alexander von Battenberg, der Fürst von Bulgarien, war ein Oheim der hessischen Prinzessinnen, deren älteste, Viktoria, zudem mit seinem älteren Bruder Ludwig vermählt war.

[3]) Die Mutter der Prinzessinnen war eine Tochter der Königin Viktoria.

[4]) Vgl. o. S. 241.

[5]) Die Prinzessin Sophie heiratete 1889 den Kronprinzen von Griechenland, Konstantin.

sei,[1]) er hat darin zweifellos recht, aber in der Ideenverbindung, in welcher er es sagt, bedeutet es, daß er Caprivi für einen besseren Kriegsminister halten würde als Bronsart. Interessant ist es, daß Caprivi in neuerer Zeit mehrmals nahe daran war, sein Amt als Chef der Admiralität niederzulegen, weil er den Kanzler nicht länger ertragen zu können vermeint.

Der Prinz Wilhelm besuchte mich. Aus der Unterhaltung ging klar hervor, daß Herbert Bismarck bei ihm ebenfalls gegen Albedyll gehetzt hatte; er wußte auch von den Bedenken zu erzählen, zu denen unsere älteren Generale Veranlassung geben und brachte noch mancherlei absurde Ideen vor, wie z. B. daß zu viele Kavalleristen Infanteriedivisionen kommandierten, woraus ich sofort sah, daß ihm törichtes und böswilliges Geschwätz zugetragen sei. Es ist traurig, mit welchen Mitteln gekämpft wird! Ich glaube den Prinzen wesentlich beruhigt zu haben. Ganz eigentümlich ist es, wie viele Menschen sich über die Lebens- und Dispositionsfähigkeit des Kaisers völlig täuschen. Es ist mit ihm keineswegs leicht zu arbeiten, namentlich ist er stark im Widerstande. Vor allen Dingen wehrt er sich mit großer Energie — gepaart mit Herzensgüte — dagegen, daß über einen hohen Offizier schnell der Stab gebrochen wird. Wer glaubt, Albedyll habe es darin leicht, der gibt sich einer argen Täuschung hin.

14. März.

Prinz Wilhelm hatte mich gebeten, zu ihm zu kommen; er behielt mich zum Dejeuner da, zu dem auch Herbert Bismarck erschien. Nachher blieb ich mit dem Prinzen und Bismarck noch lange zusammen, es gab eine sehr ernsthafte Konversation über die Kriegsgefahr mit Frankreich, über die Frage der alten Generale usw. Bismarck las den Brief vor, den der Kanzler an Albedyll, als Antwort auf dessen gestrigen, geschrieben hatte. Der Kanzler spricht von den sehr ernsten Symptomen; daß wir darauf gefaßt sein müßten, den Krieg ausbrechen zu sehen. Ich bemerkte dazu, daß der Kaiser, wenn er von diesen ernsten Aussichten erführe, gewiß gern bereit sein würde, in den obersten Chargen der Armee mehr Luft zu schaffen, wies ferner auf die Schwierigkeiten hin, die Albedyll fände, und glaube, daß das Gespräch etwas zur Beruhigung der Gemüter beigetragen hat. Gleichwohl kann ich mir noch immer nicht denken, daß der Kanzler wirklich den Krieg für bevorstehend hält.

Ich habe mir heute noch weitere Aufklärungen verschafft. Was ich seit einigen Tagen schon ahnte, ist eingetreten, man hat versucht, mich bei Kronprinz und Kronprinzessin gründlich anzuschwärzen. Es ist dies eine

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, III, wiederholt.

Konsequenz des Krieges gegen Albedyll; man weiß, daß ich mit ihm befreundet bin, identifiziert mich mit ihm und will mich womöglich auch mit aus dem Wege räumen. Wenn ich gestern sagte, daß der Kanzler Caprivi sehr herausstreiche, um ihn zum Kriegsminister zu machen, so habe ich mich getäuscht; er tut es, um Caprivi an meine Stelle zu bringen;[1]) zunächst noch etwas vorsichtig, es wird aber schon kräftiger werden. Er nennt Caprivi eine ausgezeichnete Kraft, die in der jetzigen Stellung nicht voll zur Geltung käme und als Chef des Generalstabes gewiß bessere Dienste leisten könne. Es ist das alles Treiberei von Herbert Bismarck. Ich meine, das alte Sprichwort: der Krug geht solange zu Wasser, bis er bricht, muß sich hier auch noch bewahrheiten. Ich habe immer die größte Mühe, beim Prinzen Wilhelm üble Eindrücke und harte Urteile, die er durch Herbert Bismarck bekommen, bzw. übernommen hat, wieder ein wenig zu verwischen.

15. März.

Je mehr ich über die Kriegsgefahren nachdenke, die der Kanzler für gut findet jetzt vorzuführen, desto fester wird meine Ansicht, daß alles Komödie ist. Es liegt nichts vor, als ein Brief von Oberstleutnant Villaume, dem Militärattaché in Paris, der auf den zunehmenden Chauvinismus hinweist. Er sagt aber eigentlich auch nur Bekanntes, wohl jeder bei uns, der die Verhältnisse beobachtet, weiß, daß wir die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich immer vor uns haben. Ein solcher kann entspringen aus den immer schlechter werdenden Verhältnissen in Frankreich, sowohl den politischen als auch namentlich den wirtschaftlichen. Es kann zum Bürgerkrieg kommen und durch diesen zu einer Diktatur oder zur Herrschaft der Orleans — das sind aber Dinge, die Zeit zur Entwicklung gebrauchen. Der einzige unklare Punkt liegt für mich jetzt in den Absichten des neuen Kriegsministers Boulanger; er ist zweifellos ein sehr rühriger, rücksichtsloser und maßlos ehrgeiziger Mann. Ob er zu einem Staatsstreich schreiten wird, kann ich natürlich nicht annähernd beurteilen; darin allein aber liegt eine nahe Gefahr. Rußlands behauptet der Kanzler für längere Zeit sicher zu sein, und ich bin stets der Ansicht gewesen, daß Frankreich allein die Partie nicht riskiert. Wenn Bismarck wirklich an Krieg glaubt, würde er viel rühriger sein; noch vor vierzehn Tagen hat er die dringend nötige Vermehrung des Eisenbahnregiments abgelehnt. Wie könnte er den Grafen Münster in Paris lassen? Was würde er sagen, wenn man ihn fragte, ob nicht in seinen Botschaftern Keudell, Radowitz, Schweinitz,[2])

---

[1]) Vgl. über zeitlich frühere Absichten des Kanzlers ähnlicher Art, Gedanken und Erinnerungen, III, S. 25.

[2]) Die Botschafter in Italien, der Türkei und Rußland.

über die er oft genug in sehr wegwerfender Weise urteilt, und die Herbert gern als Idioten bezeichnet, zu so ernster Zeit eine Gefahr liege?

Ich habe jetzt erst ersehen, wieviel Herbert Bismarck beim Prinzen Wilhelm vermag; gegen die da geübten schlechten Einflüsse kann ich nicht aufkommen, und es ist recht bedenklich, wie die weniger guten Eigenschaften des Prinzen sich unter diesen Umständen schnell entwickeln. Leider bleibt beim Prinzen mancherlei hängen, weil er, unter dem Eindruck des Kanzlers, den Sohn ebenfalls für einen bedeutenden Mann hält. Dieser ist keineswegs dumm, vielmehr sehr geschickt und arbeitsam, dagegen nichts weniger als ein bedeutender Kopf; wäre er das, so könnte er sich leicht eine große Zukunft vorbereiten. Kaiser, Kaiserin, Kronprinz, Kronprinzessin ertragen ihn mit großer Mühe; ohne seinen Vater würden sie ihm die Türe weisen. In der ganzen auswärtigen Karriere hat er sich schon jetzt verhaßt gemacht.

16. März.

Prinz Wilhelm war bei mir; er teilte mir mit, daß er gestern seit langer Zeit zum ersten Male von seiner Mutter in ein vertrauliches Gespräch gezogen worden sei, und zwar über die Angelegenheit Sommerfeld-Radolinski. Die Kronprinzeß habe sich sehr unsicher geäußert, sie wolle gern Radolinski behalten, aber auch Sommerfeld um keinen Preis wehe tun und dergleichen. Der Prinz hat den Eindruck, die Mutter wolle irgend etwas von ihm, da sie sonst nicht so zutraulich gewesen sein würde. Ich denke mir, sie will die Schuld an dem wahrscheinlich nahe bevorstehenden Sturz von Sommerfeld und seinen Folgen von sich abwälzen. Aus der Unterhaltung mit dem Prinzen, den ich heute wesentlich ruhiger stimmen konnte, empfing ich den Eindruck, als ob das lebhafte Gefecht der Familie Bismarck kontra Albedyll abgeschwächt worden sei.

17. März.

Ich vermag an die von Bismarck behauptete Kriegsgefahr noch weniger zu glauben als bisher. Es erstaunt mich, daß er dem Kaiser noch nicht ein Wort davon gesagt hat. Er hat mit Albedyll eine von beiden Seiten ruhig gehaltene Korrespondenz gehabt, in der ihm wohl klar geworden ist, daß er auf Klatsch gehört und Behauptungen aufgestellt hat, die jeder Begründung entbehren. In der Sommerfeldschen Affäre ist er im Begriff, dieselbe Erfahrung zu machen. Für mich ist es ein recht deutliches Zeichen, daß er anfängt schwach zu werden.

Nachmittags war Graf Stolberg-Wernigerode[1]) bei mir; er war beunruhigt durch das, was er über die Angriffe der Familie Bismarck auf

[1]) Der frühere Vizepräsident des Staatsministeriums, Oberstkämmerer Graf Otto zu St.-W.

Albedyll gehört hatte, und fürchtete, es könne dazu kommen, daß dieser das Feld räumen müsse; ich konnte ihn etwas beruhigen: so lange der Kaiser lebt, dringt der Kanzler nicht damit durch. Hinsichtlich der Verwerflichkeit des Bismarckischen Verfahrens und in der Beurteilung Herberts stimmte er völlig mit mir überein; es ist mir dies von Wert, ich hatte mir schon die Frage vorgelegt, ob ich nicht vielleicht einseitig und zu hart in meinem Urteil sei. Stolberg ist ein grundverständiger, vornehm denkender Mann, der die Verhältnisse hier sehr gut kennt.

18. März.

Gestern ist der General v. Brandenstein, Generalinspekteur des Ingenieur- und Pionierkorps, einer meiner ältesten Bekannten und einer unserer fähigsten Generale, gestorben, nach beinahe halbjährigen, unsäglichen Leiden. Er läßt ein Reorganisationswerk in den Anfangsstadien, und ich fürchte, daß es ohne den Gründer nicht recht vorwärts gehen wird.

General Loë ist eingetroffen. Bei seiner Stellung zum Kronprinzenpaare gerät er hier in eine ganz eigene Situation; ich fürchte, die Kronprinzessin, bei ihrer fingierten Freundschaft für Familie Bismarck, wird ihm, deren [...] Feinde[1]) gegenüber in eine recht unbequeme Lage kommen. Vereinfacht werden die Verhältnisse durch sein Hiersein jedenfalls nicht.

19. März.

Die Anwesenheit des Generals Loë, der auf Wunsch der Kronprinzeß hergekommen ist, scheint von gutem Einfluß zu sein. Kronprinz und Kronprinzeß schätzen ihn sehr und haben auch in der Tat an ihm einen ganz zuverlässigen Freund. Er tritt in die Probleme völlig unorientiert und ohne irgendeine vorgefaßte Meinung ein und wird sich gewiß redlich bemühen, den Knoten lösen zu helfen; mir ist es sehr angenehm, ihn Albedyll zu Hilfe kommen zu sehen. Dieser hat sich übrigens mit großer Vorsicht und großem Geschick der Bismarckischen Attacken erwehrt. Der Kanzler hat dem Kaiser noch immer kein Wort von seinen angeblichen Kriegsbefürchtungen gesagt.

20. März.

Loë kam gestern abend spät noch zu mir und blieb bis 2 Uhr. Wir haben uns gründlich ausgesprochen; er teilt meine Auffassung der Lage völlig, hat auch den Eindruck gewonnen, daß der Kanzler in dem Wunsche, einen hohen Militär hinter sich zu haben, versuchen wird, Caprivi in seine Netze

---

[1]) Dagegen das Urteil der Tochter bei L. v. Schlözer, Generalfeldmarschall Freiherr v. Loë (1914), S. 191.

zu ziehen. In bezug auf die zukünftige Regierung denkt er hoffnungsvoller als ich. Er glaubt, daß die Kronprinzeß klug und zuverlässig genug sei, um das Regiment zu unserem Heile zu führen. Er kennt sie genauer als ich, hat viel mit ihr und dem Kronprinzen über die Zukunft gesprochen und ist da der festen Überzeugung, daß der Kanzler keineswegs leicht sein Amt niederlegen würde, daß aber die Angelegenheiten gut weitergehen könnten, wenn er es tun sollte. Heute abend war er noch einmal bei mir; er hat auch heute wieder mit dem Kronprinzenpaare lange gesprochen und versichert, daß dieses unter allen Umständen an Albedyll festhält, da es an dessen Zuverlässigkeit nicht zweifelt. Ich fürchte, jene Absicht wird ihm noch recht schwer gemacht werden, und sehe ernste Kämpfe vor uns.

21. März.

Die türkisch-bulgarische Frage ist kurz vor ihrem Ende zu allseitiger Überraschung wieder verwickelt geworden. Der Fürst will jetzt nicht zustimmen, wahrscheinlich infolge englischen Rates. Die Rückwirkung auf die Griechen ist sofort erfolgt, sie sind wieder verwegener.

Ich bin überzeugt, Bismarck hat den Feldzug gegen Albedyll verloren. Daß es so liegt, wird er aber diesem niemals vergeben. Es ist nachgewiesen, daß er beim Kronprinzen gegen den Oberst Sommerfeld losgegangen ist, auf Grund falscher Angaben, ferner ist klar, daß er den Kronprinzen gegen Albedyll in puncto Avancementsverhältnisse hat aufhetzen wollen, auf Grund elenden Klatsches einfältiger Menschen, und Behauptungen aufgestellt hat, die er nicht belegen kann, die in der Tat nicht zu begründen sind. Daß er über Zustände in der Armee sich an den Kronprinzen wendet und den Kaiser übergeht, ist doch unerhört, und dies wird noch toller, wenn man bedenkt, daß er dazu noch eine nahe Kriegsgefahr erfindet.

22. März.

Ich habe heute von zwei Seiten gute Nachrichten aus Paris. Es ist dort auch nicht die Spur von kriegerischen Absichten zu merken; im Gegenteil sieht es eher friedlich aus wegen der kläglichen inneren Zustände.

Der Botschafter Münster ebenso wie Villaume[1]) haben ihren Augen nicht getraut, als sie die vom Auswärtigen Amt inspirierten Artikel über die Franzosen lasen. Villaume hat es nicht für möglich gehalten, daß sein letzter Bericht eine so große Wirkung gehabt haben könne! Er ahnt natürlich den Zusammenhang nicht.

Sodann ist mir aus zuverlässiger Quelle hinterbracht worden, daß Herbert Bismarck für die Kronprinzessin schwärmt. Gut berlinisch

[1]) Oberstleutnant, Militärattaché in Paris, s. o. S. 281.

gesagt, ist er furchtbar hineingefallen; sie spielt mit ihm, macht ihm freundliche Augen, und er merkt nicht, daß er an der Nase herumgeführt wird.

In der Konfliktssache tauchen jetzt neue Gestalten auf, die eine Zeitlang sich versteckt gehalten haben und auch wohl erst eingetreten sind, als die Angelegenheit anfing sich zu verwirren. Es handelt sich um den früheren Hofmarschall v. Normann, jetzigen Gesandten in Oldenburg und Braunschweig, sowie den Generalleutnant Mischke, ehemaligen Chef des Stabes der 4. Armeeinspektion, beide mit vieler Mühe vom Hof entfernt[1]) und seitdem geschworene Feinde der Kronprinzessin. Zu ihnen gesellt sich ein Major v. Prittwitz, früher Militärattaché in Brüssel, jetzt im Oldenburger Dragonerregiment. Durch diese ist Radolinski betört worden, hat elenden Klatsch über Sommerfeld geglaubt und dem Kanzler hinterbracht, der ihn auch geglaubt und unbegreiflicherweise zur Basis eines Angriffs auf Sommerfeld und Albedyll gemacht hat. Wenn ich gestern sagte, der Kanzler hat den Kampf gegen Albedyll verloren, so füge ich heute hinzu, er gibt ihn selbst verloren und sucht einzulenken. Vielleicht bewirkt dies noch einmal eine bessere Konstellation.

Wahrhaft erschreckend ist es, in welches Nest von Lüge, Verleumdung, Hinterlist und kleinlicher Intrige ich in dieser Zeit habe hineinsehen können. Herzerhebend ist dabei der Blick auf die Person des Kaisers; er steht in der Mitte wie ein Felsen, an welchem die Wellen branden, hoch erhaben über das elende Treiben. Er steigt in dieser Zeit immer höher, weil er ein Mann ist, der die Lüge nicht kennt, an den Intrigen gar nicht herantreten können. Sollte der Kaiser uns bald genommen werden, so kommt ohne Frage ein Regiment der Kronprinzeß unter Führung des Kanzlers; es kann dies aber keinen Monat dauern, dann folgt der Zusammenbruch und ein Chaos. Daß der Kanzler ein alter Mann ist, wird man dabei nicht gering veranschlagen dürfen; fällt er einmal, so kommt er nie wieder. Sein Sturz aber bedeutet nach meiner Überzeugung innere und äußere Verwicklungen, wahrscheinlich den Krieg.

Für mich, so wird mir immer klarer, ist das einzig Richtige, wenn ich mit dem Regiment Kronprinzessin-Bismarck nichts zu tun habe; ich leiste meinen Dienst, so gut ich kann, und sehe mir die Sachen vom Balkon mit an; wer sich in diesen Strudel begibt, kommt darin um. Ob ich mich darüber hinaus noch halte, ob ich einmal dem Prinzen Wilhelm werde dienen können, das weiß Gott allein. Mag es nun kommen, wie es will: „Gott schütze das Vaterland!" Eine innere Stimme sagt mir auch, daß noch alles gut verlaufen wird; ich glaube an Deutschlands Zukunft.

---

[1]) Vgl. o. S. 235 f.

25. März.

Im Innern sieht es nicht schön aus. Das Branntweinmonopol ist gefallen, und ein neues Steuerprojekt wird vorgelegt werden. Wird auch dies abgelehnt, so scheint mir nichts übrigzubleiben, als dem allgemeinen Wahlrecht ein Ende zu machen; es ist das natürlich eine Maßregel von ungeheuerer Tragweite; ich halte sie aber für unabwendbar, auch ohne Ablehnung des Monopols. Die Masse der Besitzlosen muß auf die Dauer bei gleichem Stimmrecht die der Besitzenden überstimmen, das führt direkt zur Revolution und zu völligem Umsturz. Der Kaiser mit Bismarck kann alles unternehmen, sein Nachfolger hat es schon viel schwieriger.

Die Arbeiterunruhen in Belgien sind recht dazu angetan, einen prüfenden Blick auf unsere Zeit und auf die Zukunft zu tun. Es regt sich überall in den Massen, alles treibt zur Auflehnung gegen die Autorität, zur Negation aller Religion und zur Erzeugung von Haß und Neid gegen den Besitzenden. Wir stehen wahrscheinlich vor großen Katastrophen. Augenblicklich leuchtet der Feuerschein brennender Fabriken und Schlösser von Belgien über unsere Grenze, das sollte eine ernste Mahnung sein. Wir aber zanken uns über elende Steuerprojekte und hetzen die Konfessionen gegeneinander auf.

28. März.

Gestern abend war ich mit Marie im Schauspielhaus, um lebende Bilder zu sehen, die bereits zweimal zum Besten der grauen Schwestern dargestellt waren und nun für die Berliner Armen wiederholt wurden. Die Katholiken machen sich in Berlin immer breiter, leider durch die Kaiserin sehr protegiert. In der eigentlichen Gesellschaft spielen sie eine hervorragende Rolle und stehen unter geschickter Leitung.

2. April.

In das große Intrigenspiel kommt immer mehr Klarheit. Es handelt sich, wie ich dies richtig erkannt hatte, um die Macht an unserem künftigen Kaiserhofe. Bismarck Vater und Sohn wollen allein regieren und bilden sich ein, die Kronprinzeß führen zu können. Sie machen den Fehler, sich alle Leute zu entfremden, mit denen sie hätten zusammengehen müssen, und zeigen, daß sie die Kronprinzeß nicht kennen; ich bin überzeugt, sie wird bald ihrer neuen Freunde satt sein. Um nun das alleinige Regiment zu haben, soll jeder beseitigt werden, der vielleicht Einfluß besitzen oder bekommen könnte, wobei verwerfliche Mittel nicht gescheut werden. Als einer der schlimmsten Agenten ist jetzt der Legationsrat v. Holstein festgestellt; er ist so klug, sich in der Welt gar nicht zu zeigen, so daß viele kaum von seiner Existenz eine Ahnung haben. Auch ich stehe auf der

Proskriptionsliste! Es ist dies in der Tat sonderbar, da ich bisher zu denen gehört habe, die unentwegt am Kanzler festhielten und oft für ihn eintraten. Man hat dem kronprinzlichen Paare gesagt, ich hätte sehr schlecht über sie gesprochen; dadurch erklärt sich auch die augenscheinlich kühlere Stimmung der Kronprinzeß gegen mich. Es wird mir ferner vorgeworfen, daß ich Freund des Prinzen Wilhelm sei und ihn schlecht beeinflusse. Beim Kanzler bin ich angeschwärzt als Freund von Albedyll; ich werde mit ihm „identifiziert." Nun alteriert mich all dieser Schwindel in keiner Weise, er gibt nur leider zu ernsten Betrachtungen für die Zukunft Veranlassung. Diese Leute, die in Zukunft regieren wollen, sprechen vom Kronprinzen überhaupt nicht mehr, sondern nur von der Kronprinzessin. Ich hoffe, es kommt noch einmal der Moment, wo der Herr sich ermannt und auftritt, wie es einem Kaiser geziemt; ich bin überzeugt, wenn die Familie Bismarck Ernst sieht, gibt sie das Geschäft auf. Der Kanzler droht vielleicht mit Fortgehen, er droht aber nur, denn er hängt zu fest an seiner Stellung. Sehr gespannt bin ich zu sehen, wie sich der Kanzler und sein Sohn zu dem Prinzen Wilhelm auf die Dauer stellen werden; da sie sich der Mutter nähern, müssen sie sich von dem Sohn entfernen, die ersten Anzeichen davon bemerke ich schon jetzt. Bis vor kurzem hatten sie beide große Freude daran, den Prinzen gegen die Mutter aufzuhetzen. Eine sehr ernste Gefahr liegt darin, daß der Kanzler die Hand nach der Armee ausstreckt. Solange der Kaiser lebt, weiß er, daß er den Griff nicht wagen darf; der alte Herr würde ihn gründlich abfertigen; sobald aber der Kronprinz Kaiser wird, beginnt der Versuch. Ist dann Albedyll Kabinettschef, so geht es natürlich schwerer — also muß er beseitigt werden. Es wird heftige Kämpfe geben. Der Kanzler hat sich neulich mit Albedyll ausgesprochen und ihm alles mögliche Schöne gesagt; er hat aber nur momentan den Kampf aufgegeben, weil er sein Spiel verloren sah, niemals wird er aufhören, Albedyll zu befehden und auf seinen Sturz zu sinnen. Ich denke, Albedyll durchschaut das [...] Spiel genau.

3. April.

Gestern war Seckendorff lange bei mir, heute Stolberg und nachher Sommerfeld, alle natürlich in derselben Angelegenheit, deren Beendigung recht erwünscht ist. Es ist merkwürdig, daß ich immer wieder hineingezogen werde, obwohl mich das alles gar nichts angeht.

6. April.

Der Haß des Kaisers Alexander gegen den Fürsten von Bulgarien besteht ungeschwächt fort. Man fürchtet in Rußland, daß der Einfluß

auf die Balkanbevölkerung im Schwinden begriffen ist, und wünscht, daß irgend etwas geschieht, ihn wieder zu heben. In Ostrumelien sollen die Wühlereien mit Energie und auch einigem Erfolge betrieben werden. Die Reise des Kaisers nach Südrußland, sein Aufenthalt in der Krim, seine Flottenbesichtigungen sind darauf berechnet, Eindruck auf die Südslawen zu machen.

7. April.

Ich hatte mit Herbert Bismarck eine lange Konversation, doch kamen wir nicht auf die Angelegenheiten, in denen der Kanzler gegen mich aufgehetzt worden ist; der Sohn hat sicherlich mir gegenüber kein gutes Gewissen. Die Abneigung gegen ihn ist übrigens im Wachsen; es ist kein Minister mehr, der sich nicht über ihn beschwert. Er wird eben noch ertragen des Vaters wegen.

8. April.

Mein Geburtstag. Ich bin nun 54 Jahre. Wie vielen Dank schulde ich dem Allmächtigen für alles, was Er mir gewährt! Ich trete in das neue Jahr mit frischer Gesundheit und mit frischem Mut für die Arbeit, die mir beschieden sein kann. Vor allen Dingen gehen meine Wünsche aber dahin, mit meiner lieben Marie getreulich weiter zu wandern und das Ziel nicht in Ehren und irdischen Dingen, sondern in der Vorbereitung auf das Jenseits zu suchen. Von Besuchern erfreute mich besonders der Feldmarschall, vor allen aber Prinz Wilhelm, dessen herzliche und treue Gesinnung recht offen zum Ausdruck kam. Er schickte mir zunächst seine wohlgelungene Büste, kam dann selbst mit der Prinzeß und blieb lange in ganz ungezwungener Weise bei uns, frühstückte auch mit uns zusammen. Er hatte sein Trompetercorps im Paradeanzug kommen lassen, das bei uns während seiner Anwesenheit spielte.

9. April.

Der Kanzler ist jetzt mit Kronprinz und Kronprinzeß auf dem allerbesten Fuße. Das wäre an sich ja ein höchst erfreulicher Zustand. Leider nur haben die Ereignisse der letzten Monate mich zu sehr mit Mißtrauen erfüllt. Naturgemäß folgt aus der Annäherung an die Kronprinzeß ein Abrücken vom Prinzen Wilhelm. Wie sich dies vollziehen wird — ich meine äußerlich, denn innerlich ist es beim Kanzler bereits geschehen — ob mit einem Krach oder allmählich, darauf bin ich gespannt. Für den Prinzen Wilhelm wird es eine arge Enttäuschung, vielleicht aber eine nützliche Erfahrung sein.

Albedyll ist völlig entschlossen, unter einer Regierung des Kronprinzen seine Stellung nicht beizubehalten. Mit vollem Recht, denn sein Bleiben hätte nur dann einen Nutzen, wenn er mit dem Kanzler zusammenginge; dies ist aber nicht möglich, da er das Vertrauen zum großen Mann völlig verloren hat. Für sehr bedauerlich halte ich seinen Abschied um der Armee willen. Es ist unvermeidlich, daß der Kanzler die Stellung des Militärkabinetts angreift; Albedyll würde den Kampf eine Zeitlang haben führen können, vielleicht würde sich auch bald der Zusammenbruch der Freundschaft zwischen dem Kanzler und dem kronprinzlichen Paare vollzogen haben, und dann ist jeder Nachfolger ungefährlich. So, fürchte ich, wird zunächst der Kriegsminister der Versuchung nicht widerstehen können, das Kabinett zu annektieren; das wird ein Weilchen gehen, weil Bronsart ein vernünftiger Mann ist, dann aber wird er beseitigt, und der Kanzler oder irgendein Kriegsminister die Armee kommandieren wollen. Davor bewahre uns der liebe Gott. Das wäre dann der Augenblick, wo Prinz Wilhelm Grund finden könnte, dem Königtum wieder seinen richtigen Platz zu verschaffen.

In der Angelegenheit Sommerfeld-Radolinski ist in diesen Tagen viel zwischen Kanzler und Kronprinz unterhandelt worden. Sommerfeld soll nun fort; da er aber Radolinski hat fordern wollen, ist das Kronprinzenpaar sehr betriebsam, ihm einen anständigen Abgang zu bereiten; es werden also nun die ganzen Lügengewebe allmählich rückwärts aufgewickelt, so daß nur Mißverständnisse übrigbleiben, derentwegen es doch unrecht wäre, sich schießen zu wollen!!! Der von den Bismarckischen Anhängern und Hetzern vielgeschmähte und verhöhnte Sommerfeld wird schließlich noch in einer diplomatischen Stelle Unterkommen finden; es soll nur einige Monate damit gewartet werden.

10. April.

Der Fürst von Bulgarien hat sich in das Unvermeidliche gefügt und ist nun auf fünf Jahre Generalgouverneur.[1])

17. April.

Um 11 Uhr hatte ich Vortrag beim Kaiser, nachher ein langes Gespräch mit dem Feldmarschall, um 2 Uhr wurde ich vom Reichskanzler empfangen; es war seit langer Zeit das erste Mal wieder eine Unterhaltung mit ihm. Sie dauerte gewiß dreiviertel Stunden und betraf vor allem unser Verhältnis zu Österreich und die Zukunft dieses Staates, nachher kamen wir noch auf Frankreich und Rußland, zum Schluß

[1]) Von Ostrumelien. „Die Union war stark verwässert zustande gekommen" (Corti, a. a. O., S. 257).

sprach er über die Kirchenpolitik und seinen Frieden mit Rom. Ich fand ihn etwas matt, auch klagte er über Gesichtsschmerzen, in der Unterhaltung war er aber sehr lebhaft, sowie klar und bestimmt im Ausdruck.

18. April.

Gestern habe ich einen bestimmten Eindruck, ob der Kanzler noch etwas gegen mich hat, nicht gewinnen können. Im ganzen scheinen etwas ruhigere Auffassungen Platz gegriffen zu haben, indes kann man den Hetzern nicht trauen.

Über die österreichische Politik Klarheit zu gewinnen, ist recht schwer, wahrscheinlich ist es überhaupt nicht möglich, weil dort selbst keine Klarheit besteht. Die alte Neigung sich nach dem Osten, also hauptsächlich donauabwärts auszudehnen, tritt wieder mehr in den Vordergrund. Da Hand in Hand damit eine schlechte Behandlung der Deutschen geht, und in sonst gut österreichisch gesinnten deutschen Kreisen sehr viel Neigung für uns sich entwickelt, so müßte dies konsequenterweise dahin führen, daß ein ungarisch-slawisches Reich gegründet würde, und die deutschen Lande an Deutschland fielen. Das Bedenkliche liegt aber darin, daß Österreich in Konflikt mit Rußland geraten muß, und daß wir leicht darin verwickelt werden können. Es ist ernsthaft versucht worden, auf der Balkanhalbinsel eine Linie zu ziehen, die die Interessen Rußlands und Österreichs scheidet; Rußland willigte ein, Österreich aber nicht. Ich halte das für eine große Kurzsichtigkeit, denn die inneren Zustände Österreichs sind bedenklicher Art, ein unglücklicher Krieg führt den Verfall, der sich jetzt langsam anbahnt, schnell herbei.

24. April.

Oberst Sommerfeld ist noch immer in seiner Stellung; er weiß, daß er fort soll, hat aber eine schriftliche Erklärung vom Kronprinzen verlangt, daß dieser mit ihm stets zufrieden gewesen sei — was übrigens völlig der Wahrheit entspricht — und daß alle geschäftlichen Differenzen mit Radolinski, die in der Tat kaum bestanden hatten, ausgeglichen seien. Nach dieser Erklärung soll er Urlaub nehmen, aber nun auch seinerseits schriftlich auf Ehrenwort erklären, daß er nicht wieder in seine Stellung zurückkehren wolle. Der Wortlaut dieser beiden Schriftstücke ist nun noch nicht für beide Teile, oder vielmehr für alle Teile, denn Familie Bismarck ist auch dabei, befriedigend festgestellt und die Verhandlungen ziehen sich hin. Was ist das für eine elende Komödie! Zu wessen Nachteil muß sie ausschlagen? Allein zu dem des Kronprinzen, der mürbe gemacht wird und wirklich schon sehr mürbe ist. Und das bewirken die Leute, die

sich damit brüsten, die Stellung des Kronprinzen heben zu wollen! Die größte Wut besteht bei Bismarck Vater und Sohn jetzt gegen den Kammerherrn Grafen Seckendorff; man will ihn gern beseitigen, wird aber kein leichtes Spiel haben.

1. Mai.

Gestern ist die Kronprinzeß nach England gereist, heute abend wird der Kronprinz mit den Töchtern folgen. Es hat wieder einmal heftige Szenen gegeben; die Kronprinzeß wollte die Prinzeß Viktoria mitnehmen, doch hat es der Kaiser verboten, was auch ganz richtig ist. Zweck des Mitnehmens war nur die Berührung mit Familie Battenberg. Diese Affäre wird noch mancherlei Unruhe erregen, und ich bin gespannt zu sehen, wie sich der Kanzler bei seiner nunmehrigen Freundschaft mit der Kronprinzeß da herausziehen wird. Die ganze Freundschaft ist so ungesund, daß sie keinen Bestand haben kann. Zunächst muß der Prinz Wilhelm darunter leiden; es kann nicht ausbleiben, daß die Kronprinzeß den Sohn scharf anfassen und demütigen will und die Hilfe des Kanzlers dazu verlang[illegible].

Sommerfeld hat nunmehr seine Geschäfte dem Major v. Kessel übergeben und wird einen längeren Urlaub erhalten, nach demselben aber nicht in seine Stellung zurückkehren. Noch in letzter Stunde waren viele Schwankungen, in denen immer und immer wieder die Entschlußlosigkeit des Kronprinzen und die unumschränkte Herrschaft der Kronprinzessin über ihn klar wurden.

v. Stockmar,[1]) der langjährige Freund und Ratgeber der Kronprinzeß, ist gestorben. Damit ist ein höchst nachteiliger Einfluß beseitigt und ein zäher Feind des Kanzlers weniger. Die Kronprinzeß wird sicherlich bemüht sein, einen Ersatz zu finden.

Mit Griechenland scheint man jetzt Ernst machen zu wollen. Das diplomatische Korps ist abgereist und eine Blockade erklärt; von Nachgeben ist noch nichts zu merken. Kommt es zum Kriege mit der Türkei, so werden die Griechen bald überwältigt sein; dann aber fangen die größeren Verwicklungen an, und halte ich einen europäischen Krieg für kaum vermeidlich. Ich bin auch der Überzeugung, daß dieser Krieg, der in kurzer Zeit doch kommen muß, für uns um so bessere Chancen hat, je früher er kommt.

15. Mai.

Prinz Wilhelm wurde neulich in Zossen unwohl; er hatte Schwindel und Erbrechen, was ich auf einen Diätfehler zurückführte. Nun stellt

---

[1]) Ernst v. St., Privatsekretär der Kronprinzessin; Sohn des Freiherrn Christian Friedrich v. St., des Vertrauten ihrer Eltern.

sich heraus, daß er von einem ernsten Ohrenleiden befallen ist, bei dem die Gefahr vorliegt, daß das Gehirn mit affiziert werden kann. Es wäre das namenlos traurig! Welche große Hoffnungen würden damit zerstört werden! Gott gebe, die Ärzte haben übertrieben, und das Leiden geht vorüber.

Neulich hatte ich mit dem Grafen Berchem, der jetzt Herbert Bismarck vertritt, eine lange Konversation. Er scheint sich mit dem Reichskanzler ganz gut eingerichtet zu haben, arbeitet aber viel zu viel; jedenfalls ist er ein sehr tüchtiger Beamter.

18. Mai.

Herbert Bismarck ist Staatssekretär geworden. Daß dies kommen würde, war vorauszusehen, nur hatte mancher gehofft, der Kanzler würde es nicht zu eilig damit haben. Vor einigen Tagen hatte der Kaiser gesagt: „Der Fürst drängt mich so dazu, daß ich wohl nicht werde ausweichen können.“ Daß er diese Ernennung ungern vollzog, ist nur zu wahr, aber auch zu erklärlich. Ganz auffallend ist es, wie ruhig alles verläuft, seitdem Herbert Bismarck krank liegt.

22. Mai.

Interessant, aber allerdings recht traurig ist es zu sehen, wie die Krankheit des Prinzen auf die Menschen wirkt. Durch sein Vorgehen gegen den Unionsklub hat er in ein Wespennest gestoßen. Jetzt glauben seine Feinde triumphieren zu können. Ich werde nun wohl selber kämpfen müssen, bin aber entschlossen es zu tun, in der Überzeugung, für eine gute Sache einzutreten. [...] Man versucht im Unionsklub eine beschränkte Anzahl von Leuten — kleine Prinzen [...], eitle Offiziere der Gardekavallerie, die sich durch den Verkehr mit den Princillons geehrt fühlen, Sportsleute [...] und eine ganze Reihe jüdischer Männer mit vielem Gelde — zu einer Art von leitender Gesellschaft zusammenzuschweißen, die durch ihre vielfältigen Beziehungen zu den Höfen ihre Geschäfte zu machen gedenkt. Die Armee selbst ist in dieser Gesellschaft gar nicht vertreten; es ist niemand darin, der ein Herz für sie hätte. Das wäre an sich kein Unglück, wenn nicht allmählich die für unsere Verhältnisse notwendige dominierende Stellung der Armee in gesellschaftlicher Beziehung darunter leiden müßte.

23. Mai.

Bismarck ist schon jetzt — wie das ja kommen mußte — der Kronprinzeß gegenüber in eine unbequeme Lage geraten. Fürst Alexander ist bei uns

der älteste Generalmajor, würde also in ruhigen Zeiten bereits Generalleutnant geworden sein. Albedyll hat den Kanzler darüber befragt, und dieser hat natürlich sagen müssen, daß es Rußlands wegen völlig unzulässig sei, jetzt vom Fürsten von Bulgarien irgendwie Notiz zu nehmen. Darob große Entrüstung im kronprinzlichen Hause.

26. Mai.

Die Kreuzzeitung hat die in der Tat krassen Auswüchse unseres Rennwesens aufgedeckt und dadurch einen Entrüstungssturm bei den zünftigen sportsmen hervorgerufen. [. . .] Albedyll befindet sich in diesen Fragen leider auf einem unrichtigen Standpunkt; er sieht nur wenige Menschen, die fast ohne Ausnahme zum Unionsklub gehören, und kennt nicht die Stimmung in der Armee und im Lande.

30. Mai.

Ich war lange bei Albedyll und habe mich mit ihm gründlich ausgesprochen. Völlige Übereinstimmung konnten wir allerdings nicht erreichen, doch harmonieren wir in zu vielen Punkten, um uns ernsthaft veruneinigen zu können. Er ist gegen Prinz Wilhelm sehr aufgebracht und dieser gegen ihn; beide sprechen es oft aus, was sofort dem Gegner hinterbracht wird. Ich fürchte, das gibt noch recht heftige und unangenehme Kämpfe.

1. Juni.

Eine recht ernsthafte Frage im Hinblick auf unsere gesellschaftlichen Zustände ist die der Prinzen kleiner fürstlicher Häuser; ich stimme in ihrer Beurteilung völlig mit Albedyll überein. Seit geraumer Zeit, namentlich durch Protektion der Kaiserin, ist in der Hofrangordnung diesen Prinzen ein höherer Rang zuerkannt worden, sie wurden außerdem sichtlich bei Einladungen und sonst bevorzugt. Dies würde zu ertragen gewesen sein, wenn ihre Zahl keine zu große geworden wäre; sie treten jetzt aber geradezu massenhaft hier auf, namentlich auch in den Regimentern. Einige von ihnen sind außerdem noch sehr reich und haben gewandte und der Intrige nicht abholde Frauen, so vor allem der Erbprinz von Fürstenberg und der Prinz Georg Radziwill;[1]) sie unterhalten elegante Salons und ziehen viele junge Leute zu sich heran. Die Frau des ersteren ist eine Tochter des Herzogs von Sagan,[2]) die des letzteren eine in Paris groß gewordene Polin,[3]) beide also katholisch und so antipreußisch gezüchtet wie nur mög-

---

[1]) Sohn des wiederholt erwähnten Fürsten Anton.

[2]) Vgl. o. S. 272.

[3]) Prinzessin Maria, Tochter des Grafen Ladislaus Branicki und der Prinzessin Maria Sapieha.

lich. Zweifellos bereitet sich in der vornehmen Gesellschaft eine Scheidung vor; dabei will sich die Prinzenclique — leider natürlich mit einem Anhang von törichten Leuten, die nicht merken, daß sie eigentlich doch nur geduldet sind — abzweigen und eine höhere Gruppe bilden. Dies würde zu einer schweren Schädigung vor allem der Beziehungen des Offizierkorps und der Armee zum Königshause führen. Bisher sah es so aus, als ob Kronprinz und Kronprinzessin dereinst mit diesen Princillons nicht viele Umstände machen würden; jetzt liegt es so, daß man das Gegenteil erwarten kann. Leider wird bei uns der Einfluß der Prinzengesellschaft auf die konfessionellen Verhältnisse nicht richtig gewürdigt; er ist höchst bedenklich, und auch hier muß man der Kaiserin einen großen Teil der Schuld beimessen.

2. Juni.

Es stellt sich immer mehr heraus, wie verworren und auf die Dauer unhaltbar die Verhältnisse in Österreich sind. Die Armee, die bisher das Reich zusammenhielt, wird gewaltsam nationalisiert, verliert an innerem Halt und kann den totalen Zusammenbruch nicht mehr abwenden. Ich fürchte, wir haben in Österreich einen recht geringwertigen Bundesgenossen.

3. Juni.

Der Prinz Wilhelm glaubt, daß der Kaiser ihm fortwährend herzlich zugetan ist, weiß aber auch, daß Hetzer versucht haben, das Verhältnis zu stören. Ich habe ihn gebeten, sich jetzt von allem Klatsch fernzuhalten, womöglich alle Zuträgerei abzuwehren, und hoffe, daß nun, wo die Höfe bald in verschiedenen Richtungen auseinandergehen, überhaupt mehr Ruhe eintritt. Der Herzog von Ratibor ist übrigens wieder lebhaft tätig, das Verbot des Prinzen wegen des Unionsklubs rückgängig zu machen. Er hat sich auch an den Kronprinzen gewandt, und ich bin seinen Spuren mehrfach begegnet.

12. Juni.

Albedyll teilte mir vertraulich mit, der Kaiser sei sehr böse auf den Prinzen Wilhelm, der ihm durch General Schlotheim,[1]) Präses einer Kommission, die über Rennverhältnisse beraten soll, habe sagen lassen, er wolle ihn noch in Rennangelegenheiten usw. sprechen. Der Kaiser finde die Absicht taktlos, wünschte in diesen mit dem Unionsklub eng zusammenhängenden Dingen überhaupt vom Prinzen nichts mehr zu hören und sei

[1]) Frhr. v. Schlotheim, General der Kav., Kommandierender des XI. Armeekorps.

im Begriff, diesem schriftlich eine gründliche Zurechtweisung zukommen zu lassen. Mir kam das Ganze etwas unwahrscheinlich vor, ich glaube an ein Mißverständnis.

14. Juni.

Ich habe in obiger Sache zu vermitteln gesucht und hoffe, es dahin gebracht zu haben, daß der Kaiser zunächst nichts tut. Ich habe dem Prinzen einen sehr ernsten Brief geschrieben und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen ihm und dem Kaiser nie eine Wolke aufsteigen dürfe, und daß er dafür auch Opfer an Eigenwillen bringen müsse; er habe viele Feinde, die sehr tätig seien, er könne über sie lachen, solange er sich an die Majestäten anlehne. Er dankte mir telegraphisch und versicherte, daß er nicht vorhabe, dem Kaiser noch irgend etwas über Rennsachen zu sagen. Ich glaube daher, daß in der Tat ein Mißverständnis vorliegt.

25. Juni.

Eine unbequeme Rolle beginnt jetzt die Prinzeß Viktoria zu spielen, indem sie die Eltern tyrannisiert. Sie hat sehr gern Verkehr mit jungen Herren; augenblicklich ist das Regiment der Gardes du Corps, das noch vor einem Jahre verabscheut wurde, bei Kronprinz und Kronprinzeß sehr in Gnaden.

Öls, 22. August.

Während meines Aufenthaltes in Windisch-Matrei[1]) erschien dort der Erzherzog Albrecht. Wir hatten sehr eingehende Gespräche, in denen ich erkannte, wie militärisch gebildet und gut instruiert der Herr ist. Natürlich wurde auch die Möglichkeit des Krieges mit Rußland erörtert; daß der Erzherzog sehr kriegslustig sei, ging aus der Unterhaltung nicht hervor, und er hat ja auch recht, daß es besser ist, diesen Krieg zu vermeiden. In Gastein war unser Kaiser und später die Kaiserin von Österreich, dann auch Bismarck, Kálnoky und der Prinz Wilhelm, endlich der Kaiser von Österreich. Bei der Nähe von Böckstein[2]) war ich fast täglich in Gastein. Es wurde nicht, wie die Zeitungen sich einbilden, ein Bündnis mit Österreich gemacht, denn ein solches besteht, aber es ist ernsthaft versucht worden, Österreich in Bahnen zu halten, die es nicht in Konflikt mit Rußland bringen können. Die Angelegenheit des Fürsten von Bulgarien ist auch besprochen und wohl der Entschluß gefaßt worden, uns seinetwegen nicht mit Rußland in Differenzen bringen zu lassen.[3])

---

[1]) Graf W. war am 6. Juli dort eingetroffen.
[2]) Wo das Ehepaar W. sich seit dem 30. Juli befand.
[3]) Zu den Gasteiner Besprechungen vgl. Pribram, Geheimverträge, I, S. 17.

Der Kanzler und auch die Fürstin Bismarck waren besonders freundlich, was sich zum Erstaunen vieler sogar durch einen Besuch in Böckstein offenbarte. Ich bin mir jedoch über die eigentliche Gesinnung noch nicht klar geworden. Ganz sicher hat man im vergangenen Winter dem Kanzler beigebracht, ich intrigierte mit Albedyll zusammen gegen ihn; es kann nun sein, daß wieder vernünftigere Ideen Platz gegriffen haben, ich vermag aber solange nicht völliges Vertrauen zu gewinnen, wie der Graf Herbert beim Vater ist. Dieser erschien nach fast dreimonatiger Krankheit wieder auf der Bildfläche und war auch in Gastein; also Vorsicht! Höchst bemerkenswert war die Höflichkeit des Kanzlers für den Prinzen Wilhelm. Der Wind mußte wieder einmal umgeschlagen sein. Während sich die Freundschaft mit der Kronprinzeß im vergangenen Winter entwickelte, mußte folgerecht das Verhältnis zum Prinzen Wilhelm kühler werden, und war es auch geworden.

Am letzten Tage der Anwesenheit des Kaisers, am 10. August, wurde der Beschluß gefaßt, den Prinzen Wilhelm zur Begrüßung des Kaisers Alexander nach Brest-Litowsk zu senden. Der Zweck war, einmal ein Gegengewicht zu schaffen gegen den Eindruck, den der Besuch des Erzherzogs Karl Ludwig[1]) in Petersburg gemacht hatte, und dann auch durch den Prinzen direkt auf den Zaren einzuwirken. Bismarck ist augenscheinlich nicht ohne Besorgnis wegen der Haltung Rußlands. Eben jetzt war die Ablösung des Generals Werder, die Bismarck seit Jahren verlangt hatte,[2]) erreicht worden und wurde über den Nachfolger unterhandelt. Jedenfalls legt der Kanzler den allergrößten Wert auf die richtige Wahl.

Erfreulich war es für mich, daß Prinz Wilhelm mit Albedyll sich auf einen besseren Fuß gestellt hat; es gab keine Aussprache, aber beide hatten den Wunsch einzulenken und kamen jeder einen Schritt entgegen; hoffentlich ist es von Bestand.

Berlin, 6. September.

Meine Generalstabsreise ist beendet, und ich kann auf sie mit Befriedigung zurücksehen. Ich habe das Gefühl, daß sie mir wiederum gelungen ist und das Interesse der Teilnehmer erregt hat. Ich bin jetzt im fünften Jahr in meiner Stellung und habe mir das Vertrauen des Generalstabes gesichert; wenigstens sind mir vielfache Beweise davon geworden. Außerhalb des Generalstabes habe ich allerdings einige Neider und Gegner, ich gehe aber meinen Weg unbeirrt und furchtlos weiter. Die Zuver-

---

[1]) Ein jüngerer Bruder Kaiser Franz Josephs, der Vater des 1914 ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand.

[2]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, II, S. 212.

sicht, daß der Feldmarschall das vollste Vertrauen zu mir hat, genügt mir völlig.

Während der Reise erfolgte die Beseitigung des Fürsten von Bulgarien.[1]) Was mag das für eine Erregung im kronprinzlichen Hause gegeben haben! Für Bismarck ist es gewiß sehr wertvoll, daß die Kronprinzessin in Italien weilt. Ich war beim Kaiser, um mich zurückzumelden und fand ihn recht munter; er hat sich in letzter Zeit sehr erholt und war von früh bis abend tätig.

Prinz Wilhelm wird in einigen Tagen nach Rußland reisen, was wieder einmal eine Verstimmung des Kronprinzen herbeigeführt hat. Er ist augenscheinlich eifersüchtig auf den Sohn und hat erklärt, selbst die Reise übernehmen zu wollen. Das ist aber unmöglich. Es handelt sich darum, dem Kaiser Alexander zu versichern, daß wir ihm in Bulgarien keine Schwierigkeiten bereiten wollen; wie soll für solche Mission der Kronprinz in Betracht kommen, der für den Fürsten von Bulgarien schwärmt, ihn zum Schwiegersohn haben will und das Verfahren des Kaisers Alexander aufs schärfste tadelt!

7. September.

Höchst bezeichnend ist folgendes: Als der Fürst von Bulgarien in Lemberg[2]) unschlüssig saß, erhielt er ein Telegramm von der Königin von England, in dem ihm geraten wird, nach Bulgarien zurückzukehren, unterschrieben: „Großmama“!

20. September.

Viele sagen, Bismarck wird mächtiger bleiben als je, weil er sich mit der Kronprinzeß auseinandergesetzt hat. Ich glaube nicht daran. Sie haßt ihn, sowie seinen ältesten Sohn. Das einzige Mittel der Versöhnung ist, daß der Kanzler den Prinzen Wilhelm fallen läßt; ich glaube aber kaum, daß er dies tun wird.

Prinz Wilhelm kam am 14. von Brest-Litowsk zurück. Er war von der Aufnahme in Rußland sehr befriedigt und glaubt, daß Kaiser Alexander ein sicherer Mann für uns sei, solange wir ihm im Orient keine Schwierigkeiten machen. Ich will wünschen, er hat recht, glaube aber nicht völlig daran; in Rußland sind gar zu viele Leute, die an dem französischen Bündnis arbeiten. Es ist ein in der ganzen Welt verbreiteter Gedanke, daß die Friedensbürgschaft für uns jetzt allein in der Person unseres

---

[1]) In der Nacht vom 20. zum 21. August wurde der Fürst durch meuternde Offiziere auf russisches Gebiet gebracht; er kehrte dann noch einmal nach Sofia zurück, die russische Politik nötigte ihn aber zur endgültigen, am 7. September proklamierten Abdankung.

[2]) Wo er am 28. August eingetroffen war.

Kaisers liege; mit seinem Tode würde auch Kaiser Alexander sich weniger geniert fühlen, namentlich weil ihm die englischen Sympathien des Kronprinzen bekannt sind.

Leider hat die Aussöhnung zwischen Prinz Wilhelm und Albedyll nicht lange vorgehalten. Der Prinz behauptet, Albedyll habe gegen seine Sendung nach Rußland gearbeitet, und es gab auch einen direkten Zusammenstoß über die Reise des Kronprinzen nach Metz,[1]) bei dem beide Teile heftig wurden. Ich beklage diese Differenzen sehr. Albedyll selbst fand ich in keiner guten Stimmung; er hat das Gefühl, nach dem Tode des Kaisers in seiner Stellung nicht bleiben zu können, weil er nirgends einen sicheren Halt fühlt. Demgegenüber beharrt Loë, der ebenfalls in Straßburg war, bei der Ansicht, daß weder Kronprinz noch Kronprinzessin von Albedyll lassen würden und ihm ganz sichere Freunde seien.

8. Oktober.

Jedes Unwohlsein des Kaisers führt zu ernsten Betrachtungen. Der Frieden ist uns erhalten worden weniger durch die Geschicklichkeit Bismarcks als durch das Ansehen des Kaisers. Aus Ehrfurcht vor ihm wagt man — ganz besonders in Rußland — nicht, an Krieg mit uns zu denken.

10. Oktober.

Bismarck war durch einen Bericht von Villaume über die Pläne Boulangers etwas alarmiert; ich habe noch nicht den Eindruck gewonnen, als ob die Franzosen ernstlich an Krieg denken.

General Werder besuchte mich, der eben von Petersburg angekommen ist, um das hiesige Gouvernement zu übernehmen. Der Kanzler hat seit Jahren daran gearbeitet, ihn aus Rußland fortzubringen, weil er seine Stellung nicht völlig zu unserem Nutzen ausbeute; jetzt, wo es gelungen ist, erfährt man, daß er eine so gute Stellung beim Kaiser Alexander III. gehabt hat, wie man nur irgend verlangen kann, und wie sie ein anderer sich schwer schaffen wird, daß er überhaupt in der Petersburger Gesellschaft sehr gern gesehen war. Villaume wird sein Nachfolger; ich halte die Wahl aber für keine glückliche. Villaume hat vortreffliche Eigenschaften für Paris, die er aber in Petersburg nicht verwerten kann. Werder ist überzeugt, daß sowohl Kaiser Alexander als Giers[2]) mit uns Frieden halten wollen und sich nicht leicht durch irgend jemand drängen lassen. Er glaubt, daß die Dinge in Bulgarien von Rußland sehr konfus behandelt werden.

---

[1]) Bei Gelegenheit des Manövers des XV. Armeekorps.
[2]) Russischer Minister des Äußeren (1882—1895).

12. Oktober.

Prinz Wilhelm kommt jetzt zweimal wöchentlich nach Berlin zu Herbert Bismarck, um sich über den Gang der Politik zu informieren. Das ist solange sehr gut, als Bismarck die Gelegenheit nicht benutzt, den Prinzen gegen Leute, die ihm selbst unbequem sind, aufzuhetzen. Wie er mir sagte, bemühte er sich, den Prinzen zu milderen Auffassungen seinen Eltern gegenüber zu bringen, dies wäre ja in der Tat sehr erfreulich. Ich finde den Prinzen etwas ruhiger. Mit Albedyll steht er äußerlich auf gutem Fuß; bei beiden ist aber doch Mißtrauen vorhanden.

13. Oktober.

Villaume sendet aus Paris ziemlich alarmierende Berichte und traut Boulanger ernsthafte Revancheabsichten zu. Ich glaube noch nicht, daß es soweit ist, würde auch selbst Anzeichen davon bemerken. Sie hoffen darauf, daß wir uns mit Rußland überwerfen, und würden dann allerdings gern losgehen; allein aber nicht. Die Entscheidung liegt an der Newa.

22. Oktober.

Das Ohrenleiden des Prinzen Wilhelm scheint viel ernster, als ich dachte; das bisher gesunde Ohr ist jetzt erkrankt. Gott gebe, daß eine völlige Genesung eintritt.

Der Kriegsminister war lange bei mir, um sich über einige Organisationsfragen zu besprechen; das Septennat läuft ab, und für die Armee werden ansehnliche Mehrforderungen nötig. Bronsart fängt übrigens an, sein mühevolles Amt satt zu bekommen, wozu natürlich der Reichskanzler wesentlich beiträgt. Ich habe ihn dringend gebeten festzubleiben; das Herumzanken mit den Herren des Reichstages ist allerdings eine schlechte Zugabe.

27. Oktober.

Ich besuchte Herbert Bismarck. Er war unlängst, nach einer Besprechung mit dem neuen französischen Botschafter Herbette, nach Varzin zum Kanzler gereist. Herbette bemüht sich, uns glauben zu machen, daß Frankreich die friedlichsten Absichten habe; natürlich gibt es eine Menge Flachköpfe, die solchem Geschwätz trauen. Meine Ansicht ist unabänderlich die, daß Frankreich den Krieg mit Konsequenz vorbereitet, ohne aber einen bestimmten Termin zum Losschlagen zu haben. Sie wollen so eingerichtet sein, jede Gelegenheit, die sich ihnen etwa bietet, wie z. B. eine Verwicklung in der orientalischen Frage, die uns mit Rußland entzweit, sofort ausnutzen zu können.

Erfreut war ich zu hören, daß der Kanzler jetzt über Rußlands Absichten sehr beruhigt ist, um so mehr, als wir die Russen gebeten haben, in Bulgarien vorsichtiger aufzutreten. Mir vollzieht sich der Wechsel zwischen Vertrauen und Mißtrauen gegen Rußland zu schnell; in diesem Jahre hat er mehrfach stattgefunden. Ich finde den Kaiser viel konsequenter als den Kanzler; jener hat entschiedenes Mißtrauen.

28. Oktober.

Der Kriegsminister war lange bei mir. Wir beabsichtigen erhebliche Verstärkungen für die Armee, aber eigentlich erst zum April 1888; jetzt will nun der Kanzler schon zum April 1887 die Forderungen gestellt haben und die Verstärkungen womöglich ausschließlich nach dem Westen bringen.

29. Oktober.

Je mehr ich Zeit finde, in Ruhe nachzudenken, desto klarer wird es mir, daß der Kanzler in seiner Politik unsicher geworden ist. Ich habe auch gewisse Anzeichen, daß er selbst anfängt besorgt zu werden, sein Werk könne zusammenbrechen. Er ist über siebzig, und es wäre daher kein Wunder, wenn die alte Spannkraft nachläßt; leider hat er für keinen Nachfolger gesorgt. Ich kann mich seinen Besorgnissen nicht anschließen und habe Vertrauen in die Zukunft; allerdings wird es durch schwere Zeiten und harte Kämpfe gehen. Mein Vertrauen würde unbegrenzt sein, wenn Prinz Wilhelm gesunder wäre.

30. Oktober.

Mein Adjutant Hauptmann v. Huene ist zur Botschaft in Paris kommandiert, während Oberstleutnant v. Villaume von dort als Militärbevollmächtigter nach Petersburg versetzt ist. Ich bin mit diesen Veränderungen nicht einverstanden, hatte auch andere Persönlichkeiten vorgeschlagen. Die Entscheidung ist vom Reichskanzler getroffen; es wird jetzt auch anderen Leuten klar, daß seine Neigung, in Armeeverhältnisse einzugreifen, allmählich zunimmt. Villaume war in Paris sehr am Platz und leistete dort die besten Dienste; es wäre richtiger gewesen, ihn dort und den General Werder in Petersburg zu lassen. Er ist nach meiner Meinung nicht die geeignete Persönlichkeit für den Kaiser Alexander und für russische Hofverhältnisse. Persönlich bin ich auch berührt, da ich Huene sehr schätze und ungern scheiden sehe.

1. November.

Nach heutigen Äußerungen Herbert Bismarcks wird mir immer klarer, daß der Kanzler besorgt in die Zukunft sieht und eigentlich wohl nicht weiß,

wie herauszukommen ist. Rußland gegenüber üben wir größte Rücksichten, der Kanzler betont auch neuerdings mehrfach, daß wir von dort auf Jahre hinaus nichts zu befürchten hätten; da sollte man meinen, daß wir das freche Benehmen der Franzosen nicht zu dulden brauchten. Es ist aber keine Rede davon, sondern wir versuchen nach wie vor, und wie seit nunmehr fünfzehn Jahren vergeblich, sie durch die Zeit zu versöhnen. Daß dies im Verein mit großen Gefälligkeiten, sogar Unterstützungen in ihrer Politik, nicht zum Ziel führt, kann niemandem mehr undeutlich sein. Der Kanzler will unter keinen Umständen einen Krieg, er fürchtet, seinen Ruhm auf das Spiel zu setzen, und hofft die Sache hinzuhalten, solange er im Amt ist. Für die Zukunft, insbesondere für seinen Nachfolger, ist das nicht schön. Wie anders ist da der Kaiser. Trotz seinen beinahe neunzig Jahren würde er vor einem Krieg mit Frankreich nicht zurückschrecken. Daß man in Rußland gegen uns in weitesten Kreisen sehr schlecht gestimmt ist, zeigt sich ganz klar. Nach den Ursachen muß man nicht forschen; vernünftige sind nicht vorhanden. Die Panslawisten und ihre Presse haben seit Jahren gehetzt und Stimmung gemacht. Die Armee fängt an, sich etwas mehr zu fühlen, und man hat ihr wie dem ganzen Lande die Ansicht beigebracht, daß Österreich ein kaum beachtenswerter Gegner sei. Der einzige Faktor zu unseren Gunsten ist der Kaiser Alexander; er liebt uns keineswegs, ist aber faul, haßt alle Unruhe und hat auch ein entschiedenes Rechtsgefühl, das ihm sagt, der Krieg habe doch eigentlich keinen Sinn. Außerdem hat er auch eine ausgesprochene Verehrung für unseren Kaiser. Ich meine, daß wir die Pflicht haben, jede Chance, die sich zu unseren Gunsten bietet, zu benutzen und selbst den Krieg mit Frankreich herbeizuführen. Militärisch sind wir augenblicklich durch den großen Vorsprung in der Frage der Repetiergewehre und auch sonst noch entschieden in einer günstigen Situation. Wollen wir aber solche Chancen nicht ausnutzen, so muß die Politik uns etwas Besseres schaffen; hierzu sehe ich aber noch keine Aussichten. Ich weiß nur das Mittel, die Türkei den Russen preiszugeben; die dann erwachsenden Schwierigkeiten, namentlich mit Österreich, verkenne ich keineswegs. Sollten wir in den Krieg gegen Rußland und Frankreich gleichzeitig verwickelt werden, so müssen wir, so viele Bedenken es auch hat, Polen wiederherstellen. Es ist das doch immer besser als zugrunde zu gehen. Gelingt uns diese Operation, so können wir uns Rußlands sehr wohl erwehren und haben für die Folge zwischen ihm und uns ein ansehnliches Reich.

3. November.

Noch in neuester Zeit habe ich wieder Eindrücke empfangen, die mich darin bestärken, daß der Kanzler mit dem Kronprinzen zusammen nicht

regieren kann, und bin nun auch überzeugt, daß er es gar nicht will; wahrscheinlich — wenn man von ihm schlecht denken wollte — weil er sieht, daß wir vor einem großen Krach stehen, innerlich und äußerlich, und lieber sich beizeiten davor zurückzieht. Solange der Kaiser lebt, kann er es nicht, der Kaiser läßt ihn auch nicht fort. Tritt der Kronprinz die Regierung an, so sind leicht Meinungsverschiedenheiten vorgeschützt oder auch geschaffen, um den Abschied nehmen zu können. Sein Sohn geht dann auch, um beim Prinzen Wilhelm, auf den man bald rechnet, wieder einzutreten. Das unglückliche Heiratsprojekt mit dem Battenberger besteht nach wie vor; die Kronprinzeß läßt es nie fallen, und gerade in dieser Beziehung hat Bismarck sich — ich möchte glauben absichtlich — die Brücken für den Rückzug abgebrochen. Allein schon deswegen kann er nicht Kanzler des Kronprinzen sein.

4. November.

Die Affäre Sommerfeld, die im vergangenen Winter so viele Unruhe machte, hat nun dadurch einen Abschluß gefunden, daß Sommerfeld, der seit dem Juni beurlaubt war, als Generalstabsoffizier zum Gouvernement Mainz kommandiert ist. Wesentlich ist, daß er aus Berlin fort muß; bliebe er hier, so würde bald wieder der Unfriede anfangen. Man hat ihm entschieden übel mitgespielt, aber warum nahm er aus lauter Rücksichten seinen Gegner nicht vor die Klinge? Dann wäre gleich ein anderer Wind in den Dunst gefahren. Er bleibt zunächst persönlicher Adjutant des Kronprinzen und hat dadurch noch manche Chance für die Zukunft.

6. November.

In Frankreich werden 600 Millionen extraordinär für Armee und Flotte verlangt werden; auffallend ist es, daß man jetzt dort anfängt, Schwierigkeiten mit der Geldbewilligung zu machen; bisher ist jede Forderung für die Armee eigentlich ohne Debatte genehmigt worden. Wie es das Land bei seinem notorischen finanziellen Niedergang noch leisten kann, ist mir allerdings nicht klar.

In Österreich sind in den Delegationen bedeutende Mehrforderungen für die Armee angekündigt und durch patriotische, wenn man will, sogar kriegerisch lautende Ansprachen von Smolka und Tisza eingeleitet worden. Leider muß man dort zugestehen, daß die Bewaffnung jetzt völlig unzureichend sei. Ich hatte darüber schon Andeutungen, hielt sie aber nicht für ganz zuverlässig. Was man jetzt hört, klingt bedenklich; man muß danach der Ansicht werden, daß Österreich ein noch weniger leistungsfähiger Alliierter für uns ist, als ich bisher schon annahm.

Da nun auch wir bei der Eröffnung des Reichstages mit ansehnlichen Mehrforderungen für die Armee kommen, so kann man nicht sagen, daß die Weltlage nach Frieden aussieht. Es ist ein Zustand, aus dem sich jeden Augenblick ein Weltbrand entwickeln kann.

12. November.

Ich bleibe dabei, daß die Wiederherstellung Polens für uns, wenn wir den Krieg mit Rußland und Frankreich gleichzeitig führen sollten, eine Notwendigkeit ist. Leicht wird sich das aber keinesfalls ausführen lassen, da die Polen sich nicht ohne weiteres erheben würden. Zunächst haben sie keine Waffen. Die Bauern, also die Hauptmasse, haben aber auch keine Lust. Der große Adel, der viel zu verlieren hat, ist vorsichtig, der kleine Adel, der sonst das Hauptkontingent für Insurrektionen stellte, ist ruiniert und namentlich seines Einflusses auf die Bauern beraubt. Die Stadtbewohner sind, mit Ausnahme Warschaus, kaum nennenswert. Man kann nur Erfolg haben, wenn die Geistlichkeit vorarbeitet; dazu müßte aber die Parole von Rom ausgehen, und ferner müßte Österreich die Sache in die Hand nehmen; wir bringen nicht hundert Polen unter die Waffen.

16. November.

Wenn ich früher den Eindruck wiedergegeben habe, daß der Kanzler in seiner Politik unsicher geworden ist, so muß ich das jetzt wiederholen. Noch vor ganz kurzer Zeit sagte er: „Wir stehen mit den Russen so gut, daß wir auf längere Zeit, vielleicht auf Jahre, nichts von ihnen zu fürchten haben." Allerdings schien es auffallend, daß wir unter solchen Umständen nicht energischer gegen Frankreich wurden. Jetzt dürfte in die Freundschaft ein arger Riß gekommen sein. Genau zu der Zeit, in welcher Giers mit Bismarck in Franzensbad verhandelte, hat Kaiser Alexander sich nicht entblödet, den Franzosen einen Bündnisantrag zu machen! Ob Giers ein Betrüger ist, oder ob der Kaiser hinter seinem Rücken verhandelt hat, weiß man noch nicht. Das Wunderbarste ist, daß die Franzosen abgelehnt haben. Es würde dies meine Behauptung, daß Frankreich den Krieg jetzt nicht will, bestätigen, ebenso auch die, daß die jetzigen Machthaber den Krieg überhaupt nicht wollen; sie sitzen in fetten Stellen, die sie durch einen solchen verlieren können. Man sieht aber, in welcher gefährlichen Situation wir uns befinden; es wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als näher mit Österreich und England Fühlung zu nehmen und zu versuchen, Italien mit heranzuziehen.[1] Auf

---

[1]) Inhalt und Form des Dreibundvertrages vom 20. Mai 1882 waren damals nicht bekannt. Vgl. jedoch unter dem 26. Februar 1887.

das beste Auskunftsmittel, sowohl für uns als für Frankreich, auf ein Bündnis zwischen uns und ihm, geht dieses nicht ein. Für die Geschicklichkeit unserer Diplomaten sprechen diese neuesten Enthüllungen wahrlich nicht. Daß die Türken dereinst uns helfen könnten, fängt auch nach der Ansicht des sehr klar sehenden Oberstleutnants Baron v. d. Goltz[1]) an, fraglich zu werden. Sie würden einen Krieg zwischen Deutschland und Rußland gern sehen, weil sie ruhig zusehen können; vor Rußland scheinen sie sich dann völlig sicher zu fühlen.

18. November.

Je mehr ich über den Bündnisantrag Rußlands an Frankreich nachdenke, desto mehr bin ich entsetzt über den Grad von Falschheit. Niemals dürfen wir wieder diesen Intriganten trauen, müssen überhaupt den Verlaß bei uns selber suchen. Wir sind auch stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich wünschte, wir sagten unseren Nachbarn jetzt deutlich, daß wir sie nicht fürchten, und bin überzeugt, daß noch heute sowohl Rußland als Frankreich vor einem Kriege zurückschrecken würden. Tun sie es nicht, so würde ich volles Vertrauen in unsere gute Sache haben.

Wenn mich nicht alles täuscht, so soll die leidige Affäre Sommerfeld, die ich mit seiner Versetzung von hier erledigt glaubte, wieder in Fluß kommen. Angeblich soll Graf Radolinski sich nicht damit begnügen wollen, daß Sommerfeld vom Hofe entfernt ist, dieser soll auch nicht mehr persönlicher Adjutant des Kronprinzen sein. Als treibendes Element hinter Radolinski steht wieder Herr v. Holstein, dieser böse Geist des vorigen Winters. Er hat mir gegenüber ein so schlechtes Gewissen, daß er seit dem Frühjahr meine Nähe meidet. Ich habe jetzt feststellen können, daß er es gewesen ist, der mich bei Kronprinz und Kronprinzessin verklatscht hat, und zwar, was das Tollste ist, als schlechten Ratgeber des Prinzen Wilhelm, desselben Prinzen, vor dem er sich krümmt und dem er stets versichert, wie er ihn verehre. Bei der Kronprinzessin spielt er sich als Protektor der Battenbergschen Heirat auf, obwohl er ganz genau weiß, daß Bismarck die Heirat nie zugeben wird.

19. November.

Die Kronprinzeß ist heute früh wieder in Berlin angekommen, die Konflikte innerhalb der königlichen Familie werden also bald wieder beginnen. Prinz Wilhelm, der mir einen langen Besuch machte, sagte in bezug auf dieses Thema: „Mit meinem Vater allein geht es ja immer ganz gut; nun kommen wieder andere Zeiten."

[1]) Instruktor im türkischen Generalstabe, der spätere Feldmarschall.

20. November.

Heute hatte Huene vor seiner definitiven Abreise nach Paris Audienz beim Kronprinzen; tief deprimiert kam er zu mir. Der Thronfolger hat nahezu mit Angst von einem Kriege gegen Frankreich gesprochen, sich nicht sehr schön über unsere Armee geäußert und Huene schießlich ersucht, keine aufregenden Berichte zu schicken, sondern womöglich so milde wie der Botschafter Graf Münster.

21. November.

Häufiger ist mir von zuverlässigen Freunden gesagt worden, daß ich mich vor Neidern hüten müsse. Mit meiner Ernennung zum Generalquartiermeister begann es. Damals gehörte zu denen, die gern selbst meine Stellung erhalten hätten, auch der General Bronsart I, der jetzige Kriegsminister. Mit seiner Ernennung zum Minister kam er in anderes Fahrwasser; wir sind jetzt gute Freunde, er ist ein durchaus offener und braver Charakter. Weitere Konkurrenten waren die Generale Verdy, Burg, Schlichting und Caprivi. [...] Zu nennen ist in diesem Zusammenhange noch, wenn er sich auch mehr im Hintergrunde hielt, der General v. Leszczynski. Im übrigen habe ich wohl keine Widersacher von Bedeutung in der Armee. Sollte der Kronprinz der Ansicht sein, daß er bessere Generalquartiermeister hat als mich, so will ich gern das Feld räumen, denn die Zeiten sind zu ernst. Der Feldmarschall sieht mich als seinen Nachfolger an, das weiß ich, und im Generalstabe habe ich zahlreiche Anhänger; ich glaube sogar keinen einzigen Widersacher.

26. November.

Ich habe Anzeichen dafür, daß der Reichskanzler sich klar geworden ist, mit den Russen so nicht weiter wirtschaften zu können. Nach meinem Dafürhalten müssen wir unsere Politik ganz neu basieren,[1]) natürlich geht das nicht von heute zu morgen. Wenn wir uns Mühe geben, so müßte es doch gelingen, die Russen anderweit zu engagieren. England ist unzuverlässig, erst wenn es selbst in der Klemme steckt und unser dringend bedarf, wird es allianzfähig; vielleicht gelingt es auch, dies Land mehr in die kontinental-europäische Politik zu verwickeln. Der Kaiser sieht übrigens ziemlich schwarz und mißtraut den Russen gründlich.

2. Dezember.

Seit gestern ist die Kaiserin wieder in Berlin; man merkt es gleich an dem Leben im Palais. Alles ist aufmerksam und betriebsam. Perponcher[2])

[1]) Vgl. den im Anhang mitgeteilten Passus aus einem gleichzeitigen Briefe des Generals v. Loë an den Verfasser.

[2]) Der Oberhofmarschall Graf Fritz Perponcher.

lief stets im Trab hin und her. Der Ärmste hat schwere Zeiten, wenn Ihre Majestät anwesend ist; man fürchtet, daß er bei dem sichtlichen Rückgang seiner Fähigkeiten bald zusammenklappen wird.

Die Börse, die sonst eine feine Nase zu haben pflegt, sieht die Verhältnisse in der Welt sehr friedlich an; ich bin sicher, daß sie sich irrt. Die Spannung zwischen Österreich und Rußland wird immer größer und wird s o nicht lange zu halten sein.

6. Dezember.

Schon wieder einmal ist eine Differenz zwischen den kronprinzlichen Eltern und Prinz Wilhelm oder besser gesagt zwischen ihnen und dem Kaiser wegen des Prinzen Wilhelm ausgebrochen. Vor längerer Zeit erzählte mir dieser, er habe Aussicht, während des Winters im Auswärtigen Amte beschäftigt oder eigentlich mehr informiert zu werden. In der Sache sind nunmehr die einleitenden Schritte geschehen, das Kronprinzenpaar aber ist in höchstem Maße aufgebracht, findet die Anordnung unerhört, unnütz und ich weiß nicht was noch alles. Der Kronprinz hat dem Kanzler deswegen geschrieben,[1]) von diesem aber eine sehr bestimmt lautende Antwort erhalten.[2]) Die Sache ruht nun seit einigen Tagen, hat aber ein doppeltes Interesse. Zunächst sieht man die Eifersucht des Kronprinzen und den Haß der Kronprinzeß gegen den Prinzen Wilhelm und sodann den Willen des Kanzlers, für die Folge dem neuen Regime nicht zu dienen. Der Zorn der Kronprinzeß wider Bismarck Vater und Sohn ist nicht zu unterschätzen und wird fortdauernd genährt durch die nie ruhende Battenbergsche Angelegenheit. Ich habe es im Frühjahr vorhergesagt, daß ihre Freundschaft mit den beiden Bismarck keinen gesunden Boden habe und nicht lange dauern könne. — Jede Verschärfung des Verhältnisses zwischen der Kronprinzessin und Prinz Wilhelm zieht mir naturgemäß noch mehr Haß der hohen Frau zu. Noch heute bin ich gewarnt worden, mich durch etwaige freundliche Blicke nicht täuschen zu lassen. Ich habe in dieser Beziehung auch genug erfahren, um nicht leicht hereinzufallen.

Loë steht in einer so regen Korrespondenz mit der Kronprinzessin, daß ich von festen Abmachungen für die Zukunft überzeugt bin.

10. Dezember.

Im Reichstage beginnen die Schwierigkeiten. Die Katholiken und Freisinnigen wollen Aufschlüsse über die politische Lage; natürlich allein,

[1]) Der Brief jetzt im 3. Bande der Gedanken und Erinnerungen, S. 1 f.
[2]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, III, S. 3.

um Bismarck unbequem zu sein. Der Augenblick ist für diesen in der Tat noch nicht günstig, da Kaiser Alexander in freundschaftlichen Versicherungen überströmt. Daß wir ihm nicht trauen dürfen, kann Bismarck diesen Leuten nicht auseinandersetzen.

11. Dezember.

Am Donnerstag gab der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld dem Prinzen Luitpold ein Diner. Bei demselben erhielt Herbert Bismarck den ersten Platz, rangierte also vor dem Feldmarschall, Stolberg, Puttkamer, Boetticher usw. Er entschuldigt sich damit, der Kanzler verlange, daß bei Diplomaten der Staatssekretär des Äußern stets den ersten Platz habe. Es wird Skandal geben, denn Moltke z. B. erklärte, nie mehr zu einem Diplomaten gehen zu wollen. Bekommt der Kaiser Kenntnis, so würde er sehr böse werden, und wahrscheinlich eine größere Differenz mit dem Kanzler folgen. Bemerkenswert an der ganzen Geschichte ist nur, daß Herbert den Platz akzeptiert hat; wäre er ein kluger Mensch, so hätte er es nicht getan, denn er hat die ganze vernünftige Welt gegen sich.

Aus Rußland und Frankreich hört man Friedensmelodien. Es ist das die einfache Folge davon, daß wir Ernst gezeigt haben, vor allem die Rede Moltkes im Reichstage [1]) hat tiefen Eindruck gemacht.

13. Dezember.

Der Kanzler fängt an, vielen Leuten Kopfzerbrechen zu machen. Man weiß jetzt nicht, ob er die Militärvorlage angenommen oder abgelehnt zu haben wünscht. Ist letzteres der Fall, so würde die Auflösung des Reichstages sein eigentliches Ziel sein. Ich weiß aber nicht, was er damit erreichen will, mit einiger Sicherheit ist auf einen besseren Reichstag nicht zu rechnen, es kann auch ein schlechterer kommen, und was dann? Ich bin der Ansicht, die Vorlage geht durch, wenn der Kanzler festen Willen zeigt. Nun ist noch ein besonderer Umstand zu beachten: er möchte gern den Kriegsminister los sein und Caprivi an seine Stelle haben. Bronsart ahnt es nicht, was mich sehr freut. Er ist ein sehr tüchtiger Minister; daß er manchmal im Reichstag etwas viel spricht, mag wahr sein, ist aber wahrhaftig kein Grund, ihn gehen zu lassen. Mit Caprivi würde Bismarck einen schlechten Tausch machen, er erhielte einen Mann, mit dem nicht leicht zu leben ist. Zudem können wir ihn jetzt in der Marine nicht entbehren, da ein Ersatz fehlt. Er würde übrigens die Stellung gar nicht annehmen. Es ist wohl kein Zeitungsklatsch gewesen, daß vor einigen Wochen dieser Ministerwechsel als bevorstehend behauptet wurde, und ich sehe auch hier wieder,

[1]) Welche die Vorlage über die Heerespräsenzstärke empfahl (3. Dezember).

wie der große Mann in der Presse arbeitet. Einen eigentümlichen Eindruck macht es mir auch, daß der Kanzler plötzlich sich in Vertrauensseligkeit in bezug auf Rußland ergeht. Er wechselt jetzt in der Tat schnell. Daß er anfängt recht alt zu werden und nicht mehr zu wissen, wohin er eigentlich steuern soll, ist nicht der Eindruck von mir allein, allerdings aber von nur sehr wenigen Leuten.

Der österreichische Militärattaché Steininger war heute, aus Wien zurückkommend, bei mir; er brachte Grüße vom Erzherzog Albrecht und Feldmarschalleutnant Beck und war augenscheinlich unter dem Eindruck von Wien abgereist, daß man dort sehr besorgt über die Absichten Rußlands sei und nicht recht wisse, wie wir uns verhalten würden. Daß die Russen nicht in ganz kurzer Zeit losschlagen würden, konnte ich ihm mit voller Überzeugung sagen, ermahnte aber zu energischer Haltung. Ich erklärte ihm rund heraus, daß wir auf eine kräftige Offensive Österreichs von vornherein rechneten, und daß ich vollstes Vertrauen hätte, dann mit den Russen bald fertig zu werden.

22. Dezember.

Prinz Wilhelm kam heute zu mir und überreichte mir als Weihnachtsgeschenk die sehr schöne Zeichnung eines Seegefechtes. Seine Kommandierung zur Beschäftigung im Auswärtigen Amt ist nun vollzogen. Er wollte mir noch von den heftigen Kämpfen der letzten Zeit erzählen, wir wurden aber unterbrochen.

Die ausländische Presse spricht mit Recht verächtlich von unserem Reichstage.[1]) Es kann immerhin noch sein, daß der Kaiser ihn auflöst.

28. Dezember.

In der großen Welt hat sich eine merkwürdige Bewegung vollzogen. Die Franzosen sind durch unsere Militärvorlage und die entschlossene Stimmung, die sich im ganzen Lande zeigt, sichtlich erschreckt. Sie machen die friedlichsten Versicherungen und behaupten mit dreister Stirn, niemals die Absicht gehabt zu haben, mit uns Krieg zu führen. Sie hoffen wohl, durch diese Friedensmusik unseren Reichstag zu beeinflussen. Gleichzeitig hiermit zeigt Rußland ein freundlicheres Gesicht; auch dort ist die Presse angewiesen worden, vorsichtiger zu sein. Ich hoffe sehr, daß wir uns nicht beirren lassen und uns energisch auf baldigen Krieg vorbereiten, Nach reiflicher Abwägung aller Chancen glaube ich, daß es das Beste wäre. wir provozierten den Krieg mit Frankreich; zu warten, bis unseren Feinden der Augenblick passend erscheint, ist gewiß nicht richtig.

[1]) Dessen Kommission die Militärvorlage kurz vorher im wesentlichen abgelehnt hatte.

1887

1. Januar.

Überall fühlt man, daß wir vor großen Ereignissen stehen, daß ein Krieg zwischen uns und Frankreich unvermeidlich sei und durch den Hintritt von Österreich und Rußland zu einem Weltkriege werden müsse. In Frankreich wünscht die Masse des Volkes den Krieg überhaupt nicht; es will dies aber nichts sagen, sie muß mitgehen. Augenblicklich wollen ihn aber auch die eigentlichen Revanchemänner nicht, fürchten sogar, daß wir ihn herbeiführen könnten. Nach wie vor ist der Kanzler tätig, den Frieden zu erhalten und jetzt damit beschäftigt, Rußland und England in Differenzen zu bringen.

9. Januar.

Ich habe in den letzten Tagen die meisten Kommandierenden Generale gesprochen; es sind doch nur einige, denen ich zutraue, daß sie gern in den Krieg gehen. Mit Sicherheit gehören dazu meine guten Freunde Loë und Heuduck,[1]) die auch beide ganz die Männer sind, uns wertvolle Dienste zu leisten.

14. Januar.

Hofjagd bei Buckow. Prinz Wilhelm war zugegen; er sagte mir, daß er bestimmt wisse, Loë verhandle mit der Kronprinzeß viel über die Angelegenheit Battenberg. Seit dem Aufenthalt in Italien sei er in regster Korrespondenz mit ihr und während seiner Anwesenheit in Berlin alle Tage im kronprinzlichen Palais gewesen. Leider hat er darin recht. Loë ist jetzt auch bei mir fast täglich gewesen; ich kenne sowohl seine Ansichten als seine Beziehungen zum Kronprinzenpaare und bin sehr froh, daß er seit einigen Tagen wieder nach Koblenz zurückgereist ist.

Der Reichstag ist in der Tat heute aufgelöst worden.[2]) Gott gebe, daß es zum Segen dient. Der Kriegsminister war bei mir und sagte, es bestehe die feste Absicht, die Vermehrung der Armee zum ersten April eintreten zu lassen, selbst gegen ein Votum des Reichstages.

16. Januar.

Ich habe mehrfach mit einsichtigen Leuten gesprochen, die über die Reichstagsauflösung den Kopf schüttelten; sie behaupten, bei der dritten

[1]) Generalleutnant v. H., beauftragt mit der Führung des XV. Armeekorps in Straßburg.

[2]) Wegen der Militärvorlage.

Lesung wäre alles durchgegangen, unter allen Umständen die Bewilligung auf fünf Jahre. Das kann nun niemand entscheiden, es fragt sich nur, was daraus wird, und was der Reichskanzler gewollt hat. Meine Ansicht, daß er von vornherein die Auflösung herbeiführen wollte, wird von vielen Einsichtigen jetzt geteilt. Warum wollte er sie aber? Einige sagen, weil das Zentrum im Begriff sei, auseinanderzugehen und also die Wahlen besser würden; andere meinen, die Wahlen könnten auf keinen Fall erheblich besser werden, der Kanzler beabsichtige einen Staatsstreich (Änderung des Wahlgesetzes). Daran glaube ich nicht, es steht damit auch in direktem Widerspruch, daß Miquel und Bennigsen hier sind, mit Bismarck konferieren und sich wählen lassen wollen.

Es ist nun entschieden worden, daß der frühere Fürst von Bulgarien aus der Anciennitätsliste ausscheidet und als Prinz Battenberg bei den Gardes du Corps geführt wird. Er selbst ist unglücklich darüber, die Kronprinzeß außer sich; es hat viele Korrespondenzen mit dem Kanzler und Albedyll gegeben, die leider auch dahin führen mußten, daß die Kronprinzessin gegen Albedyll gestimmt wurde. Ich hoffe, daß dies nicht anhält.

22. Januar.

Jetzt ist der Wahlkampf im vollen Gange; was noch nie dagewesen, ist eingetreten: eine Einigung der Nationalliberalen mit allen weiter rechtsstehenden Parteien. Vom Zentrum wollen in der Tat einige abfallen, und der Fortschritt wird wahrscheinlich Stimmen verlieren. Soviel, um die Armeevermehrung auf sieben Jahre durchzubringen, wird es helfen, ob aber darüber hinaus, bezweifle ich. Um den Wahlkampf zu fördern, muß die politische Lage etwas zu Hilfe genommen werden. Glücklicherweise tun uns die Franzosen den Gefallen. Sie haben notorisch die Besorgnis, wir könnten sie angreifen, und richten sich auf Abwehr und auch auf Gegenmaßregeln angesichts unserer Armeeverstärkung ein; das läßt sich leicht etwas aufbauschen. Übrigens glaube ich auch, daß Bismarck die Lage ernster ansieht, als ich es zur Zeit noch zu tun vermag. Wahrscheinlich erläßt man in den nächsten Tagen ein Pferdeausfuhrverbot, was viel Aufsehen machen wird; sodann kommt es endlich zu gewissen Maßregeln, die den Franzosen den Verkehr nach Deutschland hinein erschweren sollen: zunächst eine scharfe und unbequeme Paßkontrolle und dann ein Jagdverbot in den Reichslanden für Franzosen. Dies letztere habe ich veranlaßt. Schon lange versuchten wir es zu erreichen, doch hatte weder Manteuffel noch Hohenlohe heran gewollt. Der Eindruck wird nicht ausbleiben. Die Jagdpachten wurden zum Teil durch den französischen Kriegsminister bezahlt.

23. Januar.

Ich habe in den letzten Tagen und auch heute wieder den Prinzen Wilhelm gesprochen, der sehr guter Dinge, nur etwas zu vertrauensselig in bezug auf Rußland ist; es kommt das zum Teil durch den Verkehr mit Herbert Bismarck, der die Russenfreundschaft geradezu kultiviert.

Prinz Heinrich erzählte mir, er habe unlängst zwei Stunden mit seinem Vater über den Prinzen Wilhelm gesprochen und dessen Interessen vertreten; er fürchte aber, mit wenig Erfolg. Der Kronprinz habe sich auch darüber beschwert, daß Prinz Wilhelm bereits eine organisierte Partei um sich gesammelt habe. Prinz Heinrich gab auch zu, daß ich mit zu jener Partei gerechnet würde. Der Kronprinz irrt vollständig. Prinz Wilhelm steht völlig auf eigenen Füßen und wird auch mit voller Überlegung sich nie eine eigentliche Partei bilden, weil er nicht in deren Hand kommen will.

25. Januar.

Die Verlobung des Prinzen Heinrich mit der Prinzeß Irene von Hessen möchte der Kaiser noch hinausschieben, aber die Kronprinzeß betreibt die Angelegenheit mit größter Energie; der arme Prinz Heinrich sitzt zwischen zwei Feuern; am liebsten wäre es ihm wohl, wenn die Frage gar nicht aufgeworfen wäre; er ist auch wirklich noch so jung, daß er gut einige Jahre warten kann.

27. Januar.

Geburtstag des Prinzen Wilhelm. Möge der liebe Gott ihn auch im kommenden Jahre beschützen und seinem Charakter eine günstige Entwicklung geben.

Großes Aufsehen wird es machen, daß wir jetzt 72 000 Reservisten zu einer kurzen Übung einziehen. Die Beunruhigung in der ganzen Welt ist überhaupt im Zunehmen, überall glaubt man, der Krieg könne jeden Tag ausbrechen. Es ist aber nicht so. Die leitenden Persönlichkeiten in Frankreich sind erschreckt und machen friedliche Versicherungen; es wird viel davon abhängen, ob sie sich Boulangers entledigen oder nicht. Daß ich es unumwunden ausspreche, wir müßten die jetzigen, noch günstigen Umstände benutzen, um den Krieg mit Frankreich herbeizuführen, zieht mir vielfach den Ruf eines sehr schlechten Menschen zu. Daß ich aber recht habe, steht fest, wird auch von vielen anerkannt. Der Kriegsminister ist übrigens mit mir einverstanden.

Die Militärattachés von England[1]) und Österreich[2]) besuchten mich; dieser äußerte sich noch immer sehr ängstlich über die Möglichkeit, daß wir

[1]) Oberst Swaine.
[2]) Major Freiherr v. Steininger.

Österreich beim Kriege gegen Rußland im Stiche lassen könnten. Jener will nicht recht einsehen, weswegen wir kein Vertrauen zu England haben. Ich sagte ihm rund heraus, daß ein Land, in dem ein Ministerwechsel die Politik völlig ändern könne, und in dem die Parteiverhältnisse so wenig sicher seien, kein Vertrauen erweckender Alliierter sei.

Da ich vom Schwarzseher, Gott sei Dank, nichts an mir habe, erwarte ich ruhig, was die Zukunft bringt. Mein Gefühl sagt mir, daß Deutschland seinen Höhepunkt noch nicht erreicht hat.

1. Februar.

Prinz Wilhelm war lange bei mir; er hatte seinen früheren Erzieher Hinzpeter gesprochen, der jetzt hier ist und auch vom Kronprinzen empfangen worden war. Hinzpeter soll entsetzt sein über die unklaren liberalen Ideen des Kronprinzen; wenn jener es findet, muß es in der Tat arg sein.

2. Februar.

Ich dinierte beim Grafen Stolberg und fand dort den russischen und österreichischen Botschafter; beide sind doch recht besorgt. Der Österreicher sagte mir: „Rüsten wir nicht, so ist es Ihnen nicht recht; rüsten wir, so gefällt es den Russen nicht. Wie sollen wir es da am besten machen. Jetzt kommen unsere Delegationen zusammen, um für die Armee Geld zu bewilligen, das nehmen die Russen dann sehr übel; leider wird auch in den Delegationen viel Unsinn geschwatzt werden, der die Russen ebenfalls aufregt." Schuwalow sagte: „Wenn die Österreicher rüsten, so bleibt uns nichts übrig als auch etwas zu tun." Rußland und Österreich schrauben sich also geradeso, wie wir und Frankreich.

Die häufigen Versicherungen des Kanzlers, daß wir Rußlands jetzt für längere Zeit sicher seien, denen ich niemals recht getraut habe, beruhen auch nicht auf Überzeugung, wie mehrfache Eindrücke mir jetzt bestätigen; er traut den Russen herzlich wenig. Daß er darin recht hat, ersah ich auch aus der Unterhaltung mit Schuwalow, der mir, gewiß nicht diplomatisch, erklärte: „Sie kennen ja die Passion in allen unseren Kreisen für die Franzosen; ein Unsinn, gegen den aber zur Zeit gar nichts zu machen ist." Das Wesentlichste bleibt, daß der Kanzler sich über den schwachen Gesundheitszustand unseres Kaisers keinen Täuschungen hingibt. Es ist unendlich schwer, eine Politik zu leiten, wenn man fühlt, der Hauptfaktor kann jeden Tag ausscheiden, und damit eine völlige Veränderung der Lage eintreten.

5. Februar.

Die beiden letzten Tage haben für mich besondere Erfolge gezeitigt. Zunächst vereinbarte ich mit dem Feldmarschall eine erhebliche Veränderung im Aufmarsch,[1]) wodurch mir eine Last von der Brust genommen ist. Ich habe langsam, drei Jahre hindurch, daran gearbeitet. Die Bereitwilligkeit, mit der der Feldmarschall darauf eingegangen ist, und die Schnelligkeit, mit der er sich hineingefunden hat, zeigen wieder recht deutlich seine groß angelegte Natur und geistige Frische. Ich habe das Gefühl, daß wir uns in diesen Tagen viel näher gekommen sind, unser bisheriges ausgezeichnetes Verhältnis noch fester begründet ist, vor allem auf gegenseitigem Vertrauen beruht.

Sodann bin ich auch mit Albedyll und dem Kriegsminister fester zusammengerückt, wozu der Ernst der Zeit den Anstoß gab. Ich habe beide auf die Kapitalfrage der frühzeitigen und richtigen Besetzung der hohen Kommandostellen hingewiesen und einige Schwächen klargelegt. Zunächst ging Bronsart zum Kanzler, um dessen Ansicht über die Situation zu erbitten und dann Geldforderungen anzumelden, die auch für die Verbesserung des Personals verwandt werden sollten. Der Kanzler hat erklärt, alles beschaffen zu wollen, hält aber den Moment noch nicht für ganz nahe. Abgesehen von unvorhergesehenen Ereignissen, glaubt er, daß die Bewilligung des Septennates — die man jetzt für sicher hält — die Lage friedlicher gestalten würde. Ich bin anderer Ansicht. Sobald die Vermehrung unserer Armee eintritt, können die Franzosen eigentlich nichts anderes als Gegenmaßregeln ergreifen, und wir wissen auch, daß sie es tun wollen. Daraus entwickelt sich ein gegenseitiges Überbieten, das schnell zur Entscheidung treibt.

6. Februar.

Ich hatte mit Albedyll und Bronsart eine Konferenz; wir einigten uns über die Besetzung der hohen Kommandostellen und brachten damit eine der wichtigsten Fragen in guten Gang. Ich habe dabei meine Verwendung völlig frei gestellt und deutlich den Wunsch ausgesprochen, daß d e r Chef des Generalstabes sein soll, der für den besten gehalten wird. Ich wolle in so ernster Zeit selbst keine Rücksichten auf andere nehmen und hoffe, daß man mit mir ebenso verfahre. Es steht alles auf dem Spiel!

7. Februar.

Ich habe mit dem Feldmarschall über die Vergebung der Kommandostellen verhandelt und bin auch mit ihm schnell zum Abschluß gekommen;

---

[1]) Nämlich eine wesentliche Verschiebung der Streitkräfte vom Osten nach dem Westen.

er erklärte sich schließlich mit allem, was ich mit Albedyll und Bronsart besprochen hatte, einverstanden. Es fehlt nun vor allem das Einverständnis des Kronprinzen dazu, ein großes Kommando zu übernehmen und die Wahl seines Generalstabschefs.

Das Hauptereignis der letzten Tage ist das Eingreifen des Papstes in unsere innere Politik.[1]) Er ermahnt das Zentrum, für das Septennat zu stimmen, empfiehlt ihm aber gleichzeitig zusammen zu bleiben. Alle Welt ist sehr erfreut, ich kann es nicht recht sein. Was geht den Heiligen Vater unsere innere Politik an? Jetzt kann er den Anspruch erheben, immer mitzureden; außerdem spricht er offen aus, wir würden infolge seiner Freundlichkeit den Gegendienst leisten, ihm die weltliche Macht wiederzugeben. Windthorst hat sich zunächst blamiert, es wird einigen Zank in der Fraktion geben, wir werden das Septennat durchbringen, aber ebenso auch das an unserem Mark zehrende Zentrum behalten. Gott gebe, daß es anders kommt. Ich vermag es noch nicht zu sehen.

10. Februar.

Der Rücktritt des Ministeriums Robilant ist für uns jetzt recht unbequem; ich bin überzeugt, daß der Brief des Heiligen Vaters an das Zentrum mit zum Sturze Robilants beigetragen hat.[2])

Nach meinem Gefühl ist das Bezeichnende der Lage der schnelle Wechsel; es ist alles so unsicher, daß man nur sagen kann, heute ist es ganz friedlich, wie es morgen stehen wird, weiß niemand.

Boulanger steht augenscheinlich in Konflikt mit seinen Kollegen, sie wagen aber nicht, ihn zu beseitigen. Gelingt das nicht, so haben wir den Krieg schon im April trotz aller Bemühungen des Kanzlers.

Ich besuchte auch die Fürstin Bismarck, die ich allein fand; sie ist augenscheinlich sehr besorgt und findet, daß die fortdauernde Ungewißheit den Fürsten sehr anzugreifen anfängt. Der Gedanke an einen Krieg schien ihr furchtbar.

---

[1]) Der Papst hatte durch ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Jacobini an den Nuntius in München seine Mißbilligung über die Haltung der Zentrumsfraktion bei der Abstimmung über das Septennat aussprechen lassen (21. Januar).

[2]) In einem Briefe Loës an den Verfasser vom 6. April heißt es: „Was Italien anbetrifft, so hat Robilants Fall nach dem, was mir der unvergeßliche Marco Minghetti [der im Dezember 1886 verstorbene, deutschfreundliche ehemalige Minister] im November vorigen Jahres sagte, nicht überrascht. Minghetti sagte mir, daß trotz des energischen Willens des Königs, mit Deutschland zu gehen, kein deutschfreundliches Ministerium in Rom sich halten könne, wenn von Berlin aus das Vordringen der Russen am Balkan begünstigt und mit dem Papste bezüglich der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft kokettiert würde. — Über Robilants „Deutschfreundlichkeit“ vgl. jedoch Pribram, a. a. O., I, S. 173.

12. Februar.

Das Einschreiten des Papstes scheint doch unsere Wahlen erheblich zu beeinflussen; man hört von vielen angesehenen Katholiken, die sich vom Zentrum lossagen, und auch von hohen Geistlichen, die für das Septennat eintreten. Dies wird also wohl angenommen werden. Es ist aber trotz alledem demütigend, daß die deutsche Nation den Wunsch des Kaisers mißachtet und erst auf Anraten des Papstes erfüllt. Es ist genau genommen ein neues Canossa. Wer hätte das im Jahre 1871 sich träumen lassen!

Als[1]) Albedyll wegen Besetzung der höheren Kommandostellen beim Kaiser Vortrag hielt und die Frage stellte, auf die es uns zunächst ankam, sagte der Kaiser, ohne lange zu überlegen, woraus hervorging, daß er selbst schon darüber nachgedacht hatte: „Ich werde wieder selbst das Kommando führen, mein Sohn wird aber bei mir sein. Wie weit ich kommen werde, weiß Gott allein; weit wird es wohl nicht sein, ich gehe aber mit." Somit schied der Kronprinz als Oberbefehlshaber einer Armee aus, brauchte also keinen eigenen Generalstabschef. Da dann der König von Sachsen und Blumenthal fraglos als Befehlshaber ins Auge zu fassen waren, machte das Weitere keine zu großen Schwierigkeiten. Vergegenwärtigt man sich, daß hier ein 90jähriger Mann fest entschlossen war, in den Krieg zu ziehen in der vollen Überzeugung, den Strapazen bald zu erliegen, so kann das die Bewunderung vor dem alten Herrn nur erhöhen. Er wußte, daß seine Gegenwart von großem moralischen Wert für die ganze Armee sein müsse, und brachte sich dem Vaterlande willig als Opfer dar. — Ich hatte in den letzten Jahren oft mit Albedyll über die Stellenbesetzung im Kriege gesprochen, ihn aber nicht dazu bringen können, sie vorzubereiten. Er sagte mir, er besitze aus der Mobilmachung von 1870 die Erfahrung, daß er in zweimal 24 Stunden imstande sei, die Arbeit zu schaffen; soviel Zeit aber stände ihm immer zur Verfügung. Mein Einwurf, daß die Armee viel größer geworden sei, daß bei der Stellenbesetzung 1870 doch manches auch übers Knie gebrochen worden sei, und man nie wissen könne, ob er soviel Zeit wie damals und auch die gleiche Arbeitskraft zur Verfügung haben werde, ließ er im allgemeinen wohl gelten, war aber nicht dazu zu bringen, die Sache ernsthaft in Angriff zu nehmen. Ich ging daher selbst an die Arbeit. Zunächst wies ich nach, wie groß der Wechsel in den Generals- und Stabsoffiziersstellen bei einer Mobilmachung sei, und wie bei der Schnelligkeit, mit der die Transporte zur Grenze — namentlich im Vergleich zum Jahre 1870 — bewirkt würden, notwendigerweise zahlreiche Regimenter, Brigaden und Divisionen ohne ihre neuen Kommandeure im Aufmarschgebiete anlangen müßten, daß schließlich beim Aufmarsch

---

[1]) Nachtrag.

gleichzeitig nach West und Ost noch besondere Komplikationen für das Kabinett erwachsen würden. Ich machte den Vorschlag, den Reichstag um soviel Geld anzugehen, daß die erst im Falle der Mobilmachung vorgesehenen hohen Stellen schon im Frieden besetzt werden könnten, so daß also die Kommandeure von Reservebrigaden, Reservedivisionen und Kavalleriedivisionen, ferner die Armeeoberbefehlshaber nebst Generalstabschefs bereits ernannt würden. Das hätte der Armee ein großes Avancement und damit eine erhebliche Auffrischung gegeben; kam es nicht zum Kriege, wurde die Gesamtlage wieder eine friedlichere, so mußten die Stellen natürlich allmählich wieder eingehen. Die Kosten der Maßregel waren nicht erheblich und wären vom Reichstag bei guter Motivierung, da es sich nicht um dauernde Ausgaben handelte, sicherlich bewilligt worden. Bronsart übernahm es, mit Bismarck zu sprechen und fand ihn durchaus bereit; der Kanzler sah die Zweckmäßigkeit der Maßregel ein und versprach sie durchzusetzen, wollte sich den Zeitpunkt aber vorbehalten und sagte, noch hielte er ihn nicht für gekommen. Nachdem nun Albedyll erfahren hatte, daß der Kaiser das Kommando übernehmen, aber den Kronprinzen bei sich behalten wollte, machte ich mich daran, eine Stellenbesetzung für die ganze Armee auszuarbeiten. Mit der fertigen, viel Mühe und Nachdenken erfordernden Arbeit ging ich zu Albedyll. Er sah sie zuerst mit etwas ungläubigem Blicke an, dann vertiefte er sich darin, öffnete seinen Schreibtisch, legte sie hinein und sagte: „Die bekommen sie nicht wieder." Sie hat die Grundlage gebildet für die von da ab einigermaßen laufend gehaltene Kriegsrangliste der Armee.

15. Februar.

Prinz Wilhelm ist natürlich sehr kriegslustig und bedauert, daß es jetzt etwas friedlicher auszusehen scheint; ich habe ihn durch meine Ansicht, daß die Vermehrung unserer Armee den Stein schnell ins Rollen bringen wird, sehr erfreut. Er wünscht, ich solle dem Kanzler zureden; wenn dieser mich fragen sollte, will ich es daran nicht fehlen lassen. Der Prinz beurteilt den Kanzler in diesem Falle nicht richtig; Bismarck liebt es nämlich, in neuester Zeit zu sagen, er würde ganz gern Krieg haben, des Kaisers wegen dürfe er es aber nicht dazu kommen lassen. Die Wahrheit ist, daß der Kanzler selbst nicht will.

16. Februar.

Allgemein ist die Überzeugung, die auch namentlich als Druck auf die Wahlen ausgebeutet wird, daß die Genehmigung des Septennats mit Erhaltung des Friedens gleichbedeutend sei. Ich verstehe die Logik nicht: wollen die Franzosen Krieg führen, so werden die wenigen tausend Mann,

die wir am 1. April haben werden, sie nicht davon abhalten. Im Gegenteil fordert die Vermehrung der Armee sie auf, auch etwas zu tun, und das allein schon kann zum Kriege führen. Die Entscheidung liegt, völlig unabhängig vom Septennat, beim Leben und Sterben des Kaisers.

23. Februar.

Das Resultat der Wahlen ist nun zu übersehen. Es ist eine hinreichende Majorität für das Septennat vorhanden und vor allem der Fortschritt empfindlich geschlagen. Das Zentrum erscheint etwa in der alten Stärke, nur einige Stimmen haben sich für das Septennat erklärt. Der Gewinn aus der Freundschaft des Heiligen Vaters ist also sehr unbedeutend.

26. Februar.

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Kanzler zu sagen, daß Frankreich ganz entschieden für einen Krieg rüstet, den es bald führen will. Er nahm mich an, und ich war etwa eine Stunde bei ihm. Er klagte über seine Nerven und lag meist auf der Chaiselongue. Er gab zu, daß man bei Boulanger auf alles gefaßt sein könnte, glaubte aber nicht an eine sehr nahe bevorstehende Entscheidung. Daß den Franzosen von Rußland aus der Kopf verdreht wird, ist ihm völlig klar, er meint aber, daß die russische Kriegspartei doch nicht recht Bescheid wüßte, insbesondere wohl nicht ahnte, daß wir mit Österreich und Italien alliiert seien,[1]) und sowie der Orient hineingezogen werde, auch England dazu gehöre.[2]) Wir sprachen dann über den Krieg selbst, und er sagte — was für mich von größtem Wert war —, daß wir im Osten am besten sanft auftreten sollten, ebenso würden die Russen den Krieg gegen uns nicht mit voller Kraft führen. Wir müßten die Österreicher nötigen, ihre ganze Kraft einzusetzen. Was die Lage im Westen anbetrifft, so war es ihm ganz recht, wenn die Franzosen etwas in die Reichslande hineingelassen würden, um den Bewohnern zu zeigen, was es heiße, Kriegsschauplatz zu sein. Auch sagte er, seine neulichen Äußerungen im Reichstag, die Franzosen bei einem künftigen Kriege hart anzufassen, seien nicht so ernst gemeint gewesen; er hielte doch eine menschliche Kriegführung für besser. Wieder auf den Orient übergehend, beklagte er, daß Österreich nicht dazu zu bringen sei, die Türkei zu opfern, was die beste Lösung vieler Fragen sein würde; es sei ihm jetzt ganz recht, wenn Rußland mit der Türkei ein Abkommen träfe über Besetzung einiger Punkte an den Dardanellen, damit hätte man ein Mittel, England mobil zu machen. Als das Gespräch sich den Reichslanden und den Wahlen daselbst zuwandte,

---

[1]) Am 20. Februar war der zweite Dreibundvertrag zu Berlin im Gartensalon des Kanzlers unterzeichnet worden.

[2]) Näheres über den im Text vielleicht durch Verkürzung mißverständlich (vgl. unter 24. März) wiedergegebenen Zusammenhang bei Pribram, a. a. O., I, S. 36 ff, 208 f.

erlaubte ich mir die Ansicht zu vertreten, daß Hohenlohe auch nicht der richtige Statthalter sei; vor allem sei er nicht der Mann der Tat, indolent und nicht orientiert, wie es im Lande aussähe. Ich suchte zu entwickeln, daß der Krieg voraussichtlich zum Ausbruch kommen würde durch gegenseitiges Wettrüsten, und daß es für uns von großem Wert sein würde, rechtzeitig den Kriegszustand in den Reichslanden eintreten zu lassen; bei weiterem Eingehen auf dieses Thema bat mich der Fürst, ihm darüber zu schreiben, und erklärte sich auch bereit, für gewisse Vorbereitungen Geld zu beschaffen. Mein Gesamteindruck war der, daß der Kanzler die Lage als sehr ernst ansieht, aber es doch nicht gern eingesteht.

1. März.

Ich glaube an feste Vereinbarungen Boulangers mit hochgestellten Russen wie Obrutschew und Konsorten; sie reden ihm zu, den Krieg zu versuchen, da sie ihn nicht im Stiche lassen würden, und haben mit letzterem gewiß recht. Die Stimmung in ganz Rußland ist gegen Deutschland so erregt, daß der Wille des Kaisers Alexander dagegen auf die Dauer doch nicht standhält. Erklärt Frankreich uns den Krieg, so kann der Zar kaum anders als Rüstungen befehlen, vielleicht Truppen an unserer Grenze versammeln, wenn er nicht sein Leben gefährden will. Mehr verlangen die Franzosen zunächst aber wohl nicht; sie hoffen, daß wir ansehnliche Kräfte im Osten stehen lassen müssen.

2. März.

Ich hatte bei mir eine Konferenz unter dem Vorsitz des Prinzen Wilhelm, um zum Besten der Stadtmission ein Reiterfest zustande zu bringen; leider mußten wir die Ausführung bis zum nächsten Winter vertagen, wir wollen aber als Komitee zusammenbleiben.

4. März.

Endlich einmal wird vom Hofe Ernst gezeigt; die Abgeordneten des Zentrums und der Fortschrittspartei, die sich bei Hofe gemeldet hatten, sollen nicht mehr eingeladen werden. Das hätte schon früher geschehen sollen; so sind die Betreffenden immer dreister geworden, fühlten auch, daß sie bei Hofe einigen Halt hatten, die vom Zentrum bei der Kaiserin, die vom Fortschritt beim Kronprinzen. Die Maßregel wird viel Aufsehen erregen, vom Kronprinzen auch sehr getadelt werden, der noch unlängst Herrn v. Forckenbeck mit Ostentation ausgezeichnet hat.

Kronprinz und Kronprinzeß betreiben wieder einmal stark die Versetzung des Prinzen Wilhelm in die Provinz. Früher hätte dies sehr viel Sinn gehabt, jetzt hat es gar keinen mehr, außerdem gibt auch der Kaiser niemals seine Einwilligung.

7. März.

In Bulgarien sind Unruhen.[1]) Man[2]) hat sie unterdrückt und eine Anzahl der Aufrührer erschießen lassen. Wir haben entschieden das Interesse, Rußland dort engagiert zu sehen; Österreich scheint dafür gewonnen zu sein, vor der Hand nichts zu tun, so daß zu hoffen ist, es gibt dort Verwicklungen, bei denen wir zunächst zusehen können.

11. März.

Mit dem Reichstage geht es ausgezeichnet. Das Septennat wurde glatt bewilligt, und deutliche Anzeichen sind vorhanden, daß das Zentrum in Auflösung begriffen ist. Ohne Frage hat Bismarck mit der von vielen getadelten Auflösung des Reichstages wieder einmal ein Meisterstück geleistet.

Allgemein hält man die Lage jetzt für friedlich und ist sehr vertrauensselig; ich halte sie für wenig geändert, wir hängen ganz allein vom guten Willen des Kaisers Alexander ab. Die Franzosen haben, wenn sie etwas warten, die Aussicht, sich bessere Chancen auf dem rein militärischen Gebiete zu schaffen. Recht bedenklich ist es, daß die Russen keine Neigung zeigen, nach Bulgarien zu gehen.

16. März.

Kronprinz Rudolf ist hier angekommen[3]) und wird überwiegend mit Prinz Wilhelm zusammen sein.

19. März.

Der Kronprinz von Österreich hatte mich bitten lassen, zu ihm zu kommen, ich war wohl eine halbe Stunde bei ihm. Er legte mir zahlreiche Fragen des Erzherzogs Albrecht vor, bezugnehmend auf unseren gemeinsamen Krieg gegen Rußland, fügte aber gleich hinzu, daß er wohl verstehe, wenn ich einige davon nicht beantworten würde. Vor allem wollte er gern wissen, mit wieviel Korps wir uns gegen Rußland wenden würden, wer kommandieren solle usw. Er teilte mir auch die Namen der drei österreichischen Oberbefehlshaber mit. Ich suchte mich so gut herauszuziehen als es ging,[4]) und hatte es insofern leicht, als ich ihm ver-

---

[1]) Infolge russischer Umtriebe.

[2]) Die vom Fürsten Alexander bei seinem Fortgange eingesetzte Regentschaft mit Stambulow an der Spitze.

[3]) Um an der Feier des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms teilzunehmen.

[4]) Vgl. o. S. 313, Note 1. — Gelegentlich der Sendung des Kronprinzen Rudolf nach Berlin, die an sich einen privaten Charakter trug (s. die vorige Note) hatte Erzherzog Albrecht in einer Denkschrift sich mißtrauisch gegenüber den Absichten der deutschen Politik geäußert, insbesondere auf die veränderten Aufmarschpläne, nach denen Deutschland im Osten nur mit wesentlich geringeren Kräften erscheinen würde, hingewiesen. Vgl. Pribram in der „Österreichischen Rundschau“ 1921, 2. Januarheft, S. 60.

sichern konnte, daß bei uns ganz feste Entschlüsse nicht möglich seien, weil wir nicht wissen, ob wir es erst mit Frankreich oder gleich mit Frankreich und Rußland zu tun haben werden, und ferner, daß in Personalfragen der Kaiser jetzt doch nicht zu Entscheidungen zu bringen sei, bei denen viele alte Generale übergangen würden. Im allgemeinen schien er aber sehr dankbar zu sein für alle Auskunft.

In der Diplomatie stehen wichtige Veränderungen bevor; Schweinitz soll von Petersburg fort,[1]) was gewiß sehr zweckmäßig ist; er wird nach Rom versetzt werden, Keudell, der sich als sehr wenig brauchbar erwiesen hat, muß den Abschied nehmen.

24. März.

Der Kanzler ist in den letzten[2]) Tagen besonders tätig gewesen, wozu die Anwesenheit so vieler Fürsten, namentlich des Großfürsten Wladimir[3]) und Kronprinzen von Österreich[4]) und vieler Abgesandter, wie z. B. des Kardinals Galimberti,[5]) besondere Veranlassung gab.

In Rußland ist man betriebsam, das Attentat[6]) gegen uns auszunutzen. Immer mehr tritt jetzt die Neigung hervor, uns als die Feinde anzusehen, die vor allem überwältigt werden müßten; man fängt sogar an, daraufhin mit Österreich zu kokettieren.

Sehr wichtig ist, daß das in diesem Sommer ablaufende Bündnis mit Österreich und Italien erneuert wurde.[7]) Jetzt will auch Spanien sich anschließen. Da England für gewisse Fälle, nämlich wenn es sich um Mittelmeerinteressen handelt, auch dazu gehört,[8]) so wird den Franzosen und Russen doch wohl der Mut fehlen, loszuschlagen. Es ist dies sehr schade, und ich hoffe noch immer auf irgendeinen übereilten Streich Boulangers.

Am kronprinzlichen Hofe, diesem Intrigenherde, geht es nach wie vor unruhig zu; nach meinem Gefühl bereitet sich wieder einmal eine Krisis vor. Familie Bismarck wünscht Seckendorff zu beseitigen, weil sie glaubt, er sei ihnen im Wege. Radolinski und Major v. Kessel befinden sich völlig im Bismarckischen Bannkreise, namentlich der letztere hat sich mehrfach beim [. . .] ertappen lassen. Als Hetzer steht auch hier wieder ungesehen der biedere Holstein dahinter.

---

[1]) Vgl. jedoch unter dem 16. April.

[2]) Aus Anlaß des Geburtstages Kaiser Wilhelms I.

[3]) Bruder des Zaren.

[4]) Vgl. den Bericht des Kronprinzen über seine Unterredung mit dem Kanzler bei Pribram, a. a. O., S. 64 ff.

[5]) Erklärte dem Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", daß die Kurie mit Annahme der neuen kirchenpolitischen Novelle den Kulturkampf als beendigt ansähe.

[6]) Auf den Zaren durch Studenten am 13. März.

[7]) 20. Februar.

[8]) Infolge eines Notenwechsels zwischen Salisbury und dem Grafen Corti vom 12. Februar („entente italo-anglaise"). Vgl. Pribram, a. a. O., I, S. 36 ff.

28. März.

Die Heiserkeit des Kronprinzen nimmt eher zu als ab, und trotzdem ist man noch geneigt, die Sache leicht zu nehmen; mir gefällt sie gar nicht.

29. März.

Im Osten scheinen neue Wolken aufzuziehen, diesmal werden wir sie nicht zerstreuen helfen. Das große Kunststück liegt in dem richtigen Benehmen Österreich gegenüber. Auf alle Fälle ist es wesentlich, wenn wir in dem beginnenden Kriege nicht gleich zu Anfang die Hauptrolle spielen müssen.

1. April.

Unsere Armeevermehrung tritt nun in Kraft; ich bin überzeugt, daß die Franzosen sie nicht hingehen lassen, ohne auch etwas zu tun, und habe Andeutungen, daß Truppenbewegungen in Algerien bereits begonnen haben. In Rußland naht eine Krisis. Giers ist augenscheinlich nicht mehr gewillt, eine Art Nebenregierung unter Katkows[1]) Führung zu dulden. Der Kaiser hat sich nicht energisch genug gezeigt oder vielleicht absichtlich laviert, so daß man nicht weiß, was seine eigentliche Absicht ist, ob er überhaupt eine feste Absicht hat. Ich glaube, die Leidenschaften sind in zu hohem Grade gegen uns erregt, als daß der Kaiser ohne weiteres eine deutschfreundliche Stellung offen einnehmen kann; an Drohungen durch Attentate oder Erfindungen solcher wird es nicht fehlen.

4. April.

Gestern war Roggenbach[2]) bei mir; ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, wußte aber, daß er sich sehr für Politik, namentlich unsere Entwicklung, interessiert und mit Kronprinz und Kronprinzeß, auch dem Großherzog und der Großherzogin von Baden in Beziehungen steht. Ohne Umschweife faßte er die Frage an, die er besprechen wollte; es handelt sich hauptsächlich um die künftige Stellung des Kronprinzen zum Kanzler. Meine Ansicht, daß der Kanzler nicht mit dem Kronprinzen zusammengehen wolle und deshalb jetzt absichtlich alles Mögliche tue, sich bei ihm und der Kronprinzeß unangenehm zu machen, teilt er nicht; er ist der Meinung, der Kanzler arbeite an dem Sturze der Kronprinzeß, und zwar in der Form, daß sie sich vom Kronprinzen trennen müsse. Ich entgegnete, daß letzteres nie zu erreichen sei, daß dann vielmehr der Kronprinz die Regierung niederlegen würde. Er stellte dies nicht völlig in Abrede,

[1]) Führer der Panslawisten.
[2]) Freiherr Franz v. R., der frühere badische Minister.

möchte aber gern einen Ausweg finden, diese Katastrophen zu verhindern. Er sieht den Hauptkonfliktspunkt in der noch immer nicht beendigten Angelegenheit des Prinzen Alexander von Battenberg und hofft ihn zu beseitigen, entweder, indem der Prinz sich anderweit verheiratet — was dieser aber natürlich ungern tun wird — oder indem Prinzeß Viktoria eine andere Wahl trifft; dies, meint er, würde vielleicht zu erreichen sein, wenn die Königin Viktoria die Verlobung ihrer preußischen Enkelin mit dem ältesten Sohn des Prinzen von Wales entrierte. Wie entschieden der Kanzler mit der Kronprinzessin gebrochen hat, entwickelte mir Roggenbach aus Unterredungen des ersteren, sowohl mit dem Großherzog von Baden als mit dem Prinzen von Wales; der Kanzler habe in den härtesten Ausdrücken über die Kronprinzessin gesprochen und ihr u. a. vorgeworfen, daß sie Landesverrat treibe, keine Spur von deutscher Gesinnung habe, die Religion angreife, allen Boden im Volke verloren habe, Zwietracht in der königlichen Familie anstifte und dergleichen mehr. Leider hat er nur zu sehr recht, und ich bin überzeugt, daß er völlig in der Lage ist, seine Anklagen zu beweisen. Interessant ist nur, daß er es ausspricht augenscheinlich in der Absicht, daß es weiter gegeben werden soll. Mir scheint darin doch noch der Versuch einer Warnung zu liegen. Roggenbach sagte ferner, daß die Trennung wahrscheinlich unvermeidlich sei, da wir Bismarck nicht entbehren könnten, es sei infolgedessen das Zweckmäßigste, wenn bald dazu geschritten, d. h. wenn der Kaiser sie anordnen würde. Ich halte dies für ganz aussichtslos. Ich brachte das Gespräch auf den Zustand, wenn der Kanzler einst nicht mehr am Ruder wäre. Der Nachfolger Bismarcks hätte dann hauptsächlich die Aufgabe, die Kanzlerstellung wieder auf jenes Niveau hinunterzudrücken, das um des kaiserlichen Ansehens willen allein möglich sei. Daß der Kronprinz sein Kaisertum mit Etikettenfragen, wie Name, Krönung usw., anfangen und sehr frühzeitig in Differenzen mit dem Fürsten kommen würde, war Roggenbachs bestimmte Meinung. Gott gebe, daß alle die trüben Aussichten sich nicht verwirklichen; wir müssen durch harte Kämpfe hindurch, werden sie aber schon erfolgreich ausfechten.

6. April.

In evangelischen Kreisen ist man recht besorgt für die Zukunft. Der Kanzler will den Kulturkampf durchaus zu Ende führen, und darin hat er gewiß recht; es ist aber zu fürchten, daß wir zuviel nachgeben, und daß die katholische Kirche weit davon entfernt ist, einen ehrlichen Frieden zu machen; schließlich sind wir doch übers Ohr gehauen. Leider lehnt sich der Kanzler gegen die Stimmung auf, die verlangt, die evangelische Kirche zu heben und unabhängig zu machen, also gegen die einzig richtige Art,

dem Katholizismus einen Damm entgegenzustellen. Es besteht die Sorge, Bismarck könne den Prinzen Wilhelm zu seinen Ideen bekehren. Ich habe den Prinzen lange nicht in Ruhe gesprochen, will nun aber eine Gelegenheit dazu suchen.

8. April.

Mein Geburtstag und Karfreitag. Ich entsinne mich nicht, daß schon einmal diese Tage zusammengefallen sind. Ich ging abends mit Marie und meiner Schwiegermutter zum Heiligen Abendmahl in der Werderschen Kirche. Möge Segen darauf ruhen. In besserer Weise kann ich ein neues Lebensjahr wohl nicht beginnen.

16. April.

Ich war beim Kaiser, um die Erlaubnis nachzusuchen, eine Rekognoszierungsreise nach Lothringen machen zu dürfen.

Im diplomatischen Dienst ist eine Verschiebung in Aussicht. Keudell in Rom ist genötigt worden, seinen Abschied zu nehmen; die böse Welt behauptet, es soll für den Grafen Rantzau[1]) ein Platz geschaffen werden. Zunächst schien es, daß Schweinitz aus Petersburg auch fort sollte, wenigstens hatte der Kanzler es dem Kaiser gesagt; dann trat aber eine Sinnesänderung ein.

18. April.

Immer weiter verbreitet sich die Ansicht, daß die Kronprinzeß stetig an Boden verliert. Niemand traut ihr und hat Lust, sich mit ihr einzulassen in der festen Überzeugung, daß sie trotz bester Dienste jeden mit leichtem Herzen fallen läßt, wenn sie ihn nicht mehr gebrauchen kann oder er ihr sonst nicht mehr paßt. Ebenso wird es allmählich den Menschen klar, daß der Kanzler mit ihr zusammen nicht denkbar ist; die Konsequenz hieraus zu ziehen, scheuen sich viele, wie denn Vorsicht und ängstliches Zurückhalten der Ansichten — wenn solche überhaupt vorhanden sein sollten — die Signatur der Zeit sind. Die Furcht vor dem Kanzler ist allgemein, seine Herrschaft also nahezu unumschränkt.

30. April.

Während meiner Reise[2]) spielte sich die Angelegenheit des bei Pagny verhafteten französischen Grenzkommissars Schnäbele ab. Ein beachtenswertes Anzeichen ist die hochgradige Erregung, die sich ganz Frankreichs bemächtigte, und die Parteinahme der gesamten russischen Presse für die Franzosen. Nach meiner Überzeugung wird unsere Stellung zu Rußland fortschreitend schlechter; auffallend ist es, wie dürftig wir über Rußland

[1]) Tatsächlich wurde Graf Solms-Sonnenwalde Keudells Nachfolger.
[2]) Nach Lothringen und dem Elsaß.

orientiert sind. Der Botschafter Schweinitz bleibt nun definitiv dort, der hiesige Botschafter Schuwalow scheint fortzukommen.

In den letzten Tagen wurden die Kirchengesetze im Landtage endgültig erledigt. Dem Kanzler ist es gelungen, seine Vorlage durchzubringen, und nun müßte eigentlich der leidige Kulturkampf beigelegt sein; wir sehen aber zur allgemeinen Überraschung das Zentrum weiterbestehen und dem Papst gegenüber in einer nicht offen auflehnenden, aber keineswegs zustimmenden Haltung. Ob dieser Zustand von Dauer ist, ob das Zentrum sich allmählich auflösen wird, kann zunächst wohl noch niemand vorhersagen. Ein neuer Papst z. B. kann die Sache wieder völlig anders anfassen. Ich freue mich, daß die Katholiken nicht dem Papste auf Kommando folgen; die Macht des Heiligen Vaters wäre sonst eine zu große, und seine Einmischung in unsere inneren Verhältnisse würde nie aufhören. Der Abschluß im Kulturkampf freut mich am meisten für den Kaiser, dem dieser von vornherein unangenehm war. Er wird die üblen Folgen des Friedens nicht mehr erleben; aber nicht viele Jahre werden vergehen, bis die evangelische Kirche genötigt ist, den Kampf aufzunehmen, um sich ihrer Haut zu wehren. Ich hoffe, Prinz Wilhelm bewahrt sich das Herz für unsere Kirche und führt den Kampf mit starkem Arme und klugem Kopf.

4. Mai.

Zum Tee bei den Majestäten. Ich mußte viel von meiner Reise erzählen. Die Kaiserin äußerte mir ihre Besorgnis, daß wir mit Österreich uns nicht auf dem richtigen Fuße befänden, was sie auf die jetzt einiges Aufsehen machenden Korrespondenzen betreffend Bosnien in der Zeit vor dem Türkenkriege[1]) bezieht. Mein Eindruck ist, daß Bismarck dem Grafen Andrássy, der sich wieder zu rühren anfängt, etwas schaden will. Dieser ist allerdings ganz der Mann, uns bald in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln.

12. Mai.

Prinz Wilhelm hat mich wiederholt gewarnt, daß gegen mich intrigiert würde; er hat ganz recht, und ich bin schon seit längerer Zeit aufmerksam. Augenblicklich ist das Kleeblatt Schlichting-Winterfeld-Lindequist[2])

---

[1]) Es handelt sich um die Polemik der „Norddeutschen Allg. Zeitung" gegen die von russischer Seite erhobene Verdächtigung, daß Deutschland 1877 Rußland um die Früchte seiner Orientpolitik gebracht habe, und um die Enthüllung des 1876 zwischen Rußland und Österreich getroffenen Abkommens über Bosnien in demselben Blatte.

[2]) Die Kommandeure der 1. Garde-Infanteriedivision, der Garde-Kavalleriedivision und des 1. Garde-Infanterieregiments.

(zu denen übrigens auch Hahnke nahe Beziehungen hat)[1]) ziemlich obenauf. Ich scheide gern aus meiner Stellung, wenn ein besserer dafür da ist. Daß Schlichting dieser Bessere aber nicht ist, obwohl ich gern zugebe, daß es sich bei ihm um einen gescheiten und gebildeten Mann handelt, darüber sind die meisten einsichtigen Leute einig; auch Albedyll sagte mir noch unlängst: „Solange ich etwas mitzusprechen habe, kann Schlichting nie in eine solche Stellung gelangen.“ [. . .]

Bei dieser Gelegenheit kam ich mit Prinz Wilhelm wieder einmal auf Albedyll zu sprechen. Es tut mir herzlich leid, zugeben zu müssen, daß die Anklagen des Prinzen zum Teil begründet sind. Albedyll läßt sich von seiner Frau[2]) sehr leiten, infolgedessen werden Leute protegiert, die nicht hoch in Achtung stehen; außerdem ist seine Macht immer mehr gestiegen, je schwächer der Kaiser wurde; der Kabinettschef erträgt kaum noch Widerspruch und ist umgeben von Leuten, die ihm den Hof machen. Seit den vorjährigen Differenzen wegen des Unionsklubs, und seit mein Verhältnis zum Prinzen Wilhelm ein freundschaftliches geworden ist, hat sich Albedyll allmählich von mir etwas zurückgezogen, wenigstens habe ich den Eindruck, daß er gegen mich nicht mehr so offen ist wie sonst. Blind ist er inbezug auf Prinz Wilhelm; er glaubt, daß dieser sich völlig mit ihm ausgesöhnt hat, das Gegenteil ist der Fall. [. . .]

Die Zahl[3]) meiner Gegner, zu denen auch Caprivi zu rechnen ist, hat sich ganz naturgemäß erheblich vermehrt durch alle die, welche über mein Verhältnis zum Prinzen Wilhelm Unbehagen empfinden. In erster Linie muß ich dazu Kronprinz und Kronprinzessin nebst Anhang zählen, dann das Haus Bismarck, vielleicht aber mit Ausnahme des Fürsten selbst, schließlich auch noch ein ganzes Heer von Liberalen, die mich als fanatischen Konservativen verketzern. Daß man meine Stellung beim Kaiser zu verderben sucht, ist ganz fraglos, es geht das aber nicht so leicht, und ich habe eine gute Stütze an der Kaiserin, die voller Güte und Zutrauen für mich ist. Ich denke, viel Feind, viel Ehr, und gehe meinen Weg furchtlos weiter.

13. Mai.

Daß man jetzt auch versucht hat, mich beim Kaiser zu verketzern, konstatiere ich mit Interesse. Vor einem halben Jahre ist eine neue Felddienstordnung vom Generalstabe und Kriegsministerium ausgearbeitet worden, gegen die Schlichting mit seinem Anhang natürlich sofort

---

[1]) Nachtrag. Generalleutnant v. H., damals Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade.

[2]) Eine Schwester des damaligen Generals à la suite v. Alten.

[3]) Nachtrag.

Opposition machte. Eine Prüfungskommission, der er sowohl wie Winterfeld — auf meinen besonderen Wunsch — angehörten, hat die Ordnung mit einigen Veränderungen, aber unter Festhaltung der Grundprinzipien angenommen trotz des Widerstandes der beiden Herren, die nun die kaiserliche Sanktion hintertreiben möchten. Sehr geschickt, aber nicht anständig log man dem Monarchen vor, der Generalstab habe ein neues Exerzierreglement für die Infanterie ausgearbeitet; man wußte wohl, daß der alte Herr dies sehr übelnehmen würde, was auch der Fall war. Leider hat ihm niemand gesagt, daß es sich um eine nichtswürdige Erfindung handelte. Daß der Kaiser etwas gegen mich hat, ist mir schon seit längerer Zeit nicht entgangen.

Unlängst sagte mir Prinz Wilhelm, er würde nach England zum fünfzigjährigen Jubiläum der Königin Viktoria gehen und habe den Kaiser, der ihm einen Generalleutnant beigeben wolle, gebeten, mich dazu zu bestimmen. Der Kaiser habe aber erwidert, ich sei in der jetzigen Zeit nicht gut abkömmlich; darauf sei Generalleutnant v. Hahnke bestimmt worden. Mich freute dieser neue Freundschaftsbeweis des Prinzen sehr; es ist mir aber nicht klar geworden, ob die Ablehnung meiner Person vom Kaiser selbst ausgegangen ist und wirklich auf Grund der ernsten Zeit. Dies letztere ist doch nicht stichhaltig, denn wie könnten der Kronprinz und Prinz Wilhelm nach England reisen, wenn kriegerische Verwicklungen nahe zu sein schienen, und warum sollte ich nicht, wenn diese reisen können, auf acht Tage Berlin verlassen?! Es heißt aufmerksam sein.

15. Mai.

Das Kronprinzenpaar ist aus Ems wieder zurück; leider hat die Kur dem Kronprinzen gar nichts geholfen. Es soll nun hier eine Operation folgen, die an sich ganz unbedenklich ist, aber doch noch längere Zeit Schonung verlangt. Man teilt mir mit, ich würde beim Reichskanzler und somit auch in weiteren Kreisen als Führer der sogenannten Kriegspartei angesehen, und zwar mit wenig wohlwollenden Augen, da der Kanzler den Krieg durchaus vermeiden wolle. Ich werde es nun bald selbst glauben, daß ich ein ganz schlechter Mensch bin; was wird mir nur demnächst vorgeworfen werden?

18. Mai.

Das Ministerium Goblet tritt zurück, hat übrigens auch für französische Verhältnisse lange gedauert. Die große Frage ist, ob Boulanger dem neuen Ministerium angehören wird. Ich halte das für wahrscheinlich.

21. Mai.

Manche halten das Leiden des Kronprinzen für ernst. Seine Stimmung ist sehr schlecht; er ist mutloser als je, und auch die Kronprinzessin scheint sich jetzt vor der Zukunft zu fürchten. Interessant ist es zu sehen, wie bei gewissen klugen Leuten sofort die Wertung des Prinzen Wilhelm sich ändert; schimpften sie gestern noch auf ihn, fanden sie ihn herzlos, unbedachtsam und ich weiß nicht was alles, so ist er heute ein fester Charakter und für die Zukunft vielversprechend.

22. Mai.

Der Kronprinz ist in der Tat bedenklich krank; es besteht die Befürchtung, daß das Leiden krebsartig ist; eine schwere Operation steht in Aussicht. Um 8 Uhr fuhr Prinz Wilhelm bei mir vor, um die Wohnung Professor Bergmanns zu erfragen; er nahm mich mit in den Wagen, und ich wartete den Erfolg des Besuches ab. Bergmann nimmt die Krankheit des Kronprinzen sehr ernst und glaubt, bestenfalls würde die Stimme verloren sein; hält aber auch einen tödlichen Ausgang für möglich.

23. Mai.

Begreiflicherweise ist die Aufregung allgemein. Der Kanzler steht vor einer völlig neuen Konstellation; wenn er bisher darauf gerechnet hatte, sich mit dem Kronprinzen einzurichten und, um dies zu können, die Kronprinzeß, nachdem ein Pakt mit ihr nicht gelungen, zu beseitigen, muß er nun darauf gefaßt sein, mit dem Prinzen Wilhelm zu gehen. Nach meiner Überzeugung ist das aber nicht durchführbar. Der 28jährige, lebhafte und ehrgeizige Prinz und der 72jährige Kanzler!

24. Mai.

Ein englischer Arzt nimmt das Leiden des Kronprinzen leichter, infolgedessen herrscht sehr frohe Stimmung.

31. Mai.

Heute war ich im Auswärtigen Amt und habe mich mit Herrn v. Holstein wieder auf den früheren freundschaftlichen Fuß gestellt; dritte Personen schienen ein Interesse an dieser Aussöhnung zu haben und behaupten, es lägen Mißverständnisse vor; dies ist ja wohl möglich, ich habe also gern die Hand geboten und den Eindruck gehabt, daß Holstein ein Stein vom Herzen fiel.

1. Juni.

Der Sturz Boulangers ist nun definitiv, sein Nachfolger Ferron scheint gleich energisch aufgetreten zu sein.

4. Juni.

Heute früh hatte ich Vortrag beim Kaiser; er war erst in der Nacht von Kiel zurückgekehrt und gar nicht angegriffen. Albedyll machte einen höchst mißgestimmten Eindruck, ich erfuhr auch bald die Ursache. Prinz Wilhelm ist in Kiel à la suite des Seebataillons gestellt worden, was ihn ungeheuer erfreut hat; um dies zu verstehen, muß man seine Passion für die Marine kennen. Prinz Heinrich bat den Kaiser direkt, und dieser ging darauf ein, ohne mit Albedyll Rücksprache zu nehmen. Natürlich nahm auch der Kronprinz die Ernennung wieder übel, weil er selbst nie diese Uniform gehabt hat. Albedyll wird — so klagen jetzt viele — immer unfehlbarer und herrschsüchtiger und zieht sich natürlich immer mehr Feinde zu.

6. Juni.

Seit Wochen schon besteht eine Differenz wegen der Reise nach England zum Jubiläum der Königin. Diese wünscht den Prinzen Wilhelm mit ganz kleinem Gefolge, während der Kaiser ihm einen General mitgeben will; die Kronprinzeß nimmt natürlich dabei immer die Partei der Mutter. Nun soll in Anbetracht des leidenden Zustandes des Kronprinzen der Prinz Wilhelm den Kaiser vertreten, der Kronprinz aber auch nach England reisen, um sich dort der Kur des Dr. Mackenzie zu unterwerfen. Wutausbrüche der Kronprinzessin, Proteste, Telegramme nach allen Seiten; mehrfach telegraphiert die Königin Viktoria über die Zahl der Adjutanten des Prinzen Wilhelm! Vernünftige Menschen sollten es wirklich nicht glauben, aber es ist so. Der Refrain von allem bleibt immer, daß Prinz Wilhelm von seinen Eltern unfreundlich behandelt wird, und natürlich sich ihnen immer mehr entfremdet.

Gestern war ich abends im Marmorpalais bei Prinz und Prinzessin Wilhelm. Ich promenierte längere Zeit mit der Prinzeß allein, und wir kamen sogleich auf den Ernst der Situation zu sprechen. Über das Leiden des Kronprinzen gehen die Ansichten mehr auseinander als je. Viele Momente weisen allerdings darauf hin, daß Dr. Mackenzie ein sehr gewandter Schwindler ist.

Die Prinzeß Wilhelm ist eine aufrichtige, vortreffliche Frau; sie sprach mir gewiß ihre wirkliche Ansicht aus, wenn sie sagte, daß sie dem Kaiser von Herzen noch ein langes Leben wünsche und daß sie fürchte, Prinz Wilhelm sei für die Krone noch zu jung. Ich erklärte ihr, der Prinz könne

gewiß in jugendlicher Hast mancherlei versehen, er werde aber in summa die Sache schon machen und durch viele gute Anlagen darin unterstützt.

Ein großer Genuß war es mir, im engen Kreise des Hofes einige Stunden zuzubringen. Man fühlte sich wie im Kreise einer Familie, in dem nichts von steifer Etikette, nichts von höfischer Falschheit, nichts von Feindschaften zu merken ist; besonders günstig war der Eindruck, unter vornehmen, d. h. vor allem vornehm denkenden Damen zu sein. Da paßt die Gesellschaft von [...], die in Berlin die erste Rolle spielen, in der Tat nicht hinein.

25. Juni.

Ich war zwei Tage in Kreisau und fand den Feldmarschall recht wohl. Natürlich ist auch er in den letzten Jahren gealtert und hat an körperlicher Rüstigkeit eingebüßt. Er spricht gern davon, sich ganz zur Ruhe zu setzen und ist wohl auch entschlossen, auf keinen Fall länger zu bleiben als der Kaiser am Leben ist. Er ist gleichmäßig freundlich und voller Vertrauen zu mir.

Oktober.[1])

Nach einer von Kaiserslautern aus begonnenen Generalstabsreise stieg ich am 27. August früh $2^1/_2$ Uhr in den Orientexpreß, um nach Wien zu fahren. Es war schon seit langer Zeit mein Wunsch gewesen, etwas von der österreichischen Armee zu sehen, ich hatte allerdings Bedenken, ob der Reichskanzler einverstanden sein würde. Für wahrscheinlich hielt ich, daß er sagen würde, es sei zu früh, darüber zu entscheiden, und vielleicht auch, es wäre ihm der Russen wegen nicht recht. Herbert Bismarck war derselben Meinung, übernahm es aber, den Kanzler zu fragen. Zu unserem Erstaunen antwortete dieser, es sei ihm sehr recht, nur müsse die Einladung vom Kaiser Franz Joseph ausgehen; würde von uns der Wunsch ausgesprochen, so könnten die Österreicher, die leicht argwöhnisch seien, glauben, wir wollten sie inspizieren, dies müsse vermieden werden. — Darauf hin wurde die Sache weiter betrieben und endigte so, daß Kaiser Franz Joseph bei seinem Besuche in Gastein den Kaiser Wilhelm fragte, ob er mich einladen dürfte, worauf dieser erwiderte, daß er sich über diese Einladung sehr freue.

Am 4. September traf ich in Berlin wieder ein, zog mich schnell um und begab mich ins Palais. Der Kaiser ließ mich gleich hereinkommen; er saß am Schreibtisch und klagte sehr über Schmerzen, die er sich durch einen Fall beim Paradediner zugezogen hatte; er war sehr betrübt, daß er dadurch das Manöver des I. Armeekorps versäumen mußte.

---

[1]) Ohne Angabe des Tages.

Nachher konnte ich mich noch gerade beim Feldmarschall melden, wieder umziehen und einige Geschäfte erledigen, dann war es Zeit, zum Bahnhof zu fahren, um in Begleitung des Prinzen Albrecht nach Königsberg zum Manöver abzureisen. Der Prinz war beauftragt worden, den Kaiser zu vertreten. In Königsberg war man natürlich sehr enttäuscht, und der Prinz hatte es nicht leicht, die Rolle des Vertreters zu spielen. In jeder Ansprache mußte er das Bedauern hören, daß der Kaiser ihn an seiner statt hätte senden müssen. Der Prinz machte seine Sache aber vortrefflich, gewann stündlich in den Augen der Königsberger und wurde schließlich sehr gefeiert. Er hat stets eine vornehme Haltung, sieht zu Fuß wie zu Pferd vortrefflich aus, macht geschickt Konversation, und hat nicht das leutselig sein sollende, aber [. . .] Wesen des Kronprinzen. Eine große Suite begleitete den kaiserlichen Vertreter. Aus ihrer Mitte machte sich Winterfeld sogleich als militärischer Ratgeber an den Prinzen heran und ließ ihn bis zum Schluß nicht aus den Fingern. Da bei den großen Manövern mein Platz stets beim Kaiser ist, blieb ich nun auch beim Prinzen, Albedyll sagte mir nachher, daß dies ganz richtig und der Wille des Kaisers gewesen sei. So fand ich Gelegenheit, mir Winterfeld genauer zu betrachten. Ich kann bezeugen, daß er dem Prinzen gegenüber nur ungünstige Urteile gefällt hat; er hat auch nicht das geringste beim I. Armeekorps gelobt, sondern nur scharf und meist nach ganz oberflächlichem Urteil getadelt und den Stab über Personen gebrochen, die er kaum einmal gesehen hatte. Dieser Mann will Chef des Militärkabinetts werden!

Ich besuchte den Grafen Herbert Bismarck; er teilte mir vertraulich mit, daß der Besuch des Herrn Crispi in Friedrichsruh[1]) zu einem festen Anschluß Italiens an uns im Falle eines Krieges gegen Frankreich geführt, und daß Crispi den Wunsch ausgesprochen habe, deswegen schon jetzt Besprechungen von Militärs statthaben zu lassen. Dem Kanzler sei dies ganz recht, er habe in der Sache an den Kaiser geschrieben, sei aber noch ohne Antwort. Am 20. während eines Diners erzählte Herbert mir weiter, Crispi habe den Wunsch, daß der offizielle Vorschlag zu derartigen Besprechungen von uns ausgehen solle, Solms[2]) sei angewiesen worden, die Sache in Rom anzuregen; zunächst müsse natürlich das strengste Geheimnis gewahrt werden. Die Schweiz wolle unter allen Umständen neutral bleiben, an einen Durchmarsch dürfe nicht gedacht werden. Voraussichtlich würden italienische Offiziere nach Berlin kommen.

---

[1]) Die Memoiren Crispis (herausgegeben von seinem Neffen Palamenghi-Crispi, Deutsch von Wichmann 1912) widmen diesem Besuch ein besonderes Kapitel.

[2]) Der deutsche Botschafter in Rom Graf S.

21. Oktober.

Alle Nachrichten weisen darauf hin, daß die Stimmung in Rußland gegen uns beharrlich schlechter wird. Man ist darüber einig, daß wir der Gegner sind, der zunächst und vor allen Dingen zu bekämpfen ist. Ebenso wie die Franzosen sind die Russen außer sich über den Besuch Crispis in Friedrichsruh; sie fühlen sich doch wohl auch zusammen nicht stark genug, den Kampf zu versuchen. Leider wollen wir ihn auch jetzt nicht herbeiführen.

Daß Prinz Wilhelm so sehr an Potsdam festhält, ist nicht gut. Die Eltern, der Kanzler und Albedyll versuchten den Kaiser zu bewegen, ihn von dort zu entfernen, womöglich in die Provinz zu schicken, aber vergeblich. Nun sollte wenigstens eine Versetzung nach Berlin erfolgen, das 2. Garderegiment war für ihn offen gehalten worden; aber auch dies schlug fehl. Der Kaiser hätte eine ansehnliche Summe aufwenden müssen, um Bellevue[1]) wohnlich herzustellen, wozu er keine Lust spürte; die Hauptsache blieb aber, daß der Prinz selbst den Kaiser bat, ihn noch in Potsdam zu belassen. Er müßte aber jetzt sein Regiment abgeben und die Führung einer Division übernehmen; er wird bald 29 Jahre, es ist daher wahrlich Zeit, daß er weiter kommt, vor allem in eine ernste und verantwortliche Tätigkeit.

31. Oktober.

Gestern kam Graf Bismarck zu mir, um mitzuteilen, daß die Italiener einen Vorschlag des Feldmarschalls über eine gemeinsame Kriegführung gegen Frankreich erwarteten, und daß erst danach Offiziere hierher kommen sollten.

3. November.

Kaiser Alexander scheint auf der Rückreise von Kopenhagen einen Besuch in Berlin machen zu wollen. Vor allen Dingen ist es nötig, daß unser Kaiser erst wieder völlig gesund ist, da ein solcher Besuch ihn ungemein aufregt. Politisch verspreche ich mir wenig Nutzen; aus dem Herzen kommt der Besuch nicht, und ich bezweifle auch, daß der Kaiser die Stimmung in Rußland völlig ändern kann; er muß nun schon mit dem Strom schwimmen. Zu befürchten ist nur, daß wir uns durch freundliche Worte täuschen lassen.

7. November.

Heute kam Prinz Wilhelm schon um 11 Uhr zu mir; er erzählte, daß die Nachrichten vom Kronprinzen in der Tat schlecht seien, und daß er auf Befehl des Kaisers noch heute nach San Remo reise, um die Wahrheit

[1]) Das am Berliner Tiergarten gelegene Schloß.

über den Zustand seines Vaters zu erfahren. Der Kronprinz ist tief zu bedauern; mit einem Schlage sind die Hoffnungen, denen er sich seit einiger Zeit hingab, zerstört. Daß Prinz Wilhelm nach San Remo geht, finde ich nicht richtig. Helfen kann er doch nichts, und gegen den Willen der Mutter kommt er nicht durch, wenn er den englischen Arzt beseitigen will; es wird heftige Szenen geben und den schon beklagenswerten Vater noch mehr aufregen.

8. November.

Heute war Kapitän zur See Seckendorff, Begleiter des Prinzen Heinrich, bei mir; er kam im Auftrage des Prinzen, der eilig nach Darmstadt abgereist ist, aber von seinem Bruder gebeten war, über Angelegenheiten der Marine mit mir zu sprechen; er hatte nun Seckendorff beauftragt, dies zu tun. Ich erfuhr, daß sich in der Marine allmählich eine große Verstimmung gegen Caprivi, den Chef der Admiralität, entwickelt hat. Er habe sich kein Vertrauen zu erwerben gewußt; man glaube, er sei auf falschem Wege und müsse langsam die Marine ruinieren; außerdem, und dies war mir völlig neu, behandle er den Prinzen Heinrich schlecht. Ich kenne leider von den urteilsfähigen Marineoffizieren so wenige, daß ich mich bisher nie habe nach den Zuständen erkundigen wollen. Daß Caprivi Gegner haben würde, war von vornherein anzunehmen; es schien aber doch, als hätte er sich überall eine sehr geachtete Stellung erworben, und als erkenne man seine große Tüchtigkeit an. Das Schlimme ist, daß die Marine unter ihren ältesten Offizieren keinen Kandidaten für die Admiralität aufzuweisen hatte, daß man also einen General ernennen mußte. Caprivi hat die Stellung ungern übernommen, und ich weiß, daß er sie gern wieder abgeben würde. Sollte Prinz Wilhelm so scharf ins Zeug gehen, daß Caprivi etwas merkt, so nimmt dieser sofort seinen Abschied, und was dann? Die Marine darf natürlich nicht zurückgehen. Ich will mich nunmehr um diese Angelegenheiten mehr kümmern und versuchen, mir ein Urteil zu bilden. Daß Caprivi gegen den Prinzen Heinrich unfreundlich ist, tut mir sehr leid, und ich finde es auch unrecht. Der Prinz ist ein herzensguter, pflichttreuer Mensch, der sich bei seinen Kameraden den Ruf eines tüchtigen Offiziers erworben hat.

14. November.

Prinz Wilhelm ist heute aus San Remo wieder hier eingetroffen; nachdem er den Kaiser sowie Graf Stolberg und Albedyll gesprochen hatte, kam er zu mir. Die schlechten Nachrichten erhielten nun ihre volle Bestätigung. Der Zustand des Kronprinzen ist hoffnungslos; selbst eine Operation kann sein Leben nur kurze Zeit fristen. Er soll die volle Wahr-

heit wissen und dem Tode wie ein Held entgegensehen. Prinz Wilhelm war voller Bewunderung für den Vater, dagegen erschüttert über dessen trauriges Schicksal und tief gekränkt durch das Benehmen der Mutter; sie hat ihn anfangs gar nicht sehen wollen, sodann ihn zu hindern versucht, den Vater und die Ärzte zu sprechen. Er sagte: „Sie hat mich behandelt wie einen Hund."[1]) Wie er mir erzählt, hat der Kaiser bestimmt, daß er sogleich nach Berlin übersiedelt und hier ein Kommando erhält, auch nunmehr in die Geschäfte eingeführt wird. Ich finde es falsch, ihm hier eine Brigade zu geben; es ist dringend notwendig, daß er eine Division erhält, die eine verantwortliche, anhaltende und lehrreiche Tätigkeit bietet. Gott wolle dem Kronprinzen ein baldiges und leichtes Ende schenken. Eine kümmerliche Existenz mit herausgeschnittenem Kehlkopf wäre schrecklich, nicht minder aber ein langsames Absterben an diesem furchtbaren Leiden. Ebenso wolle Gott das harte Herz der Kronprinzessin erweichen!

Wie ich höre, ist der Kanzler von seiner Idee, uns mit Rußland gut zu stellen, gründlich geheilt; leider kommt die Erkenntnis spät, er hat die Chancen, Rußland im Orient zu engagieren, nicht allein vorübergehen lassen, sondern sie versäumt; wahrscheinlich kehren sie nie wieder. Er war übrigens schon längere Zeit mißtrauisch, während der Sohn noch sehr rosenfarben sah. Der Kanzler beabsichtigt, dem Zaren gründlich die Wahrheit zu sagen, das gleiche will auch unser Kaiser tun. Unlängst hat Bismarck vom Kaiser Alexander gesagt: „C'est un faux bonhomme."

16. November.

Gestern abend kam Prinz Wilhelm direkt von Herbert Bismarck zu mir und brachte mir eben aus Rußland eingegangene Depeschen zur Durchsicht mit. Es handelt sich um weitere Nachrichten über Dislokationen, Transport von Kriegsmaterial nach Westen usw., deren Bedeutung der Prinz sofort erkannt hatte. Sind die Nachrichten genau, so rechnet man in Rußland auf den Ausbruch des Krieges zu Anfang des nächsten Jahres. Wir gingen in mein Bureau, und ich konnte dem Prinzen auf meinen Karten die Bedeutung der russischen Maßregeln erläutern. Erfreulich war es zu sehen, wie frisch und unerschrocken er ist. Es fällt auf, daß Kaiser Alexander gerade jetzt hier einen Besuch macht; ich erkläre es mir so, daß die Maßregeln schon vor längerer Frist von ihm genehmigt sind, und daß er über die Zeit der Ausführung und den Umfang gar nicht informiert ist. In Kopenhagen[2]) pflegt er sich von Geschäften

---

[1]) Vgl. jedoch die vom Hofstaatssekretär R. Dohme überlieferte Äußerung der Kaiserin Friedrich, „Deutsche Revue", März 1922, S. 251.

[2]) Die Zarin Maria Feodorowna war die frühere dänische Prinzessin Dagmar, eine Schwester König Christians IX.

beinahe ganz fern zu halten; da das nun diesmal ungewöhnlich lange gedauert hat, so sind die Minister auf sich selbst angewiesen, und soll geschäftliche Anarchie herrschen, aus der aber unsere Gegner Nutzen ziehen.

17. November.

Gestern habe ich nach reiflicher Überlegung der russischen Rüstungsnachrichten dem Feldmarschall dahin Vortrag gehalten, daß nach meiner vollsten Überzeugung Rußland die Absicht hat, etwa im Frühjahr loszuschlagen. Da w i r völlig fertig sind, so ist es konsequent, wenn wir uns nunmehr schnell zum Kriege entschließen. Wahrscheinlich können wir durch festes Auftreten, d. h. durch die bestimmte Erklärung, daß wir sofort die Armee mobilisieren, auf den Zaren Eindruck machen, wenn nicht, so müssen wir entschlossen vorgehen. Österreich sieht sich durch die russischen Rüstungen ebenso, ja eigentlich noch mehr bedroht als wir und ist sich, wie ich glaube, klar darüber, daß es Ernst wird. Ein Winterfeldzug in Polen ist kein Vergnügen, bietet aber uns, die wir angreifen wollen, die Chancen, daß die Flußübergänge leichter zu bewerkstelligen sind, worauf bei unserer Offensive viel ankommt. Die Schwierigkeit liegt natürlich in dem hohen Alter und der Gebrechlichkeit des Kaisers. Ich vermute, daß meine Wünsche nicht in Erfüllung gehen; die Folge aber ist, daß wir im Frühjahr Krieg haben unter wesentlich schlechteren Bedingungen. Nachdem ich mit dem Feldmarschall gesprochen und seine volle Zustimmung gefunden hatte, ging ich zu Herbert Bismarck, der mich aufmerksam anhörte und mir dann erklärte, sogleich zu dem am 15. abends angekommenen Kanzler sich begeben zu wollen. Von hier ging ich zum Kriegsminister, den ich ungläubig hinsichtlich eines nahen Krieges fand, hauptsächlich, weil der Kaiser dafür nicht zu haben sei; er versprach aber, mich bei Anträgen zwecks Erhöhung unserer Schlagfertigkeit, namentlich durch den Ausbau unserer östlichen Eisenbahnen, zu unterstützen

Nachmittag kam wiederum Prinz Wilhelm; er war eben beim Kanzler gewesen und hatte mit ihm über die russischen Angelegenheiten gesprochen; dieser hatte gerade Schuwalow bei sich gehabt und auf Grund meiner Besprechung mit Herbert gründlich heruntergerissen; u. a. sagte er ihm: „Ihr habt uns nach Wien genötigt, im vorigen Jahre nach Rom,[1]) jetzt werden wir nach Konstantinopel gehen und Euch schließlich noch die

[1]) Gemeint sind die Bemühungen Bismarcks um das Zustandekommen des zweiten Dreibundvertrages, wobei er den italienischen Wünschen entgegenkam und auf das Wiener Kabinett in dieser Richtung einen Druck ausübte. Authentisches über die diesbezüglichen Verhandlungen im Jahre 1886 jetzt zum ersten Male bei Pribram, a. a. O., Bd. I, S. 172—189, und in: Die große Politik der europäischen Kabinette (1922), Bd. IV, S. 184 ff.

Chinesen auf den Hals hetzen." Schuwalow soll abgezogen sein wie ein geprügelter Hund.

Es sind jetzt Unterhandlungen im Gange, dem Prinzen Wilhelm unter Umständen die Vertretung des Kaisers zu sichern. Das wird in San Remo nicht leicht durchgehen, muß aber geschehen. Ich habe dem Prinzen geraten, den Kaiser zu bitten, bei allen Vorträgen zugegen sein zu dürfen; dabei lernt er am meisten und kommt so in die Geschäfte hinein, daß er sie, wenn nötig, sogleich übernehmen kann. Albedyll wird dies natürlich sehr unbequem sein.

18. November.

Heute kamen die russischen Majestäten an; Prinz Wilhelm war ihnen bis Wittenberge entgegengereist. Empfang auf dem Lehrter Bahnhof. Ich hatte den Ehrendienst beim Thronfolger und fuhr während des Tages mit ihm und seinem Bruder, dem Großfürsten Georg, im Wagen; er ist etwas gewachsen, seit ich ihn vor zwei Jahren in Petersburg sah, aber doch noch immer sehr klein und nichts weniger als hübsch, auch etwas linkisch in seinen Manieren; er gewinnt aber in der Unterhaltung und scheint mir ganz guten Verstand zu haben. Großfürst Georg war höchst verlegen. In der Botschaft erwartete unser Kaiser die russischen Majestäten und blieb wohl eine halbe Stunde. Um 1/24 kam Bismarck zum Zaren und blieb eine gute Stunde bei ihm. Ich fürchte, es ist schwerlich noch etwas zu machen, und hoffe, daß wir uns nicht mit Redensarten abspeisen lassen.

Heute früh hat Prinz Wilhelm die Order erhalten, die ihm in Fällen der Behinderung des Kaisers die Vertretung gibt. Das wird großes Aufsehen machen. Der Kronprinz ist durch den Reichskanzler in Kenntnis gesetzt.

19. November.

Erfreulicherweise sind bei der Anwesenheit des Prinzen Wilhelm in San Remo Vater und Sohn sich näher gekommen. Der Prinz lernte seinen Vater als einen edlen Charakter kennen, und diesem tat es wohl, mehr Herz zu finden, als er bisher gespürt hatte. Traurig dagegen ist es, wie alle Nachrichten darin übereinstimmen, daß die Kronprinzessin sich entsetzlich egoistisch und rücksichtslos gegen den kranken Kronprinzen benimmt.

Während noch gestern — wie ich aus bester Quelle weiß — die eingeweihten Russen die größte Besorgnis hatten, es könne zum Kriege kommen und Schuwalow seinen Posten niederzulegen beabsichtigte, weil er die Verantwortung dafür nicht tragen wollte, herrscht heute allgemeine Zufriedenheit. Nach der Audienz des Kanzlers beim Zaren

fuhr jener zum Kaiser und erwirkte die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens an Schuwalow — eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung. Alle Russen hier glauben an ruhigere Zeiten. Auch der Kanzler hofft auf einen gewissen Erfolg. Wenn ich zu seinem entschiedenen Auftreten beigetragen habe, so kann ich darin kein Verdienst sehen, denn der Friede ist nur vorläufig erhalten, unsere Chancen aber werden nicht besser.

20. November.

Heute schickte mir Prinz Wilhelm einen Brief von Albedyll, worin dieser mitteilt, daß der Kaiser die Ernennung des Prinzen zum General und seine Versetzung nach Berlin rund abgeschlagen habe. Albedyll bedauert es sehr; nach seiner Meinung hat der Kaiser vielleicht das Gefühl gehabt, der Kronprinz könne durch die Vertretungsangelegenheit verletzt sein, und wollte diesen nicht weiter reizen. Ich vermute, der Prinz wird sehr enttäuscht sein; ich schrieb ihm, wahrscheinlich wirkten gegen ihn Kräfte, die wir bisher noch nicht kennen, und riet, ruhig zu warten, bis die Kaiserin kommt; vielleicht weiß sie Bescheid oder interessiert sich für die Sache.

Dringende Geschäfte führten mich zum Kriegsminister; ich fand ihn zum ersten Male etwas mutlos und seiner Stellung gründlich überdrüssig. Außer fortdauernden Reibungen mit dem Kanzler ist es leider eine Differenz mit dem Prinzen Wilhelm, die den Minister sehr verstimmt. Der Prinz hat, jedenfalls etwas unbedachtsam, sich abfällig über unser Gewehr und das neue Infanteriegepäck geäußert, was man leider Bronsart wieder erzählte. Ich habe versucht, ihn zu beruhigen, da er dringend bei guter Laune erhalten werden muß. Er ist unbedingt ein ausgezeichneter Kriegsminister.

22. November.

Der Kanzler reist heute nach Friedrichsruh zurück; er ist in der Tat sehr zufrieden mit dem Zaren; erklärt allerdings, erst die Zukunft könne zeigen, ob dieser in der Tat mit uns gut stehen wolle. Kaiser Alexander hat behauptet, gegen uns habe er nichts, wohl aber beständen große Differenzen mit Österreich, aus denen wohl einmal eine Katastrophe folgen könne.

Ich traf den Prinzen Wilhelm im Auswärtigen Amt, der auch meiner Ansicht ist, daß besondere Einflüsse gegen seine Versetzung nach Berlin am Werke gewesen sind. Der Kanzler hat die Kaiserin selbst im Verdacht. Albedyll hat ihm übrigens versprochen, die Sache nach einiger Zeit wieder aufzunehmen.

23. November.

Herbert Bismarck, mit dem ich heute lange sprach, meinte, es sei vielleicht möglich, Österreich mit Rußland allein Krieg führen zu lassen; ich suchte ihm dies zu widerlegen. Wir sind gehalten, Österreich beizustehen, wenn es angegriffen wird; wollten wir dabei warten, bis österreichisches Gebiet betreten ist, so kämen wir leicht zu spät. Österreich würde nach einer verlorenen Schlacht wahrscheinlich bald Frieden machen, und wir hätten dann die ganzen Russen auf dem Halse. Rüsten beide Staaten ernstlich, so müßten wir es auch tun und schnell bei der Hand sein. Daß Österreich Rußland angreifen wolle, ist barer Unsinn, es würde so etwas wahrlich nur im Zustande der Notwehr tun.

24. November.

Großes Aufsehen machen Mitteilungen der „Kölnischen Zeitung".[1]) Aus der Unterhaltung Bismarcks mit dem Kaiser Alexander soll hervorgegangen sein, daß diesem mit Hilfe gefälschter Briefe die Ansicht beigebracht worden ist, Bismarck spiele doppeltes Spiel, namentlich in der bulgarischen Frage. Die Familie Orleans soll bei diesem Schwindelmanöver die Hauptakteure stellen.[2]) Auch ein gewisser Kreis unserer Hofgesellschaft wird angegriffen.[3])

Es wird immer klarer, daß Rußland gern mit Österreich Krieg führen will und den Bruch herbeizuführen sucht. Selbst der friedliebende Giers wird unfreundlich gegen Österreich.

25. November.

Heute war der Botschafter Prinz Reuß bei mir; er kommt von Amsterdam, hat sich hier über die Situation informiert und will nach Friedrichsruh zum Kanzler, um sich Instruktion zu holen. Er sieht die Lage so ernst an wie ich; die Österreicher wollen, wie ihm eben geschrieben war, nichts tun, sondern erwarten, daß wir ihnen sagen, was sie tun sollen.

---

[1]) Am 22. November. Die gefälschten Schriftstücke, auf die der Artikel der „Kölnischen Zeitung" anspielte, wurden am 31. Dezember im „Reichsanzeiger" veröffentlicht. Es handelt sich um drei angebliche Briefe des Fürsten Ferdinand von Bulgarien an die Gräfin von Flandern (Gemahlin des Bruders Leopolds II. von Belgien, Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern) und ein Schreiben des Botschafters Prinzen Reuß an Fürst Ferdinand, sämtlich abgedruckt im „Staatsarchiv", Bd. 48, S. 110 ff. Vgl. auch: Die große Politik der europäischen Kabinette (1922), Bd. V, S. 338 ff.

[2]) Am 2. Dezember veröffentlichte die „Kölnische Zeitung" eine Zuschrift des Bevollmächtigten der Orleans, die sich gegen obige Behauptung verwahrte.

[3]) „Im Laufe der Unterhaltung (zwischen Bismarck und dem Zaren), heißt es in dem Artikel der ‚Kölnischen Zeitung', hat sich aber auch noch ferner herausgestellt, daß ein kleiner, aber einflußreicher Teil der hiesigen Hofkreise dazu mitgewirkt hat, bei dem Zaren den falschen Glauben zu erwecken, als wenn der Reichskanzler in seiner auswärtigen Politik nicht in vollem Einklange mit Kaiser Wilhelm stehe."

Der Kanzler möchte, daß sie alles unterlassen, was provozieren könnte, das ist aber ein unbilliges Verlangen, sie geben sich dann einem russischen Angriff wehrlos preis. Er träumt wirklich noch davon, daß ein Krieg allein zwischen Österreich und Rußland zu führen sei, und hat dies auch dem Kaiser wahrscheinlich gemacht. Ich tat, was ich konnte, den Prinzen Reuß vom Gegenteil zu überzeugen, und bat ihn, auch beim Kanzler in diesem Sinne zu wirken. Reuß ist sehr verständig und gab mir in allen Fragen recht. Ich hatte übrigens Briefe von York aus Petersburg und Deines aus Wien,[1]) die mir völlig beipflichten und erfreut sind, daß ich zur Tat rate.

26. November.

Ich war mit dem Feldmarschall zum Vortrage beim Kaiser über die italienische Allianz[2]) und etwaige gemeinsame Kriegführung. Das Gespräch kam natürlich auch auf Rußland, und es wurde mir ganz klar, daß auch der Monarch an einen Krieg Rußlands gegen Österreich glaubt, bei welchem wir neutral bleiben können. Seine Erzählungen über das Gespräch mit Kaiser Alexander ließen mir keinen Zweifel, daß die Russen unter allen Umständen mit Österreich brechen wollen; ich ziehe daraus die Folgerung, daß es besser ist, die Initiative zu ergreifen als sie dem Gegner zu lassen. Bisher dringe ich aber damit nicht durch. Ganz vortrefflich war der Feldmarschall; er sagte dem Kaiser mit gehobener Stimme, daß wir niemals Österreich im Stiche lassen dürften. Das Auswärtige Amt ist jetzt in fieberhafter Tätigkeit, und mein Verkehr mit ihm sehr rege.

Prinz Wilhelm erzählte mir, daß er dem Prinzen Heinrich einen Brief an seinen Vater mitgegeben habe, in welchem er über die Stellvertretung spricht. Der Kronprinz ist beim Lesen desselben in Tränen ausgebrochen, schließlich hat sich herausgestellt, daß der Brief des Reichskanzlers, in welchem dieser dem Kronprinzen offizielle Meldung von der Einrichtung der Stellvertretung macht, von der Kronprinzessin unterschlagen worden ist![3]) Auch nach allem, was man sonst hört und was General Winterfeld, der heute von San Remo hier angekommen ist, erzählt, herrschen dort die unglaublichsten Zustände, herbeigeführt durch die Kronprinzessin, die nahezu wahnsinnig zu sein scheint. Man glaubt sogar, daß sie mit den Orleans gegen uns intrigiert.

28. November.

Heute war bei uns eine Versammlung im Interesse der hiesigen Stadtmission, einberufen vom Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin, die beide

---

[1]) Die dortigen Militärattachés.

[2]) Vgl. S. 330, 334.

[3]) Vgl. Lucius, Bismarck-Erinnerungen, S. 416.

natürlich anwesend waren, außerdem erschienen etwa vierzig Herren. Die Sache nahm einen sehr guten Verlauf und ist, wie ich glaube, von weitgehender Bedeutung, da Prinz Wilhelm damit nicht allein auf einen festen christlichen Standpunkt getreten, sondern auch für denselben eingetreten ist.

29. November.

Ich war bei Reuß, der, von Friedrichsruh kommend, nach Wien weiterreisen will. Er soll den Österreichern raten, zu ihrer Sicherung das zu tun, was der Generalstab für nötig hält, und es nach Rußland offen mitzuteilen. Damit kommt meines Erachtens die Sache noch mehr in Fluß.

Der Kanzler will an baldigen Krieg noch immer nicht recht glauben. Ein Coup, der Frankreich ernüchtern kann, liegt in unseren Verabredungen mit Italien, denen gemäß italienische Offiziere nach Berlin kommen, wo man sie ostentativ zeigen wird.

General Fabrice suchte mich auf. Man beunruhigt sich in Sachsen, der König glaubt an Krieg. Fabrice teilte mir ganz offiziell mit, daß sein Monarch für ein Kommando zur Verfügung stehe, worauf ich ihm erwidern konnte, daß wir ihn mit Freuden annehmen, und daß sein Platz im Osten sein würde.

2. und 3. Dezember.

Auf unsere Versammlung vom 28. November für die Stadtmission antwortet ein Schrei der Entrüstung in allen extrem-fortschrittlichen und ganz unter jüdischem Einfluß stehenden Blättern, desgleichen natürlich bei den sozialdemokratischen, aber auch bei der „Germania". Ich glaube, allein diese Angriffe sprechen für die Sache. Natürlich gibt es aber auch in unseren Kreisen Halbe und Laue, die finden, daß der Prinz sich zu sehr engagiert habe.

4. Dezember.

Ich habe eine Denkschrift über die russischen Rüstungen und ihre Bedeutung verfaßt, der Feldmarschall hat sie genehmigt und dem Kanzler zugesandt. Sie hat auf diesen einen erheblichen Eindruck gemacht, was auch der nächste Zweck war.

12. Dezember.

Der 8. ging verloren durch eine von Prinz Wilhelm abgehaltene Jagd im Spandauer Stadtforst, an die sich gleich ein Diner bei Herbert Bismarck schloß, von dem ich erst nachts 2 Uhr nach Haus kam.

Am 9. erschien mitten in dringenden Vorträgen der Prinz und sagte sich zum Frühstück an. Nachmittags mußte ich nach Dresden reisen; der

König will von mir einiges über unsere Absichten und seine eventuelle Verwendung erfahren. Am Sonntag empfing mich der König im Dresdener Schloß. Er zeigte sich frisch und einsichtig, war insbesondere mit seinem Kommando im Osten völlig einverstanden.

Am 5. hatte mich Széchényi[1]) besucht und mir sein Leid geklagt, daß wir von Österreich jetzt Maßregeln gegen Rußland verlangten; man könne die Truppen im Winter nicht nach Galizien verlegen. Ich sagte ihm etwa: „Warten Sie doch bis Neujahr, treffen Sie aber schnell alle Vorbereitungen." Auf seine Frage, ob Rußland nicht einen Winterfeldzug plane, sagte ich: „Nein, ich fürchte, sie tun es nicht."

Inzwischen hatte Herbert Bismarck im Verein mit Holstein die Österreicher zu sofortigen Maßregeln scharf gedrängt; die beiden standen entschieden nicht in völligem Einklang mit dem Kanzler und bedienten sich in ziemlich ungeschickter Weise der Presse. „Kölnische" und „Magdeburger" brachten Artikel, die sich über die bedrohte Lage Galiziens aussprachen; nach meinem Dafürhalten in einer Österreichs Argwohn erregenden Art.

Als nun am 5. abends Herbert Bismarck dem Grafen Széchényi zusetzte, daß Österreich etwas tun müsse, sagte dieser, ich sei der Ansicht gewesen, daß es besser wäre, jetzt nichts zu tun. Darauf beschwerte sich der hastige Bismarck, ohne bei mir anzufragen, ob Széchényi mich richtig verstanden habe, bei seinem Vater, was mir sogleich folgenden Brief[2]) des Kanzlers einbrachte:

Geheim. Friedrichsruh, den 7. Dezember 1887.

Der österreichisch-ungarische Botschafter Graf Széchényi hat dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes mitgeteilt, daß Eure Exzellenz sowohl dem Obersten v. Steininger als auch ihm, dem Botschafter, gegenüber sich dahin geäußert hätten, daß ein Angriff Rußlands auf Österreich nicht in Aussicht stände, und daß Österreich deshalb Zeit hätte, mit einer eventuellen Verstärkung seiner Infanterie in Galizien zu warten. („Ist nicht richtig, also das ganze Schreiben auf einer falschen Voraussetzung basiert")[3]). Ich erlaube mir nicht, die Frage der Wahrscheinlichkeit des russischen Angriffs auf Österreich hier zu diskutieren, weil wir beide darüber nur Konjekturen aufstellen könnten, der maßgebende Faktor, d. h. die Entschließung des Kaisers von Rußland aber sich unserer Kontrolle entzieht. Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß ich Eurer Exzellenz Vertrauen auf den Frieden nicht vollständig teile, („Ich habe kein Vertrauen auf den Frieden, und ist dies dem Auswärtigen Amt auch bekannt.")[3])

---

[1]) Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin.
[2]) Nicht eigenhändig.
[3]) Randbemerkung des Verfassers.

und daß dasselbe mit den in Ihrem Schreiben vom 8. Oktober d. J. und in der jüngsten Mitteilung des Herrn Generalfeldmarschalls Grafen Moltke mir gegenüber ausgesprochenen Ansichten nicht im Einklang steht. („Richtig")[1]. Zweifellos ist mir aber, daß wir ein politisches und militärisches Interesse daran haben, daß Österreich stark gerüstet sei, und nicht minder zweifellos, daß Österreich unseren berechtigten Erwartungen in dieser Beziehung bisher nur unvollkommen entspricht, weil es mehr seine finanzielle und parlamentarische Bequemlichkeit, als seine kriegerische Schlagfähigkeit in Erwägung zieht, und sich zu sehr auf den Anteil verläßt, den **wir** an dem gemeinsamen Kampfe nehmen sollen. Einen Beweis hierfür liefert der unglaublich leichtfertige Verzicht auf den früher bewilligten Militärkredit von 28 Millionen Gulden. Dieser Tendenz Österreichs, sich der notwendigen und von uns mit Recht erwarteten Vervollständigung seiner Kriegsrüstung zu entziehen, muß aber Eurer Exzellenz Äußerung an den Botschafter in einer Weise Vorschub leisten, durch welche unsere anhaltenden diplomatischen Bemühungen und Berechnungen wesentlich entkräftet und zerstört werden. Es ist für mich unmöglich, in meinem Gesundheitszustande meine Geschäfte weiter zu führen („Übliche Redensart, die auf niemand mehr Eindruck macht"),[1] wenn ich solchen Eingriffen von militärischer Seite her ausgesetzt bin, und wenn neben den amtlichen Kanälen entgegengesetzte Einwirkungen autoritativer Natur auf die fremden Vertreter und ihre Kabinette stattfinden.

Mit Rücksicht auf unsere freundschaftlichen Beziehungen und auf das Bedürfnis der geschäftlichen Schonung Seiner Majestät des Kaisers würde ich es beklagen, wenn ich in der Notwendigkeit wäre, Allerhöchstdessen Beistand gegen die darin liegende Beeinträchtigung unserer Politik anzurufen. („Es tut mir leid, daß Seine Durchlaucht einen so schlecht basierten Angriff nicht begonnen hat.")[1] Im Interesse des Landes und unserer Sicherheit würde ich dies aber nicht vermeiden können, wenn ich befürchten müßte, daß die Eindrücke, welche Eurer Exzellenz Äußerungen auf das Wiener Kabinett und seine Politik gemacht haben, sich wiederholen könnten. Ich würde, wenn neben meiner amtlichen Tätigkeit Einwirkungen diesseitiger hoher Behörden auf die fremden Kabinette stattfinden, ganz außerstande sein, die Verantwortung für mein Amt weiter zu tragen, da ich den Schaden nicht wieder gutmachen kann, der dadurch angerichtet wird.[2]

v. Bismarck.

---

[1]) Randbemerkung des Verfassers.

[2]) Der Grundgedanke dieses Bismarckischen Schreibens steht in direktem Widerspruch zu dem, was Gedanken und Erinnerungen III, 135, über das gleiche Thema gesagt wird. — Zum Gegenstande vgl. die im Anhang unter II. abgedruckten Aktenstücke.

Ich erhielt das Schreiben des Kanzlers, kurz ehe ich zum Diner bei Herbert Bismarck ging. Es machte auf mich weiter keinen besonderen Eindruck, weil ich die Schreibweise des großen Mannes zu gut kenne; ich stellte aber den Sohn gleich nach seinem Diner. Die Aussprache verlief ganz befriedigend. Ich mochte es zu keinem Bruch bringen, dazu sind die Verhältnisse wahrlich viel zu ernst, und auch Bismarck lag augenscheinlich daran, mit mir auf gutem Fuße zu bleiben. Das Ergebnis war, daß er sogleich seinem Vater zu schreiben beabsichtigte, entweder habe mich Széchényi falsch verstanden oder er habe mich falsch verstehen wollen, und daß wir uns gegenseitig versprachen zusammenzuhalten. Lehrreich ist der Vorgang aber doch; was wird aus dem guten Herbert werden, wenn er sich nicht hinter seinem Vater verkriechen kann!

*

Wodurch[1]) dieser Angriff entstand, ist mir nie ganz klar geworden, wahrscheinlich aber durch die Eifersucht und die Sorge, ich könne den lieben Herbert beim Prinzen ausstechen. Ich habe mit Steininger sehr oft Gespräche gehabt und auch einige Male mit dem Botschafter Széchényi, und es mag sein, daß ich auch diesem gegenüber die Ansicht äußerte, daß vor dem nächsten Frühjahr Rußland gewiß keine Neigung zum Kriege zeigen werde. Daß ich allgemein gesagt haben soll, es stände ein Angriff auf Österreich nicht in Aussicht, ist barer Unsinn, da ich überhaupt grundsätzlich nie von solcher Aussicht mit irgendeinem Österreicher gesprochen habe, sondern nur von dem notwendigen Angriffe auf Rußland, wenn es zum Kriege käme. Wahrscheinlich hat Herbert Äußerungen des übrigens nicht sehr erleuchteten Botschafters dem Vater entstellt wiedergegeben, um diesen gegen mich aufzuhetzen. Ich habe nun kein Wort erwidert, auch niemand von dem Briefe etwas gesagt. Hätte ich geklagt, so wäre dies dem Feldmarschall und vor allem dem Kaiser sehr unangenehm, übrigens auch, wie viele Beispiele zeigen, vergeblich gewesen. Derartigen Ärger hat der alte Herr mit Bismarck schon genug gehabt, aber schließlich dem Kläger immer Unrecht gegeben, wenn auch mit schwerem Herzen. Er will sich von Bismarck nicht trennen, was man ihm ja auch nicht verdenken kann. Mein Verfahren erwies sich auch als ganz richtig, denn die Sache ist einfach im Sande verlaufen, nachdem ich dem windigen Herbert meine Ansicht deutlich gesagt hatte.

13. Dezember.

Die Denkschrift des Feldmarschalls hat großen Eindruck gemacht. Der Kaiser fängt nun auch an, unruhig zu werden. Albedyll besuchte mich,

[1]) Vom Verfasser auf das Schreiben des Reichskanzlers notierte Bemerkungen.

um mir dies mitzuteilen, und wir kamen überein, daß der Kaiser nunmehr Vortrag über die eventuelle Kriegführung befehlen müsse, damit wir alle Vorbereitungen gründlich treffen, namentlich die Frage der hohen Kommandostellen regeln können. — Der Großherzog von Baden besuchte mich; er ist recht besorgt und wollte wohl von mir einiges hören.

Jetzt ist übrigens klar, daß der Widerstand gegen die Versetzung des Prinzen Wilhelm nach Berlin und sein Avancement zum General von seinen Eltern ausgeht. In jetziger Zeit, wo der bald 29 Jahre alte Prinz jeden Moment Kaiser werden kann, soll er durchaus noch Regimentskommandeur bleiben!

14. Dezember.

Da wir in Wien auf baldige Entscheidung nicht drängen, so bin ich überzeugt, daß der Winter ohne Krieg vorübergeht; dann wird es unser Interesse sein, den Ausbruch wegen der Witterung hinzuhalten bis zum Mai. Die wohl gleich nach Neujahr eintretende Bewilligung des Landsturmgesetzes führt uns ansehnliche Menschenmassen zu; in dieser Beziehung wäre es sogar gut, wenn einige Monate vorübergingen, um die neuen Formationen zu bewerkstelligen.

15. Dezember.

In Sachen der Stadtmission ist der Teufel los. Schon bei der Letzlinger Jagd merkte ich aus einer Konversation mit Herbert Bismarck, daß dieser stark gegen Stoecker eingenommen ist und es nicht billigt, daß Prinz Wilhelm sich mit ihm eingelassen hat;[1]) auch von anderen Seiten kommen mir ähnliche Eindrücke zu, namentlich scheint Liebenau, der Hofmarschall des Prinzen, sich auf die feindliche Seite zu stellen. Die Leute sind sämtlich kurzsichtig. Der Prinz ist weit entfernt, Politik treiben zu wollen; er wünscht die verschiedensten Parteien für die Stadtmission zu interessieren, um diese dadurch aus den Händen der orthodoxen Richtung auf eine breitere evangelische Basis zu versetzen. Stoecker soll eben etwas zurücktreten. Da helfen aber keine Worte, es stehen zu viele unter jüdischem Einfluß. Von dieser Rasse ist gar nicht die Rede gewesen, gleichwohl aber macht sie das meiste Geschrei und schlägt in der in- und ausländischen[2]) Presse Lärm. Sie sehen mit dem Niedergang des Kronprinzen ihre Hoffnungen auf eine goldene Zeit schwinden und fürchten den Prinzen Wilhelm, wie übrigens alle unsere Feinde: Franzosen, Russen, Fortschrittler und Sozialdemokraten.

---

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, III, S. 6.

[2]) [Nachtrag.] Es ist dies hauptsächlich durch Herbert Bismarck veranlaßt worden; damals wußte ich noch nicht, in wie umfangreicher Weise von ihm mit auswärtigen Zeitungen gearbeitet wurde.

Nun erhielt ich heute von Minister Puttkamer, der mit seinem Kollegen Goßler und mir an der Spitze des Aufrufs steht, die Mitteilung, daß der Kanzler gegen uns und den Prinzen Wilhelm sehr aufgebracht sei. Es ist ganz klar, daß auch hier wieder der Vater durch den unüberlegten Sohn aufgeregt worden ist, und beide sich nicht die Mühe gegeben haben, die Angelegenheit etwas näher anzusehen. Puttkamer glaubt, es könne soweit kommen, daß er — da er seine Unterschrift nie zurückziehen würde — den Abschied nehmen müsse. Wir berieten gründlich, danach fuhr ich zu Stoecker und stellte ihm die Sachlage vor; er sagte sofort: „Ich werde selbst zurücktreten." Ich glaube, daß wir durch diesen edlen Entschluß die Angelegenheit zu einem guten Ende führen werden. Da alle Welt behauptet, Stoecker allein sei der Stein des Anstoßes, so müßten sich jetzt viel mehr Leute für die Stadtmission interessieren als bisher.

Ich habe mir eben erlaubt, dem Prinzen Wilhelm über seinen Freund Herbert Bismarck etwas Bescheid zu sagen, und er nahm dies keineswegs übel.

16. Dezember.

Beim Kronprinzen ist ein Rückfall eingetreten, wie dies unsere Ärzte ja vorhergesagt haben. Noch vor wenigen Tagen schrieb er Briefe, als ob seine Genesung nur eine Frage kurzer Zeit sei. Hier werden wir aufgefordert, für ihn zu beten, von San Remo aus aber, doch nur recht vergnügt zu sein! Man sucht durch vergnügtes Leben die Außenwelt glauben zu machen, der Kronprinz sei nicht ernsthaft krank.

17. Dezember.

Heute waren zum Vortrag beim Kaiser vereinigt: der Feldmarschall, der Kriegsminister, Albedyll, ich, und, zum ersten Male bei solcher Gelegenheit, der Prinz Wilhelm.

Der Kaiser wollte über den Doppelkrieg gegen Frankreich und Rußland Vortrag hören. Er leitete ihn ein mit einer längeren Ansprache über seine persönlichen Empfindungen und äußerte, wie schwer es gerade ihm sein müsse, gegen Rußland den Degen zu ziehen.

Dabei[1]) entwickelte er unsere Beziehungen zu diesem Staate seit dem Jahre 1806 und zeigte uns, wie die Zuneigung zu Rußland bei ihm allmählich entstanden sei, und daß er sie auch aus politischen Gründen für richtig hielte. Ganz warm wurde er, wenn er vom Kaiser Alexander II. sprach und von seiner freundschaftlichen Haltung während des österreichischen und französischen Krieges; augenscheinlich stand gerade dieser

[1]) Nachtrag.

seinem Herzen sehr nahe. Er betonte, wie schwer es ihm werden müsse, mit Rußland Krieg zu führen und wurde dabei mehrfach weich. Dann ging er auf den jetzigen Kaiser und auf das kühlere Verhältnis zu ihm über und kam auf den unlängst stattgehabten Besuch. Er erklärte u. a.: „Ich habe ihm offen gesagt: Wenn Sie mit Frankreich verbündet gegen uns Krieg führen wollen, so sind Sie die Stärkeren und können uns vernichten; aber glauben Sie mir, Europa wird das nicht dulden.“ Es lief mir kalt über den Rücken, als ich diese Worte hörte. Weder Kaiser Alexander noch sonst ein Russe werden so etwas erwartet haben, nun aber frohlocken und nur unverschämter sein. Ihnen gegenüber Schwäche zeigen, ist das Schlimmste, was man tun kann. Bisher rechneten sie damit, daß wir sie angreifen könnten, und hatten ebenso wie die Franzosen einen großen Respekt vor uns, erkannten auch die Überlegenheit Bismarcks unumwunden an. Jetzt können sie aus den Worten des Kaisers entnehmen, daß wir Angst haben. Ich hoffe, man sagt sich bei einiger Überlegung auch in Rußland, daß dies Stimmungen eines neunzigjährigen Mannes gewesen sind. Für uns aber ist es bedeutungsvoll, daß der gute alte Herr nun doch anfängt, in der Tat recht schwach zu werden. Ich habe die Zuversicht, unsere Feinde werden nicht daran zweifeln, daß es doch noch genug Leute gibt, die vor ihnen keine Furcht haben.

Es ist uns, glaube ich, gelungen, den Kaiser einigermaßen zu beruhigen. Der Feldmarschall sprach wie immer ruhig und klar, der Kriegsminister und ich ergriffen einige Male das Wort. Zum Schluß genehmigte der Kaiser alle Vorschläge des Feldmarschalls, auch daß mit Österreich militärische Vorbesprechungen stattfinden sollten. Prinz Wilhelm, den der Kaiser ermahnte, ja nicht über den Vortrag zu sprechen, wie er ihn überhaupt recht als jungen Mann behandelte, nahm mich bei der Abfahrt in seinen Wagen und war ziemlich gedrückter Stimmung infolge des Schwarzsehens und der Bedenken des Kaisers; ich beruhigte ihn, weil ich das kenne; auch der Feldmarschall sagte mir, daß es schon 1870 genau so gewesen sei.

20. Dezember.

Mit dem Kriegsminister und Albedyll hatte ich eine Konferenz, um über die Besetzung der hohen Kommandostellen schlüssig zu werden; wir wurden nicht fertig, da ich zum Tee zu den Majestäten mußte. Es waren zugegen Prinz und Prinzeß Hohenzollern,[1]) Graf und Gräfin Wilhelm

[1]) Prinz Friedrich von H.-Sigmaringen, Bruder des Fürsten Leopold, und seine Gemahlin, geb. Prinzessin Luise von Thurn und Taxis.

Perponcher, Graf Goltz[1]) und ich. Beide Majestäten waren sehr munter, ganz besonders der Kaiser.

21. Dezember.

Ich setzte die Konferenz mit Albedyll und Bronsart fort, und wir schieden in Einigkeit. Gott gebe, daß wir das Richtige getroffen haben. In einem Hauptpunkt war ich allerdings abweichender Meinung. Der Kaiser will sich beim Kriege gegen Frankreich und Rußland nach Westen begeben und die Operationen des Westheeres leiten; der Kronprinz soll bei ihm sein. Ich bin der Ansicht, daß der Kaiser gar nicht aus Berlin fortkommt, er bricht infolge der Aufregungen zusammen. Will er durchaus dem Westheere näher sein, so mag er nach Mainz gehen. Er kann aber nicht kommandieren, es muß also eine Person für diesen Zweck verfügbar gehalten werden. Da ich fest davon durchdrungen bin, daß eine Mobilmachung und Fortbewegung des neunzigjährigen Kaisers mit dem tödlich kranken Kronprinzen und dazu dem siebenundachtzigjährigen Feldmarschall eine Absurdität ist, und wenn der volle Ernst an uns herantritt, auch nicht geschieht, so fügte ich mich, aber unter Festhaltung meiner Auffassung.

Um 1 Uhr fuhr ich nach Potsdam und wohnte dem vom Prinzen Wilhelm geleiteten Kriegsspiel bei. Er machte seine Sache recht gut, war durchaus klar und sicher und unbedingt seinen Untergebenen überlegen.

22. Dezember.

Die Angelegenheit der Stadtmission will noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat sich eingemischt und für viele liberale Zeitungen, die sich bisher noch reserviert hielten, das Signal zu mehr oder weniger unverschämten Angriffen gegeben, die sich zum Teil offen gegen den Prinzen Wilhelm richten. Die offiziöse Zeitung im Kampfe gegen den Thronerben! Ein von Puttkamer eingesandter Artikel über die Stadtmission wurde nicht angenommen! Wir haben nun den Prinzen Wilhelm gebeten, den Kanzler schriftlich über seine Absichten aufzuklären und ihn um Wohlwollen zu bitten.[2]) Was dabei herauskommt, werden wir sehen. Ich kann mir nicht denken, daß der Kanzler und sein Sohn mit dem Prinzen brechen wollen, ebensowenig aber, daß dieser Neigung hat, nachzugeben. Jedenfalls ein interessanter Augenblick.

---

[1]) General Graf v. d. Goltz, Generaladjutant.

[2]) Dies geschah durch das prinzliche Schreiben vom 21. Dezember, vgl. dessen Wortlaut in den Gedanken und Erinnerungen, III, 7 ff.

23. Dezember.

In Rußland wird die Stimmung immer feindseliger; als Führer der Bewegung gelten jetzt hauptsächlich die Generale Obrutschew und Gurko, die beide französische Frauen haben, sowie Kuropatkin. Giers soll, um sich zu halten, sehr auf Österreich schimpfen.

Jetzt scheint die Kunde vom Eintreten des Prinzen Wilhelm für die Stadtmission auch nach San Remo gedrungen zu sein und natürlich Entrüstung erregt zu haben. Sorgfältige Erkundigungen ergaben mit Sicherheit, daß der ganze Zeitungslärm von jüdischer Seite herkommt. Hier setzt man seine Hoffnung auf den Kronprinzen und sieht im Prinzen Wilhelm einen Gegner. Nun trifft die Krankheit des Kronprinzen mit dem Stadtmissionsereignis zusammen, und jene Leute sind aufs höchste erregt. Ihre Angriffe richten sich viel weniger gegen Stoecker als gegen den Prinzen.

24. Dezember.

Der Kanzler hofft noch immer, um den Krieg mit Rußland herumzukommen. Es wird ihm alles nichts helfen, wir treiben in den Krieg hinein, und zwar zum Frühjahr.

Der Kanzler wechselt leider schnell in seinen Auffassungen und hat damit, wie mir scheint, die Österreicher bereits mißtrauisch gemacht; obgleich er vor wenigen Wochen das neue Wehrgesetz mit größter Hast vor den Reichstag brachte und auch die Konsequenzen in Bekleidung und Bewaffnung usw. ziehen wollte, fing er vor etwa acht Tagen an, kurz zu treten; nun aber hat er wieder genehmigt, daß die Forderungen gestellt werden sollen.

25. Dezember.

Früh fuhr ich ins Schloß zum Prinzen Wilhelm, um mich für ein Geschenk zu bedanken, und fand ihn mit der Prinzeß zusammen. Das Gespräch kam bald auf die Stadtmission. Beide sind sehr aufgebracht über die Presse, die sich auch in der Tat schamlos beträgt. Der Prinz ist entschlossen und wird, im Bewußtsein recht zu tun, auch dem Kanzler gegenüber fest bleiben.

30. Dezember.

Jetzt sind zwei italienische Obersten, Dabormida und Albertone, hier, um mit uns über eine gemeinsame Kriegführung zu beraten. Sie waren heute bei mir und haben mir einen ganz guten Eindruck gemacht. Die

Italiener wollen gern zu uns an den Rhein kommen, dazu muß natürlich Österreich die Bahnen zur Verfügung stellen.[1])

Österreich wünscht ebenfalls militärische Vorbesprechungen und hat zunächst schriftlich seine Fragen eingereicht; da diese mehrfach ins Politische übergingen, hatte der Feldmarschall vorher mit dem Kanzler korrespondiert, auch mit dessen Sohne gesprochen. Der Kanzler besorgt noch immer, Österreich wolle uns in einen Angriffskrieg verwickeln, was nach meiner Ansicht ziemlich unbegründet ist; er wiederholt immer, unser Bündnis sei ein defensives, übersieht aber (oder tut wenigstens so), daß wir den Krieg, der für uns wie für Österreich ein Akt der Notwehr ist, unter allen Umständen offensiv führen müssen und daß wir nicht warten dürfen, bis Österreich bereits angegriffen ist. Er will gern den Krieg noch vermeiden, was ja auch der Kaiser wünscht, und macht gerade jetzt noch einen Versuch, den Zaren davon zu überzeugen, daß er von seinen Leuten belogen wird, wenn sie ihm vorreden, wir seien viel stärker in unseren Grenzprovinzen als er; nach meiner Meinung hilft dies alles nichts.

31. Dezember.

In der Stadtmissionssache scheint, dank der Festigkeit des Prinzen Wilhelm, ein Umschlag einzutreten. Der beste Beweis dafür ist, daß Herbert Bismarck dem Prinzen versichert hat,[2]) er habe seinen Vater nicht aufgehetzt, sich um die Sache überhaupt nicht gekümmert, sei auch völlig unschuldig an dem Artikel der „Norddeutschen".[3]) Daß er sich mit [. . .] Angaben herauszureden versucht, zeigt, daß er sich auf falschem Wege sieht.[4]) Völlig klar ist dem Prinzen Wilhelm, daß sein Hofmarschall sich unerlaubt töricht benommen hat, und es ist an sich schon ein Gewinn, daß der Prinz sich von der Beeinflussung durch ihn etwas losmachen wird. In verschiedenen Landesteilen tritt nun auch die Presse für die Sache ein, sogar zahlreiche Zustimmungsadressen kommen an den Prinzen.

---

[1]) Die damaligen Besprechungen führten zu einem vom Grafen Dabormida, Chevalier Albertone, dem österreichischen Militärattaché Baron Steininger und Graf Alfred Schlieffen unterzeichneten Abkommen vom 28. Januar 1888. Näheres bei Pribram, a. a. O., I, S. 212 f.

[2]) [Nachtrag.] Auf sein Wort, wie dieser mir später mitteilte.

[3]) Vgl. jetzt auch die gleiche Erklärung des Reichskanzlers selbst, Gedanken und Erinnerungen III, 7.

[4]) [Nachtrag.] Er wußte genau, daß es mit der Freundschaft des Prinzen vorbei war, wenn dieser ihn bei feindseligen Schritten ertappte.

1888

1. Januar.

Dem Kanzler ist es trotz aller Kunst nicht gelungen, Rußland uns befreundet zu erhalten, damit steht der Weltkrieg, bei dem wir um unsere Existenz fechten, in Aussicht.

Die große Frage ist die: Sollen wir den Krieg, der unvermeidlich scheint, beginnen, solange die Chancen für uns noch besser sind, wie dies z. B. jetzt der Fall ist, oder sollen wir warten, bis es unseren Gegnern paßt, in der Hoffnung, daß irgend etwas passieren kann, was uns den Krieg erspart? Ich bin überzeugt, daß das erstere richtig ist, bin aber nunmehr gewiß, daß wir das letztere gewählt haben. Der Kaiser will durchaus keinen Krieg mit Rußland, hat auch nicht viel Vertrauen auf Österreich. Bei seinem Alter ist es auch wohl natürlich, daß er in Frieden seine Jahre beschließen möchte. Der Kanzler hat noch viel weniger Lust zum Kriege, zum Teil aus anderen Motiven; darüber versäumen wir die günstige Zeit und sind nach meiner Überzeugung jetzt auf dem besten Wege, Österreich wieder mißtrauisch zu machen, was mir sehr beklagenswert scheint. Der Kanzler deckt sich gern den Rücken und so hat er jetzt für praktisch befunden zu behaupten, wir müßten durchaus das 8 mm-Gewehr haben, ehe ein Krieg ausbricht. Er macht mit dieser Gewehrfrage dem Kriegsminister viel Sorgen. Bronsart tut, wie es seine Pflicht ist, alles, uns von der übereilten Annahme eines neuen Gewehres zu bewahren; hier spielt die Pulverfrage eine Hauptrolle, die praktisch noch nicht genügend gelöst ist. Es ist, wie mir scheint, nahe daran, daß Bronsart die Geduld reißt, und er mit dem Kanzler einen Zusammenstoß hat.

2. Januar.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto bestimmter wird mein Eindruck, daß wir politisch ein gefährliches Spiel spielen und auf dem Wege sind, uns Österreich zum Feinde zu machen. Ich wünschte eine offene und feste Anlehnung an Österreich; da wir beide für gewisse Fälle auch mit Italien alliiert sind, so ist ein Dreibund vorhanden, der wahrscheinlich unseren Feinden die Lust am Kriegführen nimmt. Nicht ich allein habe den Eindruck, daß der Kanzler nicht mehr der Alte ist. Sein Sohn ist, das wird mir immer klarer, nicht der Mann, den wir für später gebrauchen. [. . .] Was hilft uns da die ihm nachgerühmte große Arbeitskraft und diplomatische Routine.

4. Januar.

Bisher ist der Prinz Wilhelm in der Stadtmissionsangelegenheit noch ohne Antwort vom Kanzler. Ein Zeichen, daß diesem eine solche sehr un-

bequem wird; ich vermute, er hat auch vom Kronprinzen ein Schreiben darüber erhalten. Nachdem der gute Herr anfänglich sich ganz wohlwollend zu der Sache gestellt hat, ist er später — wohl nachdem liberale und jüdische Einflüsse an ihn herangetreten waren — über den Prinzen Wilhelm in höchstem Maße entrüstet gewesen.

Daß man in Österreich sehr verstimmt ist über unser plötzliches Kurztreten, höre ich jetzt direkt aus Wien von Deines. Graf Berchem,[1]) mit dem ich eine lange Unterhaltung hatte, fürchtet ebenfalls, daß wir die Österreicher erneut mißtrauisch machen.

Zu Neujahr wurden die gefälschten Schriftstücke veröffentlicht, die in den letzten Wochen so viel von sich reden machten.[2]) Allgemein, namentlich bei den Diplomaten, mißt man der Veröffentlichung eine große Tragweite bei, namentlich inbezug auf die Kriegspartei in Rußland. Ich glaube nicht an einen Erfolg, der länger als einige Wochen anhält. Eine Änderung der Lage ist nur herbeizuführen, wenn es dem Kanzler gelingt, die Russen mehr für Bulgarien zu interessieren; hierzu aber dürfte es viel zu spät sein.

6. Januar.

Alles singt Friedenslieder. Daß die Russen in diesem Winter noch keinen Krieg führen wollten, habe ich immer behauptet, ebenso, daß auch den Franzosen ein Krieg jetzt gar nicht passe. Überzeugt, daß wir niemals unseren Vorteil ausnutzen würden, hielt ich den Frieden bis zum Frühjahr für gesichert. Sollte es dem Kanzler gelingen, ihn lange darüber hinaus zu erhalten, so würde er recht gehabt haben.

7. Januar.

Der Kriegsminister hatte dem Kanzler einen sehr energischen Brief geschrieben und sich dessen Einmischung in der Gewehrfrage verbeten. Alle Eingeweihten waren sehr gespannt, welchen Verlauf die Angelegenheit nehmen würde. Nun scheint aber Bismarck einzulenken, er hat Bronsart gebeten, nach Friedrichsruh zu kommen. Anders war es wohl nicht möglich, denn nach diesem Konflikt würde er keinen General finden, der das Kriegsministerium übernimmt. — Die Einigkeit, die zwischen Bronsart, Albedyll, Caprivi und mir herrscht, und der Umstand, daß keiner von uns den anderen beneidet, gibt der Armee dem Kanzler gegenüber eine große Stärke. Gar zu gern möchte er sich einmischen können und unsere Front durchbrechen. Bronsart wird ihm nochmals sehr ernstlich sagen, daß wir seine Auffassung, nach zwei Jahren wären wir besser, die Russen und Franzosen

[1]) Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt.
[2]) Vgl. unter dem 24. November 1887.

schlechter daran, nicht teilen, und daß ein günstigerer Moment als das Frühjahr zum Losschlagen für uns wahrscheinlich nicht wieder kommen wird.

12. Januar.

Ich war lange bei Bronsart. Sein Besuch in Friedrichsruh ist ganz gut verlaufen, nachdem er sich mit dem Kanzler in deutlichster Weise ausgesprochen hatte. Zunächst ist die Pulverfrage erledigt, indem dieser versprochen hat, den Kriegsminister ruhig seinen Weg gehen zu lassen. In der Politik ist es beim alten geblieben; Bismarck behauptet, es sei seine Pflicht, den Krieg zu vermeiden und ihn nur zu führen, wenn wir angegriffen würden, d. h. also: wir lassen die Russen ruhig weiter rüsten und den Moment zum Losschlagen wählen. Daß wir nach zwei Jahren besser daran sein sollten als heute, hat der Kanzler auch jetzt noch behaupten wollen, indes schließlich doch die Argumente Bronsarts aufmerksam angehört. Gesamtresultat: der Riß zwischen Kanzler und Kriegsminister ist zugeleimt, und unsere äußere Politik wird nach wie vor in extrem-friedlicher Weise geleitet, also wie die Dinge jetzt liegen, wahrscheinlich zu unserem Schaden.

14. Januar.

Ich war zum Tee bei der Kaiserin. Sie unterhielt sich fast ausschließlich und ganz leise mit mir, ist augenscheinlich unzufrieden mit unserem Verhalten Rußland gegenüber und nennt es unwürdig. Erfreulich war es zu hören, wie günstig sie sich über Prinz und Prinzeß Wilhelm aussprach; ich ersah aus der Unterhaltung, daß sie augenscheinlich die Versetzung des Prinzen nach Berlin wünscht; diese scheint nun übrigens nahe bevorzustehen.

16. Januar.

Unsere Stadtmissionsangelegenheit gewinnt allmählich den Charakter einer großen politischen Frage. Wenn es soweit gekommen ist, gegen den Wunsch des Prinzen Wilhelm und gegen die Absicht der Leiter, so trägt allein Graf Herbert Bismarck daran die Schuld. Prinz Wilhelm hat nämlich eine Antwort vom Kanzler erhalten in Form eines acht Seiten langen, eigenhändigen Briefes,[1]) worin dem Prinzen geraten wird, sich den üblen Ratgebern zu entziehen und wie Friedrich der Große über den Parteien zu stehen. Auf den Prinzen hatte der Brief zunächst keinen großen Eindruck gemacht, wohl aber auf Puttkamer, der ihn für eine

[1]) Vom 6. Januar. Der Wortlaut findet sich im 3. Bande der Gedanken und Erinnerungen, S. 13 ff.

völlige Absage des Kanzlers gegen ihn, den Minister, hält. Der Prinz hat nun geantwortet,[1]) daß er Stoecker, dessen Mut und gewisse Verdienste Bismarck übrigens völlig anerkennt, sehr hoch achte, daß er aber, wenn der Kanzler darauf bestände, ihn bewegen zu können glaube, aus der Stadtmission auszutreten. Eine Antwort darauf fehlt noch, wird aber zweifellos ablehnend ausfallen. [...] Gibt der Kanzler jetzt nicht etwas nach, so halte ich einen dauernden Riß zwischen ihm und Prinz Wilhelm für wahrscheinlich und möchte annehmen, daß Fürst Bismarck diesen Riß ganz gern herbeiführt; er hat sich mit seiner Politik festgeritten und wird gern eine Gelegenheit suchen, unter gutem Vorwande herauszukommen. [...] Bis jetzt hofft er wohl noch, den Prinzen zu überwältigen und an sich und seinen Sohn zu fesseln; ich glaube aber, daß er einen argen Rechenfehler macht.

Von der Zerfahrenheit unserer Verhältnisse gibt übrigens deutliche Kunde, wie der Kanzler die Presse benutzt. Außer den schmachvollen Angriffen auf den Prinzen Wilhelm, hat er nun auch in „National-Zeitung" und „Deutschem Tageblatt"[2]) die sogenannte Militär- und Kriegspartei angegriffen; damit sind der Feldmarschall und ich, aber auch Prinz Wilhelm gemeint. Daß diese Artikel von Bismarck kommen, bin ich in der Lage nachzuweisen.

17. Januar.

Heute sagte sich Prinz Wilhelm bei mir zum Essen an. Er hatte mit dem Kaiser über die Stadtmissionsangelegenheit gesprochen und diesen augenscheinlich in keiner guten Stimmung gefunden, glaubt indes, ihn wesentlich beruhigt zu haben. Der Kaiser hat ihm u. a. gesagt, er, der Prinz, werde wohl durch Marie mit beeinflußt worden sein, die in religiösen Dingen etwas weit ginge und auch auf mich darin stark einwirke; sie sei ja sogar aus solchen Ursachen nicht mehr zu Hofe gegangen. Es tut mir leid, wenn vom Kaiser solche Lügen geglaubt werden, denn Marie ist im vorigen Jahre überhaupt nicht ausgegangen, weil sie bei ihrer leidenden Mutter bleiben wollte. Man sieht aber, in welch nichtswürdiger Weise gearbeitet wird. Ich muß etwas tun, um den Kaiser von diesen Lügnern loszubringen.

---

[1]) Am 14. Januar. Ebenfalls abgedruckt in den Gedanken und Erinnerungen, III, S. 22ff.

[2]) Es handelt sich um einen Artikel der „National-Zeitung": „Fürst Bismarck und der militärische Gesichtspunkt" (8. Januar, Morgenausgabe), und einen solchen des „Deutschen Tageblatts": „Der militärische Gesichtspunkt" (10. Januar, 2. Ausgabe). Beiden gemeinsam ist die Tendenz, zwischen der deutschen Politik und dem Gedanken eines Präventivkrieges (dem „militärischen Gesichtspunkt") einen deutlichen Trennungsstrich zu ziehen.

18. Januar.

Ich sprach zum ersten Male mit Albedyll über die Stadtmissionsangelegenheit. Er war nicht informiert, weil er sich absichtlich, wie er mir sagte, nicht darum hat kümmern wollen; er teilte mir immerhin mit, daß gestern früh der Kaiser mit ihm zum ersten Male darüber gesprochen und dabei auch mich und Marie erwähnt habe, versicherte mir aber, daß dies in keiner tadelnden Form geschehen sei; von Marie habe der Kaiser allerdings gesagt, sie könne in religiösen Dingen wohl etwas lebhaft sein, sonst aber höchst anerkennend über sie und ihre Tätigkeit gesprochen. — Es wäre nun möglich, daß zwischen Albedyll und Prinz Wilhelm noch ein Dritter beim Kaiser gewesen ist und gehetzt hat; es wird das aber schwer zu ermitteln sein.

20. Januar.

Die Stadtmissionssache wird immer interessanter. Vorgestern ist beim Baron v. Douglas[1]) eine Vereinigung von Freikonservativen und Nationalliberalen gewesen, denen der Kammerher v. Mirbach die Sachlage auseinandergesetzt hat, und die daraufhin sämtlich erklärten, über die Absichten des Prinzen und der Prinzessin völlig falsch unterrichtet gewesen zu sein. Es kam dabei an den Tag, daß sowohl der Kanzler wie auch sein Sohn [. . .] Spiel gespielt haben. Während sie dem Prinzen in bündigster Weise erklärten, den Artikeln der „Norddeutschen" und „Post" fernzustehen, überhaupt in der ganzen Angelegenheit nichts gegen die Absichten des Prinzen getan zu haben, sagten mehrere der anwesenden Herren, sie hätten Beweise, daß der Kanzler andere Zeitungen, wie z. B. den „Hamburger Korrespondenten", gegen den Prinzen aufgehetzt habe. Diese Enthüllungen sind sehr traurig, indes nicht abzuleugnen; einige der Herren äußerten sich ganz entsetzt über die Doppelzüngigkeit des Kanzlers. Sämtliche erklärten, den Aufruf nunmehr unterschreiben zu wollen. Ich bin geneigt, dem Ganzen eine große Tragweite beizulegen. [. . .] Ein recht günstiger Umstand ist es, daß die Kaiserin sich mit der Prinzeß Wilhelm in allerfreundlichster Weise auseinandergesetzt hat und sie warm unterstützen wird.

Meine Vermutung, daß der Kanzler den Kampf fortführen werde, hat sich schnell bestätigt. Ich besuchte den Minister Puttkamer, welcher mir mitteilte, daß er mit dem Kanzler korrespondiert habe, daß dieser in schärfster Weise auf seinem Standpunkt beharre, auch den Rücktritt Stoeckers keineswegs für genügend halte. Das wird den Prinzen sehr verbittern; das Nächstliegende ist aber die Überzeugung, daß der Kanzler

[1]) Freiherr, bald darauf Graf Hugo Sholto v. D., freikonservatives Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Puttkamer zu Fall bringen will. Dieser ist auch ganz entschlossen, seinen Abschied zu nehmen, niemals aber seine Unterschrift zurückzuziehen, wie der Minister Goßler jetzt vorhat. Wir, Albedyll eingeschlossen, sind auch darin einig, daß der Kanzler eifersüchtig ist gegen die Leute, die den Prinzen Wilhelm seinem Sohne Herbert abspenstig machen wollen; er sieht hier, wie ja oft, Geister und geht nun rücksichtslos vor. Wie wird sich Prinz Wilhelm stellen? Es ist für ihn ein großer Moment. Beugt er sich vor dem Kanzler, so kann er sich schwer wieder von ihm losmachen.

22. Januar.

Die Führer der Nationalliberalen und Freikonservativen haben sich nun in der Tat bereit erklärt, den Aufruf für die Stadtmission zu unterschreiben, woraus mit Sicherheit zu ersehen ist, daß von Friedrichsruh ein etwas sanfterer Wind weht. [. . .] Puttkamer glaubt trotz milderer Stimmung des Kanzlers noch nicht an Frieden und hält seinen Rücktritt für wahrscheinlich. Bei dem Hange zur Rachsucht in der Familie Bismarck wird sicherlich gegen alle Beteiligten Krieg geführt werden, natürlich zunächst in vorsichtiger Art.

23. Januar.

Ich hatte abends eine Konferenz beim Minister Puttkamer, bei der noch anwesend waren Minister Goßler, Präsident Wedell,[1]) Koegel,[2]) Stoecker und Präsident Hermes.[3]) Es wurden die Modalitäten des Aufrufes besprochen; wir nahmen kleine Änderungen vor, in einigen Tagen soll die Veröffentlichung erfolgen. Sehr erfreut war ich zu sehen, daß die beiden Minister nicht zurückweichen. Es ist richtig, daß die Führer der Nationalliberalen jetzt ihre Unterschrift gegeben haben. Leider bleibt bestehen, daß der Kaiser nicht günstig gestimmt ist infolge Bismarckischer Treibereien; gottlob bleibt Prinz Wilhelm fest, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die ganze Angelegenheit von Segen sein wird. [. . .] Familie Bismarck hat keine guten Geschäfte gemacht; bei keiner Partei!

25. Januar.

Alle Nachrichten aus Wien stimmen dahin überein, daß man sich dort durch uns recht verletzt fühlt; vor allen Dingen der Kaiser selbst.[4])

---

[1]) Der Magdeburger Regierungspräsident v. Wedell; Ersatzmann im Oberkirchenrat.

[2]) Oberhofprediger.

[3]) Präsident des Oberkirchenrats.

[4]) Der Wiener Militärattaché Major v. Deines berichtete dem Verfasser am 23. Januar:

„[. . .] Man hält nach wie vor an der Notwendigkeit fest, den ‚Angriff' im casus foederis militärisch zu präzisieren. Seine Majestät der Kaiser sagte mir

26. Januar.

Der Reichskanzler hatte gestern nach Berlin zurückkehren wollen, hat es aber wieder aufgegeben, weil er sich nicht wohl befindet; er soll an Schlaflosigkeit leiden. Sein Sohn ist nun dahinter gekommen, daß man über ihn sehr entrüstet ist, und schwört, an allem unschuldig zu sein; es hilft ihm aber nichts, denn die Beweise könnten jederzeit erbracht werden. Auch Herr v. Liebenau will jetzt nur im besten Sinne gewirkt haben.

Der rumänische Minister Sturdza [1]) ist seit einiger Zeit hier und auch beim Kanzler gewesen; gestern kam er mit dessen Genehmigung zum Feldmarschall, um über die Befestigungen von Foschani, zu denen wir sehr zureden, zu sprechen.

27. Januar.

Prinz Wilhelm ist heute, an seinem 30. Geburtstage, zum General ernannt worden. Die betreffende Kabinettsorder ist nicht so gefaßt, wie ich gehofft hatte, sie ist im Grunde genommen voller Mißtrauen, wie sich denn auch der Kaiser mehrfach dahin geäußert hat, der Prinz sei eigentlich viel zu jung; [2]) außerdem ist aber jener gegen den Prinzen aufgehetzt worden. Was die Leute damit bezwecken, ist mir nicht klar, es ist nichts als Mißgunst. Der gute Kaiser vergißt ganz, daß er bereits mit 21 Jahren Brigadekommandeur war! Der Prinz hat das Garde-Husarenregiment gut geführt und war ein ebenso guter Bataillonskommandeur; in beiden Stellungen zeigte er bei Truppenübungen entschiedenes Talent zum Führer. Was er erfaßt, das macht er mit großer Frische; wenn er auch manchmal noch Vergnügen an kleineren Dingen, ich möchte sagen soldatischen Spielereien, gezeigt hat, so hat er doch das volle Interesse für größere und folgt z. B. in diesem Winter mit regstem Interesse und unter großer

---

vorige Woche auf dem Hofball: ‚Unsere beiden Generalstäbe arbeiten sehr einig und fleißig miteinander, und das ist in diesem Augenblick ein wahrer Trost; denn im übrigen werden wir in Berlin jetzt schlecht, sehr schlecht behandelt. Es ist durchaus notwendig, daß wir wissen, wann und für welche Fälle wir auf Ihre Hilfe rechnen können, sonst fehlt uns ja jede Basis für unsere militärischen Arbeiten und Vorbereitungen; wir haben vorläufig alles so gelassen, als ob Ihre Hilfe sicher wäre.‘

Noch scheint mir daher der Aufmarsch in Galizien nicht in Frage gestellt. — Als ich mir die Bemerkung erlaubte, man sei in Berlin eminent friedliebend und wolle jeden Krieg solange als nur irgend möglich verhindern, sagte Seine Majestät: ‚Ich bin aber ebenso friedliebend; man sollte in Berlin doch nur einsehen, daß politisch defensiv und militärisch offensiv keine Gegensätze sind. Das Vertrauen hätte man Mir doch wohl schenken können, daß ich das deutsche Bündnis nicht mißbrauchen würde.‘ — Heute sprach mir der Kaiser erneut seine besondere Befriedigung aus über das Zusammenarbeiten der beiden Generalstäbe.“ [. . .]

[1]) Démètre Sturdza, Minister der Unterrichts und der Kulte.

[2]) Vgl. Lucius, a. a. O., S. 420.

Anerkennung seines Lehrers den strategischen Vorträgen des Generals v. Wittich. Mehrere Jahre hat er die taktischen Arbeiten des Generalstabes mitgemacht und dabei sehr guten Verstand gezeigt.

28. Januar.

Der Kanzler hat sich allmählich doch überzeugt, daß er mit Österreich auf falschem Wege ist. Er hat jetzt erklären lassen, daß wir, falls Rußland in bedrohlicher Weise Truppenansammlungen gegen Österreich vornimmt, Gegenmaßregeln treffen würden. — Das verändert das Bild völlig, hoffentlich wird nun die Verstimmung in Österreich aufhören.

30. Januar.

Der Kanzler hat sich wider Erwarten in der Stadtmissionsangelegenheit eine völlig andere, vernünftige Auffassung angeeignet. Puttkamer ging zu ihm, eigentlich in der Überzeugung, seinen Posten aufgeben zu müssen, fand ihn aber ganz versöhnlich, er hatte nichts gegen die Unterschrift beim Aufruf einzuwenden. So ändern sich die Ansichten! Prinz Wilhelm hat in dieser Angelegenheit einen großen Erfolg errungen, der allein seiner Festigkeit zu verdanken ist. Ein Ereignis von großer Tragweite.

Der Kanzler ist in Wien noch weiter gegangen, als ich dachte, man wird dort jetzt recht zufrieden sein; wir werden nun noch weitere militärische Besprechungen haben.

31. Januar.

Heute fand ich den Feldmarschall sehr aufgebracht gegen den Kanzler. Der frühere Militärattaché in Wien, Graf Keller, hatte gestern zufällig den ihm befreundeten Grafen Bismarck besucht und von diesem erfahren, daß Prinz Reuß vom Kanzler instruiert worden war, dem Grafen Kálnoky[1]) zu sagen, es würde wohl zweckmäßig sein, wenn die Österreicher hinter den Karpathen und nur mit einem Teil der Armee etwa bei Krakau aufmarschierten. Herbert hatte das richtige Gefühl, daß dies bedenklich sein könne, kaum aber, daß es haarsträubender Unsinn ist; jedenfalls befragte er seinen Freund Keller. Auf dessen sofortiges Andrängen wurde nach Wien telegraphiert, die Bestellung an Kálnoky nicht zu machen oder zu widerrufen. Leider war bereits ein Widerruf nötig.

Es ist unglaublich, wie den Kanzler die Eitelkeit treibt, sich als sachverständigen Militär aufzuspielen, übrigens eine Schwäche, die ihn während des Krieges 1870/71 oft befiel. Hier ist er im Begriff gewesen, ein großes

[1]) Österreichisch-ungarischer Minister des Äußeren (1881—95).

Unglück anzurichten. Die vielen mattherzigen Leute in Österreich finden den Gedanken, hinter den Karpathen zu bleiben, vortrefflich und würden ihn, wenn von uns angeboten, mit Freuden erfassen. Wir haben uns jahrelang bemüht, ich persönlich ganz besonders, die Österreicher zu überzeugen, daß das Heil allein in der Offensive zu suchen ist, und sollten nun mit einem Schlage durch ein unerhörtes Übergreifen des Kanzlers um den ganzen Lohn der Arbeit gebracht werden! Er ahnt natürlich nicht, welche direkte Gefahr für uns darin liegt, wenn Österreich seinen Vorschlag annehmen wollte. Ich hoffe, diesmal geht es noch gut ab, weil Beck und Erzherzog Albrecht wiederholt fest versprochen haben, am Aufmarsch in Galizien festzuhalten.

Der Feldmarschall zeigt wieder, ein wie versöhnlicher Mann er ist, daß er solche Eingriffe in sein Ressort sich nicht verbittet, wozu der Kanzler von seiner Seite sofort bei der Hand gewesen sein würde.

2. Februar.

Steininger ist nun eröffnet worden, daß wir im Osten stärker auftreten würden; wir sind offiziell in Unterhandlungen über die Benützung unserer oberschlesischen Bahnen eingetreten.

Man unterhält sich jetzt viel darüber, daß zwischen Prinz Wilhelm und Herbert Bismarck eine Abkühlung eingetreten sei, und ich nunmehr beim Prinzen eine besonders gute Stellung habe. Das erste ist richtig und auch erfreulich, das zweite irrig; meine Stellung hat sich nicht verändert. Ich laufe dem Prinzen nicht nach, sondern warte, bis er kommt; er hat augenscheinlich Vertrauen zu mir und die Überzeugung, daß ich ihm fest ergeben bin. Aus dem obigen Klatsch wird sich höchst wahrscheinlich ein Krieg der Familie Bismarck gegen mich entwickeln, wenn er nicht heimlich bereits begonnen haben sollte.

3. Februar.

Ungeheures Aufsehen macht die heute erfolgte Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisses.[1] Ich glaube kaum, daß deshalb die Gesamtsituation geändert wird. Bismarck will dadurch auf den Frieden wirken, wird es aber nicht erreichen, daß Rußland zurückzieht. Im Gegenteil glaube ich, daß man dort den Schritt des Kanzlers als eine Provokation empfinden und sich mit den Rüstungen beeilen wird. Offiziell läßt man sich dann natürlich nichts merken.

4. Februar.

Huene[2]) hat den Eindruck, als ob die Russen seit einiger Zeit wieder stark wühlen und auch mit den Polen in Paris Verbindung aufnehmen.

[1]) Vom 7. Oktober 1879.
[2]) Der schon erwähnte Militärattaché in Paris Freiherr v. Huene.

7. Februar.

Im Reichstage ist gestern das Wehrgesetz mit den dazugehörigen 280 Millionen einstimmig bewilligt worden; ein Ereignis, das im Auslande großen Eindruck machen wird. Der Kanzler hat lange gesprochen und die Zuhörer begeistert. Heute hörte ich aber schon einige nüchterne Auffassungen. Für mich ist das Wichtigste, daß er augenscheinlich bemüht ist, die bulgarische Frage wieder in Gang zu bringen; er will Rußland dorthin locken und es mit Österreich, Italien und England dadurch in einen Konflikt bringen, bei dem wir nicht direkt beteiligt sind. Es sind das ganz schöne Gedanken, ich fürchte aber, sie kommen nicht zur Ausführung, da Rußland, wenn es mit Österreich Krieg führt, dies in Galizien tun wird, und dann sind wir doch dabei.

8. Februar.

Familie Bismarck ist in hohem Grade aufgebracht gegen die Prinzeß Wilhelm. Die vortreffliche Frau hat sich durch das von dort beliebte Verfahren tief verletzt gefühlt und ihrem Gefühle Ausdruck gegeben, indem sie Herbert ignorierte, sobald er in ihre Nähe kam. Der ist darüber sehr ergrimmt, noch mehr aber seine Mutter, die in der Familie die Leidenschaftlichste ist. Da man gegen die Prinzeß nun nicht so leicht Krieg führen kann, so soll der Zorn auf die Hauptübeltäter abgeladen werden; als solche gelten zunächst Puttkamer und ich, dann vielleicht am meisten der Kammerherr v. Mirbach, in welchem die Prinzeß einen vortrefflichen Ratgeber hat. Ich bin von verschiedenen Seiten gewarnt worden und neugierig, was kommen wird. Der Prinzeß habe ich raten lassen, vor der Welt ihrem Unmut etwas weniger Ausdruck zu geben, nicht aus Furcht vor der Familie Bismarck, sondern aus Rücksicht auf den Prinzen, der doch darauf angewiesen ist, mit Vater und Sohn zu arbeiten; vor allem möchte ich, daß nicht verschiedene Auffassungen zwischen Prinz und Prinzeß Platz greifen.

Im Auslande hat die letzte Reichstagssitzung in der Tat einen großen Eindruck gemacht; wie es scheint, wird sie in Rußland überwiegend verständig aufgefaßt. Daß die Lage eine andere geworden sei, kann ich auch heute nicht einsehen; ich meine, wir stehen geradeso wie bisher, das gegenseitige Mißtrauen ist nicht zu beseitigen. Friedlich sprechen und dazu 300 Millionen für Rüstungen verlangen, das wird mancher bei nüchterner Abwägung doch so beurteilen, als ob der Kanzler einen Krieg für nicht fern hält.

10. Februar.

Gestern hat die Operation des Kronprinzen stattgefunden; sie ist gut verlaufen, ändert aber leider an der Krankheit nichts. Man gibt nach dem

ganzen Befund dem Kronprinzen nur noch wenige Monate Lebenszeit. Was mag die Kronprinzessin jetzt empfinden! Ich glaube nicht, daß sie schon soweit ist, in Demut zu tragen, was Gott schickt.

14. Februar.

Kaum ist der Stadtmissionskonflikt vorüber, so droht ein neuer. Das „Deutsche Tageblatt“ hat einen Artikel[1]) gebracht, in dem von einer Kriegspartei gesprochen wird, die im Gegensatz zum Reichskanzler stehe; in der unverschämtesten Art werden nicht mit Namen genannte, aber leicht erkennbare Personen angegriffen. Zweifellos bin ich in erster Linie gemeint, sodann wohl der „Generalstab“ im allgemeinen, jedenfalls aber auch der Kriegsminister und der Feldmarschall. Die Sache wäre an sich lächerlich, wenn ich nicht die Überzeugung hätte, der Angriff käme aus der Wilhelmstraße. Übrigens ist er zweifellos auch an die Adresse des Prinzen Wilhelm gerichtet. Ich bin gespannt, was daraus werden wird; der Feldmarschall schüttelt bedenklich den Kopf.

Die „Kreuzzeitung“ und die „Kölnische“, die sehr scharf angegriffen sind, werden sich wohl nicht weniger scharf verteidigen,[2]) und damit wird der Skandal vergrößert. Ganz unverhohlen wird gesagt, daß einflußreiche Militärs sich in die Politik mischen, und ihnen geraten, in ihrer eigentlichen Berufstätigkeit zu bleiben; das wagt man zu tun, wo vor wenigen Tagen noch der Reichskanzler [. . .] der Kriegführung ins Handwerk zu pfuschen versucht und sich durch seinen drolligen Gedanken, daß die Österreicher hinter den Karpathen aufmarschieren sollten, in Österreich [. . .] gemacht hat!

19. Februar.

Der „Tageblatt“-Artikel sowie die Erwiderung der „Kreuzzeitung“ haben großes Aufsehen gemacht. Der Feldmarschall ist entschieden unangenehm berührt; ich habe ihm meine Überzeugung nicht vorenthalten, daß der Artikel im Auswärtigen Amte geschrieben ist; wahrscheinlich von Herrn Rottenburg.[3]) Bei einsichtigen Leuten ist die Ansicht allgemein, daß er hauptsächlich gegen mich gerichtet sein soll.

Überlege ich mir die ganze Sache ruhig, so muß ich zu dem Resultat kommen, daß das Verfahren des Hauses Bismarck und seiner Mamelucken [. . .] ist. Eigentlich sieht es auch nach Schwäche aus, wenn man die

[1]) „Die Kriegspartei vor der Rede des Fürsten Bismarck und nach derselben.“ (Nr. 75 vom 14. Februar.)

[2]) In der Tat knüpfte sich an den Angriff des „Deutschen Tageblatts“ eine längere Pressepolemik, namentlich zwischen diesem und der „Kreuzzeitung“.

[3]) v. R., vortragender Rat der Reichskanzlei.

Presse gebraucht, sich zu schützen; sehr übel ist es aber jedenfalls, die Anonymität zu benutzen, um jemanden anzugreifen. Im Auswärtigen Amt, in der Reichskanzlei ist man aber so daran gewöhnt, mit der Presse zu arbeiten, daß man schließlich das Verständnis für derartige [. . .] verloren hat. Ich hoffe, dieser [. . .] wird einstmals gründlich ausgefegt. Die Haupthandlanger für diese Prozeduren sind die Herren Rottenburg und Lindau.[1])

Weitere Erkundigungen haben ergeben, daß ich bei den Liberalen überhaupt im Verruf bin. Sie glauben, daß Prinz Wilhelm mich dereinst bei sich behalten, und wir dann zusammen den Krieg machen würden.

21. Februar.

Gestern kam Prinz Wilhelm zu mir, um mir zu erzählen, daß vom Kronprinzen sehr schlechte Nachrichten da seien; Dr. Bergmann hat Krebs konstatiert und damit das ganze Lügengewebe der englischen Ärzte zerrissen. Die Zustände in San Remo sollen haarsträubend sein. Die Kronprinzeß hält zähe daran fest, daß die englischen Ärzte ausgezeichnet, die deutschen Schwindler seien; sie versucht, die Krankheit in Dunkel zu hüllen, drängt die deutschen Ärzte möglichst ab und scheint ganz zu übersehen, daß sie dadurch selbst ein frevelhaftes Spiel treibt. Die Stimmung ist hier in allen Bevölkerungskreisen auch derart, daß sie jedwede Sympathie verscherzt; sie wird gut tun, sich nicht zu zeigen. Besonders [. . .] benimmt sich die Prinzessin Viktoria; sie amüsiert sich nach Kräften, hat auch in der Nacht vor der Operation noch [. . .] Es wird hier jetzt erwogen, den Kronprinzen nach Berlin zu bringen, um so mehr, als er früher wiederholt geäußert hat, in der Heimat sterben zu wollen. Man rechnet dabei aber nicht mit der Kronprinzeß; sie würde nur der Gewalt weichen. Prinz Wilhelm hält sich reisefertig. Er kam auch auf die Zeitungsangriffe gegen die sogenannte Kriegspartei; er hat[2]) dem Reichskanzler den erwähnten Artikel geschickt und sich überreden lassen, er sei ein russisches Machwerk, und das Auswärtige Amt unschuldig; vorgestern

---

[1]) Vortragender Rat der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts.

[2]) Wie aus einem Briefe des prinzlichen Adjutanten, des Majors Freiherrn v. Bissing, vom 18. Februar an den Verfasser zu entnehmen ist, hatte sich Prinz Wilhelm zunächst den Grafen Berchem kommen lassen und nach dem Urheber des Artikels gefragt. Dieser glaubte versichern zu können, daß hiesige einflußreiche Männer schwerlich „eine solche besonders für die Leiter unseres Generalstabes verletzende Sprache führen könnten."

In dem Bissingschen Briefe wird ferner mitgeteilt, Graf Herbert Bismarck habe den Urheber „bei einer der auswärtigen Missionen vermutet und diese Ansicht dadurch bestätigt" geglaubt, „daß zur selben Zeit in den ‚Münchener Nachrichten' ein noch schamloserer Artikel mit denselben Tendenzen gestanden habe."

bei Herbert Bismarck hat er sich in diesem Sinne sehr energisch ausgesprochen und u. a. gesagt, es sei eine solche Gemeinheit, so etwas zu schreiben, daß man es einem Deutschen unmöglich zutrauen könne. Herbert und Rottenburg mußten es mit anhören, und es soll köstlich gewesen sein, sie zu beobachten. Ich glaube, sie haben eine heilsame Lehre empfangen. Ihre Presse hat Befehl, die Sache völlig ruhen zu lassen.

22. Februar.

Gestern zum Tee bei den Majestäten. Anwesend Prinzeß Wilhelm, Erbprinz von Meiningen, Curtius, Hofmann, Goltz, Winterfeld und ich. Der Kaiser war munter, die Kaiserin leidlich wohl, sie zog sich aber früh zurück. Unterhaltung über Gold- und Diamantenfelder, angeregt durch Professor Hofmann, weiterhin über Gold- und Schmucksachen, englische Vermögen und Zustände, englische Familien, wobei der Kaiser auf seine Jugend kam und sehr angenehm erzählte, sodann über den Großfürsten-Thronfolger und natürlich über die Krankheit des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig von Baden,[1]) die Reise des Großherzogs und der Großherzogin von Baden nach San Remo, Lawinenstürze u. dgl. Ich saß neben Prinzeß Wilhelm, die sehr betrübt ist über die Besuche des Prinzen bei Herbert Bismarck, namentlich bei seinen Diners mit folgender Soiree [. . .]

Ich muß hier noch eine Komödie verzeichnen, die vorgestern gespielt wurde. Huene war beim Kanzler zum Diner eingeladen, nachher sprach ihn Bismarck allein in seinem Arbeitszimmer; plötzlich kommt Geheimrat Lindau (die Hauptperson für Direktion der Presse), um etwas zu bringen. Der Kanzler sagt ihm wie nebenher: „Ach, da liegt hier noch ein Zeitungsartikel, mit dem mich der Prinz Wilhelm elendet, was ist das eigentlich?" Lindau: „Oh, wir sind der Sache schon auf der Spur; es ist jedenfalls russische Mache; wahrscheinlich von einem sich hier aufhaltenden früheren Hauptmann; wir werden es noch herausbekommen." Kanzler: „Der Generalstab soll ja den Artikel so übel genommen haben; haben Sie dort etwas davon gehört, Huene?" Huene: „Nein, gar nichts." Lindau verschwindet. Huene, ein feiner Beobachter, ist fest überzeugt, daß das ganze eine verabredete Komödie war. [. . .][2])

---

[1]) Jüngerer Sohn des Großherzogs Friedrich.

[2]) In einem Briefe des Freiherrn v. Huene aus Paris vom 25. Februar heißt es zu obigem Thema:

„[. . .] Sowohl bei dem Abendfest im Hause des Grafen Bismarck wie auch bei Gelegenheit der Einladung bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler war der Legationsrat Lindau fortgesetzt an meiner Seite, teils [als Beobachter, teils um mir durch seine Bemerkungen über die nichtswürdigen Zeitungsartikel in

Ich bin mir nicht klar, ob der Kanzler selbst oder sein Sohn der Urheber des Artikels ist; sollte es der Sohn sein, so tritt der Vater natürlich für ihn ein.

23. Februar.

Dem Kronprinzen geht es sehr schlecht; leider nimmt man davon hier gerade in den vornehmen Kreisen am wenigsten Notiz; man tanzt und amüsiert sich, als wenn nichts Ernstes vorläge. In der Provinz ist man ungleich taktvoller. Bei weitem am meisten Herz unter den Verwandten zeigt die Prinzeß Wilhelm.

Wie ernst die Zeit ist, davon machen sich wenige ein klares Bild. Man hat sich daran gewöhnt, daß der Kaiser ab und zu einmal unwohl ist; daß der geringste Anlaß die Katastrophe herbeiführen kann, daran scheint man nicht zu denken.

Was für Zustände würde es geben, wenn er uns jetzt genommen werden sollte! Die schlimmsten Wirren sind unvermeidlich.[1]) Der Kronprinz kann ja nicht regieren, wohl aber unter dem Drucke seiner leidenschaftlichen Frau noch Unheil genug anrichten. Und sie wird, gerade weil sie weiß, daß ihr Regiment nur von kurzer Dauer ist, sich an ihren

---

bezug auf die im Gange befindlichen Intrigen Dunst vorzumachen; seine [. . .]rolle spielte er indes so wenig gewandt, daß vorstehend bezeichnete Absicht mehrfach klar hervortrat. Den Fürsten Reichskanzler redete Herr Lindau auf den Artikel des ‚Deutschen Tagblatts' vom 13.(?) d. M. an, sprach von der durch denselben im Generalstab hervorgerufenen Erregung und bezeichnete als seine Vermutung, der Artikel stamme aus russischer Quelle; auch erzählte Herr Lindau, das Blatt sei von Nationalliberalen gekauft. Späterhin ergab sich dann, daß der Übergang erst zum 1. April stattfinden solle; was Russen und Nationalliberale mit dem betreffenden Artikel zu tun haben, blieb unklar, und stand die ganze einseitig von Herrn Lindau geführte Unterhaltung schief. Mein persönlicher Eindruck ist, daß der Fürst von dieser infamen Machination nichts weiß — absolut sicher bin ich jedoch nicht —, daß dieselbe vielmehr von den niederen Göttern in Szene gesetzt ist, und speziell Herr Lindau dieselbe in Kommission erhalten hat, vielleicht auch die Herren Rottenburg, Lindau & Cie. Daß Herr Lindau gerade als ich zum Fürsten befohlen war, dorthin kam und sonst niemand, und daß derselbe gerade dieses Thema ergriff, worüber er in meiner Gegenwart beim Grafen Herbert Bismarck schon zum Prinzen Wilhelm gesprochen, ist mindestens eine starke Rechnung auf meine Leichtgläubigkeit; dazu müßte doch schon ein weniger subalterner Mann geschickt werden wie der Journalist — pardon, Legationsrat Lindau. Eure Exzellenz kennen meine Hochachtung vor dem Gros unseres diplomatischen Korps. [. . .] Seit den vier Tagen meines Hierseins habe ich schon mehrfach gehört, wie man hier hellhörig auf die in Rede stehenden Preßangriffe ist, auch in bezug auf die früheren gegen Seine Königliche Hoheit den Prinzen Wilhelm; man weiß jedoch noch nicht recht, was man daraus machen soll; die guten Berliner Informationen werden die Franzosen jedoch bald informieren; speziell der Salon Radziwill scheint in dieser Beziehung eine gute Quelle zu sein; ich habe vergessen, diese Vermutung neulich mündlich auszusprechen, jedoch führen mehrere Nachrichten dorthin zurück."

[1]) Vgl. jedoch S. 371.

Widersachern zu rächen, ihre Zukunft sicherzustellen versuchen. Es fragt sich, wieweit Prinz Wilhelm dies geschehen läßt. Wahrscheinlich wird die Kronprinzessin nicht leicht sachverständige Hilfe finden. Jeder, der dann nicht zum Handeln berufen ist, kann dankbar sein.

Prinz Ludwig von Baden, Enkel des Kaisers, ist nach kurzer Krankheit in Freiburg gestorben. Es ist das ein ganz besonders trauriger Fall; der Prinz war ein hoffnungsvoller, liebenswürdiger junger Mann, der sich allgemeiner Liebe erfreute. Ganz besonders nahe stand er den Großeltern, für die der Schlag sehr hart ist.

24. Februar.

Ganz augenscheinlich führt der Kanzler einen scharfen Kampf gegen die „Kreuzzeitung"; den Entschluß hierzu hat er jedenfalls seit der Stadtmissionsangelegenheit gefaßt. Er will sich den Nationalliberalen mehr nähern und das „Deutsche Tageblatt" heben. Diese Zeitung hat aber mit dem Artikel über die „Kriegspartei" Unglück gehabt, der ihr bei allen anständigen Menschen Schaden tat.

Der Urheber ist übrigens der Kanzler und nicht sein Sohn;[1]) der letztere hat nämlich die „Kölnische Zeitung" ohne Wissen seines Vaters benutzt, um gegen Rußland zu hetzen, wie er überhaupt in kleinen Nuancen von der Politik des Vaters abweicht; daher greift der bewußte Artikel auch die „Kölnische" an.

Der schnelle Rückgang des russischen Rubels macht ungeheures Aufsehen; nach meiner Meinung ist er Vorläufer des Staatsbankrotts. — Gute Nachrichten bestätigen meine Ansicht, daß Rußland energisch weiterrüstet und auch weitere Truppenverschiebungen beabsichtigt. Der Kaiser ist entweder ein sehr schwacher Mann oder ein guter Komödiant. Ich fürchte, daß ich mit meiner im November ausgesprochenen Ansicht, Rußland sei im Sommer zum Kriege bereit, recht behalten werde; der Kanzler bemüht sich, die bulgarische Frage als Ableiter zu benutzen, wahrscheinlich aber vergebens. Es mehren sich die Anzeichen, daß die Russen in Paris mit großem Eifer zum Kriege treiben.

25. Februar.

Prinz Wilhelm war in diesen Tagen wieder öfter bei mir; er hat den Wunsch, von der Beisetzung in Karlsruhe, zu der ihn der Kaiser schickt, nach San Remo zu gehen, um den Vater zu sehen. Er ist überzeugt, daß, wenn er sich von hier anmeldet, von der Kronprinzeß ein energischer Widerstand ausgeübt werden wird, und möchte überraschen.

---

[1]) Vgl. jedoch das Zeugnis des Freiherrn v. Huene oben S. 362 Note, sowie dasjenige des Grafen Berchem unter dem 29. Februar.

27. Februar.

Es ist noch unsicher, ob Prinz Wilhelm nach San Remo gehen wird; die Kaiserin ist dagegen, wagt aber nicht, dies dem Prinzen direkt zu sagen, sondern hat Albedyll gebeten, es zu tun, der aber wenig Neigung hat, diese Mission zu übernehmen. Bei jeder Gelegenheit bemerke ich, wie Prinz Wilhelm an Einfluß gewinnt und eigentlich von den meisten Leuten gefürchtet ist; er kann doch so unreif nicht sein, wie ihn viele gern darstellen.

29. Februar.

Ich hatte eine lange Unterredung mit Graf Berchem, der augenblicklich den Grafen Bismarck vertritt. Kaiser Alexander ist in der bulgarischen Frage etwas versöhnlicher, sonst aber doch nichts weniger als freundlich gegen uns. Unserem Botschafter sagte er, wir hätten in Wien Ende des vorigen Jahres zu Rüstungen getrieben. Wie er dies erfahren hat, wird wohl sobald nicht zu ermitteln sein, jedenfalls aber durch eine Indiskretion in Österreich.[1]) Das Faktum, daß wir zu Rüstungen gedrängt haben, trifft ja zu. Darüber ist seinerzeit sehr viel mündlich und schriftlich unterhandelt worden; Herbert hat etwas stärker getrieben als der Vater, was dieser vielleicht nicht einmal erfahren hat. Man kann sich daher nicht wundern, zumal in Anbetracht der in Österreich doch noch immer zahlreich vorhandenen Personen, die uns schaden wollen, daß etwas nach Rußland durchsickerte. Da der Kanzler aber nie unrecht haben kann, auch schnell bei der Hand ist, jemanden zu finden, der verantwortlich sein soll, so hat er sich auch nicht gescheut, auf den Rand des Schweinitzschen Berichtes zu schreiben „Deines",[2]) als ob dieser es allein gewesen wäre, der die Österreicher angetrieben hat.

Ich kam im Gespräch mit Berchem noch auf mein Verhältnis zum Kanzler, und er gab mir zu, daß infolge der Stadtmissionsangelegenheit einiger Groll gegen mich bestanden habe, was aber nach seiner Meinung vorüber sei. Der Artikel des „Tageblattes", so schwor Berchem, sei nicht aus der Wilhelmstraße, sondern könne nur aus russischer Quelle stammen.[3]) Ich tat ihm den Gefallen, seine Äußerungen hinzunehmen. Er gab mir aber zu, daß mein Verhältnis zum Prinzen Wilhelm der Hauptgrund der Anfeindungen sei, um so mehr, als sich nachweislich eine gewisse Abkühlung zwischen dem Prinzen und dem Hause Bismarck vollzogen habe.

---

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, III, S. 135.
[2]) Militärbevollmächtigter in Wien.
[3]) Vgl. o. S. 362 Note.

1. März.

Große Beachtung verdienen die russischen Finanzverhältnisse; der Rubel ist noch weiter gefallen, mehrere Bankrotts großer Häuser sind eingetreten. Es treibt auf eine Entscheidung hin; Krieg oder Abrüstung.

Graf Bismarck ist nach England gereist; angeblich zum Besuch bei Bekannten, in der Tat aber, um mit Lord Salisbury zu konferieren.

2. März.

Prinz Wilhelm ist nunmehr in San Remo; es wird dort harte Zusammenstöße mit der Kronprinzessin geben. Sie scheint kaum mehr zurechnungsfähig, so fanatisch vertritt sie den Gedanken, ihr Gemahl sei nicht ernsthaft leidend. Sie wird von allen Seiten in schärfster Weise getadelt. Zu ihren wenigen Anhängern gehört auch Loë; es ist ja gewiß edel von ihm, mit ihr bis zu Ende zu gehen, ich bedauere es aber, daß er in San Remo ist, da er sich durch seine Anwesenheit viele Feinde macht. Die Kronprinzessin hat gerade jetzt einen ganz tollen Plan ausgeheckt, indem sie ihren Gemahl zu der Bitte an den Kaiser nötigte, den Prinzen Wilhelm von San Remo nach Rom zu senden. Der Grundgedanke auch dabei ist: der Welt zu zeigen, der Kronprinz sei gar nicht besorgniserregend krank. Um diese Komödie zu spielen, soll Prinz Wilhelm gezwungen werden, von einem Begräbnis und vom Sterbebett seines Vaters kommend, einen Besuch in Rom zu machen, sich dort feiern zu lassen usw.; ausgerechnet in Rom, wo durch König und Papst jedem Besucher, und nun zumal einem künftigen deutschen Kaiser, Schwierigkeiten erwachsen. Der Kaiser fühlte sogleich die Unmöglichkeit heraus, ließ sich aber der Sicherheit wegen Bismarck kommen und lehnte dann ab.

3. März.

Ich dinierte bei Herrn v. Holstein, mit dem ich überhaupt wieder ganz auf dem alten guten Fuße bin; wie ich aus mehreren Quellen erfahre, bemüht er sich wirklich in meinem Interesse.

Erstaunlich ist es, wie die Auffassung über Prinz Wilhelm sich in neuester Zeit verändert hat. Er soll ernster, reifer und ich weiß nicht was alles noch geworden sein; das Auffallende ist die Schnelligkeit. Es ist das alles Schwindel; dieselben Leute, die gegen den Prinzen intrigierten, sehen, daß er jetzt bald Kaiser sein kann, und wollen sich nun gern gut placieren. Der Prinz ist genau so, wie er war, hat allerdings einiges in den letzten Monaten gelernt.

6. März.

Die Angriffe auf mich in der Presse erfolgen jetzt immer unverhüllter. Das „Deutsche Tageblatt“, seit einiger Zeit Leibblatt des Auswärtigen

Amtes, und die „Neuesten Nachrichten" sagen in Anknüpfung an frühere Artikel, die meldeten, daß ich das X. Armeekorps bekommen sollte, dies beruhe zwar auf einem Irrtum, jedoch würde ich eine andere Stellung erhalten wegen Differenzen mit einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, die nicht der Chef des Generalstabes sei. Natürlich ist es klar, daß Fürst Bismarck damit gemeint ist. Vom Fürsten selbst kann dieser Artikel wohl nicht ausgehen; er entspricht jedoch seinen Ansichten, worüber ich nicht einen Moment im Zweifel bin. Skandalös ist es aber, oder besser gesagt, traurig, daß solche Prozeduren möglich sind. Wenn ich dem Kanzler hier unbequem bin, so mag er es dem Kaiser sagen; aber in solcher Weise gegen mich vorzugehen ist [. . .] und zeigt, daß wir rückwärts gehen. Ich bin gespannt, wie Albedyll sich stellen wird; im Herzen steht er ja auf meiner Seite, ob er aber jetzt gegen den Kanzler Front machen wird, kann erst die Zukunft lehren. Es hängt, ganz abgesehen von meiner Person, jetzt sehr viel davon ab, daß ein Versuch des Kanzlers, in Armeeangelegenheiten mitzusprechen, abgewiesen wird. Bisher war der Kaiser darin ja sehr fest und Bismarck vorsichtig; der alte Herr ist aber jetzt gar zu schwach; da kommt denn alles auf Albedyll an.

7. März.

Erst nachmittags erfuhr ich, daß der Kaiser sehr ernstlich krank sei. Prinz Wilhelm benachrichtigte mich von seiner Rückkehr und wollte mich abends im Palais sprechen. Als ich dorthin kam, herrschte schon große Bestürzung; der Kaiser war sehr schwach und wird nach Ansicht der Ärzte diesmal nicht wieder aufkommen. Der Prinz erschien um 7 Uhr, nahm mich aus der Menge der im Vorzimmer stehenden Personen ins Fahnenzimmer, wo er lange mit mir sprach und auch von San Remo erzählte; er war sehr erregt und bewegt. Was geht jetzt alles durch seinen Kopf!

10. März.

Ich will versuchen, die großen Eindrücke und Erlebnisse der letzten beiden Tage niederzuschreiben.

Ich bin vom 8. vormittags bis zum 9., nachdem der Kaiser sanft entschlafen war, im Palais gewesen; nur in der Mittagszeit ging ich fort, um einige Geschäfte im Bureau zu erledigen, dann nachts um 1 Uhr, um nach drei Stunden wieder zu kommen, sonst hielt ich mich im Adjutantenzimmer auf, wo anwesend waren die diensttuenden Adjutanten, Lehndorff, Broesigke, Plessen, Petersdorff und Bülow, ab und zu einige Generaladjutanten, dann Perponcher, Reischach,[1]) Rauch[2]) und, je nach Anwesenheit ihrer Herrschaften, Adjutanten des Prinzen Wilhelm und

[1]) Kammerherr Frhr. v. Reischach.
[2]) Oberstallmeister v. Rauch.

Gefolge der Prinzessin. Die Kaiserin ließ sich im Rollstuhl ab und zu fahren, Großherzog und Großherzogin von Baden, Prinzeß Wilhelm, Kronprinz von Schweden und Gemahlin waren abwechselnd im Fahnenzimmer und einzeln auch beim Kaiser; Prinz Wilhelm war mit Ausnahme einiger Nachtstunden immer dort. Viele hohe Persönlichkeiten wie Bismarck und der Feldmarschall, Minister usw. gingen ab und zu.

Schon mit Anbruch des 8. waren die Ärzte der Ansicht, daß das Ende bevorstehe. Der Kaiser wurde immer schwächer, hatte wenig Appetit und namentlich wenig Schlaf. Die geistigen Fähigkeiten nahmen langsam ab, waren aber noch oft völlig vorhanden, namentlich war das Gehör unglaublich scharf. Die Großherzogin erkannte er noch am 8. nachmittags, ebenso den Prinzen Wilhelm und den Reichskanzler, der auch noch eine Unterschrift erbat und erhielt. Bis zum Nachmittag ging es langsam bergab, gegen 5 Uhr führte der Prinz Wilhelm den Hofprediger Koegel zum Kaiser, gleich darauf trat große Schwäche ein, der Puls hörte auf. Die Ärzte glaubten den Tod nahe, die Kaiserin ließ sich hineinrollen, die Familie schloß sich an, und dann durften auch wir eintreten.

Ergreifende Szenen folgten. In seinem kleinen, nur matt erleuchteten Schlafzimmer lag der Kaiser auf dem schmalen Feldbett, das Gesicht uns, also dem Fenster zugewandt. Zu seinen Häupten, wo an der Wand ein Kruzifix hing, standen Dr. Leuthold und Dr. Timann und zur Seite zwei Kammerdiener, nahe am Fußende Dr. Lauer. Der Kaiser hatte eine weiße Jacke an und ein rotseidenes Halstuch um; sein Kopf war etwas nach vorn und seitwärts geneigt. Die Kaiserin hatte sich dicht neben das Bett rollen lassen, so daß ihre linke Hand auf diesem ruhte und die linke Hand des Kaisers fassen konnte, sie also direkt den Kaiser ansah. Vor ihr stand die Großherzogin, die auch die Konversation vermittelte (die Stimme der Kaiserin ist so schwach, daß sie sich nicht verständlich machen konnte), dann etwas seitwärts Prinz Wilhelm und etwas zurück seine Gemahlin. Wir durften dicht herantreten, so daß ich bis nahe an das Bett kam; der Kanzler und der Feldmarschall erschienen, das kleine Zimmer hatte sich völlig gefüllt. Wir traten ein im Gefühl, den Kaiser verscheiden zu sehen. Man hörte nur Weinen, unterbrochen durch kurze Gebete von Koegel, der links neben dem Fußende des Bettes stand, und dem Stöhnen oder Röcheln des Kaisers, welches nicht anhielt, sondern in Absätzen auftrat.

Der Kaiser hielt die Augen geschlossen; ab und zu wurde der Schirm einer Lampe gehoben, sodaß man das Gesicht deutlich sah, es war nicht wesentlich verändert, der Monarch hatte wohl keine erheblichen Schmerzen. Allmählich schien mehr Kraft zurückzukehren, seine Worte wurden etwas deutlicher, und man sah auch einige Handbewegungen. Nach

Koegelschen Gebeten sagte er einmal „Das ist schön", dann „Das ist recht", auch einmal „Amen". Die Großherzogin sagte ihm: „Die Mama ist da, sie hat deine linke Hand gefaßt", dann ab und zu: „Hast du Schmerzen?" oder: „Willst du einen Schluck Wein?" u. dgl. Einmal antwortete er ganz deutlich auf die Frage: „Verstehst du, was ich sage?" „Ja freilich", und als man ihm Wein reichte, ob es schmecke: „Das kann ich nicht behaupten."[1])

Vielleicht nach einer Stunde wurde es jedem klar, daß der Tod noch nicht nahe sei. Dem Kaiser kam anscheinend das Gefühl wieder, er bemerkte, daß viel Menschen um sein Bett waren. Bezugnehmend auf Koegels Gebete sagte er: „Es ist wohl eine Erbauungsstunde".[1]) Dann soll er etwas gesagt haben wie, wir könnten gehen, und lautlos wurde das Zimmer leer.[2])

Um 7 Uhr fand sich der Puls wieder ein, gleich darauf verlangte der Kaiser ein Glas Champagner und aß nachher etwas Suppe. Man fing wieder an zu hoffen. Dr. Leuthold sagte allerdings, es sei an Besserung nicht mehr zu denken. Nach einiger Zeit sprach der Kaiser mehr, auch deutlicher und fast ausschließlich über die politische Lage und den Krieg; u. a. sagte er dabei: „Ich scheue den Krieg nicht, wenn ich dazu genötigt werde." Viel war von der französischen Armee und ihren Einrichtungen die Rede; dann von seinen Vertragspflichten, vom Kaiser Alexander und dabei etwas Ähnliches wie: „Ich hoffe, daß er nicht wortbrüchig wird." Als die Großherzogin ihm sagte: „Du hast uns so interessant erzählt, vielleicht willst du jetzt etwas ruhen," sagte er: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit" und sprach sofort weiter.[1]) Ganz allmählich wurde die Stimme etwas undeutlicher, die Gedanken unklarer, und der Atem kürzer. Etwa um 10 Uhr zog die Kaiserin sich zurück und dann auch die Familie; ich blieb mit den Herren vom unmittelbaren Dienst im Adjutantenzimmer.

Wiederholt[3]) ging ich zur halbgeöffneten Tür, ab und zu kam einer der Ärzte oder ein Kammerdiener heraus, um uns Adjutanten zu sagen, wie es stände, so daß ich auch über die Nachtstunden informiert bin. Für eine Stunde vielleicht stellte sich etwas Ruhe ein, dann aber hat die Unruhe wieder begonnen, und namentlich das Sprechen; es hat dies mit geringen

---

[1]) Vgl. Lucius, a. a. O., S. 427.

[2]) [Nachtrag.] Für die, welche den Kaiser genau kannten, war es ein bemerkenswerter Moment, als er die Hand unter der Decke hervorzog und sich über den Bart strich. Einmal konnte ein Sterbender kaum soviel Kraft haben, und dann war es in gesunden Tagen ein Beweis des Wohlbefindens, wenn der alte Herr sich über den Schnurrbart strich. Man sah deutlich, wie allmählich die Lebensgeister wiederkehrten, und es machte den Eindruck wie ein Erwachen aus dem Traume, als er die Augen aufschlug und Menschen um sich sah, auf die er nicht gerechnet hatte. In der Art, wie er die Worte sprach: „Es ist hier wohl eine Erbauungsstunde," lag eigentlich ein Anflug von Humor; es war ganz klar, daß er uns dann auch los sein wollte.

[3]) Nachtrag.

Unterbrechungen bis gegen 3 Uhr morgens angehalten, ist aber immer unverständlicher geworden. Bemerkenswert ist aber, daß während der ganzen Zeit ein Gedanke vorherrschte: Krieg gegen Frankreich und unser Bundesverhältnis zu Rußland. Anfangs bezog er sich mehr auf die Gegenwart, dann allmählich auf die Befreiungskriege, und dabei ist es auch geblieben. Der Kaiser hat viele Namen von Offizieren aus jener Zeit genannt, die mit ihm in Beziehungen gestanden haben.

Als früh 1 Uhr Leuthold erklärte, es seien zunächst keine Anzeichen des nahen Todes da, und der Tag könne wohl noch herankommen, fuhr ich nach Haus, wurde aber um 4 Uhr schon wieder gerufen. Als ich eintraf, war die Kaiserin und die ganze Familie wieder anwesend. Die gewaltige Natur des Kaisers wurde aber noch einmal Herr über den Tod. Den Abend zuvor war noch Prinzeß Albrecht gekommen, um 8 Uhr früh kam der Prinz. Endlich nahte die Erlösung. Ungefähr um 8¼ Uhr wurden wir hereingerufen; der Kaiser lag in derselben Stellung wie abends, nur der Kopf nicht nach rechts, sondern nach links geneigt; sein Atem war kaum hörbar, so daß die Ärzte manchmal dachten, es wäre vorüber, man hörte nur Weinen und die Gebete Koegels. Als es eben 8½ schlug, streckte sich der Kaiser ein wenig, man hörte den Atem deutlich ausströmen, der Tod war eingetreten. Alles kniete nieder, während Koegel ein schönes Gebet sprach. Einen feierlicheren Augenblick zu erleben ist nicht möglich; niemals wird er vergessen werden!

Nach einiger Zeit ließ sich die Kaiserin herausrollen. Während Prinz Wilhelm, dem die Tränen die Backen herunter liefen, neben dem Bette stehen blieb, traten die Mitglieder der Familie einzeln heran, um dem verblichenen Kaiser die Hand zu küssen; dann winkte der Prinz auch uns, und ich konnte niederknien, um einen letzten Kuß auf die erkaltende Hand zu drücken.

Viel, unendlich viel habe ich verloren. Einen gnädigen Herrn, der mir und meiner Familie zahllose Beweise des Wohlwollens schenkte, den ich von Jugend auf kannte, mit dem ich die großen Zeiten von 66 und 70/71 durchlebte, bei dem ich von 1870—76 Flügeladjutant und von 1880 bis heute General à la suite und Generaladjutant war, mit dem ich in den letzten Jahren so viele dienstliche und außerdienstliche Beziehungen hatte, die alle nur dazu führen konnten, ihn stetig mehr zu lieben und zu achten. Tiefe Trauer wird die ganze Nation erfüllen; die ganze Welt weiß, daß eine der größten Gestalten, von denen die Geschichte erzählt, ihre irdische Laufbahn beschlossen hat. Wir stehen mit einem Schlage vor einer neuen Zeit. Möge Gott das Vaterland schützen!

Als eine besondere Gunst der Vorsehung sehe ich es an, zum Ehrendienst beim Sterbebett befohlen worden zu sein. Um 7 Uhr war dort ein

Gottesdienst, wiederum von Koegel geleitet, zugegen die Kaiserin, Großherzog und Großherzogin von Baden, Prinz und Prinzeß Wilhelm, Prinz und Prinzeß Albrecht, Prinzeß Friedrich Karl, Prinz Friedrich Leopold, Kronprinz und Kronprinzeß von Schweden und Erbprinz von Meiningen, sodann die Damen der Kaiserin, Graf Perponcher, Broesigke, ich und die Leibdienerschaft. Nachher reichte die Kaiserin, die sich in ihrem wirklich kümmerlichen Zustande heldenmütig benimmt, auch mir die Hand. Um 8 Uhr traten Großherzog und Großherzogin von Baden noch einmal in das Sterbezimmer, um Palmen niederzulegen und verweilten eine geraume Zeit; nachher sprachen sie lange mit mir.

Das Gesicht des Kaisers wurde stündlich schöner und hatte einen völlig friedlichen Ausdruck. Allmählich wurde es still im Palais, um Mitternacht kam meine Ablösung, ich ging zum letzten Male hinein, um von den lieben Zügen Abschied zu nehmen. Tief beklage ich es, daß das Leben in der Welt nicht zuläßt, derartige Stimmungen ungestört zu bewahren. Der 8. und 9. März waren für mich ein fortlaufender Gottesdienst mit friedlichen, herrlichen und erhebenden Eindrücken.

* * *

11. März.

Man hatte damit gerechnet, daß der Kronprinz auf Grund der Nachrichten von dem hoffnungslosen Zustande des Vaters die Rückreise antreten würde; er hatte es bestimmt geäußert, es kamen aber bald Telegramme, die besagten, daß er den Tod abwarten wolle. Als dieser eingetreten war, begannen die verkehrten Maßregeln.

Zunächst wurde beschlossen, nach Wiesbaden überzusiedeln. Das Staatsministerium erklärte dies für unmöglich, es käme nur San Remo oder Berlin in Betracht. Sodann verkündete der neue Kaiser, daß der nunmehrige Kronprinz die Stellvertretung nicht erhalte, was am besten die Unüberlegtheit und Abneigung gegen den Sohn dokumentiert. An diesen, der ihm den Tod des Kaisers gemeldet hatte, kam nachmittags ein Telegramm, das an Kälte alle Grenzen überstieg; es lautete etwa: „In tiefer Betrübnis über den Tod Meines Vaters, bei dem es nicht Mir, aber Dir vergönnt war, zugegen zu sein, spreche ich bei Meiner Thronbesteigung die feste Zuversicht aus, daß Du in Treue und Gehorsam allen ein Beispiel sein wirst.“ So spricht ein Sohn beim Tode des Vaters zum eigenen Sohn! [. . .] Der neue Monarch gedachte sich als König von Preußen Friedrich III., als Deutscher Kaiser Friedrich IV. zu nennen. Der Kanzler ist über den „Friedrich IV.“ außer sich. Alle Fürsten müssen es übel nehmen. Die dem Sohne verweigerte Stellvertretung sollte dem Staatsministerium übertragen werden,

welches jedoch sehr korrekt erwiderte, daß dies verfassungswidrig sei. Über die Armeetrauer waren bis zum 10. nachmittags Bestimmungen nicht zu erhalten, eine Landestrauer wurde nicht angeordnet, sondern die Trauer jedem einzelnen anheimgestellt. Die deutschen Fürsten haben meist Landestrauer angesetzt; der König von Preußen überläßt jedem zu tun, was er Lust hat!

Am 10. früh ist nun endlich die Abreise von San Remo erfolgt, heute abend wird die Ankunft in Charlottenburg erwartet. Das Staatsministerium, die Kabinettschefs und Eulenburg sind nach Leipzig bestellt, was ebenfalls verkehrt ist; es konnte doch nur eine preußische Stadt gewählt werden.

Gestern mittag bin ich zuerst bei Prinzeß Wilhelm gewesen, die mich dringend bat, oft zu kommen, um dem Prinzen mit Rat zur Seite zu stehen. Dann lange beim Prinzen; er war tags zuvor sehr blaß von den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage, hatte sich nun aber ganz erholt. Ich sprach mit größter Offenheit und sagte ihm etwa: Unser aller Ansicht, daß es ein Unglück sei, wenn der Kaiser Wilhelm vor dem Kronprinzen stürbe, sei ganz fehlerhaft gewesen; das neue Kaiserpaar würde so viel Ungereimtheiten begehen, daß sie ihm, dem neuen Kronprinzen, den Boden in bester Weise vorbereiteten. Es komme darauf an, ruhig zu bleiben; nach einer kurzen Zeitspanne würde der Kaiser ihn bitten müssen, die Stellvertretung zu übernehmen. Je weniger er bis dahin sich bemerkbar gemacht, je weniger er verlangt hätte, desto besser würde seine Stellung sein. Er sah dies auch völlig ein und entließ mich in freundlichster Weise, die Hoffnung aussprechend, daß wir noch viel miteinander zu tun haben würden.

Inwieweit der Tod des Kaisers in mein Schicksal eingreifen wird, darüber etwas nachzudenken bin ich erst heute in die Lage gekommen. Würde der Kronprinz gesund sein, so käme ich sofort von hier weg, jetzt glaube ich kaum, daß er die Zeit finden wird, sich mit mir zu beschäftigen. Sollte er es tun, so ist es mir auch recht; jeder, der jetzt gestürzt wird, steht bald wieder auf. Eine andere Sache wäre es, wenn Bismarck, vielleicht um sich dem neuen Kaiser angenehm zu machen, meine Beseitigung vorschlüge. Aber auch Bismarck wird sich sagen, daß die neue Herrschaft nur von kurzer Dauer sein kann.

Will der Kaiser sich eine Zeitlang halten, so muß er den Kanzler und die beiden Kabinettschefs wechseln und drei Leute finden, die im Verein mit der Kaiserin die Komödie durchführen, daß der kranke Kaiser für den genommen wird, der regiert. Sehr großer Schaden kann angerichtet werden, wenn man den Reichstag auflöst, der neue würde erheblich schlechter werden, und dieser Schlag schwer gutzumachen sein. Der Kanzler wird zweifellos

den guten Willen haben, zu bleiben, bei der Leidenschaftlichkeit der Kaiserin kann aber kein Mensch wissen, ob das möglich ist.

Nach meiner Überzeugung stehen dem Kaiser nur zwei Wege offen: entweder er legt die Krone nieder, was das Einfachste und Richtigste wäre, oder er sagt, ich bin momentan unfähig zum Regieren und werde mich durch den Kronprinzen vertreten lassen. Vorläufig ist das zweite ausgeschlossen, weil zu sichtlich der Wunsch erkennbar ist, den Sohn zu mißhandeln; das erste könnte vielleicht eintreten, wenn die Kaiserin ihre Zukunft sichergestellt hat, was sich in kurzer Zeit ermöglichen läßt.

12. März.

In der vergangenen Nacht haben wir den Kaiser nach dem Dome überführt. Bald nach Mitternacht war die Versammlung, nachdem eben noch ein Gottesdienst für die königliche Familie beendet war; Prinz Wilhelm berief sämtliche Generale und Flügeladjutanten ins Fahnenzimmer, er dankte in einer warmen Ansprache allen für die Dienste, die sie dem Kaiser geleistet hatten. Gedanken und Worte waren gleich schön und machten einen tiefen Eindruck. Darauf wurde der Sarg geschlossen, über den Metallsarg kam ein anderer mit rotem Samt und Gold beschlagen. Die Familie war dabei zugegen. Sodann begann der Trauerzug. Bis zur Treppe ließ sich die Kaiserin nachrollen, gefolgt von den Prinzessinnen. Auf der Rampe wurde ein schwarzes Tuch über dem Sarge ausgebreitet, und dieser auf eine Bahre gesetzt, die von zwölf Unteroffizieren getragen wurde. Eine Eskadron Gardes du Corps in schwarzen Kürassen und eine Kompagnie standen vor dem Palais; die Leibkompagnie des 1. Garderegiments eröffnete den Zug, es folgten Hofdiener, Kammerherren, sodann der Sarg, dicht dahinter die Generale und Flügeladjutanten, mit 20 Fuß Abstand der Kronprinz und hinter ihm alle Fürstlichkeiten samt ihrem Gefolge. Durch zwei Reihen von Soldaten, die Fackeln hielten, ging bei dichtem Schneegestöber der Zug lautlos nach dem Dom; das Läuten der Glocken war der einzige Ton, der die feierliche Stille unterbrach. Am Eingang empfing die Domgeistlichkeit die Bahre, sie wurde auf den Katafalk gesetzt und von Koegel eingesegnet. Während wir in weitem Halbkreise herumstanden, trat der Kronprinz vor, stieg zum Sarge hinauf und kniete nieder zum Gebet; wahrlich, ein großer feierlicher Augenblick. Nach ihm betete auch der sichtlich tief ergriffene Prinz Heinrich, worauf die Feierlichkeit endete.

Der Kaiser ist gestern in Leipzig durch den Kanzler, die Minister und Kabinettschefs empfangen worden, sie sind mit ihm bis Charlottenburg gefahren, wo er, ich glaube um 10 Uhr, eintraf. Die Kaiserin hat sich

wenig sehen lassen, deswegen kam auch das gute Herz des Kaisers frei zur Geltung. Er zeigte sich tief bewegt. Sowohl Bismarck als die übrigen Minister sind befriedigt, die nächsten Tage werden wohl in Ruhe vorübergehen.

13. März.

Der Kaiser hat die Reise ganz gut überstanden. Der Feldmarschall fuhr gestern früh, meinem Rate etwas ungern folgend, nach Charlottenburg und wurde sogleich vom Kaiser empfangen; er fand ihn elend aussehend und völlig stimmlos, sonst aber beweglich und anscheinend kräftig. Die Konversation dauerte eine Viertelstunde und wurde vom Kaiser schriftlich geführt. Er hat dem Feldmarschall sehr warm gedankt für alles, was er dem Vater geleistet, und ihn gebeten, auch ihm so zu dienen.

Zu den ersten Regierungsakten ist die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens an die Kaiserin und an den Minister Friedberg zu zählen. Ersteres, wie alle Ordensverleihungen an Damen, doch nichts als eine Spielerei, die wohl etwas später hätte betrieben werden können, das zweite dagegen ein bedeutsamer Akt. Friedberg ist längere Zeit Freund und in manchen heiklen Angelegenheiten Berater des Kronprinzenpaares gewesen. Er gilt aber bei den Liberalen als einer der ihrigen und ist jüdischer Abkunft, ich glaube sogar selbst noch Jude gewesen. Die Verleihung soll ein Programm sein, sie offenbart das Bestreben, sich bei den Liberalen und Juden populär zu machen. Die Minister Puttkamer, Maybach und Lucius sind durch die Auszeichnung Friedbergs übergangen.

Der Kanzler hat erklärt, mit dem Ministerium zu stehen und zu fallen; natürlich wird er nicht des einen oder anderen Kollegen (z. B. Puttkamers) wegen die Kabinettsfrage stellen, wohl aber, wenn ihrer drei gehen, namentlich falls Maybach darunter ist. Ich glaube überhaupt nicht, daß der Kanzler lange bleiben kann, trotz guten Willens von seiner und des Kaisers Seite. Die Kaiserin läßt es nicht, dem Kanzler sein Geschäft zu erschweren. — General Stosch, einer der Kanzlerkandidaten, soll hier sein.

Ich habe nun mehr über den Kaiser gehört. Er ist sehr matt, sehr weich gestimmt, voller Gefühl für seinen Vater, weit entfernt, große Änderungen vorzunehmen. Augenscheinlich ist er überzeugt, daß er nur kurze Zeit zu leben hat, wie soll er sich da auch energisch mit der Zukunft befassen; er lebt mehr in der Vergangenheit und Gegenwart. Er wird daher alles beim alten lassen, und der Moment, glaube ich, nicht fern sein, wo er seine Krone niederlegt oder den Kronprinzen zum Stellvertreter macht. Selbst der heute angekommene Loë hält die Abneigung der Kaiserin gegen den Sohn für den alleinigen Grund gegen eine Stellvertretung. Allgemein

höre ich mit Anerkennung vom Kronprinzen sprechen und seine Ruhe und Besonnenheit loben.

Ich hatte von 4—6 Uhr Dienst im Dom und stand zweimal, das Reichsbanner haltend, am Kopfende des offenen Sarges. Leider beginnt das so schöne Antlitz zu verfallen. Die ganze Ausstellung ist großartig und würdig. Das Publikum beträgt sich musterhaft. Leider können nur etwa 40 000 Menschen täglich vorbeidefilieren, was viel zu wenig ist. Der Andrang ist ganz ungeheuer.

Ich sprach mit dem Feldmarschall über meine Zukunft. Ich bin der älteste zum Kommandierenden General und würde natürlich als solcher eine viel angenehmere Stellung haben als hier als Generalquartiermeister. Außerdem weiß ich, daß der Kanzler mich hier fort zu haben wünscht, aus Eifersucht auf mein Verhältnis zum Prinzen Wilhelm, und bin überzeugt, daß die zahlreichen Zeitungsartikel gegen mich vom Kanzler und seinen Leuten herrührten. Die Unterhaltung brachte mir Gewißheit. Der Feldmarschall sagte mir vertraulich, daß der Kanzler vor etwa zwei bis drei Wochen bei ihm habe anfragen lassen, ob ich wohl der rechte Mann für meine Stellung sei; daß er, der Feldmarschall, diesen Angriff auf mich aber mit Entschiedenheit zurückgewiesen und bündig erklärt habe, ich sei der rechte Mann. Er gab mir dann mit Wärme die Hand — was er sehr selten tut — und erklärte, daß ich unter allen Umständen bei ihm bleiben müsse.

[. . .] Unlängst erfuhr ich ferner, daß der Kanzler den militärischen Korrespondenten des „Deutschen Tageblattes", welches hauptsächlich gegen mich konspirieren muß, einen [. . .] Hauptmann a. D. Hoenig,[1]) selbst empfangen und u. a. ausgefragt hat, wer die militärischen Korrespondenten der „Kreuzzeitung" seien, und ob diese Beziehungen im Generalstabe hätten.[2])

14. März.

Die Kaiserin hat wiederum den Versuch gemacht, eine baldige Übersiedelung nach Wiesbaden zu bewirken. Das Staatsministerium hat sich aber dagegen ausgesprochen.

15. März.

Minister Maybach hat den Schwarzen Adler-Orden erhalten. Er nahm die Verleihung an Friedberg übel, und der Kanzler ist für ihn, nicht aber für Puttkamer eingetreten; dieser wird jedenfalls den Abschied nehmen.

---

[1]) Der bekannte Militärschriftsteller.

[2]) Es handelte sich dabei wohl ausschließlich um den Major z. D. Scheibert, dessen zahlreiche Briefe an den Verfasser ihn nicht nur als Sprachrohr, sondern auch als Informationsquelle des Generalquartiermeisters erweisen.

16. März.

Die Bestattung verlief in großartigster und feierlichster Weise. Noch nie hat Berlin solche Menschenmassen gesehen wie in diesen Tagen. Noch nie ist aber auch ein Herrscher so von seinem Volke geliebt, so in der ganzen Welt geachtet worden. Eine neue Zeit ist angebrochen, die Zukunft liegt dunkel vor uns. Ich gehöre aber nicht zu denen, die die Flügel hängen lassen. Was würde der hochselige Kaiser auch dazu sagen, wenn wir kleinmütig und verzagt sein wollten?

General Blumenthal ist Feldmarschall geworden.

17. März.

Es ist nur e i n e Stimme, daß gestern Prinz Wilhelm durch seine würdige, feste und vornehme Haltung einen tiefen Eindruck auf alle gemacht hat, die den Trauerzug ansahen. Er ging hinter dem Leichenwagen allein vor den Fürsten.

In Charlottenburg sieht es traurig aus. Der Kaiser ist überzeugt von seiner Unfähigkeit zu regieren und würde gern den Kronprinzen mit der Stellvertretung beauftragen, die Kaiserin läßt dies aber nicht zu. Von vielen Seiten ist versucht worden, auf sie einzuwirken, auch Loë hat es getan, sodann der Prinz von Wales, aber bisher vergebens. Der Kronprinz benimmt sich dabei musterhaft; er spricht keinen Wunsch aus und verhält sich ruhig und abwartend. Die Kaiserin ist übrigens auch noch nicht so weit, ihre Zukunft gesichert zu haben; sie hat wegen ihres Wittums exorbitante Forderungen gestellt, die keinesfalls zu bewilligen sind. Sonst ist sie allerdings weicher geworden, sie kann hier den Zustand des Kaisers nicht verbergen. Der Schwindler Mackenzie hat nun auch eingestehen müssen, daß die deutschen Ärzte im Recht waren.

18. März.

Gestern nachmittag ließ mich der Kronprinz rufen. Das Gespräch kam auch auf den Kanzler, und ich ergriff die Gelegenheit, über die Anfeindungen in der Presse, denen ich unterworfen bin, zu sprechen und über die Absicht des Kanzlers, mich aus Berlin fortzubringen. Der Prinz sagte mir sehr zuversichtlich, daß ich darüber beruhigt sein könnte; er würde streng darauf halten, daß jeder in seinem Ressort bliebe und dem Kanzler Übergriffe in Armeeangelegenheiten nicht gestatten. Auf diese Gefahr machte ich sehr eindringlich aufmerksam, denn sie ist in der Tat groß, der Prinz hat aber, Gott sei Dank, volles Verständnis dafür. Er sagte mir auch, er wolle sich Herbert Bismarck kommen lassen und ihn ernstlich ermahnen,

daß die Angriffe der Presse gegen mich — die er überwiegend als von kleinen Leuten ausgehend ansieht, — aufhören müßten. Er fügte hinzu: „Ich glaube doch, daß der gute Herbert auf die Konservierung meiner Freundschaft einigen Wert legt.“ Ich unterließ es zu sagen, daß der Kanzler selbst der eigentliche Angreifer sei, da ich sah, daß der Prinz wirksam einschreiten würde. Über die Ordensverleihungen an Friedberg und Maybach ist er natürlich auch entrüstet und sagt, Puttkamer muß nicht etwa abgehen, sondern still warten; es dauert ja doch nur wenige Monate.

In dem Ernst und der Unruhe der letzten Tage ist ein Ereignis kaum bemerkt worden, das von großer Tragweite sein kann. Boulanger ist wegen Unbotmäßigkeit verabschiedet worden. Es muß sich nun bald zeigen, ob er ein Mann ist, der mehr kann als die Masse.

19. März.

Der König von Rumänien ließ mich rufen, und ich war lange Zeit bei ihm; er hatte gestern schon mit dem Feldmarschall gesprochen und wollte einiges noch gründlicher hören. Es handelte sich natürlich um unsere Allianzen gegen Rußland und die Kriegführung. Er traut seinen Rumänen nicht viel Offensivkraft zu und rechnet auf österreichische oder italienische Hilfe. Ich halte die erstere für sicherer, schon weil sie näher zur Hand ist, es wird aber noch Mühe machen, sie zu erreichen. Ich habe nach Kräften zugeredet, die Sache frisch anzufassen, und versichert, daß wir in der energischesten Weise die Offensive ergreifen werden. Es liegt so, daß wir sowohl den Rumänen als den Österreichern Mut machen müssen, und, solange ich im Amte bin, wird dies geschehen. Die Befestigungen von Focschani sollen nun bald in Angriff genommen werden, doch konnte ich nicht erreichen, daß der König mir einen bestimmten Termin nannte. Gegen Ende der Unterhaltung kam der Kronprinz; er war sehr wohlauf trotz der schlechten Gerüchte über seine Gesundheit, die demokratische Zeitungen verbreitet haben.

Dem Kaiser geht es schlecht; er hält sich mit großer Energie aufrecht und arbeitet fleißig; er hat aber meist schlimme Nächte, und die furchtbare Krankheit greift stetig weiter um sich. Mit den kleinen Maßregeln betreffend Uniformveränderungen, das Tragen ausländischer Orden usw. hat man nun auch begonnen oder bereitet sie vor. Es sind auch Gesandte bestimmt worden, die Thronbesteigung den fremden Höfen anzuzeigen; [. . .].

20. März.

Der kaiserliche Hofstaat ist gebildet. Seckendorff ist Oberhofmeister geworden, hat damit wohl das Ziel seiner Wünsche erreicht und triumphiert

über seine Feinde. Der Kampf mit Radolinski, der nunmehr Oberhofmarschall ist, hat fortbestanden bis zuletzt. Schön ist dies nicht, weder von der einen noch von der anderen Seite. Die Fürstin Hatzfeld-Trachenberg ist Oberhofmeisterin geworden; man tadelt dies vielfach, sie ist geborene Russin[1]) und vielleicht noch zu jung für die Stellung. Der Oberhofmarschall Perponcher ist in sehr kühler Weise verabschiedet; viele finden dies hart und unfreundlich. Ich denke anders; dieser Mann hat viel zu lange in hoher Stellung gestanden, er war alles andere als eine Zierde für den kaiserlichen Hof, mit ihm verschwindet [. . .] Mich freut es, daß der Kaiser Friedrich es seinem Sohne abgenommen hat, in gewissen Kreisen aufzuräumen.

Der Kaiser bemüht sich in rührender Weise, seine Pflicht zu tun, daß er aber die Kräfte dazu nicht hat, will die Kaiserin noch nicht einsehen. Er hat Empfänge und Vorträge, klappt aber hinterher stets völlig zusammen. Das Ganze ist eine Komödie, die nicht lange dauern kann.

22. März.

Ich war im Auswärtigen Amte, wo ich über den Eindruck, daß man in Italien etwas ängstlich vor den Franzosen zu werden beginnt, Rücksprache zu nehmen hatte. Holstein sagte mir, daß er nicht wisse, woher die Angriffe der Presse auf mich kämen, jedenfalls stammten sie nicht aus dem Auswärtigen Amte. Ich erwiderte ihm, daß mir die Quellen ganz genau bekannt seien, die Angriffe mich aber sehr kalt ließen. Er meinte auch, Herbert Bismarck würde gern mit mir darüber sprechen; ich fand ihn sichtlich etwas verlegen, er möchte wohl die Sache berühren, kam aber nicht damit heraus. Wir sprachen über Italien, und er zeigte hierbei wiederum sein leichtfertiges Urteil über militärische Dinge. Er sagte, wenn die Italiener 80 000 Mann bei Rom stehen ließen, so seien sie gegen Landungen dort ganz geschützt; er war sehr erstaunt, als ich ihm sagte, Rom sei eine große und starke Festung und brauche gar keine Armee zum Schutz, sondern nur eine Besatzung.

Aus höherer Quelle erfuhr ich bald danach, daß die Presse angewiesen worden ist, die Angriffe gegen mich einzustellen; es ist dies die Wirkung der Unterhaltung des Kronprinzen mit Herbert und die Ursache von dessen und Holsteins Verlegenheit.

23. März.

Jetzt beginnt der neue Kaiser doch, sich bemerkbar zu machen. Stoecker wird geopfert werden.

---

[1]) Fürstin Natalie war eine Tochter des russischen Generalleutnants Grafen v. Benkendorff.

Der Kronprinz hatte sich um 4 Uhr bei mir angesagt, um der Kritik der Schlußarbeiten beizuwohnen. Er kam direkt von Charlottenburg aus einem Ministerkonseil; in ihm hatte der Kanzler das Wort ergriffen, um u. a. auf die „Kreuzzeitung" zu schimpfen und die Wiederaufnahme des früher gegen Stoecker eingeleitet gewesenen Verfahrens vorzuschlagen; ganz klar ist es nicht, ob der Schlag vom Kaiser oder Kanzler ausgeht, wahrscheinlich hat dieser den Sturz von Stoecker vorgeschlagen oder ist sofort darauf eingegangen, um sich dem Kaiser angenehm zu machen.[1]) Voraussichtlich wird auch versucht werden, Puttkamer zu Fall zu bringen. Der Prinz war sehr erzürnt und fühlte ganz richtig, daß der Schlag auch ihm gilt. Der Kanzler handelt nicht klug, wenn er den Kronprinzen verletzt. Dabei höre ich aber, daß die Kaiserin anfängt, dem Kanzler das Leben schwer zu machen; ich habe dies von vornherein angenommen, sie kann ihn nicht leiden und läßt es nicht, ihm Steine in den Weg zu legen.

Der Kronprinz ist Stellvertreter des Kaisers geworden; die Order ist etwas dunkel, doch wird die Praxis bald Klarheit schaffen.

24. März.

Trauercour bei der Kaiserin Viktoria im Schlosse.[2])

Die Trauercour ist eine alte preußische Hofeinrichtung, was aber nicht einschließt, daß es eine besonders schöne Einrichtung ist. Daß sie diesmal hätte unterbleiben können in Anbetracht des doch eigentlich im Sterben liegenden Kaisers, dürfte wohl nicht zweifelhaft sein. Sie wurde allein angesetzt, weil die neue Kaiserin, genau wissend, daß ihr Regiment von kurzer Dauer sein würde, sich als Kaiserin in vollstem Glanze zeigen wollte. Ich stand unmittelbar am Throne, als sie kam, um ihre Stellung einzunehmen. Sie versuchte eine stolze Haltung zu gewinnen, riß den Kopf hintenüber und nahm die beiden Stufen nicht langsam, sondern halb springend. Trotz des Schleiers konnte ich seitwärts doch ab und zu vom Gesicht etwas sehen und hatte den Eindruck, daß sie sich an einem Anblick weidete, der ihr ein Hochgenuß war. Arme Frau!

---

[1]) Bevor der Kanzler im Kronrat vom 23. empfahl, „die Sache [mit Stoecker] wieder in Fluß zu bringen" (Lucius, a. a. O., 443), hatte der Kultusminister Goßler über ihren Stand Vortrag gehalten. Dieser Vortrag war die Folge einer kaiserlichen Aufzeichnung (faksimiliert bei Jöhlinger, Bismarck und die Juden, 1921, S. 164), nach welcher sich Goßler mit dem Präsidenten des Oberkirchenrats in Verbindung setzen sollte, um Stoecker im Namen des Monarchen zu bedeuten, daß dieser „bei aller Achtung persönlicher Überzeugung ihm frei stelle entweder sich ganz der politischen oder nur der seelsorgerischen Tätigkeit zu widmen." — Die „Opferung" Stoeckers erfolgte dann bekanntlich nicht mehr unter der Regierung Friedrichs III., sondern gerade unter der seines Nachfolgers. (Näheres bei Jöhlinger, a. a. O., 165 ff.)

[2]) Nachtrag.

Der Kanzler hat die Empfindung, daß sich bei der Kaiserin ihm feindliche Elemente geltend machen, ist aber noch nicht dahinter gekommen, wer sie sind.

Trotz der Order über die Stellvertretung hat der Kaiser noch wenig Lust, sie wirklich in Kraft treten zu lassen; bisher ist dem Kronprinzen nichts zugewiesen worden.

Was für wunderbare Zustände in Charlottenburg bestehen, erhellt so recht daraus, daß der Chef des Zivilkabinetts Wilmowski — der übrigens gern fort will, aber nicht fortgelassen wird — selbst mit Brille nicht mehr lesen kann; da nun der Kaiser nicht sprechen kann, sondern alles aufschreibt, so ist ein Vermittler nötig, als welcher General Winterfeld auftritt. Wilmowski ist das sehr unangenehm, er hält es sogar für unzulässig. Mir scheint, als ob Winterfeld überhaupt Schwierigkeiten bereiten wird; er hat in militärischen Angelegenheiten sehr viel Vortrag und spielt sich eigentlich als Chef eines zweiten Kabinetts auf. Mit Albedyll, der ihm sehr gewogen ist, mag das gehen, mit dem Kriegsminister schon weniger. Winterfeld hat nicht den Takt, sich durch solche Verhältnisse durchzufinden, und es ist mir immer unfaßlich gewesen, wie Albedyll ihn als seinen Nachfolger betrachten kann.

Die maison militaire ist nun gebildet, indem der Kaiser sämtliche Personen von seinem hochseligen Vorgänger übernommen hat.

Der[1]) ursprüngliche Plan des Kaisers war, mit der ganzen General- und Flügeladjutantur des Vaters aufzuräumen und für sich neue Männer zu ernennen. Aber wie von all den Zukunftsplänen — großen und kleinen — keiner trotz der vielen Jahre, die man zum Nachdenken Zeit gehabt hatte, gründlich durchdacht war, so lagen die Dinge auch hier. Sobald an die Ausführung gegangen werden sollte, stellten sich personelle Schwierigkeiten heraus und hieß es, als die einzelnen Personen besprochen werden mußten: „Ja, daran habe ich nicht gedacht." Es gelang dann Albedyll schließlich, den Kaiser zu überreden, alles beim alten zu belassen, so daß ich nun auch Generaladjutant des Kaisers Friedrich bin, worauf ich in der Tat nicht gerechnet hatte. Winterfeld ist Generaladjutant geworden und soll immer in der Umgebung des Kaisers sein; da er erst vor einem halben Jahre General wurde, so ist die Bevorzugung sehr bedeutend.

Vor einigen Tagen wurden dem Kaiser die letzten so wichtigen Gesetzentwürfe über die Verlängerung der Legislaturperiode und gegen die Sozialisten zur Vollziehung vorgelegt; er weigerte sich, und es hat der direkten Intervention des Kanzlers bei der Kaiserin bedurft, um die Unterschrift zu erhalten, die der Kaiser gar nicht mehr verweigern konnte.

---

[1]) Nachtrag.

Die Gegner beider Gesetze waren die reichsfeindlichen Parteien, man sieht also, in was für eine Richtung wir hineintreiben würden, wenn der Kaiser gesund wäre. Daß fortschrittliche Einflüsse so schnell und so gründlich sich geltend machen würden, hätte ich allerdings nicht geglaubt. Die Vermittlung bei der Kaiserin haben jedenfalls Frauen. Der Kanzler hat die Sache natürlich sehr ernst genommen und ist sich völlig klar, daß Wiederholungen jeden Tag eintreten können.

Die Verfolgung von Stoecker — die, wie ich jetzt höre, mit großer Bedachtsamkeit geführt werden wird — ist nicht das Werk des Kanzlers, sondern der Kaiserin.

Ganz besonders sind natürlich jüdische Kreise tätig, noch einiges für sich herauszuschlagen. Selbst die liberalen Leute sind der Ansicht, daß die Fortschrittspartei, zu der ja auch jene Kreise meist gehören, in einer unglaublich dummen Weise operiert. Der Kronprinz wird es leicht haben, nachher mit ihnen fertig zu werden.

27. März.

In der ganzen feindseligen Presse ist die Parole ausgegeben, den Kronprinzen unpopulär zu machen; während man im Inlande natürlich etwas vorsichtig auftreten muß, leisten die ausländischen Zeitungen Unglaubliches. Die beiden Judenblätter par excellence: „Neue Freie Presse“ und „Pester Lloyd“ treten besonders hervor. Jedesmal muß auch Stoecker mit heran, öfters natürlich Puttkamer, ab und zu auch noch ich. Im allgemeinen scheinen die Angriffe auf mich aber etwas nachzulassen.

Die Stellvertretung durch den Kronprinzen ist noch immer nicht Wirklichkeit geworden.

28. März.

Die Sorge, daß die Kaiserin Unheil anrichten wird, wächst bei den Verständigen. Läßt Bismarck sich nicht fortärgern, so überwinden wir hoffentlich die Gefahr, sollte er aber gehen, so ist nicht abzusehen, was alles passiert. Sachverständige sehen die Motive der Kaiserin allein in ihrem Haß gegen den Sohn. Der unglückliche, abgemattete und ruhebedürftige Kaiser ist völlig willenlos in ihrer Hand.

Auf der Balkanhalbinsel scheint es jetzt infolge der russischen Hetzereien unruhig zu werden. Ein Aufstand in Mazedonien ist möglich, und leider regt sich auch in Rumänien die russische Partei; man ist dort soweit gegangen, vor dem Schloß zu demonstrieren, sogar ins Schloß sind Leute eingedrungen. Ich hoffe, der König macht Ernst, sonst könnte sein Thron zusammenbrechen.

29. März.

Bei uns sieht es nicht schön aus, und wie sollte dies auch anders sein mit einem Kaiser, der nicht völlig regierungsfähig ist und seinen Tod vor Augen sieht, aber durch die Gemahlin gedrängt wird, noch möglichst viel von den früheren Plänen zur Ausführung zu bringen. Das muß Unsicherheit erzeugen; niemand weiß, wie er sich stellen soll, und was die nächste Zukunft bringt. Über das, was der Kronprinz tun wird, wenn er auf den Thron kommt, sind die meisten sich nicht klar; viele haben Sorge, d. h. wegen ihrer eigenen Interessen, und mancher mag da auch recht haben. Ein Glück ist es wahrscheinlich, daß unsere Nachbarn nicht Lust zum Kriege zeigen; wir müssen durchaus erst diese Krisis überwunden haben, um stark auftreten zu können.

31. März.

Loë war zwei Tage hier, hat sich gründlich umsehen können und ist etwas entmutigt abgereist. Namentlich schmerzt es ihn, die Stimmung gegen die Kaiserin so einmütig schlecht zu finden.

In Paris ist wiederum Ministerkrisis. Boulanger, den man endlich einmal fest angefaßt hat, wird, wie es scheint, noch viele Schwierigkeiten bereiten. Durch seine Verabschiedung ist er wählbar geworden, wird also demnächst in der Kammer auftreten.

Die Kaiserin scheint die Absicht zu haben, das Heiratsprojekt der Prinzessin Viktoria mit dem Prinzen Battenberg wieder aufzunehmen, diese unselige Idee, die schon so vielen Unfrieden bei uns angerichtet hat. Früher hat der Kanzler sich dahin geäußert, daß, wenn Battenberg nicht mehr Fürst von Bulgarien sei, die Sache als reine Familienangelegenheit ihn gleichgültig lasse; jetzt höre ich aber, daß er anders denkt, und es kann dann wohl zu einer Ministerkrisis führen. Vielleicht ist diese ihm aber ganz recht, er wird nicht Lust haben, sich immer von neuem wieder ärgern zu lassen, und rechnet auch vielleicht darauf, daß er nach dem Tode des Kaisers sofort wieder Kanzler wird. Da der Kronprinz sich jedenfalls gegen die Heirat mit aller Energie wehren wird, so birgt diese Angelegenheit Stoff zu vieler Unruhe in sich.

1. April.

Spät abends besuchte mich der Kronprinz; er sieht allerdings noch etwas angegriffen aus, ist aber sonst ganz wohlauf und namentlich ruhig. Die Kaiserin macht ihm das Leben möglichst schwer, er erzählte mir davon einiges. Eine Hauptaktion ist durch die Affäre Battenberg herbeigeführt worden. Es war verabredet, daß der Prinz Battenberg heute nach Berlin kommen und dann die offizielle Verlobung stattfinden sollte;

der Kaiser wollte ihm gleichzeitig den „Pour le mérite" verleihen. Der Kanzler hat aber entschieden erklärt, daß er dann nicht bleiben könne, und der Kaiser seine Gründe schließlich anerkannt. Eine furchtbare Szene zwischen Kaiser und Kaiserin war die Folge.[1]) Das Ganze ist nichts als eine englische Intrige[2]) mit der Tendenz, uns mit Rußland zu verfeinden. Traurig, daß unsere Kaiserin sich dazu hergibt, antideutsche Politik zu treiben. Es kommt doch alles so, wie man es früher fürchtete.

Der Kronprinz hat in seiner kräftigen Art mit eingegriffen; er hat durch den Prinzen Heinrich dem Battenberger sagen lassen, daß er die Verbindung durchaus mißbillige und als Kaiser sein erster Akt sein würde, das junge Paar aus Preußen auszuweisen.[3]) Battenberg soll selbst klug genug sein einzusehen, daß er dem Kronprinzen gegenüber doch vorsichtig sein muß; ich möchte glauben, daß er kaum noch Lust haben kann, die übrigens ja auch sonst wenig [. . .] Prinzeß Viktoria zu heiraten.

3. April.

Die Italiener, welche nach Crispis Besuch in Friedrichsruh so feurig waren, mit uns zusammen Krieg zu führen und sechs Armeekorps an den Rhein senden wollten, fangen seit einiger Zeit an, sehr kurz zu treten. Unter anderem soll daran Schuld sein die Zunahme der republikanischen Bestrebungen, namentlich in Oberitalien. Die Franzosen haben natürlich die Hand dabei im Spiele.

4. April.

Der Feldmarschall ließ mich heute rufen. Er erzählte mir, Albedyll sei im Auftrage des Kaisers[4]) bei ihm gewesen, um zu fragen, ob es nicht ratsam sei, mir jetzt ein Armeekorps zu geben. Er habe ihm darauf erwidert, daß er mich nicht entbehren könne, und daß, wenn man mich von hier fortnähme, er ebenfalls gehen würde. Albedyll habe erwidert, daß ihm diese Antwort sehr angenehm sei; er selbst habe dem Kaiser die Idee schon auszureden versucht. Die Ansicht des Feldmarschalls ging dahin, daß der Angriff von der Kaiserin komme und auf deren Haß gegen den Prinzen Wilhelm beruhe; er riet mir, möglichst vorsichtig zu sein und sagte noch zum Schluß: „Ich sehe, daß meine Kräfte abnehmen, ich kann sowieso meine Stellung nicht mehr lange ausfüllen; es wäre also schon deswegen ein Unsinn, Sie hier fortzunehmen, denn es vergeht kein Jahr, daß Sie wiederum hier sind, und zwar als Chef des Generalstabes."

---

[1]) Vgl. Corti, Alexander von Battenberg, S. 325 f.

[2]) Vgl. Busch, Tagebuchblätter III, S. 232.

[3]) Am 4. April hat der Kronprinz an den Fürsten Battenberg in scharfem Sinne geschrieben, s. Corti, a. a. O., S. 328 f.

[4]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen III, 112.

Hiermit, meine ich, ist der Hauptangriff auf mich abgeschlagen. Gebe Gott, daß es zum Besten des Vaterlandes dient. Könnte ich jetzt ein Armeekorps bekommen, so wäre ich in der denkbar angenehmsten Lage, ich glaube aber wirklich, daß ich mich in meiner jetzigen Position nützlich machen kann und hoffe auch, falls es Ernst wird, den Kopf oben zu behalten, eine Eigenschaft, die ich allerdings nicht vielen zutraue.

5. April.

Die Angelegenheit Battenberg ist doch nicht erledigt. Es hat sich das Schauspiel wiederholt, daß der Kaiser schließlich der Gemahlin nachgibt; nachdem er für den Kanzler kräftig eingetreten war, ist bald wieder der Umschlag erfolgt, und wir stehen somit vor einer Kanzlerkrise. Ich halte es für sehr wohl möglich, daß der Kanzler jetzt geht in der Absicht, vom Kronprinzen in kurzer Zeit wieder geholt zu werden. Für sein Programm fehlt nur leider die Sicherheit über den Zustand des Kaisers; nach wieviel Wochen oder Monaten wird er ausgelitten haben? — das ist die große Frage, in der die ärztlichen Gutachten weit voneinander abweichen. Ich würde das Gehen des Kanzlers sehr beklagen; einmal kann bei einer Lebensdauer des Kaisers von mehreren Monaten durch ein liberales Ministerium doch sehr viel Unheil angerichtet werden, z. B. würde die Auflösung des Reichstages ein nicht wieder gutzumachendes, den Bestand des Reiches tief erschütterndes Unglück sein, und ferner: kommt der Kanzler in sein Amt durch Kaiser Wilhelm II. zurück, so läßt er sich bitten, macht seine Bedingungen und erlangt damit über den Kaiser ein nicht wünschenswertes Übergewicht; es kommt nach meinem Dafürhalten alles darauf an, den künftigen Kaiser allmählich dem Kanzler gegenüber selbständig zu machen.

Ich war lange im Auswärtigen Amt und konnte u. a. mit Berchem sprechen. Er fängt an, seines Amtes in höchstem Maße überdrüssig zu werden, fast allein wegen der Eifersucht der Familie Bismarck, insbesondere der Rücksichtslosigkeit Herberts. Die Familie kann es nicht ertragen, daß sich jemand dem Kaiser und namentlich dem Kronprinzen nähert, und ist sofort voller Argwohn. Berchem sagt, er müsse höchst vorsichtig sein, es wäre ihm z. B. nicht angenehm, wenn Bismarcks von meinem Besuche bei ihm hörten, da sie dann sofort ein Komplott witterten. Ich sagte, dies zeige doch die Schwäche der Position des guten Herbert, was er zugab. Es wird allmählich bekannt, daß Herbert dem Kronprinzen gegenüber erheblich an Terrain verloren hat. Berchem gab ferner zu, daß die Feindschaft der Familie Bismarck gegen mich allein durch meine Freundschaft zum Kronprinzen herbeigeführt sei. Daß bei

Herbert Anzeichen von Größenwahn bemerkbar werden, ist auch anderen Leuten schon aufgefallen.

Rußland macht uns jetzt arg den Hof. Nach dem herzlichen Auftreten der Großfürsten hier ist die Verleihung des Alexander-Newsky-Ordens an Herbert erfolgt, die alle Welt in Erstaunen gesetzt hat, und nun eine besonders freundliche Aufnahme des zur Anzeige der Thronbesteigung nach Petersburg geschickten Generals Werder. Ich halte alles für Schwindel; man will den Österreichern zeigen, daß wir allmählich wieder zur alten Russenfreundschaft zurückkehren und sie gegen uns argwöhnisch machen. — In Rumänien scheint glücklicherweise eine Wendung zum Besseren einzutreten, und ist hoffentlich der russische Einfluß mit Glück bekämpft worden.

6. April.

Ich dinierte gestern mit Marie beim Kronprinzen, wo außer dem Gefolge nur noch Prinz Heinrich und die Kronprinzeß von Schweden anwesend waren. Nachher saß ich wohl eine Stunde mit dem Kronprinzen in vertrautem Gespräch zusammen; er erzählte mir von seiner Sorge, daß die Affäre Battenberg den Kanzler zum Abschied nötigen könne, und zeigte mir dann einen Brief des Kaisers, in welchem dieser ihn sehr ruhig, aber doch nachdrücklich wegen der Rede zurechtweist, die er, der Kronprinz, am Geburtstage des Kanzlers auf denselben gehalten hat. Daß diese Rede in Charlottenburg sehr übelgenommen werden mußte, war klar, namentlich wenn man die Wiedergabe des Wortlautes als authentisch ansah, was der Kronprinz aber in Abrede stellt. Der Kaiser hat es sehr übelgenommen, daß der Sohn ihn als „schwer verwundet“ hinstellt — die Wahrheit an der schweren Krankheit darf ja unter keinen Umständen ausgesprochen werden — ferner, daß er Bismarck als den „großen Kanzler“ bezeichnet hat. Starken Eindruck hat die Zurechtweisung übrigens nicht gemacht.

Sodann kamen wir auf innere Politik, und ich sagte dem Kronprinzen, daß man von liberaler Seite teils absichtlich verbreite, teils wirklich fürchte, er würde als Kaiser sich allein auf die Kreuzzeitungspartei stützen. Ich entwickelte ihm auch, wie bei jetziger Weltlage nur ein auf die Kartellparteien gestütztes Regiment möglich sei, daß alle patriotisch gesinnten Männer zusammenhalten müßten, daß mit den vernünftigen Nationalliberalen sehr wohl auszukommen sei. Ich fand ihn durchaus verständig, und er bat mich schließlich, dahin zu wirken, daß so verkehrte Auffassungen über ihn berichtigt würden.

Abends erschien Seckendorff bei mir zum ersten Male wieder. Ich bin überzeugt, daß er mich über mein Verhältnis zum Kronprinzen aus-

horchen wollte, und war daher sehr vorsichtig. Völlig neu war mir die Nachricht, daß die Königin Viktoria am 20. hierher zum Besuche kommen will. Ich fürchte, dies verschlimmert nur noch die Affäre Battenberg.

Der Kronprinz hat den wahren Wortlaut seiner Rede jetzt durch die Zeitungen bekanntgegeben; sie klingt nun allerdings ganz anders als bisher und enthält vieles sehr Schmeichelhafte für den Kaiser; danach wird dieser wohl bedauern, den Brief an den Sohn geschrieben zu haben. Eine Übereilung war es jedenfalls zu urteilen, ohne den Kronprinzen vorher zu hören.

Die schlechte Stimmung von Kaiser und Kaiserin gegen den Kronprinzen und sogar auch gegen die Kronprinzeß, die die ruhigste und versöhnlichste Frau ist, nimmt immer noch zu. Geradezu ergrimmt hat es die Kaiserin, daß der hochselige Kaiser den Kronprinzen, die Kronprinzessin und den Prinzen Heinrich im Testamente bedacht hat, die Töchter aber nicht.

Der Feldmarschall gab mir einen Brief von Albedyll[1]) zu lesen, in dem dieser meldet, er habe dem Kaiser über meine eventuelle Ernennung zum Kommandierenden General Vortrag gehalten und hoffe, daß die Angelegenheit ihre Erledigung im Sinne des Feldmarschalls gefunden habe. Der gute alte Herr knüpfte hieran wieder schmeichelhafte Bemerkungen für mich; dann sagte er: „Es wird vielleicht gut sein, wenn der Kronprinz seltener zu Ihnen kommt, denn das Verhältnis zu ihm ist augenscheinlich Ihr Verbrechen."

Der Kanzler spielt ein bedenkliches Spiel. Daß er mit der Kaiserin nicht auskommen würde, ließ sich voraussehen, der Krach ist nur etwas schneller gekommen als anzunehmen war. Die Affäre Battenberg hat den Ausbruch der Krisis herbeigeführt, auf die aber viele andere Umstände mit eingewirkt haben. Die Kaiserin will nicht allein mitregieren, sondern,

---

[1]) Der im Nachlasse befindliche eigenhändige Brief lautet:

Eure Exzellenz

beeile ich mich gehorsamst und vertraulichst zu benachrichtigen, daß ich heute in der gestern besprochenen Angelegenheit Seiner Majestät dem Kaiser und Könige Vortrag erstattet habe. Einen bestimmten Bescheid habe ich zwar nicht bekommen, habe aber doch den Eindruck, daß Seine Majestät infolge von Eurer Exzellenz Erklärung von der Intention, Graf Waldersee zu versetzen, Abstand nehmen werden. Wie weit es mir sonst gelungen ist, die Auffassungen Seiner Majestät über Graf Waldersee zu ändern, muß ich dahingestellt sein lassen, da ja leider die Möglichkeit völligen gegenseitigen Aussprechens nicht vorhanden ist; einigen Eindruck hat es aber doch wohl gemacht, daß ich heute, ebenso wie vorgestern, bestimmt erklärt habe, absolut nichts zu wissen, was mich irgendwie berechtigen könnte, für die Versetzung des Grafen Waldersee zu sprechen.

Berlin, 5. 4. 88. v. Albedyll.

da sie den Kaiser völlig beherrscht, überhaupt regieren. Früher hätte sich dies ganz leicht ermöglichen lassen, wenn sie so klug gewesen wäre, sich mit dem Kanzler gut zu stellen; der Kanzler hat ein solches Regiment angestrebt, etwa zur Zeit, wo Radolinski von ihm als Hofmarschall präsentiert wurde. Jetzt sagt er sich in Anbetracht des todkranken Kaisers, daß er mit Sicherheit seine Zukunft verderben würde, wenn er zur Kaiserin hielte. Er hat nun augenscheinlich die Absicht, die Kaiserin zu ducken oder, wenn ihm dies nicht gelingt, den Abschied zu nehmen, um sich vom künftigen Kaiser sofort wieder holen zu lassen. Er hat auch so geschickt operiert, daß die ganze Welt — mit Ausnahme von fortschrittlichen und jüdischen Kreisen bei uns — der Kaiserin Unrecht geben würde. Daß er sich dabei der Presse bedient, ist allerdings ein bedenkliches Mittel. Für jeden, der ein bißchen in die betreffenden Verhältnisse eingeweiht ist, wird es klar, daß die Artikel der „Kölnischen Zeitung",[1]) mögen sie nun von Wien oder sonstwoher datiert sein, in der Wilhelmstraße geschrieben sind. Ein Kanzler, der in der Presse gegen den eigenen Souverän Krieg führt! Wäre Kaiser Friedrich ein Mann, er jagte heute den Kanzler fort und regierte selbst; er wird es aber nicht tun, er wird sich beugen, und damit weicht das Königtum einen großen Schritt zurück.

Ich mag jetzt mit dem Kronprinzen über diese Dinge noch nicht reden; er übersieht sie noch nicht, ist auch zu sehr durch die Kaiserin gereizt, um überhaupt rein sachlich urteilen zu können.

8. April.

Der Beginn meines neuen Lebensjahres fällt in eine überaus ernste Zeit. Möge Gott das Vaterland schützen.

Wer den Verhältnissen näher steht, gibt zu, daß es so nicht lange weitergehen kann. Die Kanzlerkrisis, die nun in allen Einzelheiten von der Presse besprochen wird, ist, sofern sie auf der Affäre Battenberg beruht, vorläufig beigelegt; es bestehen aber solche Grundverschiedenheiten in den Auffassungen zwischen Kaiserin und Kanzler, daß die Krisis bestehen bleibt, so lange beide Berührungen miteinander haben. [. . .]

Wir wollten meinen Geburtstag eigentlich, des Sonntags wegen, erst morgen feiern, es kamen aber doch viele Gratulanten, zuerst der Kron-

[1]) Unter „Berlin, 4. April" teilte obige Zeitung eine ihr „von Wien" zugegangene Nachricht mit, derzufolge dortige „wohlunterrichtete Kreise" mit dem Rücktritt des Reichskanzlers „infolge tiefgehender Meinungsverschiedenheiten mehr häuslicher Natur" rechneten. Eine spätere Meldung desselben Blattes („Berlin, den 5. April" aus dortigen „diplomatischen Kreisen") nannte unverblümt die battenbergische Angelegenheit als möglichen Rücktrittsgrund, legte die Unvereinbarkeit einer Heirat der deutschen Kaisertochter mit dem ehemaligen Bulgarenfürsten aus Rücksichten auf die hohe Politik dar und sprach (wie schon der erste Artikel) die Hoffnung aus, daß der Kanzler dem deutschen Volke erhalten bleiben könne.

prinz; herzlich und freundlich wie immer, überreichte er mir eine schöne Photographie, die ihn im Jagdkostüm darstellte.

Der Kaiser von Rußland ist jetzt besonders freundlich und aufmerksam; er hat sogar versprochen — und es soll schriftlich fixiert werden —, falls Frankreich uns angreift, uns nicht stören zu wollen. Wenn er es durchführen kann, soll es mich sehr freuen, ich bin aber gegen die russische Politik voller Mißtrauen. Zunächst glaube ich nicht daran, daß Frankreich uns angreifen wird, dazu ist die Furcht zu groß, und dann tut Rußland im eigenen Interesse sehr klug daran, fürs erste zuzusehen. Haben wir uns durch den Krieg geschwächt, so kann es natürlich seine Macht ganz anders in die Wagschale legen. Ich bleibe dabei, daß wir die besten Chancen haben, wenn wir jetzt im Bunde mit Österreich und Italien den Krieg gegen Rußland und Frankreich führen; jeder Aufschub geschieht zu unserem Nachteil. Daß Bismarck dies nicht einsehen will, ist ein verhängnisvoller Fehler. Ich würde seinen Gedankengang verstehen, wenn Rußland abrüstete, die Truppen von den Grenzen zurückzöge; es tut aber das Gegenteil!

10. April.

Ich konnte heute mit Albedyll über meine Angelegenheiten sprechen. Er sagte mir, daß der Kaiser durch elenden Klatsch gegen mich aufgebracht sei und allein deswegen mir habe ein Armeekorps geben wollen; meine Vermutung bestätigt sich also. Albedyll bemerkte, es sei besser, wenn er mir gar nicht erzähle, um was alles es sich handle, es müsse dem Monarchen übrigens von mehreren Seiten zugetragen worden sein; er, Albedyll, habe ganz offen erklärt, daß ein Kaiser überhaupt nicht auf Klatsch hören dürfe. Wie dieser nun sich weiter in der Frage verhalten wird, ist nicht ganz klar; er hat sich schweigend in die Antwort des Feldmarschalls gefunden und bestimmt, daß mein Hintermann General v. Grolman das vierte Armeekorps bekommen soll. Ich bin überzeugt, daß nur Waffenruhe herrscht; die Kaiserin nimmt die Sache wieder auf und um so lebhafter, je mehr sie mit dem Kronprinzen in Gegensatz gerät.

11. April.

Ich konnte heute mit dem Kriegsminister sprechen; auch er war entrüstet über den gegen mich inszenierten, unwürdigen Klatsch, sowie darüber, daß man demselben Folge geben könne.

Der seit einigen Tagen hier weilende Minister Roggenbach besuchte mich. Er hat viel mit beiden Majestäten und mit Bismarck unterhandelt

und hofft, es werde ein Ausgleich dahin zustande kommen, daß die eine Seite sich verpflichtet, das Heiratsprojekt jetzt ruhen zu lassen, und die andere (Bismarck) sich dann befriedigt erklärt. Die Sache hätte vielleicht längst ihr Ende gefunden, wenn der Kaiser gesund wäre und sprechen könnte. Roggenbach verurteilt die Kaiserin sehr hart, ist aber natürlich, wie jeder Gutgesinnte, der eine eigene Ansicht noch nicht völlig preisgegeben hat, sehr unzufrieden mit dem Verfahren Bismarcks, durch die Presse seine Angelegenheiten zu betreiben, in diesem Falle also, den Kaiser anzugreifen. Das monarchische Prinzip leidet dabei zweifellos gewaltigen Schaden.[1]) Roggenbach hat auch den Kronprinzen mehrfach gesehen und lobt ihn.

13. April.

Der Kaiser hat gestern einen Erstickungsanfall gehabt.

Die[2]) Kunde, daß es in Charlottenburg schlecht stände, war natürlich nach Berlin gedrungen, und der Kaiserin hinterbracht worden, daß man hier übertriebene Gerüchte verbreite. Ohne weiteres faßte sie den Entschluß, diesen entgegenzutreten, indem der Kaiser sich in Berlin zeigen sollte, und ordnete die Fahrt für den nächsten Tag an. Als aus der Umgebung wegen des Zustandes des Patienten Bedenken geäußert wurden, hat sie kurz gesagt: „Der Kaiser wird nach Berlin fahren." Und so ist es auch geschehen. Ich begegnete dem Monarchen im Tiergarten, er saß ganz zurückgelehnt im geschlossenen Wagen, so daß man das Gesicht nicht sehen konnte, er fuhr ins Palais, wo einige hundert Menschen die Ankunft erwarteten, und wurde dort genötigt, zweimal ans Fenster zu treten; man schrie Hurra, er nickte mit dem Kopfe und durfte dann wieder nach Hause fahren. Durch die Welt aber ging das Telegramm: „Seine Majestät der Kaiser machten eine Spazierfahrt durch den Tiergarten und begaben sich nach Berlin ins Palais, um längere Zeit dort zu verweilen." Jeder verständige Arzt sagt, daß bei dem Stadium des Leidens die einzige Wohltat, die man dem armen Patienten erweisen kann, die ist, daß man

---

[1]) Am 18. April schrieb Verfasser an den ihm befreundeten Freiherrn v. Rechenberg: „Ein großer Mann bleibt doch immer noch Mensch [. . .], macht also auch Fehler; hier [bei Bismarck] liegen sie auf dem Gebiete des Jähzorns und der Eitelkeit und der Gewohnheit, durch Gewalttaten Erfolge zu erringen. Wenn ich eine Fliege totschlagen will und zertrümmere dabei den Tisch, auf dem sie sitzt, so ist die Fliege vielleicht tot und beißt mich nicht mehr, der Tisch, der mir aber in Zukunft noch nützen sollte, ist nicht mehr brauchbar. So wird jetzt vielfach regiert. Die Achtung oder Furcht des Auslandes können wir bald wieder erringen, die Einbuße an monarchischer Gesinnung, die wir jetzt erleiden, ist schwer einzubringen".

[2]) Nachtrag.

ihn in keiner Weise beunruhigt. Nun aber hat der unglückliche Herr neben solchen Rücksichtslosigkeiten noch die Last der Regierungsgeschäfte und die intrigante, leidenschaftliche Frau, mit der es täglich erregte Szenen gibt, zu ertragen. Wie will diese das alles vor ihrem Gewissen verantworten?

16. April.

Wir stehen nun wieder am Sterbebett eines Kaisers! Heute früh verschlimmerte sich der Zustand, man rief den Kronprinzen und den Kanzler und benachrichtigte die ganze Familie. Ich fuhr am Nachmittag hinaus und traf im Garten sogleich den Kronprinzen, der mir erzählte, daß der Zustand hoffnungslos sei; die Ärzte geben Stunden, einige noch einen Tag. Der Kronprinz ging lange mit mir spazieren und sagte u. a.: „Sie hatten völlig recht; es ist so ganz gut gekommen, daß mein Vater noch vor mir regiert hat." Dann entwickelte er mir, wie er seine persönliche Umgebung aufbauen wollte, daß er beabsichtigte, eine Koterie auseinander zu sprengen, die allerdings viel Unheil gestiftet und viele ordentliche Leute gegen sich aufgebracht hat. Zu meinem Bedauern kann er Albedyll nicht leiden und will ihn unbedingt baldigst los sein; daß jener dem Prinzen gegenüber geschickt operiert hat, möchte ich allerdings nicht behaupten, er ist auch allmählich zu sehr unter weiblichen Einfluß geraten. Er hat doch aber große Verdienste und in schwierigen Verhältnissen den hochseligen Kaiser vortrefflich beraten. Mir sagte der Kronprinz viel Schmeichelhaftes, wiederum sah ich, daß ich einen zuverlässigen Freund an ihm habe. Er wird in Charlottenburg bleiben und hat schon mancherlei Anordnungen getroffen für den Fall, daß der Herr den Kaiser abruft.

Hier muß ich nachholen, daß gestern die Angelegenheit meiner Versetzung noch einmal auftauchte. Folgendes Schreiben[1]) gibt den besten Aufschluß:

Berlin, 14. 4. 1888.

An Seine Exzellenz den Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke usw.

Eure Exzellenz unterlasse ich nicht, gehorsamst davon in Kenntnis zu setzen, daß nach weiteren wiederholten Anregungen der Frage Seine Majestät der Kaiser und König definitiv ausgesprochen haben, von einer anderweiten Plazierung des Generalleutnants Grafen Waldersee Abstand nehmen zu wollen. Ich glaube, daß dies Resultat allein durch Eurer Exzellenz Erklärung hat erreicht werden können, und möchte hervorheben,

---

[1]) Abschrift von der Hand des Verfassers.

daß Seine Majestät der Gedanke, Eure Exzellenz unangenehm zu berühren, sichtlich ein im höchsten Grade peinlicher und schließlich bestimmender war. Seine Majestät äußerte schließlich noch, daß der Generalleutnant Graf Waldersee Kenntnis von Allerhöchstderen Auffassung über seinen Einfluß auf Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen erhalten möchte, nahmen aber auch hierin von ausdrücklichen Schritten Abstand, nachdem ich erwidert hatte, daß Eure Exzellenz schon die erste Rücksprache mit mir dem Grafen Waldersee hätten mitteilen wollen. Endlich unterlasse ich nicht, Eure Exzellenz vertraulich davon in Kenntnis zu setzen, daß auch der Reichskanzler mit mir gestern im Allerhöchsten Auftrage über dieselbe Angelegenheit gesprochen hat, daß derselbe aber auf die Darlegung von Eurer Exzellenz Standpunkt zu derselben sofort erklärte, es sei dann besser, von der Versetzung des Grafen Waldersee Abstand zu nehmen. Ich hoffe, daß die Sache nun völlig zu Ende ist.

Eurer Exzellenz gehorsamer

v. Albedyll.

br.m.s.p.r.[1]) Herrn Generalleutnant Grafen Waldersee zur Kenntnisnahme.

Berlin, 15. 4. 1888. Graf Moltke.
F. M.

Es ist mir lieb, nun klar zu sehen; ich werde angefeindet und soll fort, weil ich den Kronprinzen schlecht beeinflusse. Die Behandlung der Sache ist wahrhaft skandalös. Ich werde verklatscht, verklagt und verurteilt, ohne auch nur einmal gefragt zu werden! Der Feldmarschall ist entsetzt über diese Art der Behandlung der Angelegenheit; er fragte mich: „Was ist eigentlich Ihr Verbrechen?" Ich sagte: „Ich möchte es gern von Ihnen erfahren, Herr Feldmarschall." Dann sagte er: „Sie tun am besten, die ganze Sache zu vergessen, denn es geht mit dem Kaiser ja bald zu Ende. Ich habe an Albedyll geschrieben, daß ich ihm dankbar sei; er habe der Armee einen tüchtigen Generalquartiermeister und mir einen wertvollen Gehilfen erhalten." Ich habe nun auch dem Kronprinzen von der Sache Mitteilung gemacht; er war natürlich sehr aufgebracht und sagte: „Das kommt alles von meiner Mutter, es wird ja jeder angefeindet, der mein Freund ist. Daß Bismarcks gegen Sie etwas vorhatten, wußte ich wohl, ich habe aber Herbert ein Licht darüber aufgesteckt, der wird so leicht nicht wieder kommen. Daß man jetzt gegen Sie vorgehen wollte, hatte man mir verheimlicht."

---

[1]) brevi manu sub petitione remissionis, kurzer Hand mit der Bitte um Rückgabe.

Da[1]) Albedyll mich bat, die Sache doch nun als völlig erledigt anzusehen, so versprach ich es ihm, konnte es mir aber nicht versagen, sie etwas ins Lächerliche zu ziehen. Ich sagte ihm: „Wir leben in einer interessanten Zeit. Bei den Hottentotten oder Zulukaffern mag es ja üblich sein, daß man ohne Umstände einen Mißliebigen erschlägt, in den europäischen Staaten hat man bisher aber noch daran festgehalten, einen Übeltäter, wenigstens der Form wegen, zu vernehmen — siehe französische Revolution —, ehe man ihn verurteilte; ich aber soll ohne weiteres hingerichtet werden. Andererseits muß ich aber auch zugeben, daß die Sitten milder geworden sind, denn vor 150 Jahren wurde Katte wegen seines schlechten Einflusses auf den Kronprinzen mit dem Schwert hingerichtet; ich soll wegen derselben Ursache ein Armeekorps bekommen." Albedyll lachte, gab mir die Hand und sagte: „Nun Schwamm drüber."

20. April.

Nach zuverlässigen Nachrichten aus Rußland hat man dort die Verschiebung von Truppen bis zum Ende des Sommers hinausgerückt; dann aber soll sie in einer Weise eintreten, die nach meinem Gefühl für Österreich unerträglich ist.

Ich habe gründlich mit dem General v. Hahnke, dem voraussichtlichen künftigen Kabinettschef, gesprochen und ihn sehr verständig gefunden. Er stimmte mir zu, daß wir auf den Kaiser wirken müssen, die ersten Wochen ruhig vorübergehen zu lassen und während dieser Zeit die Veränderungen gründlich vorzubereiten. Er ist ein durchaus rechtschaffener Mann und dem Kronprinzen sehr ergeben.

22. April.

Den unglücklichen Kaiser hat man völlig aufgegeben, seine ungewöhnlich starke Natur ringt nun schon seit mehr als acht Tagen mit dem Tode. Naturgemäß lebt alles in größter Spannung. Die Kaiserin verliert allmählich allen Boden und alle Achtung. Sie hält mit Konsequenz an ihrem System fest, daß der Kaiser nicht ernsthaft krank, geschweige dem Tode nahe ist. Sie macht dem schon so bedauernswerten Kranken die letzten Wochen sehr schwer, indem sie ihn zu einem völlig willenlosen Werkzeug herabgedrückt. Sorgsam verhindert sie Besuche der Verwandten oder bleibt zugegen, wenn solche gar nicht zu vermeiden waren. So hat der Kronprinz, der seit langem eine Auseinandersetzung mit dem Vater wünscht, sie nicht erreichen können, was ihn tief betrübt und gegen die Mutter immer mehr erbittert. Als ich ihn neulich bat, doch noch zum

---

[1]) Nachtrag.

Vater zu gehen und um seinen Segen zu bitten, sagte er wehmütig: „Oh, den habe ich wohl, denn mein Vater hat nichts gegen mich; meine Mutter läßt mich aber nicht allein mit ihm."

23. April.

Schon seit längerer Zeit habe ich das Gefühl, daß der Kanzler einen Krieg für unabwendbar hält und sich bemüht, eine für uns günstige Konjunktur zu schaffen. Sein richtiger Wunsch ist, andere sich veruneinigen zu lassen und erst später einzugreifen. Er hat solche Gelegenheiten früher mehrfach verpaßt, und sowohl Russen als Engländer — um diese dreht es sich hauptsächlich — sind klug genug, sich von uns nicht hineinlocken zu lassen.

Ich brachte den Kronprinzen in meinem Wagen nach Haus; er war sehr herzlich und sagte: „Sie haben meinetwegen viel erdulden müssen, ich will gern meinen Dank Ihnen gegenüber etwas abtragen. Sie sollen jedenfalls mein Generaladjutant sein, ich werde da mehrere Kategorien einführen — weiter aber, was ist Ihnen lieber, eine Rangerhöhung oder eine Regimentsuniform?" Ich sagte ihm, er möchte, ehe er belohnte, erst abwarten, ob ich ihm gute Dienste leisten würde, und entschied mich dann, als er auf Antwort bestand, für die Regimentsuniform. Darauf erwiderte er: „Dann sollen Sie à la suite des Ulanen-Regiments 13 kommen, es ist ein forsches Regiment, und Sie haben es ja kommandiert."

24. April.

Ich ritt mit dem Kronprinzen an der Spitze eines Bataillons vom Tempelhofer Felde bis zu den „Linden". Sein Benehmen war durchaus korrekt; er dankte höflich, aber mit Zurückhaltung, war, als er zum Schluß das Bataillon vorbeimarschieren ließ, ganz Soldat und sah niemand im Publikum mehr an.

Die Königin von England ist heute früh in Charlottenburg angekommen — ein recht unzeitgemäßer Besuch.

26. April.

Ich war lange bei Albedyll. Wir sprachen über seine Zukunft, und ich habe ihm offen gesagt, es würde sich empfehlen, wenn er dem Kronprinzen sofort nach dessen Thronbesteigung erklärte, daß wohl ein anderer Chef des Kabinetts werden müsse, dadurch tue er dem Kronprinzen einen Gefallen und handle in bezug auf das eigene Interesse klug. Er gab dies völlig zu und meinte, es sei am besten, gleich den Abschied einzureichen. Als Nachfolger wünscht er sich noch immer Winterfeld, den der Kronprinz aber

unter keinen Umständen nimmt; es ist von höchstem Wert, daß jemand Kabinettschef wird, der mit dem jetzigen Regime nichts zu tun hatte.

27. April.

Ich bin General der Kavallerie geworden. Da ich gerade 56 Jahre alt bin, so habe ich in der Tat ein ausgezeichnetes Avancement gemacht. Ich bin mit noch dreizehn anderen avanciert, und es hat beim Kaiser sicherlich nicht die Absicht vorgelegen, mich auszuzeichnen. Der Kanzler hatte nämlich vor einigen Tagen erreicht, daß der Kaiser seinen Sohn Herbert zum Minister machte; es war dies hart für die an Jahren so sehr viel älteren Generalleutnants, geradezu eine Kränkung aber für den Chef der Admiralität Caprivi, der länger Staatssekretär ist als Herbert. Um Abhilfe zu schaffen, machte der Kaiser uns alle bis einschließlich Caprivi zu Generalen mit dem Patent einen Tag vor Bismarck. Ich wollte mich beim Kronprinzen melden und erhielt Befehl, zum Diner zu kommen. Ich saß neben der Prinzessin und konnte nachher noch lange mit ihr sprechen; sie ist sehr froh, daß der Kronprinz jetzt den Grafen Bismarck seltener sieht und anscheinend auch von ihm etwas abgerückt ist; sie äußerte dann die Befürchtung, daß der neu ernannte Kabinettsrat des Prinzen, v. Brandenstein, im Bismarckischen Lager stehe. Ich konnte ihr hierauf keinen Bescheid geben, denn bisher fehlt mir für solchen Verdacht jede Grundlage.

28. April.

Wiederum Besichtigungen auf dem Tempelhofer Felde. Um 3 Uhr hatte ich zum ersten Male dienstlich Vortrag beim Kronprinzen, an den sich noch ein längeres Gespräch über die Zukunft schloß.

29. April.

Zu erwähnen vergaß ich, daß vorgestern der Feldmarschall, als ich mich bei ihm wegen meiner Beförderung meldete, ganz besonders freundlich war; er äußerte bestimmt, den Abschied nehmen zu wollen, dann käme nur ich als Nachfolger in Frage. Ich erwiderte ihm, wie schon mehrfach, daß er bleiben müsse, solange Gott ihn am Leben ließe, und versicherte auch, daß der künftige Kaiser ihn niemals gehen lassen würde. Ich hatte gerade neulich mit dem Kronprinzen viel über Personalien gesprochen. Übrigens zeigte sich dieser weit gutmütiger, als ich dachte, er will mit großer Schonung vorgehen; ich hielt es aber für meine Pflicht zu sagen, daß er durchaus jüngere Führer schaffen müsse, und daß ich überzeugt sei, viele Generale würden, ohne angestoßen zu werden, um den Abschied bitten.

30. April.

Der Kanzler wird wieder einmal gegen Rußland sehr mißtrauisch; es ist ein ewiger Wechsel. Bis vor kurzem sagte er mit Vorliebe, er könne dem neunzigjährigen Kaiser nicht zumuten, einen Krieg zu führen; dies Argument fällt nun fort.

4. Mai.

Die Zustände in Charlottenburg werden immer bedenklicher; die Kaiserin ist unablässig tätig, den unglücklichen, kranken, todmüden Kaiser zu allerhand Maßregeln zu bewegen, die jeden Gutgesinnten betrüben. Jetzt soll ein großer Ordensregen ausgeschüttet werden, natürlich herrscht ein gewaltiges Gedränge von den fortschrittlichen und jüdischen Anhängern der Kaiserin, die dabei bedacht sein wollen; ebenso wird in Adelsverleihungen stark intrigiert. Wenn auch das Ministerium nach Möglichkeit aufpaßt, so wird doch in vielen Fällen um des lieben Friedens willen ein Auge zugedrückt. Alle Lieblingswünsche der Kaiserin sind völlig unüberlegt, nie wird bedacht, daß durch eine Auszeichnung leicht viele Verletzungen entstehen. Der Kanzler zeigt sich übrigens sichtlich weicher und nachgiebiger. Das Hauptresultat ist, daß die Achtung vor der Majestät immer mehr zurückgeht. Wenn dieser Zustand noch lange anhalten sollte, so leiden wir schweren Schaden.

Der Kanzler hat sich nun entschlossen, gegen Rußland wieder auf finanziellem Gebiete vorzugehen, er glaubt, dadurch den Krieg verhindern zu können; ich bin überzeugt, daß er sich gründlich täuscht, für uns wird die Arbeit natürlich immer schwerer. Jetzt werden wir ihm wieder unangenehm werden müssen: nach zuverlässigen Nachrichten sammeln die Russen kolossale Vorräte in den Magazinen der westlichen und südlichen Militärbezirke; dies werden wir ihm mitteilen mit dem Zusatz, daß die Absicht Rußlands, mit Jahresschluß kriegsbereit zu sein, ganz offenkundig ist. Da wird er wieder über die Kriegspartei schimpfen.

6. Mai.

Nachmittags ließ mich der Kronprinz rufen; er bat um meinen Rat in einem Konflikte zwischen dem Kriegsminister und dem Generalinspekteur der Artillerie.[1]) Zu meinem Bedauern ist jener mit viel zu großer Leidenschaftlichkeit aufgetreten, das Ende vom Liede wird der Abgang eines von beiden sein.

8. Mai.

Die Konfliktfrage zwischen Bronsart und Voigts-Rhetz macht noch viele Mühe. Albedyll hat sich mehr auf die Seite des letzteren gestellt,

[1]) Vgl. unter dem 8. Mai.

während nach meiner Ansicht beiden Unrecht gegeben werden muß. Voigts-Rhetz durfte jetzt nicht den Kaiser durch Reorganisationspläne beunruhigen, mit denen er erst vor etwa einem Jahre vom Kaiser Wilhelm abschlägig beschieden war; Bronsart durfte nicht so leidenschaftlich vorgehen und gleich mit seinem Fortgang drohen. Der Kronprinz teilt diese Ansicht und kann deshalb mit Albedyll nicht einig werden. Dieser sieht klar, daß mit dem jungen Herrn, der an einer einmal gefaßten Meinung festhält, nicht so leicht zu verfahren ist.

9. Mai.

Der Kronprinz kam gestern noch spät am Abend zu mir. Die Angelegenheit Voigts-Rhetz kontra Bronsart beschäftigt ihn viel; er möchte den Rücktritt Bronsarts gern verhindert sehen. Wie wenig angenehm Albedyll ihm ist, wurde mir wieder recht klar. Wir kamen auf den Kanzler zu sprechen, und ich bemerkte auch da eine gewisse Animosität, namentlich aber gegen den Sohn.

10. Mai.

Himmelfahrtstag. Ich war beim Kronprinzen, um mich zu einer Reise nach Koblenz abzumelden; er gab mir sogleich ein Schreiben des Kanzlers zur Kenntnisnahme. Der Thronfolger hatte auf einen Bericht des Botschafters Prinzen Reuß eine Randbemerkung gemacht, die dem Kanzler nicht gefiel, so daß dieser ihm in augenscheinlich höchst gereizter Stimmung eine längere Abhandlung sandte. Der Prinz war nün nichts weniger als ängstlich und ließ mir dnrch den Adjutanten die eben entworfene Antwort vorlesen.

Berlin, den 10. Mai 1888.

Eure [1]) Durchlaucht Schreiben vom 9. d. M. habe ich mit hohem Interesse gelesen; aus dem Inhalte desselben glaube ich aber entnehmen zu müssen, daß Eure Durchlaucht meine Randbemerkungen zu dem Wiener Bericht vom 28. April eine übertriebene Bedeutung beilegen und dadurch zu der Auffassung gelangt sind, ich sei zu einem Gegner der bisherigen friedlichen und abwartenden Politik geworden, welche Eure Durchlaucht mit so viel Weisheit und Vorsicht geleitet haben und hoffentlich zum Segen des Vaterlandes noch recht lange leiten werden. Für diese Politik bin ich wiederholt eingetreten (Petersburg, Brest-Litowsk) und habe ich mich in allen entscheidenden Fragen stets auf die Seite Eure Durchlaucht gestellt. Welches Ereignis sollte eingetreten sein, um plötzlich meine Sinnesart zu

[1]) Nach einer im Nachlaß befindlichen Abschrift, die hier wegen gewisser Abweichungen zu dem in „Gedanken und Erinnerungen", III, S. 136 ff. reproduzierten Wortlaut eingerückt blieb, zumal sie auch grade a. a. O. ihrem Inhalte nach als Gedankengut des Verfassers gekennzeichnet wird.

ändern! Die von mir gemachten Randbemerkungen, in welchen Eure Durchlaucht eine Aufforderung meinerseits zu einer Modifikation unserer bisherigen Politik zu erkennen meinen, bezweckten lediglich den Hinweis, daß über die Notwendigkeit oder Nützlichkeit des Krieges die politischen und militärischen Ansichten auseinander gegangen seien, und daß die letzteren, nur für sich betrachtet, nicht ohne Berechtigung wären. Ich glaubte, ein solcher Hinweis würde für Eure Durchlaucht nicht ohne Interesse sein, aber nie zu dem Glauben führen können, ich wollte die Politik den militärischen Wünschen unterordnen. Um für die Zukunft jeder mißverständlichen Auffassung vorzubeugen und in teilweiser Anerkennung der von Eurer Durchlaucht geltend gemachten Gründe, werde ich jede Randbemerkung auf den politischen Berichten unterlassen, doch muß ich mir vorbehalten, anderweitig Eure Durchlaucht meine Ansicht mit aller Offenheit zur Kenntnis zu bringen. Bei der Wichtigkeit der von Eurer Durchlaucht angeregten Fragen sehe ich mich genötigt, auf dieselben näher einzugehen. Ich bin durchaus Eurer Durchlaucht Ansicht, daß es uns, selbst bei dem glücklichsten Verlaufe eines Krieges mit Rußland, nicht gelingen wird, die Kampfesmittel Rußlands gründlichst zu zerstören, doch meine ich, daß dieses Land nach einem unglücklichen Krieg, infolge seiner inneren politischen Mißstände, in eine ganz andere Ohnmacht gelangen muß (ich erinnere daran, daß Rußland nach dem Krimkriege über 20 Jahre brauchte, um sich soweit zu stärken, daß es 1877 den Krieg gegen die Türkei unternehmen konnte, und daß selbst nach diesem glücklich geführten Kriege Rußlands Kampfesmittel erst nach mehreren Jahren wieder so erstarkten, um eine kräftige Politik führen zu können) wie Frankreich, dessen Kampfesmittel während des Feldzuges 1870/71 auch nicht vollständig zerstört wurden, denn unter den Augen, ja mit Hilfe des wohlwollenden siegreichen Gegners wurde die Armee geschaffen, welche die Kommune besiegte und somit Frankreich vor dem Untergange rettete. Die in die Hände des Siegers gelangten Befestigungen von Paris wurden nicht geschleift, die Flotte blieb dem nicht vernichteten, sondern nur gedemütigten Frankreich erhalten. Vom militärischen Standpunkt aus war dies zu bedauern, politisch konnte nicht anders gehandelt werden. Und so mußte mit der Republik nach kurzer Zeit wieder gerechnet werden; dieses Verhältnis steigerte sich, je mehr die eigenen Kampfesmittel erstarkten, und Rußland, ohne von Deutschland geschädigt zu sein, die Neigung zeigte, nur den günstigen Augenblick abwarten zu wollen, um im Bunde mit der Republik über uns herzufallen. Diese drohende Lage entstand und besteht nicht nach einem gegen Rußland freiwillig geführten Krieg, sondern aus dem gemeinsamen Interesse des republikanischen Frankreichs und des in Rußland immer kühner werdenden Panslawismus, Deutschland, den Hort der

Monarchie, niederzuwerfen. Zu diesem Zweck verstärkten Frankreich und Rußland ihre Kampfesmittel systematisch an den entscheidenden Grenzen, ohne für dieses unqualifizierbare Vorgehen unsererseits irgendwie provoziert zu sein, und ohne irgendeine haltbare Entschuldigung dafür vorzubringen. Die durch Eure Durchlaucht geleitete weise und voraussehende Politik meines hochseligen Großvaters brachte Bündnisse zustande, welche sehr dazu beigetragen haben, uns vor Überfällen unseres geborenen Gegners im Westen zu bewahren, auch gelang es dieser Politik, Rußlands Herrscher für uns einzunehmen. Dieser Einfluß wird seine Wirkung so lange tun, als der jetzige Zar die Macht, seinen Willen geltend zu machen, wirklich besitzt; geht sie verloren, und manche Anzeichen sprechen dafür, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Rußland sich von unserem geborenen Gegner nicht länger wird trennen lassen, um gemeinschaftlich mit ihm dann Krieg zu führen, wenn die beiderseitigen Kampfesmittel ihnen entwickelt genug erscheinen. Unter solchen Umständen wächst der Wert unserer Bundesgenossen; dieselben an uns zu fesseln, ohne ihnen einen verderblichen Einfluß auf das Reich einzuräumen, wird die große, ich muß anerkennen, schwere Aufgabe einer vorsichtigen, aber Vertrauen erweckenden deutschen Politik sein und bleiben müssen. Es ist aber zu beachten, daß ein Teil dieser Bundesgenossen romanischen Stammes und mit Regierungsmechanismen versehen ist, deren absolute Sicherheit nicht so garantiert ist, wie bei uns; auf die Beständigkeit der Bundesgenossenschaften dürfte daher mit Sicherheit kaum zu rechnen sein, weder zur Abwehr eines Krieges noch zur Führung desselben, wenn er unvermeidlich geworden. Dieser Gedanke muß festgehalten werden, wenn man sich fragen muß, ob der Krieg nicht besser früher als später zu führen ist. Unsere Feinde werden es an Versuchen nicht fehlen lassen, uns zu isolieren, die Bundesgenossen uns abwendig zu machen; jeder von uns begangene Fehler, jede Blöße, die sich die deutsche Politik gibt, wird solchen Bestrebungen Vorschub leisten. Zu solchen Fehlern müßte ich irgendeine Protegierung des Battenbergers rechnen; Österreich würde in derselben eine Verletzung seiner speziellen Interessen finden, und Rußland würde die Genugtuung haben, uns von unseren besten Bundesgenossen getrennt zu sehen; auch wissen, daß ein Krieg, der wegen der Battenberger Frage entstände, für Deutschland kein volkstümlicher sein kann, bei welchem der so wünschenswerte furor teutonicus gänzlich fehlen würde. Rußland vermöchte aber dann mit Leichtigkeit Verhältnisse zu schaffen, die den Krieg zur Folge haben müßten, als dessen Urheber die öffentliche Meinung sicherlich Deutschland bezeichnen würde. Ich gebe zu, daß die Beschleunigung der Kriegsgefahr damit erreicht wäre, aber um welchen Preis; jene zu erstreben, liegt mir außerdem völlig fern. Da der Krieg gegen Westen fort-

gesetzt in Sicht blieb und dementsprechend die militärischen Vorbereitungen getroffen wurden, so müßten die militärischen Autoritäten, welche überdies mit Eurer Durchlaucht ganz einverstanden sind, daß der Krieg gegen Westen in jeder Hinsicht mehr Vorteile verspricht als der im Osten, besonders dankbar sein, wenn die Politik, sobald der Krieg als unvermeidlich erkannt ist, die Führung desselben im Westen wirklich sicherzustellen imstande wäre. Aber auch ich bin der Ansicht, daß wir den Krieg nach beiden Fronten haben, wenn wir ihn gegen Rußland beginnen müssen; Frankreich wird nur dann nicht losschlagen, wenn es sich in einer inneren, besonders schweren Krisis befindet, oder wenn wieder militärische Schwierigkeiten eingetreten sind, wie sie im vorigen Herbst augenscheinlich bestanden. (Fehlschlagen des Melinit; nicht gelöste Repetiergewehrfrage; das Überholen Frankreichs durch Deutschland mit brisanten Zerstörungsmitteln; Boulangersche Desorganisation der Armee.) Dagegen ist nicht mit Sicherheit vorherzusehen, daß, wenn der Krieg mit Frankreich beginnt, Rußland sich passiv uns gegenüber verhalten wird. Jederzeit, ganz besonders unter Verhältnissen, wie sie im vorigen Herbst bestanden, ist es Pflicht des Generalstabes, die eigene militärische Lage und die der Nachbarn scharf ins Auge zu fassen, sowie die Vorteile und Nachteile, welche sich in militärischer Beziehung bieten können, sorgsam abzuwägen. Die so gewonnene Ansicht, nicht über die zu führende Politik, sondern über die im Dienst derselben vorzubereitenden Maßregeln, muß durch den Chef des Generalstabes dem Leiter der Politik mit aller Offenheit und unter Festhalten des militärischen Standpunktes zur Kenntnis gebracht werden; hierin liegt meines Erachtens eine durchaus erforderliche Hilfe für die Leitung auch der friedlichsten Politik. In diesem Sinne möchte ich meine ominösen Randbemerkungen zu dem Bericht vom 28. April aufgefaßt wissen, sie sollten darauf hinweisen, daß, obgleich die deutsche Politik auch im Herbst vorigen Jahres in der friedfertigsten Weise geleitet werden mußte, die militärischen Autoritäten Deutschlands wie Österreichs mit vollem Recht auf die günstige militärische Gelegenheit aufmerksam machen mußten, welche sich bei einem kriegerischen Vorgehen zu jener Zeit für beide Länder bot.

Ich glaube daher, daß Eure Durchlaucht, trotz meiner Randbemerkungen, mit dem besten Gewissen bei einem etwa erfolgenden Regierungswechsel und mit derselben Sicherheit wie bisher das friedliche Verhalten der deutschen Politik in Aussicht zu stellen vermögen werden.

Wilhelm, Kronprinz.

Der Kanzler hat die fixe Idee, der Kronprinz wolle den Krieg und sei in den Händen der sogenannten Kriegspartei. Ich hatte schon gestern darüber vertrauliche Mitteilungen erhalten mit dem Bemerken, daß natürlich

immer ich als der schlechte Ratgeber angesehen würde. Es soll mir dies ganz gleichgültig sein. Weder hat der Kronprinz den Wunsch, sogleich loszuschlagen, noch habe ich ihn jemals in dieser Richtung zu treiben versucht; das Gegenteil ist wahr. Allerdings sind wir in der Ansicht einig, daß der Kanzler in letzter Zeit Rußland gegenüber nicht glücklich operiert und ebenso Österreich falsch behandelt.

Wahrhaft erfreuend ist es zu sehen, wie furchtlos der Kronprinz ist. Hierin liegt auch die Stimmung des Kanzlers gegen mich begründet. Er hat den Kaiser Wilhelm in den letzten Jahren mühelos führen können. Kaiser Friedrich ist, wenn sich die Kaiserin nicht gerade einmischt, ein willenloses Werkzeug in seiner Hand, seine Machtstellung also eine gewaltige. Nun sieht er andere Zeiten kommen. Er hat sich überzeugt, daß der Kronprinz seinen eigenen Willen und die Neigung selbst zu regieren hat, dies ist ihm natürlich nicht angenehm.

16. Mai.

In Koblenz war ich viel mit Loë zusammen. Er hatte Roggenbach avertiert, doch konnte dieser nicht abkommen und drückte sein Bedauern aus. Loë rechnet sehr darauf, daß ich den Kronprinzen in angemessener Weise beeinflusse, namentlich nicht völlig in die Gewalt der Familie Bismarck kommen lasse, ihn überhaupt selbständig halte; er soll sich weder einzelnen Menschen noch einer Partei ganz ergeben. Nun ich glaube, es geht in dieser Beziehung alles ganz gut.

Gestern dinierte ich beim Kronprinzen. Er empfing mich gleich mit der Mitteilung, sein Brief an den Kanzler habe vortrefflich gewirkt; er wolle mir die ganze Korrespondenz noch zu lesen geben. Sodann vertraute er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Kanzler sich nunmehr entschlossen habe, den Krieg nicht mehr zu scheuen, den er auch für unsere innere Entwicklung für notwendig halte. Danach soll nun versucht werden, die Franzosen zu reizen, um sie zum Losschlagen zu bewegen. Der Russen meint der Kanzler für einige Zeit sicher zu sein. Natürlich muß erst das Ende des Kaisers Friedrich abgewartet werden, das sich allerdings noch hinzuziehen scheint. Ich bin überzeugt, der Kanzler ist zu diesem Entschluß gekommen durch Kenntnis von den Eigenschaften des Kronprinzen; er sieht, daß dieser ein entschlossener Mann ist ohne Furcht und nicht geneigt, von einer Ansicht, die er für die richtige hält, abzuweichen. Ob sein Entschluß endgültig feststeht, vermag ich noch nicht zu sagen; es kann auch sein, er will sich dem Kronprinzen angenehm machen, um ihn mehr in die Hand zu bekommen. Wir werden ja sehen.

17. Mai.

Wir werden als erste Maßregel gegen die Franzosen an der Grenze einen lästigen Paßzwang einführen. Hohenlohe hat sich anfangs geweigert, nun aber gefügt. — Gegen Rußland sind in Gemeinschaft mit Österreich Zollmaßregeln geplant.

25. Mai.

Vorgestern abend mußte ich nach Charlottenburg zum Empfang der Prinzessin Irene.[1])

Die[2]) Trauung fand in der Kapelle des Charlottenburger Schlosses statt. Die Kaiserin hatte auf einem Fauteuil Platz genommen, neben ihr sah man einen anderen leeren Fauteuil. Als der Gesang eben begann, öffnete sich die kleine Tür von der Orangerie her, und der Kaiser erschien, gefolgt vom Generaladjutanten Winterfeld und zwei Kammerdienern. Hochaufgerichtet ging er mit drei großen Schritten, die nicht natürlich, sondern augenscheinlich das Produkt großer Anstrengung waren, auf seinen Platz zu und setzte sich sogleich nieder. Die Kaiserin hatte eine kleine Schwenkung gemacht und hielt während der ganzen Handlung die Augen auf den Kaiser gerichtet, ebenso wie Winterfeld und die beiden Kammerdiener, von denen der eine eine große Riechflasche in der Hand hatte. Namentlich beim Aufstehen, was zweimal erfolgte, beim Gebet und beim Segen, konnte man erkennen, wie die Kaiserin ängstlich beobachtete. Der Kaiser trug die große Generalsuniform mit allen in diesem Fall nur möglichen Orden, sie war deutlich erkennbar für diese Gelegenheit besonders zurecht gemacht durch ungewöhnlich weiten und tief ausgeschnittenen Kragen; das Aussehen war das eines schwer Leidenden, besonders die Atemnot trat sichtbar hervor, indem man die Brust sich fortdauernd so bewegen sah wie bei jemand, der absichtlich tief Atem holt. Beim Stehen war die Haltung völlig aufrecht, geradezu forciert stramm. Als die kurze Zeremonie vorüber war, verließ der Kaiser wiederum mit drei großen Schritten die Kapelle und verschwand in der Orangerie. Als etwa eine Viertelstunde später die Gesellschaft in die nach dem Schloßgarten zu gelegenen Räume — also ganz zu ebener Erde — eintrat, wurde der Kaiser auf einem Rollstuhl bei uns vorübergefahren; man hatte augenscheinlich nicht daran gedacht, daß die Gesellschaft noch dort versammelt sein würde. Er war in Zivil und völlig zusammengesunken, den Kopf nach vorn geneigt. Wir sahen ihn jetzt so, wie er wirklich war — ein wehmütiger Anblick.

---

[1]) Von Hessen, die am 24. mit dem Prinzen Heinrich von Preußen vermählt wurde.

[2]) Nachtrag.

26. Mai.

In der offiziösen Presse wird jetzt stark gegen Rußland und Frankreich gearbeitet, gegen jenes mit der Absicht, den Kredit zu verderben. Wunderbarerweise macht es an der Börse keinen Eindruck. Die gesamte liberale und jüdische Presse ist auch sehr betriebsam, die russischen Verhältnisse zu loben; ein neuer Beweis für den gänzlichen Mangel an patriotischem Fühlen bei den Börsenmännern. Ich hatte am 17. eine längere Besprechung mit dem Kriegsminister, der mir offiziell mitteilte, daß der Kanzler geneigt sei, den Krieg mit Frankreich herbeizuführen, und daß er Rußlands Neutralität wenigstens für den Anfang sicher zu sein glaubte. Bronsart ersuchte mich, Schweigen zu bewahren, aber sonst meine Vorbereitungen zu treffen.

28. Mai.

Heute war im Saale des Herrenhauses eine Versammlung im Interesse der Stadtmission, mit der nun die so viel besprochene und so heftig angefeindete Angelegenheit eine Art von Abschluß fand. Das Werk ist nunmehr fest begründet trotz aller Bemühungen der Gegner.

Ich war lange im Auswärtigen Amt und auch bei Herbert Bismarck, dem ich auseinandersetzte, daß die Franzosen sehr wenig Lust zum Kriege hätten, sowohl weil sie sich vor uns fürchteten, als auch weil sie überhaupt sich noch nicht fertig fühlten. Er versprach, dem Fürsten meine Ansicht mitzuteilen und erzählte, daß nach neuesten Meldungen des Botschafters Schweinitz auch die Russen sehr friedliebend seien. Der Kriegsminister hätte große Geldforderungen nicht durchsetzen können, der Kaiser wolle einen ruhigen Sommer haben. Wir werden daher von unserer neuesten Politik des wirtschaftlichen Angriffes wieder abgehen, also wieder einmal eine Schwenkung oder besser Schwankung ausführen.

29. Mai.

Schluß-Brigadeexerzieren des Kronprinzen bei Tegel. Nachher führte er auf der Schloßterrasse von Charlottenburg dem Kaiser, der im Wagen saß, die Brigade vorbei. Die Liberalen sind sehr rührig, möglichst viel für sich herauszuschlagen; sie ergehen sich in Loyalitätsversicherungen und machen Jagd auf Orden, Rangerhöhungen und Adelsprädikate. [...] Leute, die man bisher für entschiedene Republikaner gehalten hatte, tun jetzt so, als seien sie die eigentlichen Stützen des Königtums.

30. Mai.

Die Kaiserin regiert jetzt das Land. Kanzler und Kabinettschefs befinden sich in einer höchst unbequemen Lage; ihr Pflichtgefühl sagt ihnen,

daß der stumme, sehr schwache und gar nicht arbeitsfähige Kaiser, bei dem die Vorträge doch nur in allerkürzester Art stattfinden können, eigentlich nicht regierungsfähig ist; ihr Loyalitätsgefühl und das Mitleid mit dem unglücklichen, an sich so vortrefflichen, nur durch die Gemahlin so völlig gebrochenen Kaiser hält sie ab, dies auszusprechen oder zu sagen, sie könnten ihren Dienst nicht fortführen. Der Kanzler ist nahe daran, die Sache satt zu haben. Aber auch im Hausministerium, im Hofmarschallamt, im Marstall usw. zeigt sich Mißmutigkeit infolge des rücksichtslosen, meist planlosen Eingreifens der Kaiserin.

Ich muß gestehen, daß ich sie nicht für so unklug gehalten hatte. Was für ein furchtbares Unglück wäre es geworden, wenn wir jetzt einen gesunden Kaiser Friedrich hätten! Er hat, von der Gemahlin geführt, ganz das Zeug, das Deutsche Reich aus den Fugen zu bringen. Wie wunderbar macht sich alles: überall sieht man hoffnungsvoll auf den Kronprinzen. Wer hätte das noch vor einem Jahre geglaubt!

2. Juni.

Außer dem Minister Puttkamer, gegen den die Kaiserin mit Entschiedenheit auftritt, und dem Minister Goßler beginnt nun auch der Kriegsminister mißmutig zu werden. Es hat sich eine Art zweites Militärkabinett unter General Winterfeld gebildet, durch seine Vermittlung ergehen direkte Verfügungen des Kaisers, die sich ein Kriegsminister nicht gefallen lassen kann. Ich bin erstaunt, daß Albedyll nicht vorbeugt. [...]

5. Juni.

Die Fortschrittspartei möchte gern das Ministerium sprengen, indem sie zunächst Puttkamer herausbringt; sobald aber der Kanzler sagt, er ginge auch, wird ihr angst. Sie kann auch in der Tat niemand als Nachfolger präsentieren. Viele Leute macht es kopfscheu, daß die Kaiserin ihrer Vorliebe für die fortschrittlich-jüdische Clique offen Ausdruck gibt und den Kaiser zu Ordensverleihungen usw. zwingt. Forckenbeck und Virchow, die beide dekoriert wurden, haben gegen das Septennat gestimmt und durften unter Kaiser Wilhelm zu Hoffesten nicht mehr eingeladen werden.

Die ganzen Zustände sind sehr traurig; es könnte manches anders sein, wenn der Kanzler nicht [...]

6. Juni.

Albedyll fängt an, das jetzige Regime herzlich satt zu bekommen, ist auch augenscheinlich bei der Kaiserin in Ungnade, die ihn früher in wärm-

ster Weise ihrer ewigen Freundschaft versichert hat. Der Kriegsminister klagt nicht weniger als Albedyll. Wenn noch alles im Geleise weitergeht, so allein deswegen, weil der Kronprinz sich mit musterhafter Reserve benimmt und jeder sich sagt: es kann ja mit dem Kaiser nicht mehr lange dauern.

7. Juni.

Eine ernsthafte Ministerkrisis scheint eben vorüber. Der Kaiser hat das Gesetz über die Verlängerung der Legislaturperiode zuerst nicht unterschreiben, dann nicht publizieren wollen. Außerdem hat er Puttkamer einen unfreundlichen Brief über Wahlbeeinflussung geschrieben. Der Minister hat fort gewollt, ist aber auf Bismarcks Wunsch geblieben. Die Minister wollen zusammen stehen oder fallen.

8. Juni.

Ganz überraschend kam heute die Nachricht, daß Puttkamer nun doch seinen Abschied eingereicht und auch erhalten hat. Hat Bismarck ihn geopfert?

9. Juni.

Die Fortschrittspresse jubelt über Puttkamers Rücktritt. Er ist das alleinige Werk der Kaiserin. Am 5. hat sie zum Kanzler gesagt, sie wolle Puttkamer unter allen Umständen beseitigen, und hinzugefügt: „An Waldersee kann ich nicht heran, denn Moltke, Albedyll und er hängen ja wie ein Rattenkönig zusammen.“ [1])

10. Juni.

Puttkamer ist der Überzeugung, daß sein Sturz ohne Bismarcks Zutun geschehen sei; es ist das gewiß richtig, doch bleibe ich dabei, daß der Kanzler die Sache hat geschehen lassen, obwohl er sie hätte verhindern können. Er ist vor allem Geschäftsmann.

Es [2]) hat sich allmählich herausgestellt, daß der sonst gewiß kluge Puttkamer sich von Bismarck gründlich täuschen ließ.[3]) Als die Kaiserin auf ihrer Forderung, Puttkamer zu beseitigen, mit Hartnäckigkeit bestand, hat Bismarck, um sich selbst zu halten, nachgegeben. Puttkamer hatte seinen scharfen Konflikt mit dem Kanzler in der Stadtmissionsangelegenheit ganz vergessen, bei dem es außerdem zwischen ihm und Herbert zu einem Zusammenstoß gekommen war, er hatte auch nicht beachtet, daß es dem Kanzler unmöglich angenehm sein würde, mit einem

---

[1]) Vgl. Hans Leuß, Hammerstein, S. 57.
[2]) Nachtrag.
[3]) Vgl. aber Lucius, a. a. O., S. 465 f.

Minister zusammen zu arbeiten, der dem künftigen Kaiser nahe steht. Er hat sich übrigens auch sehr übereilt. Nach der Order konnte er ja ganz gut noch durch Unterhandlungen mit Bismarck oder besser Wilmowski etwas Zeit zu gewinnen suchen; er wußte, daß der Kaiser dem Tode ganz nahe war. In der Tat hätten fünf Tage Aufschub genügt. Bismarck hatte augenscheinlich für die eigene Stellung gefürchtet und suchte sich durch eine Reihe von Kompromissen und Nachgiebigkeiten zu halten. Puttkamer war eines von den Opfern, das er der Kaiserin brachte.

Ein anderes war die Interpretation des Testaments des hochseligen Kaisers. Der alte Herr hatte allmählich einige zwanzig Millionen erspart und testiert, daß sie dem Krontresor zufallen sollten. Er hatte damit gemeint, sie der Familie dauernd zu erhalten, aber leider statt Kronfideikommiß das genannte Wort gebraucht. Wäre ihm dieser Irrtum nicht untergelaufen, läge das Geld für alle Zeit fest. So aber wurden Gutachten eingeholt über die Qualität des Krontresors, auf Grund deren Bismarck und Friedberg zu dem Resultat gelangten, daß der Kaiser über diesen freie Verfügung habe. Sofort mußte er nun sein Testament erweitern und die zweiundzwanzig Millionen unter Frau und Kinder teilen. So gingen die Ersparnisse des alten Herrn in alle Winde, und Bismarck hat die Hand dazu geboten [. . .]

16. Juni.

Kaiser Friedrich ist gestern 11¼ Uhr vormittags sanft verschieden!

Ich fuhr nach Potsdam in demselben Coupé mit Prinz Albrecht und dann zum Marmorpalais. Ich wurde, nachdem Prinz Albrecht den Kaiser gesprochen, sogleich vorgelassen. Es war ein eigenes Gefühl, nun vor dem jungen Kaiser zu stehen. Er war mir gegenüber aber der alte, erzählte von den letzten Stunden seines Vaters und kam dann bald auf militärische Geschäfte, namentlich Personalien, die wir früher schon öfter berührt hatten. Die Hauptsache war, daß er mir sagte: „Sie haben immer treu zu mir gehalten, nun helfen Sie mir auch weiter.“ An meinem guten Willen soll es wahrlich nicht fehlen; möge mir der liebe Gott die Kraft und den Verstand geben, immer das Richtige zu raten. Von seiner Mutter sagte er etwa: „Sie ist, trotz aller anderen Behauptungen, lange auf den Tod meines Vaters vorbereitet gewesen; alles ist daraufhin mit vieler Überlegung eingerichtet. So ist u. a. nichts Schriftliches da; es ist alles beseitigt! Nicht einmal ein letzter Wille oder dergleichen.“ Am 13. abends hat die Mutter, völlig im klaren, daß dem Kaiser der Tod nahte, den Kronprinzen nicht zum Vater gelassen, es hat eine heftige Szene gegeben. Erst am 14. erhielt er mit Prinz Heinrich Einlaß, sie fanden den Vater aber bereits in der Agonie.

Militärische Veränderungen in den Personalien hat der Kaiser natürlich viel vor. Zunächst hat er den Wunsch, die zu belohnen, die treu zu ihm gehalten und dafür Anfechtungen zu erdulden gehabt haben. General Pape will er auszeichnen; ich schlug vor, ihm das Gouvernement von Berlin zu geben; er kann dort noch einige Zeit im Dienst bleiben, als Kommandierender General fängt er an zu gebrechlich zu werden. Die Generale Tresckow und Obernitz, vielleicht auch Schlotheim [1]) werden wohl fortgehen müssen. Albedyll will der neue Herrscher unbedingt los sein und bat mich noch einmal, jenen zu dem ersten Schritt zu veranlassen.

19. Juni.

Die beiden Erlasse des Kaisers „An die Armee und Marine" und „An mein Volk" haben einen ganz ausgezeichneten Eindruck gemacht; in der Armee jubelt alles dem neuen Herrscher zu. Das Gefühl ist weit und breit, daß wir eine schwere Krankheit überwunden haben und nun einer glücklichen Zeit entgegengehen. Die Unsicherheit, das Mißtrauen, die Unzufriedenheit drückten furchtbar auf alle Gemüter. Die Herren vom Fortschritt und der jüdische Anhang sind allerdings schwer geschlagen.

20. Juni.

Der Kaiser hat die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit gut überwunden; die an ihn herantretende Zahl von Geschäften und Entscheidungen ist gewaltig. Ich hatte infolge meiner Unterhaltung vom 16. mit ihm schriftlich Vorschläge über die Veränderungen in der Armee gemacht; er hat sie sämtlich angenommen und gestern auch Albedyll mitgeteilt, desgleichen, daß Herr v. Hahnke Chef des Militärkabinetts werden soll. [. . .]

22. Juni.

Seit einigen Tagen beschäftigt sich die demokratische Presse wieder lebhaft mit mir und Marie. Ich soll an der Spitze der Hofkamarilla und Kriegspartei stehen und beabsichtigen, nicht allein Bismarck zu beseitigen, sondern sogar sein Nachfolger zu werden. Marie habe einen unbegrenzten Einfluß auf die Kaiserin, aber auch auf den Kaiser, und dergleichen Unsinn mehr. Die ausländische Presse stimmt natürlich ein. Diesmal geht die Sache aber nicht von der Wilhelmstraße aus, sondern ist mehr gegen diese gerichtet. Man will den Kanzler in Konflikt mit dem Kaiser bringen und überhaupt unsere Zustände als sehr verworren hinstellen. Da ist nun das

[1]) Die kommandierenden Generale des IX., XIV. und XI. Armeekorps.

große Ereignis eingetreten, daß das Haus Bismarck mit mir Friede gemacht hat! Ich war lange bei Herbert; er entwickelte mir, daß es ein Unsinn sei zu behaupten, es beständen Meinungsverschiedenheiten zwischen seinem Vater und mir, vor allem müßten doch alle, die dem Kaiser nahe stehen und es mit ihm gut meinen, zusammenhalten, um ihm behilflich zu sein. Ich schlug natürlich mit Freuden in die mir dargebotene Hand ein und hoffe, daß nun Friede bleiben wird. Ich habe das Gefühl, meinen Feldzug gewonnen zu haben. Bismarck hat sich überführt, daß er bei Kaiser Wilhelm II. mich niemals beseitigen wird, und zieht nun vor, mein Freund zu sein. Ich werde natürlich die Augen offen halten, denn mein Vertrauen ist zu sehr erschüttert.

Der Kaiser schickt mich nach Wien, um die Thronbesteigung anzuzeigen; ich freue mich sehr darüber. Die hiesigen Österreicher sagen einstimmig, daß niemand dem Kaiser Franz angenehmer sei als ich, und daß sich mit dem Kaiser viele anderen freuen werden. Mehr kann ich nicht verlangen, wenn sie auch nur zur Hälfte die Wahrheit sagen sollten. Ich weiß aber sehr wohl, daß man mich in Österreich für einen energischen Vertreter des deutsch-österreichischen Bündnisses hält, der sich durch russische Schwindeleien nicht irremachen läßt.

23. Juni.

Ich war in Potsdam, wo der Kaiser die sämtlichen Abgesandten empfing. Nachher hatte ich noch mit ihm allein eine lange Unterhaltung; er sprach über unser Verhältnis zu Österreich und gab mir mehrfache Aufträge für den Kaiser mit. Es fand sich auch Gelegenheit, über die von ihm beabsichtigten Veränderungen in der Armee zu sprechen. Es werden abgehen müssen Treskow, Obernitz, Schlotheim — dieser will es ganz freiwillig —, Werder,[1] Witzendorff,[2] wahrscheinlich Wartensleben,[3] und viele Divisionskommandeure sollen übergangen werden. Albedyll soll ein Armeekorps erhalten; General Wittich ist diensttuender Generaladjutant geworden und soll Kommandant des Hauptquartiers werden. Bemerkenswert ist übrigens, daß der Kaiser die neuen Persönlichkeiten einschließlich der Adjutanten selbst ausgewählt hatte; mit Ausnahme des Generals Alvensleben lauter andere als bei der Thronbesteigung Friedrichs III.

Am 22. Juni hatte ich mit dem Grafen Bismarck eine Besprechung über meine Mission nach Wien. Er teilte mir mit, daß die Thronrede bei der am 25. erfolgenden Eröffnung des Reichstages eine sehr friedliche sei und wahrscheinlich überall einen beruhigenden Eindruck machen würde.

---

[1]) Gouverneur von Berlin.
[2]) Kommandierender General des VII. Armeekorps.
[3]) Kommandierender General des III. Armeekorps.

Das Bündnis mit Österreich soll stark betont werden, so daß man dort gewiß zufrieden sein würde. Hinsichtlich Rußlands sei eine Erwähnung der alten Freundschaft mit dem Kaiserhause nicht zu vermeiden. Er warnte mich dann noch vor der Heißblütigkeit der Ungarn und der Taktlosigkeit der dortigen Reporter, die sich bemühen würden, ein Wort von mir zu erhaschen.

Am 23. empfing mich der Kaiser allein. Er trug mir viele Grüße auf für den Kaiser von Österreich sowie alle Erzherzöge usw., die ich etwa sehen würde, er sagte mir, daß er dem Kaiser Franz Joseph noch besonders für einen sehr freundlichen Brief danken würde;[1]) einstweilen solle ich dies aber schon mündlich tun und ferner sagen, daß er versuchen werde, den Zaren an das Drei-Kaiser-Bündnis zu erinnern und ihm klarzumachen, daß unsere Haupt- und gemeinsamen Feinde die Nihilisten, Anarchisten und dergleichen seien, die man zusammen bekämpfen müsse. Unsere Hoffnung bleibt immer, daß Österreich dereinst in eine Teilung der Türkei willigen wird; solange die Ungarn in Österreich herrschen, kann davon aber nicht die Rede sein, deshalb ist unser Wunsch, daß Rußland dazu gebracht wird, auf der Balkanhalbinsel aktiv aufzutreten, und daß Österreich dies in Bulgarien zuläßt. Ich hatte mich aber im vorigen Jahre bei meinem Manöveraufenthalte schon überzeugt, daß da nichts zu machen sei. Österreich ist mit England und Italien verbündet, um dies nicht zu dulden.[2]) Auf diesem Gebiete bekam ich keine Aufträge, doch besprach der Kaiser die Angelegenheit mit mir. Damit die für Anfang Juli beabsichtigte Reise nach Rußland nicht übel gedeutet würde, ließ Kaiser Wilhelm seinen baldigen Besuch in Wien ansagen mit dem Bemerken, er schlüge vor, daß wie zu Zeiten Kaiser Wilhelms I. beide Souveräne alljährlich einmal irgendwo zusammentreffen möchten. Sodann erhielt ich den Auftrag, viele Details zu erzählen aus der Krankheitszeit Kaiser Friedrichs, auch daß die schnelle Bestattung ohne Einladung fremder Fürsten auf ganz speziellen mündlichen Wunsch der Kaiserinwitwe geschehen sei, den der Kaiser doch habe respektieren müssen. Schriftliche Bestimmungen Kaiser Friedrichs seien nicht vorhanden, wie überhaupt im Schlosse Friedrichskron nichts Schriftliches gefunden worden sei. Daß Großfürst Wladimir trotzdem gekommen sei, bedeute eine Art Zudringlichkeit, dieser behaupte, die Absage erst auf der Eisenbahn erhalten zu haben.

[1]) Den damaligen Briefwechsel zwischen den beiden Kaisern veröffentlichte J. v. Wertheimer in der „Neuen Freien Presse" am 31. Juli und 7. August 1921.

[2]) Der sogenannte „Balkandreibund", d. h. Abmachungen zwischen England Österreich und Italien vom Februar, März und Dezember 1887. Vgl. Rachfahl, Der Rückversicherungsvertrag, der „Balkandreibund" und das angebliche Bündnisangebot Bismarcks an England vom Jahre 1887 (Weltwirtschaftliches Archiv 1920, Bd. XVI, Heft 1). Die diplomatischen Schriftstücke jetzt bei Pribram a. a. O. I, S. 36 ff., 51 ff. Vgl. ferner: Die große Politik der europäischen Kabinette (1922), Bd. IV, S. 261 ff., 295 ff., 317 ff., 333 ff.

Ich mochte dem Kaiser nicht sagen, daß wir früher in bezug auf den Orient eine falsche Politik getrieben hätten. Während des letzten türkischen Krieges hatten wir es einmal in der Hand, das ermattende Rußland mit England und auch wohl mit Österreich in Krieg zu verwickeln. Wurde Rußland überwunden, so war es auf lange Jahre hinaus geschwächt wie nach dem Krimkriege, kam es durch einen Sieg in den Besitz von Konstantinopel, so war es dort, wo wir es jetzt haben möchten, mit zu großem Leibe und dauernd in Widerspruch mit dem Rest der Türkei, mit England und auch mit Frankreich. Wie das Verhältnis zu Österreich sich gestaltet haben würde, ist ohne Kenntnis von dem Verlauf des Krieges gar nicht zu bestimmen, wahrscheinlich würde dieses aber ebenfalls für die Folge ein Gegner Rußlands geworden sein. Wir hätten den Krieg benutzen können, um mit Frankreich endgültig abzurechnen, Rußland würde in Anbetracht seiner anderen Feinde froh gewesen sein, mit uns auf gutem Fuß zu bleiben. Ich glaube, wir hätten auch während der Zeit der Herrschaft des Battenbergers in Bulgarien die Orientfrage von uns aus in Fluß bringen können, wären wir nicht so gänzlich kriegsunlustig gewesen.

*

Meine Mission in Wien[1]) ist sehr gut gelungen. Man sah es in Österreich als eine besondere Höflichkeit und auch als einen Beweis der Bündnistreue an, daß ich geschickt wurde. Kaiser Franz Joseph ging soweit, als er von meinem Kommen hörte, telegraphisch dem Kaiser Wilhelm zu danken, daß er mich geschickt habe; dieser ist hierüber sehr erfreut und befriedigt gewesen. Meine Unterhaltungen mit dem Kaiser Franz Joseph hatten den besten Verlauf, ebenso die mit dem Grafen Kálnoky. Die Regierung Kaiser Friedrichs hatte alle Welt in Österreich — natürlich soweit sie das Bündnis mit uns für zweckmäßig erachtete — sehr besorgt gemacht, hielt man doch den Sturz Bismarcks für bevorstehend; sogar die Eventualität meiner Versetzung von Berlin wurde aufmerksam verfolgt, und da man mich als aufrichtigen Freund der Allianz ansieht, gefürchtet. Das sichere Auftreten des Kaisers Wilhelm II., seine Erlasse an die Armee und an das Volk, die Thronrede vom 25., das Erscheinen aller deutscher Fürsten in Berlin und die Überzeugung, daß Bismarck bleiben würde,[2]) hatte alle Sorgen zerstreut, man war in zuversichtlichster

[1]) Vom 23. bis 28. Juni.

[2]) In dem Bericht, den Verfasser über seine Wiener Reise an den Kaiser erstattete (29. Juni), heißt es: „Von Seiner Majestät dem Kaiser ab kam überall ein unerschütterliches Vertrauen zum Fürsten Bismarck zum Ausdruck und die Hoffnung, daß derselbe Eurer Majestät noch recht lange mit Rat zur Seite stehen möge."

Stimmung und voller Vertrauen zum jungen Kaiser. Natürlich habe ich mich nach Kräften bemüht, diese Stimmung zu befestigen. Den einzigen dunklen Punkt, die Bedenken wegen der Reise des Kaisers Wilhelm nach Rußland, gelang es mir — wie ich nachher von mehreren Seiten erfahren habe — zu beseitigen.

Eine gewisse Zuversicht hatte in Österreich Platz gegriffen infolge der von den Delegationen für Rüstungszwecke bewilligten 46 Millionen Gulden und namentlich durch die Einmütigkeit, mit der dies geschah. Ich hatte seit vorigem Jahre den Eindruck, daß es ratsam ist, in Österreich das Selbstvertrauen zu heben, und habe das auch versucht; jetzt konnte ich darin fortfahren. Die Sendung von 20 Bataillonen und 24 Eskadronen nach Galizien, sowie die Verstärkung der Feldartillerie und technischen Truppen daselbst, die Anlage von Befestigungen usw. erzeugen natürlich in Galizien eine größere Sicherheit; ich erkannte dies lobend an, Lob hört man ja bekanntlich immer gern. Die rumänischen Angelegenheiten kamen mehrfach zur Besprechung; man hält hier von der Armee außerordentlich wenig, sah aber die Stellung des Königs nicht für so erschüttert an als ich und war überrascht, daß ich den Rücktritt des Königs für gar nicht ausgeschlossen hielt. Auf das Verhältnis zu Rußland übergehend, sagte mir der Kaiser Franz Joseph schließlich: „Wie wir da überhaupt ohne Krieg herauskommen sollen, ist mir nicht klar!" In allen Unterhaltungen blieb unser Verhältnis zu Frankreich unberührt, und auch ich vermied darauf einzugehen.

Eine sehr angenehme Stunde verlebte ich mit dem Erzherzog Albrecht. Nach der Audienz behielt er mich zum Frühstück, an welchem nur noch Beck teilnahm; beide waren in Budapest[1]) nur geblieben, um mich sehen zu können, sie zeigten sich auch, wie ich durch Major Deines erfuhr, ganz gut informiert über meine Differenzen mit Bismarck und über die Gefährdung meiner Stellung während des Regimentes Kaiser Friedrichs. Als Deines bei der Ankunft Beck erzählt hatte, daß meine Differenzen mit dem Kanzler völlig ausgeglichen seien, sagte dieser: „Das ist die beste Nachricht, die Sie uns bringen können." Man sieht daraus recht deutlich, und andere Anzeichen bestätigen es, wie doch immer noch ein gewisses Mißtrauen bei den Österreichern besteht, daß wir uns auf ihre Kosten mit Rußland verständigen könnten.

Leider sind wir in der unbequemen Lage — und Herbert Bismarck gab mir dies unlängst auch zu — eine Politik des Balancierens betreiben zu müssen. Es gilt Österreich bei leidlichem Vertrauen zu erhalten und Rußland glauben zu machen, daß wir ihm unter Umständen Österreich gegenüber freie Hand lassen. Die Franzosen müssen auch im Glauben gehalten werden,

[1]) Verfasser war am 27. vom Kaiser in der Ofener Hofburg empfangen worden.

daß wir uns mit Rußland vertragen könnten. Ganz zweckmäßig war das alte Verhältnis der Russenfreundschaft; es ist nicht mehr haltbar, weil sowohl Kaiser Alexander III. als seine Leute in höchstem Maße unsicher sind. Eine Allianz mit Rußland allein ist deshalb ein gefährliches Ding, wir müssen riskieren, im Stich gelassen zu werden. Auch was bei etwaigem Zerfalle aus Österreich werden soll, ist eine schwierige Frage. Die deutschen Provinzen zu Deutschland zu bringen, hat wenig Reiz, zunächst wegen der Vermehrung der Katholiken — der deutsche hohe Adel ist vor allen Dingen ultramontan — sodann weil die Masse der Deutschen zur liberalsten Richtung gehört, etwa wie unser Fortschritt, endlich weil die Slawen in Böhmen und Mähren eine sehr unerfreuliche Zugabe bilden; sie sind durch das Taaffesche System [1]) völlig verrückt gemacht. Auch wenn Österreich bestehen bleibt, bietet die Nationalitätenfrage ein dunkles Bild; es ist möglich, daß der Staat auch ohne äußere Hilfe daran zugrunde geht, auf dem bisherigen Wege darf jedenfalls nicht mehr sehr lange fortgefahren werden.

Von der des Kanzlers unterscheidet sich meine Auffassung darin, daß er uns jeden Krieg fernhalten will in dem Glauben, in Rußland oder Frankreich oder in beiden Ländern werde ein innerer Zerfall eintreten, während ich meine, daß wir recht tun, ernsthaft an die Lösung der ungesunden europäischen Verhältnisse zu gehen, selbst wenn wir dazu einen Krieg führen müßten.

Gegenüber Kálnoky habe ich die polnische Frage leicht gestreift; er gab zu, daß sie bei einem Kriege mit Rußland sofort in den Vordergrund treten würde, er ging aber, wie ich dies schon früher aus Unterhaltungen bei Beck bemerkte, nicht gern darauf ein.

Mit der Bekämpfung der anarchistischen Elemente war Kaiser Franz Joseph sehr einverstanden, Kálnoky aber hielt es für ganz verlorene Mühe, man sei damit schon in Skierniewice verunglückt; die slawischen Macher in Rußland sagten dem Zaren, er sei jetzt auf dem allerbesten Wege, wobei sie sich auf das Abflauen der nihilistischen Bewegung berufen.

5. Juli.

Fast hätte ich Grund übermütig zu sein. Ich stehe in hoher Gunst beim Kaiser, was die ganze Welt weiß, und weswegen mancher mir nachläuft. Meine Widersacher habe ich glücklich überwunden; die Kaiserin Viktoria ist unschädlich, der Kanzler nebst Sohn hat seinen Frieden gemacht, kleinere

[1]) Der im August 1879 zum zweiten Male Ministerpräsident gewordene Graf Taaffe gab „die Versöhnung der Nationalitäten" als Parole seines Kabinetts aus.

Feinde sind in ihr Nichts zurückgesunken oder geben das Rennen auf, ich stehe in einer der höchsten militärischen Stellungen, habe mir im Generalstabe unbedingtes Vertrauen erworben, habe eine ausgezeichnete und hochgeachtete soziale Stellung, sogar im Auslande Anerkennung, die denkbar glücklichste Häuslichkeit — kurz, es geht mir so gut wie wenigen Sterblichen, vielleicht stehe ich jetzt im Zenit meines Lebens. Gott sei Dank denke ich über all das sehr ruhig und bin überzeugt, daß meine Verdienste außerordentlich gering sind. Angenehm ist mir das Bewußtsein, stets den geraden Weg gegangen zu sein und mich niemals erniedrigt zu haben, indem ich mich um die Gunst irgend jemandes beworben habe. Mein aufrichtiger Wunsch ist, solange mir Gesundheit geschenkt wird, dem Kaiser und dem Vaterlande zu dienen. Ich denke, es bleibt daneben auch noch Raum für das Familienleben und „das Eine, was not tut".

7. Juli.

Graf Stolberg hat das Hausministerium abgegeben, und Herr v. Wedell ist definitiv Hausminister geworden. Stolberg hatte mir früher schon erzählt, daß er nicht dauernd in seiner Stellung bleiben wolle und dies dem Kaiser auch in dessen Kronprinzenzeit bereits erklärt habe. Er teilte mir nun mit, daß die Entwicklung schließlich doch schneller gekommen sei, als er dachte. Seine Absicht sei gewesen, etwa bis zum Herbst zu bleiben und den Nachfolger bis dahin einzuführen, der Kaiser habe indes die Sache kurz erledigt durch die Ernennung Wedells. Ich bedaure diesen schnellen Schritt, obwohl ich die Wahl Wedells voll billige, ihn auch früher dem Kaiser als vortrefflichen und zuverlässigen Mann empfohlen hatte. Stolberg ist unbedingt der angesehenste Mann in unserer Gesellschaft und vornehmste vom evangelischen Adel. Durch Stellung, Vermögen und Verwandtschaft ist er eine Persönlichkeit, mit der der Kaiser rechnen muß und im Interesse der evangelischen Sache gute Beziehungen bewahren sollte. Auf Erkundigung habe ich erfahren, daß eine Verstimmung gegen Stolberg bestanden hat und von feindlicher Seite genährt worden ist infolge der Schneiderschen Memoiren, deren Veröffentlichung der Kaiser nicht wünscht. Stolberg soll da nicht schnell genug gehandelt haben.[1])

Albedyll und sein designierter Nachfolger Hahnke hatten ebenfalls mit mir lange Unterredungen.

Es scheint, als ob der Kaiser etwas zu schnell mit dem Aufräumen in den oberen Regionen vorgehen will; ich habe ihm vorgeschlagen, dies nur bei den Kommandierenden Generalen zu tun und bei der Neubesetzung

[1]) Vgl. Lucius, a. a. O., S. 470.

streng zu verfahren, alles weitere findet sich dann von selbst. Er will aber noch weiter heruntergreifen, was nicht richtig ist. Die Härten dürfen nicht vom Kaiser ausgehen, in welchem der Offizier seinen Schutz sehen muß. Ich hoffe, es kommt doch noch ruhigeres Tempo hinein. Was mich allerdings etwas besorgt macht, ist seine Absicht, dem Fürsten Schwarzburg[1]) das IV. Armeekorps zu geben. Das wäre ein großer Mißgriff.

10. Juli.

Den Kaiser beschäftigt seine russische Reise sehr, namentlich die Seefahrt macht ihm großes Vergnügen; Gott gebe, sie läuft gut ab. Verschiedene Anzeichen deuten darauf, daß man in Rußland sehr kühl über die Reise denkt und hinsichtlich einer Verbesserung des Verhältnisses zu Österreich nicht die geringste Konzession machen will. Es kann wohl sein, daß hier der Kaiser Wilhelm seine erste große Enttäuschung erlebt; bisher glaubt er, mit dem Kaiser Alexander gut fertig werden zu können. Auch sonst ist es doch immerhin ein Wagnis, mit acht Kriegsschiffen bis Kronstadt zu fahren und sich dort der Kritik auszusetzen.

Ich hatte heute beim Kanzler einen interessanten Nachmittag. Er war ganz der Alte, wir tranken zwei Flaschen Grünhäuser und hatten eine sehr angenehme Konversation. Natürlich sprach überwiegend der Kanzler. Zuerst über die Regierungszeit Kaiser Friedrichs mit einigen mir neuen Details über die Kaiserin, z. B. daß sie zwei Tage nach Puttkamers Rücktritt dem Kanzler gesagt hat: „Wenn Sie ihn wieder haben wollen, so können Sie ihn bekommen.“ Dann über Kaiser Wilhelm II., mit dem er sehr zufrieden ist, weswegen er auch vertrauensvoll in die Zukunft sieht; schließlich wurde die ganze äußere Politik durchgesprochen. Bei Frankreich fragte er mich, ob es für uns zweckmäßig sei, unter Bruch der Neutralität durch Belgien zu marschieren. Ich setzte ihm auseinander, daß ich abraten müßte, es dagegen für sehr erwünscht hielte, wenn Frankreich durch Belgien operieren wollte. Das Beste für uns sei es, wenn wir den Krieg gegen Frankreich und Rußland gleichzeitig zu führen hätten, weil sich uns im Bunde mit Österreich und Italien sehr günstige Chancen böten, dagegen bei einem Kriege allein mit Frankreich Rußland nach anfänglichem Zusehen nachher in der Lage sei, uns den Frieden zu diktieren. Daß wir bei einem Kriege gegen Osten gleich offensiv sein müßten, jedoch nicht über Polen hinaus, daß wir sodann Polen wiederherstellen sollten, darüber waren wir einig. Nach Besprechung einiger Personalien wurde ich in sehr freundlicher Weise entlassen. Ich glaube, daß somit der Frieden

[1]) General der Kavallerie Georg Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt.

endgültig hergestellt ist. Indes ist mein Vertrauen gar zu sehr erschüttert, ich werde mich immer in acht nehmen.

Am 13. Juli verließ ich mit meiner Schwiegermutter und Marie Berlin, am 14. trafen wir in Lautenbach ein. Von dort ging ich am 27. mit Marie weiter über Salzburg nach Gastein. In diese Zeit fiel meine Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee.[1])

An Meinen Generaladjutanten General der Kavallerie
Graf v. Waldersee, Generalquartiermeister.

In dem Augenblick, wo Ich mit bewegtem Herzen Ihren ausgezeichneten Vorgänger, den Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke, aus seiner Stelle scheiden sehe, gereicht es Mir zur Beruhigung und zur aufrichtigen Freude, Ihnen dieselbe übertragen zu können, indem Ich Sie unter Belassung in dem Verhältnis als Mein Generaladjutant hierdurch zum Chef des Generalstabes der Armee ernenne. Ich berufe Sie in diese für die Armee so hochwichtige Stellung, da Ich zu Ihrer Mir wohlbekannten Einsicht, zu Ihren militärischen Eigenschaften und Kenntnissen wie zu der Energie und Zuverlässigkeit Ihres Charakters das unbedingte Vertrauen habe, daß es Ihnen gelingen wird, die vielfachen und schwierigen Aufgaben des Generalstabes, insbesondere diejenigen, welche Ihnen als Chef desselben zufallen, in einer für die Wohlfahrt der Armee wie des Landes ersprießlichen Weise zu lösen. Ich habe dem Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke bei der Ernennung zum Präses der Landesverteidigungskommission die Erwartung ausgesprochen, daß er sich auch ferner mit den wichtigeren Angelegenheiten des Generalstabes in Verbindung halten und Ihnen als seinem Nachfolger gestatten werde, seinen Rat in allen Fragen von Bedeutung zu erbitten. Ich teile Ihnen dies hierdurch mit in der zuversichtlichen Annahme, daß Sie Ihrerseits gern bereit sein werden, dem Folge zu geben. Da Ich dem Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke die fernere Benutzung seiner Dienstwohnung gestattet habe, so werden Sie ebenfalls die Ihnen bisher überwiesene bis auf weiteres beibehalten. Sie haben Mir in Ihrer bisherigen Stellung und namentlich in der letztvergangenen schweren Zeit so viel Beweise von Hingebung und von treuer Anhänglichkeit an Meine Person gegeben, daß es Mir Bedürfnis ist, Ihnen gerade jetzt Meinen warmen Dank und Mein herzliches Wohlwollen zu betätigen. Um dies in einer für jeden ersichtlichen Weise zu tun, stelle Ich Sie hierdurch à la suite des 1. Hannoverschen Ulanenregiments Nr. 13 in der Hoffnung, daß es Ihnen Freude machen wird, die Uniform wieder

---

[1]) Siehe die folgende Kabinettsorder.

anzulegen, welche Sie schon als Kommandeur des Regiments getragen haben.

Marmorpalais, 10. August 1888.

Wilhelm R.

Die Ernennung war für mich keine Überraschung, sie soll auch in meinem Verhältnis zum Feldmarschall nicht viel ändern, in der Welt aber machte der Wechsel einen erheblichen Eindruck, und zwar natürlich mehr der Rücktritt des Feldmarschalls als meine Ernennung. Übrigens ist kaum etwas gegen mich gesagt worden, man hat mich doch als gegebenen Nachfolger anerkannt. Was ich als solcher leisten werde, muß die Zukunft lehren. Ich bin mir wohl bewußt, daß der Kaiser ein großes Vertrauen in mich gesetzt hat, und daß eine ungeheure Verantwortlichkeit an mich herantreten kann. Bricht ein Krieg aus, so stehe ich in der wichtigsten Stellung nicht allein in unserer Armee, sondern im Lande, in der ganzen Welt. Von den Leistungen unserer Armee hängt die Zukunft Deutschlands und damit des ganzen europäischen Staatengebildes zusammen. Möge der Allmächtige mir richtige Gedanken, Tatkraft und Ausdauer geben. An gutem Willen soll es nicht fehlen, und ich will versuchen, mir stets frischen Mut zu bewahren. Wie wunderbar sind Gottes Fügungen! Ich habe eine der glänzendsten Laufbahnen hinter mir und die ganze Welt sieht auf mich. Mein Verdienst ist es nicht, daß ich soweit gekommen bin, es ist allein Gottes Güte, die eine ganze Kette von glücklichen Momenten für mich vereinigt hat. Wie viele gibt es, die mehr können, mehr geleistet haben als ich! Ich bitte den Herrn inständig, mir Gelegenheit zu geben, meinen Dank abzutragen und nehme mir vor, fester zu sein in Erfüllung aller guten Vorsätze, die ich so oft gefaßt und nur zu schnell wieder vergessen habe. Zu all dem Glück und den Erfolgen in meiner Laufbahn gesellt sich nun auch das Glück in der Ehe; daß mir der Herr die beste und treueste Frau beschieden hat, die ich gewinnen konnte. Es kommt mir manchmal der Gedanke, daß es so nicht weiter gehen kann, daß auch Rückschläge eintreten müssen.

In Österreich ist man mit meiner Ernennung sehr einverstanden. Man feiert mich als Freund der deutsch-österreichischen Allianz und geht soweit, mir den größten Einfluß auf die künftige österreichische Kriegführung einzuräumen. Letzteres zeigt deutlich den österreichischen Pessimismus; sie haben das Gefühl, keine Persönlichkeiten zu besitzen. Bei aller Freundschaft für Österreich möchte ich mir meine Selbständigkeit doch bewahren; ich bin vor allem preußischer General. Wahrhaft gerührt bin ich über die Kabinettsorder.

Mit dem Feldmarschall habe ich eine mich sehr erfreuende Korrespondenz gehabt.[1])

An den Kgl. Preuß. General der Kavallerie usw.
Herrn Grafen v. Waldersee, Exzellenz
in Gastein

[Ohne Anrede] Kreisau, den 12. August 1888.

Ich hatte dem Kaiser pflichtschuldig angezeigt, daß ich körperlich nicht mehr imstande bin, das Pferd zu besteigen und, da Seiner Majestät mit einem invaliden Chef des Generalstabes nicht gedient sein kann, gebeten, mich dieser Stellung zu entheben.

Der Kaiser will in gnädigster Weise meine Bitte erfüllen und mich zum Präses der Landesverteidigungskommission ernennen.

Der Generalstab wäre also vakant, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Eure Exzellenz mein Nachfolger werden. Die betreffenden Orders stehen noch aus, ich habe Sie aber schon jetzt von der Sachlage in Kenntnis setzen wollen. Ich freue mich, daß Sie endlich neben der Last der Geschäfte auch die Stellung und Würde erhalten. In der Landesverteidigungskommission werden wir auch ferner zusammenwirken.

Ich hoffe, daß trotz des so ungünstigen Wetters die Kur in Gastein Sie recht gestärkt haben wird. Mit der Bitte um freundliche Erinnerung

ergebenst
Gr. Moltke

P. S. In diesem Augenblick geht schon die mich betreffende sehr gnädige Order hier ein. Prompter Geschäftsgang!

Gr. M.

[An denselben].

[Ohne Anrede] Kreisau, den 24. August 1888.

Ich habe einige Abschiedsworte im allgemeinen an den Generalstab gerichtet, möchte aber nicht unterlassen, Eurer Exzellenz noch insbesondere meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für die vorzügliche Hilfe und den erfolgreichen Beistand, den Sie mir seit Jahren geleistet haben, indem Sie mir fast die ganze Last der Geschäfte abnahmen.

Es ist mir eine große Beruhigung, das von mir bisher verwaltete Amt in Ihre sichre Hand niedergelegt zu wissen. Die Übereinstimmung unserer Ansichten in wichtigen Fragen und der freundschaftliche Verkehr

---

[1]) Siehe die folgenden Briefe.

in und außer Dienst mit Eurer Exzellenz werden mir stets in wohltuender Erinnerung bleiben.

Ich hoffe, daß Sie recht gestärkt von Gastein zurückgekehrt sind und die Arbeitslast mit frischen Kräften übernehmen. Das Vertrauen des Kaisers kommt Ihnen entgegen, in der Armee ist Ihr Ruf begründet, und in Österreich ist Ihre Ernennung besonders freudig begrüßt worden.

Ich bitte Ihrer Frau Gemahlin und Mrs. Lee[1]) meine Verehrung auszusprechen, und mit meinem ganzen Hausstand bitte ich uns in gütiger Erinnerung zu bewahren.

Gr. Moltke
F. M.

---

[1]) Mutter der Gräfin Waldersee.

Anhang

I

(Zu Seite 305)

Über eine gebotene Neuorientierung der deutschen Politik heißt es in einem Briefe des Generals v. Loë an den Verfasser vom 3. Dezember 1886:

[...] Man sagt mir von allen Seiten: „Der Kanzler will nicht den Krieg". Aber in der Frage, ob der Kanzler den Krieg will oder nicht, scheint mir die Situation nicht zu gipfeln, denn die Zeit ist vorbei, da der Kanzler die Figuren auf dem europäischen Schachbrette aufstellte und das Spiel dirigierte. Kein Mensch, der fünf gesunde Sinne und eine Spur von Menschlichkeitsgefühl hat, kann dem heutigen Europa einen Krieg wünschen, der den Wohlstand aller Leute auf unabsehbare Zeit ruinieren würde. Für Deutschland und dessen leitenden Staatsmann scheint mir im jetzigen Momente das Hauptinteresse zu sein, die europäische Zwickmühle, in welche wir durch die Eroberung von Elsaß-Lothringen und demnächst den Berliner Frieden geraten sind, und welche uns finanziell große Opfer kostet, zu beseitigen. Der Kanzler, welchen die Vorstellung der Zwickmühle seit Jahren mit Recht beschäftigt, hat bis jetzt versucht, durch Besänftigung Rußlands und den „kalten Wasserstrahl in Paris" aus derselben herauszukommen. Dieser Besänftigungstheorie ist Fürst Alexander[1]) zum Opfer gebracht, Österreich zurückgehalten, Rußland in Konstantinopel England gegenüber unterstützt worden — wie es scheint nicht mit großen Erfolgen, denn die Intimität zwischen Frankreich und Rußland ist enger denn je zuvor, der Deutschenhaß und die Unverschämtheit in Petersburg auf dem Höhepunkte, der kalte Wasserstrahl in Paris trotz aller Phrasen Herbettes[2]) wirkungslos, und die Vermehrung unserer Armee in dringlichster Form vor dem Reichstag. Da kommt dem Laien in der Politik der Gedanke, ob es nicht umgekehrt besser gehen würde, d. h. ob nicht, wenn die Wasserspritze rücksichtslos zu guter Dusche nach Petersburg gerichtet und Paris mit stillschweigender Verachtung gestraft würde, die definitive Beseitigung der Zwickmühle und die festbegründete Erhaltung des europäischen Friedens eher erreicht würde. Allerdings muß man, ehe man den Wasserstrahl nach Petersburg losläßt, zur ultima ratio entschlossen und bereit sein, und ob der Kanzler daran nicht durch frühere Abmachungen mit Petersburg verhindert ist, das weiß ich nicht. Da Sie in Ihrem Briefe gleichzeitig vom Kronprinzen sprechen, so möchte ich

[1]) Von Battenberg.

[2]) Der französische Botschafter in Berlin.

die Vermutung aussprechen, daß er trotz selbstverständlicher äußerster Abneigung gegen den Krieg ein festes Zureden in Petersburg wohl billigen und im Falle der Ablehnung auch vor der ultima ratio nicht zurückschrecken würde. Sie meinen, der Kanzler könne beschäftigt sein, eine politische Lage mit veränderter Basis zu schaffen. Das dürfte nicht so leicht sein, denn erstens hat sein Einfluß in Europa gleichzeitig mit dem Respekt vor Deutschlands Macht sehr abgenommen, zweitens aber werden die politischen Konstellationen in erster Linie durch die Interessen der einzelnen Länder bestimmt. Der europäische Antagonismus gegen Rußlands Vordringen am Balkan, von welchem sich allein Frankreich aus Revancheinteressen ausschließt, wurzelt ja auch lediglich in dem Interesse aller Länder, die Dardanellen offen zu erhalten. Warum dem Kanzler diese Basis für die ultima ratio nicht gefällt, ist dem Uneingeweihten nicht einsehbar. Vom militärischen Gesichtspunkte kann ich Ihnen nur beistimmen, daß wir zur Zeit in durchaus günstiger Situation den Doppelkrieg führen könnten, und daß die Chancen nur schlechter werden. Ja, ich gehe in dieser Auffassung noch einen Schritt weiter wie Sie, indem ich bezüglich der Allianzen optimistischer gesinnt bin. Was England anbetrifft, so werden wir den Zeitpunkt, daß England ein Wehrgesetz bekommt und sich eine zahlreiche Landarmee schafft, vergebens erwarten, denn seine Interessen bedürfen einer solchen Armee nicht. Aber in diesem Augenblicke will es mir scheinen, als ob England auch ohne zahlreiche Landarmee uns im Kriege gegen Rußland ein wertvoller Bundesgenosse sein könnte, wenn es sich nur dazu verstände, Volldampf in Konstantinopel einzusetzen, um den Sultan und seine Armee auf die westmächtliche Seite zu bringen. Englisches Geld und englische Offiziere könnten doch wohl aus der türkischen Armee ein recht wertvolles Instrument machen. Selbstverständlich sieht der brave Sultan dem Tanze lieber zu, aber wenn er recht ernstlich mit einer englischen Flotte, verstärkt durch italienische Landungstruppen, zur Teilnahme aufgefordert wird, so läßt er sich doch am Ende bewegen. Was Italien anbetrifft, so glaube ich, daß es von allen Bundesgenossen der sicherste ist, weil sein Interesse durch eine russische Herrschaft in Konstantinopel am meisten bedroht ist. Gegen dieses allgemeine italienische Interesse kommt keine republikanische Strömung auf. Ob alles das in Wirklichkeit so ausführbar sein würde, wie es sich in meiner Hoffnung widerspiegelt, dafür vermag ich allerdings keine Bürgschaft zu übernehmen, denn ich sehe nicht in die Karten. Was ich aber, und mit mir viele andere, sehen, ist, daß b i s j e t z t das Spiel der Orientpolitik nicht brillant verlaufen ist, denn sie bildet, mehr denn je, das recht unbequeme Ende der Zwickmühle. Möge es dem Kanzler recht bald gelingen, die veränderte Basis zu finden; mir ist es lieb, daß ich nicht dafür zu sorgen habe, noch dafür verantwortlich bin. [...]

II[1])

(zu Seite 340 ff.)

[Aufzeichnung des Staatssekretärs Grafen Herbert Bismarck.][2])

Berlin, den 6. Dezember 1887.

Als mich Graf Széchényi vor acht Tagen zum erstenmal nach seiner Rückkehr besuchte, bemerkte er, der General Graf Waldersee habe dem Oberst v. Steininger gesagt, Österreich brauche sich mit militärischen Verstärkungen nicht zu beeilen, da ein russisch-österreichischer Krieg nicht in naher Aussicht stände.[a])

Ich bemerkte hierzu, daß ich nicht wisse, wie Graf Waldersee seine mir unbekannten Äußerungen zum österreichischen Militärattaché gemeint habe, daß aber wohl Mißverständnisse untergelaufen sein könnten, wie so etwas in oberflächlichen militärischen Privatdiskursen ja vorkäme. Ich hätte mit Graf Waldersee über Politik nicht gesprochen, und er besitze keine politische Verantwortlichkeit für seine Äußerungen. Prinz Reuß sei im Begriff, nach Wien abzureisen und von Eurer Durchlaucht[3]) direkt mit ausgiebigen Instruktionen versehen worden; ich könne dem Grafen Széchényi sagen, daß diese Instruktionen dahin konvergierten: Österreich möge sich jeder Provokation enthalten, dabei aber seine militärische Wehrhaftmachung und Stärkung mit allem Nachdruck betreiben.

Heute besuchte mich Graf Széchényi wieder und begann damit, mir zu sagen, er habe nach unserer letzten Unterredung befürchtet, sein Militärattaché könnte den Grafen Waldersee mißverstanden haben, und er sei deshalb direkt zu letzterem gegangen, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen. Graf Waldersee habe etwa eine Stunde mit ihm konversiert und ihm dabei bestätigt, daß Oberst Steininger vollkommen richtig referiert hätte:[a]) er (Waldersee) sei der Meinung, daß ein unmittelbarer Angriff Rußlands auf Österreich nicht zu befürchten, und daß Österreich deshalb mit einer eventuellen Verstärkung der Infanterie in Galizien jedenfalls bis zum Frühjahr Zeit hätte:[a]) Die russischen Truppennachschübe seien einstweilen sistiert[b]) und würden vor Ablauf des Winters nicht wieder aufgenommen werden.

Graf Széchényi zeigte sich über diese Äußerungen des Grafen Waldersee teils verwirrt, teils etwas bestürzt, weil sie nicht mit dem kongruierten, was Prinz Reuß und ich ihm vor acht Tagen gesagt hätten.

Ich sagte dem österreichischen Botschafter zunächst, Graf Waldersee erhielte von den Depeschen unserer Agenten im Auslande nur die rein militärischen Inhalts und könne über die *politische* Situation nicht

[1]) Die unter dieser Nummer vereinigten Stücke beruhen im Hauptarchiv des Auswärtigen Amts.

[2]) Kanzleihand mit Ausnahme des letzten Absatzes. [3]) Der Reichskanzler.

autoritativ sprechen; ich bäte den Grafen Széchényi daher, seine Äußerungen nicht anders anzusehen, als ob sie von irgendeinem Berliner General bei einer gesellschaftlichen Zusammenkunft gemacht seien. Ich konnte mich aber der Frage nicht enthalten, weshalb Széchényi denn überhaupt, statt zu mir zu kommen, zu Graf Waldersee gegangen sei? Derselbe erwiderte darauf mit einem Anflug von Verlegenheit, es sei das erstemal, daß er ein politisches Gespräch mit dem Generalquartiermeister gesucht hätte, und er habe dies nur in der besten Absicht getan, um die Mißverständnisse, welche Oberst Steininger nach unserer vorigen Unterredung gemacht zu haben schiene, aufzuklären: sein loyales Verfahren könne ich daraus entnehmen, daß er mir sofort proprio motu den Inhalt seiner Unterredung mit Graf Waldersee mitgeteilt hätte.

Graf Széchényi hatte erwähnt, daß Graf Waldersee sich vielfach auf den gestern aus Petersburg hier eingetroffenen Militärattaché Grafen Yorck bezogen hätte. Ich bemerkte hierzu, Graf Yorck hätte mich eben verlassen und bei allen seinen Mitteilungen betont, er spreche lediglich vom militärischen Standpunkte aus, da er im politischen nichts zu beurteilen vermöge. Selbst unter dieser Einschränkung habe er mir aber doch gesagt, daß der Zar gänzlich unberechenbar, und eine Überraschung russischerseits stets möglich sei; man könne niemals wissen, wann und wodurch die russische Armee plötzlich in Bewegung gesetzt werden könnte.

Ich resümierte mich dem Grafen Széchényi gegenüber dahin, daß wir die Besorgnis hätten, Österreich wünsche sich aus finanziellen Rücksichten einschläfern zu lassen [c]) und schrecke deshalb vor einer Stärkung seiner Wehrkraft zurück; ich hätte den Eindruck, als wolle Österreich die Last eines eventuellen Krieges hauptsächlich auf unsere Schultern schieben: [d]) Dies könne verhängnisvoll werden, denn, wie wir schon oft betont hätten, würden wir uns im Falle eines europäischen Krieges in erster Linie der französischen Armee zu erwehren haben, welche besser sei als die russische.

Graf Széchényi stimmte mir hierin bei und beklagte auch seinerseits, daß die schon bewilligten 28 Millionen den Delegationen wieder zurückgegeben seien: [d]) er sehe vollkommen ein, daß Österreich größere militärische Anstrengungen machen müsse, [d]) und würde über seine Unterredung mit Graf Waldersee nicht [b]) nach Wien berichten [e]).

Ob er das au pied de lettre nehmen wird, steht dahin.

Ich beabsichtige, den Grafen Waldersee freundschaftlich darauf aufmerksam zu machen, daß er politischen Unterhaltungen mit fremden Botschaftern in Zukunft aus dem Wege gehen möchte, weil er dadurch leicht, ohne es zu ahnen, unsere Politik kreuzen [d]) und bestenfalls mir einen beträchtlichen Zeitverlust zufügen könnte, wenn ich seine stundenlangen Äußerungen mit fremden Vertretern wieder durchgehen müßte.

Ich habe den Grafen York gebeten, mir eine kurze Aufzeichnung zu machen, welche ich demnächst einreichen werde: er hält bei der maßlosen Erbitterung und Verhetzung der russischen öffentlichen Meinung den Krieg nur dann für vermeidlich, wenn Rußland innerhalb der nächsten zwei Jahre durch schwere innere Kataklismen heimgesucht werden sollte.

Ich[1]) bemerke noch, daß ich Széchényi ein Schreiben Waldersees vom 8. Oktober 1887 vorlas, in welchem er als erster erklärte, Österreich könne die russischen Rüstungen nicht mehr ohne Gegenmaßregeln ansehen. Széchényi war etwas verblüfft hierüber. H. Bismarck.

Randbemerkungen des Fürsten Bismarck: a) Ausrufungszeichen; b) Fragezeichen; c) 28 Millionen; d) Striche am Rande; e) Fragezeichen; wird er längst getan haben.

[Direktive des Fürsten Bismarck an das Auswärtige Amt.]

Friedrichsruh, den 7. Dezember 1887.

Der Herr Reichskanzler bittet nach Wien zu schreiben, die österreichische Regierung möchte sich ja nicht an die Äußerungen des Grafen Waldersee kehren und mehr Gewicht als auf dessen Auffassungen auf diejenigen des österreichischen Militärattachés in Petersburg[2]) legen. Die Ansichten des Grafen Waldersee differierten erheblich von denen seines Chefs des Feldmarschalls. Graf Moltke habe Seiner Durchlaucht eine Zusammenstellung der russischen Rüstungen mitgeteilt (es möchte die Anlage des letzten Schreibens des Feldmarschalls nach Wien beigefügt werden) und aus derselben den Schluß gezogen, daß der Aufmarsch der Russen in Szene gesetzt werde, der Angriff bevorstehe, und es die höchste Zeit für uns sei, den Krieg aggressiv zu beginnen. Seine Durchlaucht könnte, so richtig das militärische Urteil sein möchte, aus politischen Gründen nicht zustimmen und habe die größte Mühe, den Feldmarschall zu beruhigen.

Rantzau.

[Erlaß an den Botschafter Prinzen Reuß in Wien.][3])

Berlin, den 9. Dezember 1887.

Aus Äußerungen des Grafen Széchényi habe ich entnommen, daß dieser Botschafter, sowie der österreichische Militärattaché v. Steininger verschiedene Unterredungen, welche sie neuerdings mit dem Quartiermeister Grafen Waldersee gehabt, teilweise mißverständlich aufgefaßt haben.

[1]) Von hier bis zum Schluß: eigenhändig.
[2]) Oberstleutnant Klepsch.
[3]) Eigenhändiges Konzept, gez. H[erbert] B[ismarck].

Graf Széchényi hatte von dem Grafen Waldersee gehört, daß nach dessen Ansicht ein Angriff Rußlands auf Österreich nicht in naher Erwartung stünde, und hat dies scheinbar so aufgefaßt, als brauche Österreich sich auf diese Eventualität noch nicht unmittelbar einrichten. Ich habe dem Botschafter gesagt, daß Graf Waldersee über die politische Lage nicht informiert wäre, sondern nur die beim Auswärtigen Amte einlaufenden militärischen Berichte erhielte: er könne deshalb die politischen Eindrücke nicht haben, die sich beim Herrn Reichskanzler auf Grund des hier vorliegenden Gesamtmaterials bildeten.

Graf Waldersee, mit dem ich inzwischen gesprochen habe, gibt zu, sich dem Grafen Széchényi und Oberst v. Steininger gegenüber dahin geäußert zu haben, daß in allernächster Zeit eine russische Kriegserklärung nicht zu erwarten sei: er protestiert aber dagegen, daß er damit beruhigend und abwiegelnd auf die hiesige österreichische Vertretung hätte einwirken wollen, und erklärt, daß er ganz im Gegenteil nach wie vor das größtmögliche Gewicht auf die beschleunigte Hebung und Verstärkung der österreichischen Wehrkraft lege.[1])

Nach der Tonart, in welcher Graf Széchényi zu mir sprach, fürchte ich, daß er — und vielleicht auch Herr v. Steininger — in dem Sinne berichtet hat, als sehe Graf Waldersee die gegenwärtige Situation optimistisch an, und daß dies dazu führen könnte, in Österreich eine zu günstige Auffassung der Sachlage hervorzurufen. Sollten Euere Exzellenz dementsprechende Wahrnehmungen machen, so bittet Sie der Herr Reichskanzler, sich dahin auszusprechen, daß Graf Waldersee mißverstanden worden sei, und daß die österreichische Regierung mehr Gewicht auf die Darlegungen ihres Generalstabes und auf die Auffassungen des österreichischen Militärattachés in Petersburg legen möchte, als auf diejenigen gegenteiligen Meldungen, die ihr etwa von hier über abweichende Eindrücke des Grafen Waldersee zugegangen sein könnten. Der Feldmarschall Graf Moltke ist ganz derselben Ansicht wie der Feldzeugmeister v. Beck: derselbe hat

---

[1]) In seinem Bericht vom 11. Dezember (der Antwort auf obigen Erlaß), teilt der Botschafter Prinz Reuß folgende Äußerung des Grafen Kálnoky mit: „Er habe sich die Berichte des Grafen Széchényi und des Herrn v. Steininger über die Informationen, welche diese Herren von unserem Generalstabe erhalten, so ausgelegt, daß dort Eurer Durchlaucht maßgebende Ansichten nicht genau bekannt gewesen wären. Denn, daß Graf Waldersee von Anfang an persönlich derselben Ansicht gewesen wäre, welche jetzt in der ‚Zusammenstellung' [nämlich des Grafen Moltke über die russischen Rüstungen, vgl. o. S. 421 und u. S. 423] niedergelegt erscheine, und daß er hierher durch Herrn v. Steininger längst auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht und zu Vorsichtsmaßregeln geraten habe, gehe aus den Berliner Berichten hervor. Er, Graf Kálnoky, und auch der Chef des Generalstabes hätten sich daher in ihrer anfänglichen Auffassung der bei unserem Generalstab herrschenden Ansichten nicht irremachen lassen.

dem Herrn Reichskanzler mit einem langen und sehr ernsten Promemoria eine Zusammenstellung der russischen Rüstungen mitgeteilt, von welchem ich eine Abschrift zur vertraulichen Verwertung beim Grafen Kálnoky hier beifüge: Graf Moltke hat aus den letzteren den[a]) Schluß gezogen, daß der Aufmarsch der russischen Armee begonnen habe, daß der Angriff bevorstehe, und daß es die höchste Zeit für uns sei, den Krieg aggressiv zu beginnen.[b]) Der Herr Reichskanzler hat diesem Antrage, so richtig das ihm zugrunde liegende militärische Urteil auch sein mag,[c]) aus politischen Gründen nicht zustimmen können und hat die größte Mühe, den Feldmarschall zu beruhigen.

Wenn Euere Exzellenz sich zu dem Grafen Kálnoky nach Maßgabe des Vorstehenden im engsten Vertrauen aussprechen, so bitte ich, dabei noch hinzuzufügen, daß auch unser vor drei Tagen hier eingetroffener Militärattaché die Situation als sehr bedenklich ansieht und sich dahin äußert, daß bei der Unberechenbarkeit des Zaren kein Mensch ahnen könne, wann Rußland zum Kriege schreiten würde; es könne das aber sehr plötzlich und unerwartet geschehen. Die letztere Äußerung ist leider unanfechtbar, und wir halten es deshalb von entscheidender Wichtigkeit, daß Österreich nicht eine kostbare Zeit verliere, sondern vielmehr diejenigen Maßregeln ergreift, welche sein Generalstab zur notdürftigen Sicherung der exponierten österreichischen Landesteile für geboten erachtet.

H. B.

Bemerkungen des Fürsten Bismarck: [a]) meo voto verfrühten; [b]) Krieg — beginnen, unterstrichen, und am Rande: nicht meine Ansicht; [c]) dieser Satz durchstrichen und eingeklammert.

Nachträge und Berichtigungen

Seite 198 Note 2 muß lauten:

[2]) Auch das Dreikaiserabkommen vom 22. Oktober 1873 ist als Staatsvertrag schriftlich fixiert worden. Vgl. Lepsius, Mendelssohn-Bartholdy, Thimme: Die große Politik der europäischen Kabinette (1922), Bd. I, S. 206 f.

Seite 224 Note 1 und 2, sowie Seite 225 Note 2 lies Schellendorf statt Schellendorff.

Seite 234 ist in Note 1 hinzuzufügen:

Ferner: Die große Politik der europäischen Kabinette (1922), Bd. III, Kapitel XIII—XVIII.

Seite 261 Note 1 muß lauten:

[1]) Das mit fünfjähriger Geltungsdauer abgeschlossene Bündnis von 1879 war im Frühjahr 1883 um weitere fünf Jahre (also bis 1889) verlängert worden.



